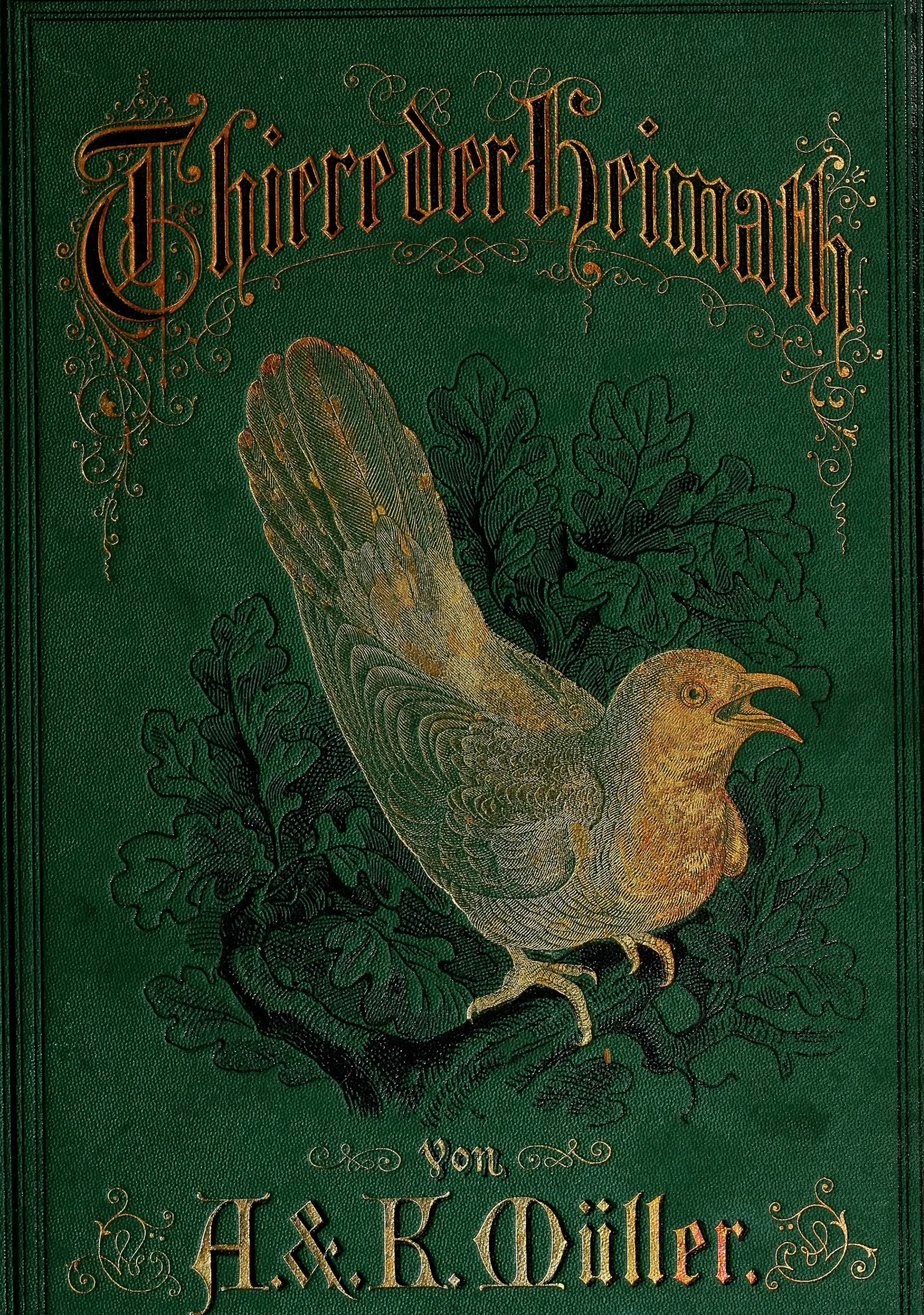
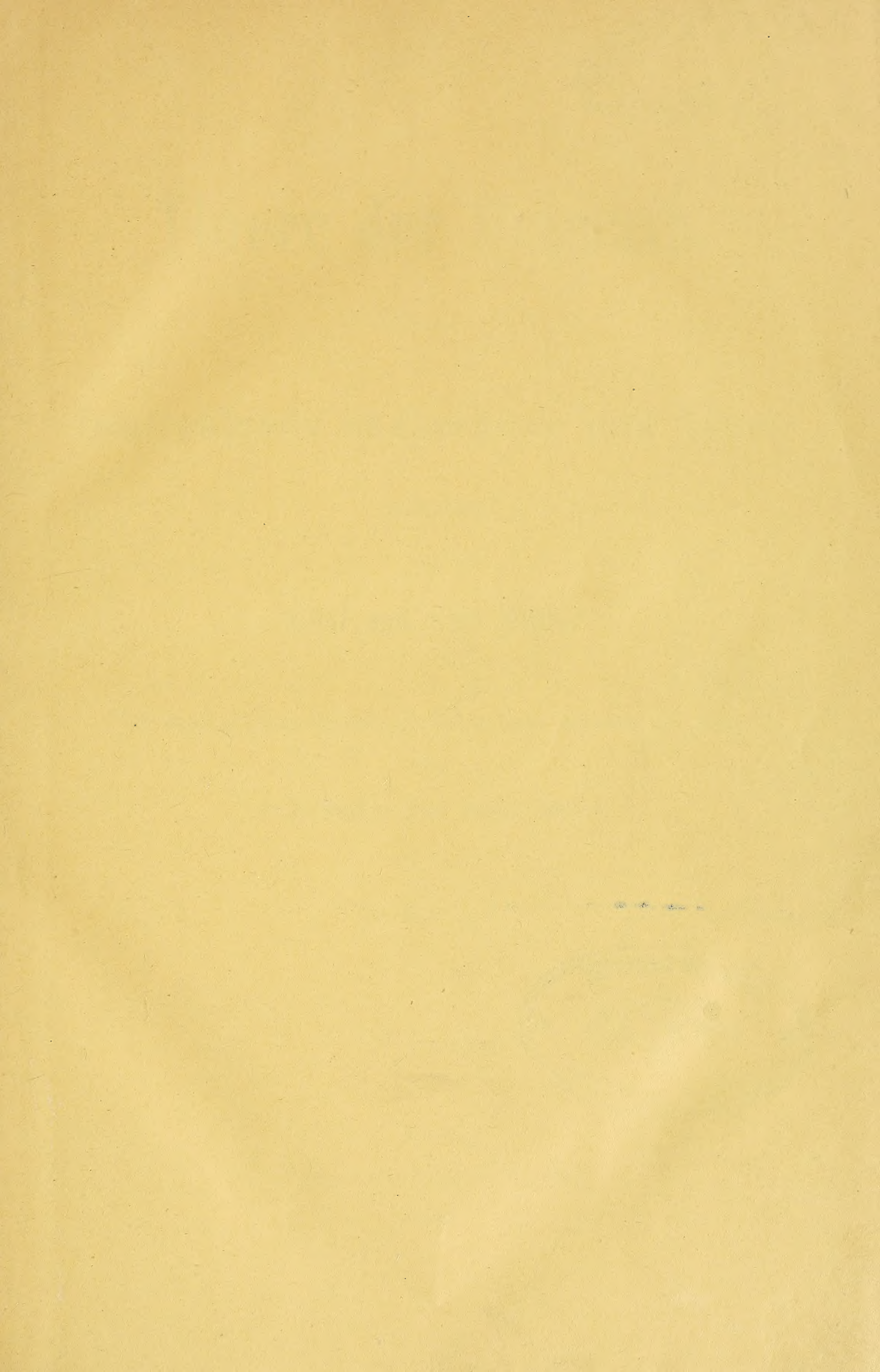
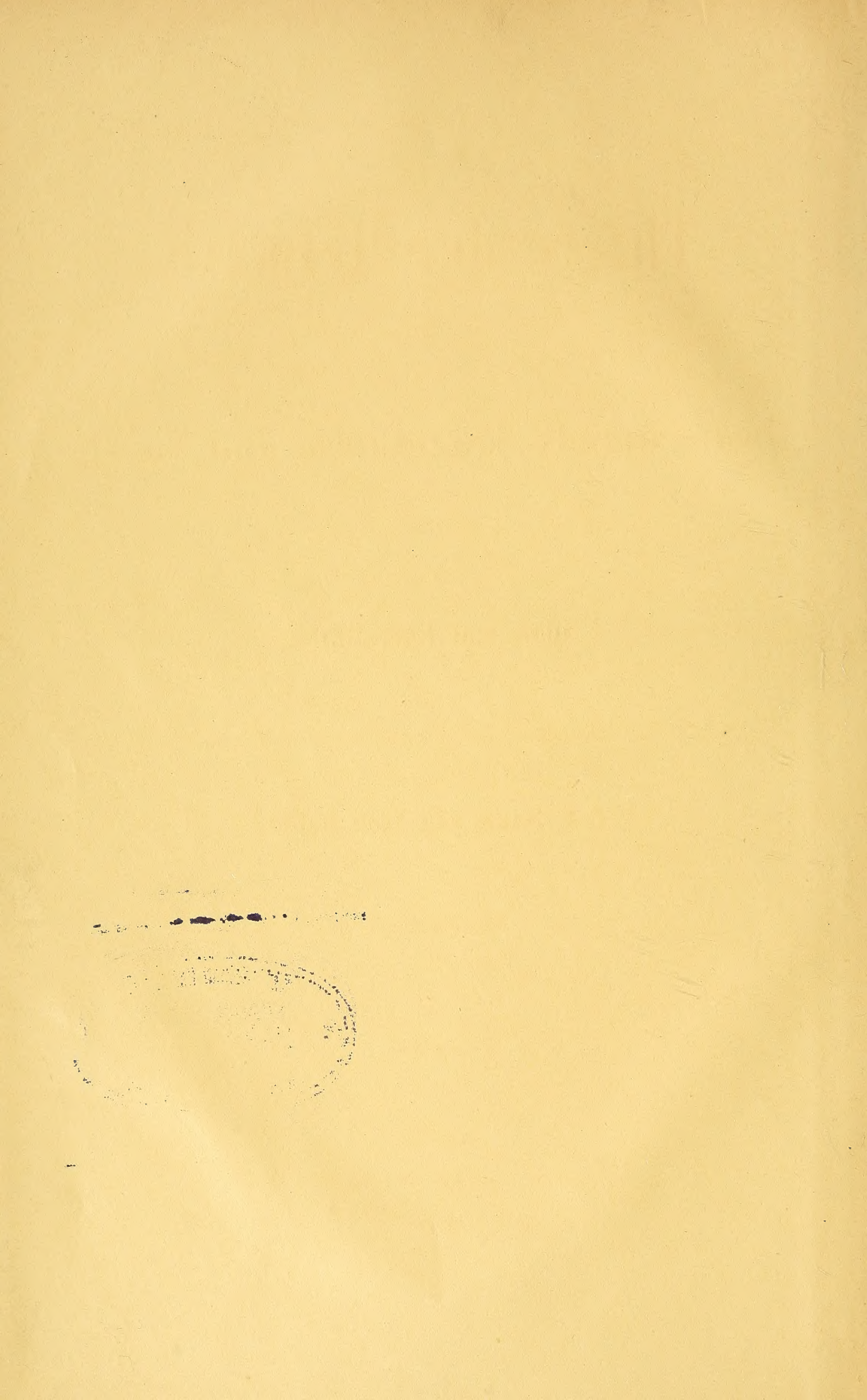

Thiere der Heimath
von
A. & K. Müller.







Thiere der Heimath.

Deutschlands Säugethiere und Vögel,

geschildert

von

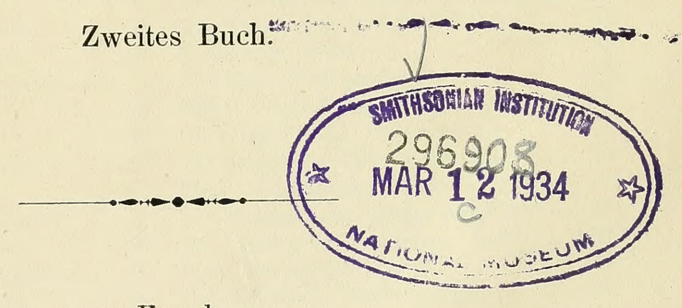
Adolf und Karl Müller

Mit Original-Illustrationen nach Zeichnungen auf Holz und Stein

von

C. F. Deiker und Adolf Müller.

Zweites Buch.



Kassel,

Verlag von Theodor Fischer.

1883.

Inhalt des II. Buches.

Wesen und Wandel der Vögel.

I. Ordnung. Die Raubvögel. Raptatores.

Seite
Allgemeines über die Raubvögel 1
1. Tagraubvögel. Raptatores diurni . . 3
Die Familie der Falken. Falcones . . . 3
Sippe Edelfalken oder ächte Falken. Falco 4
Der Wanderfalk. Falco peregrinus . . . 4
Der Baumfalk. Falco subbuteo 9
Sippe Rüttelfalken oder unächte Falken. Tinunculus 12
Der Thurmfalk. Tinunculus alaudarius vel Falco tinunculus 12
Der Röthelfalk. Falco cenchris 13
Der Rothfussfalk. Tinunculus sive Falco rufipes 14
Die Familie der Habichte. Astures . . 15
Der Hühnerhabicht. Astur palumbarius . 15
Der Sperber. Astur Nisus 20
Die Familie der Adler. Aquilae 24
Sippe Edeladler. Aquila 30
Der Steinadler. Aquila fulva 30
Der Goldadler. Aquila chrysaëtos . . . 30
Der Schreiadler. Aquila naevia 33
Der Zwergadler. Aquila minuta sive pennata 34
Sippe Seeadler. Haliaëtos 37
Der Seeadler. Haliaëtos albicilla . . . 37
Sippe Flussadler. Pandion 40
Der Fischadler. Pandion haliaëtos . . . 40
Sippe Schlangenadler. Circaëtos 43
Der Schlangenadler. Circaëtos gallicus . 43
Die Familie der Weihen. Milvi . . . 44
Sippe Milane. Milvus 45
Der schwarze Milan oder der Gabelweih. Milvus in specie Hydroictinia ater . . 45
Der rothe Milan oder der Königsweih, Gabelweih. Milvus regalis 45

Seite
Sippe Feldweihen. Circi 48
Der Kornweih. Circus cyaneus 48
Der Wiesenweih. Circus cineraceus . . 50
Der Rohrweih. Circus aeruginosus . . 55
Die Familie der Bussarde. Buteones . . 60
Sippe Mäusebussarde. Buteo 61
Der Mäusebussard. Buteo vulgaris . . . 61
Sippe Wespen- oder Honigbussarde. Pernis 65
Der Wespen- oder Honigbussard. Pernis apivorus 65
2. Die Nachtraubvögel. Raptatores nocturni 66
Die Eulen. Striges 66
Die Tageulen. Surniae 67
Sippe Steinkäuze. Athene 68
Der Steinkauz, das Leichhuhn oder der Todtenvogel. Athene noctua 68
Sippe Sperlingseulen. Microptynx . . . 70
Die Sperlingseule. Microptynx passerina . 70
Die Familie der Ohreulen. Bubones . . 71
Sippe Uhu. Bubo 71
Der Uhu. Bubo maximus 71
Sippe Waldohreulen. Otus 75
Die Waldohreule. Otus sylvestris . . . 75
Die Sumpfeule. Otus brachyotus . . . 76
Sippe Zwergohreule. Scops 77
Die Zwergohreule. Scops carniolica . . 77
Die Familie der Nachteulen. Syrnii . . 77
Sippe Baumkäuze. Syrnium 77
Der Waldkauz. Syrnium aluco 78
Die Habichtseule. Syrnium uralense . . 80
Der Rauchfusskauz. Nyctale dasypus . . 81
Sippe Schleierkäuze. Strix 82
Der Schleierkauz. Strix flammea . . . 82

II. Ordnung. Schwalbenartige Vögel. Breitschnäbler oder Sperrvögel. Hirundinidae sive Hiantes.

Seite
Die Familie der Schwalben. Hirundinae . 87
Sippe Edelschwalbe. Hirundo 88
Die Rauchschwalbe. Hirundo rustica . . 88
Sippe Rauchfussschwalben. Chelidones . 92
Die Mehl- oder Hausschwalbe. Hirundo urbica 92
Sippe Grauschwalben oder Bergschwalben. Cotyle 96
Die Uferschwalbe. Cotyle sive Hirundo riparia 95
Die Familie der Mauerschwalben oder Segler. Cypselidae 96
Sippe Mauerschwalbe. Cypselus 96
Die Mauer-, Thurmschwalbe oder der Segler. Cypselus apus 96
Die Familie der Nachtschatten. Caprimulgi . 99
Die europäische Nachtschwalbe oder der Ziegenmelker. Caprimulgus europaeus sive punctatus 100

III. Ordnung. Singvögel. Oscines.

Seite
Die Familie der Fliegenfänger. Muscicapae. 103
Der graue Fliegenfänger. Muscicapa grisola. 104
Der Trauerfliegenfänger. Muscicapa atricapilla 106
Der Halsbandfliegenfänger. Muscicapa collaris 107
Der Zwergfliegenfänger. Muscicapa parva. 107
Die Familie der Würger. Lanii . . . 109
Der Raubwürger. Lanius excubitor . . 109
Der schwarzstirnige Würger oder der Grauwürger. Lanius minor 113
Der rothrückige Würger. Lanius collurio. 115
Der rothköpfige Würger. Lanius rufus . 119
Die Familie der Raben. Corvi 121
Sippe Raben. Coraces 121
Der Kolkrabe. Corvus corax 121
Sippe Krähen. Corone s. Corvus . . . 125
Die Rabenkrähe. Corvus corone . . . 125
Die Nebelkrähe. Corvus cornix . . . 130
Die Saatkrähe. Corvus frugilegus . . . 131
Sippe Dohlen. Monedulae 133
Die Dohle. Monedula turrium 133
Sippe Elstern. Pica 135
Die Elster. Pica candata 135
Sippe Baumkrähen. Garrulinae . . . 140
Der Eichelheher. Garrulus glandarius . 140
Die Familie der Staare. Sturni . . . 144
Unser Staar. Sturnus vulgaris 144
Sippe Pirole. Orioli 149
Der Pirol. Oriolus galbula 149
Die Familie der Drosseln. Turduidae . 152
Sippe Walddrosseln. Turdi 152
Die Singdrossel. Turdus musicus . . . 153
Die Roth- oder Weindrossel. Turdus illiacus 156
Die Wachholderdrossel. Turdus pilaris . 157
Die Misteldrossel oder der Ziemer. Turdus viscivorus 161
Sippe Amsel. Merula 162
Die Schwarzamsel. Turdus merula . . 162
Sippe Steindrossel. Petrocincla . . . 167
Die Steindrossel. Petrocincla saxatilis . 167
Sippe Wasseramsel. Cinclus 168
Die Wasseramsel. Cinclus aquaticus . . 168
Die Familie der Sänger. Sylvidae . . 176
Sippe der Busch- oder Erdsänger. Sylviae 176
Die Nachtigall. Sylvia luscinia . . . 176
Der Sprosser. Sylvia philomela . . . 177
Das Blaukehlchen. Sylvia cyanecula . . 182
Das Rothkehlchen. Sylvia rubecula . . 184
Die Familie der Rothschwänze. Ruticillae. 186
a. Wahre Röthlinge.
Der Hausrothschwanz. Ruticilla tithys . 186
Der Gartenrothschwanz. Ruticilla phönicurus 189
b. Sippe der Steinschmätzer. Saxicolae 189
Das Braunkehlchen. Saxicola rubetra . 189
Das Schwarzkehlchen. Saxicola rubicola. 189
Der Steinschmätzer oder Weissschwanz. Saxicola oenanthe 189
Die Familie der Grasmücken. Currucae . 191
Die Sperbergrasmücke. Curruca nisoria . 191
Die graue oder Garten-Grasmücke. Curruca hortensis 194

Seite
Die schwarzköpfige Grasmücke. Curruca atricapilla 196
Die Klappergrasmücke oder das Müllerchen. Curruca garrula 198
Die Dorngrasmücke. Curruca cinerea . 199
Sippe Laubvögel. Phillopneuste . . . 200
Der grosse Weidenlaubsänger oder Fitis. Phillopneuste fitis sive trachylus . . 200
Der kleine Weidenlaubsänger: Phillopneuste rufa 200
Der grüne Laubvogel oder Buchenlaubvogel. Phillopneuste sibilatrix . . . 204
Sippe Gartensänger. Hypolais 205
Die Bastardnachtigall oder der Gartenlaubvogel. Hypolais hortensis 204
Die Familie der Rohrsänger. Calamodytae. 206
Die Rohrdrossel. Calamodyta turdoides . 206
Der Teichschilfsänger. Calamodyta arundinacea 208
Calamod. horticola siehe Nachtrag.
Der Uferschilfsänger. Calamodyta phragmitis 209
Der Sumpfschilfsänger. Calamod. palustris. 211
Die Familie der Schlüpfer. Troglodytae. 214
Der Zaunkönig. Troglodytes parvulus . 214
Die Familie der Flüevögel. Accentores . 216
Die Heckenbraunelle. Accentor modularis 216
Die Familie der Stelzen. Motacillae . . 217
Die weisse oder gemeine Bachstelze. Motacilla alba 218
Die Schafstelze oder gelbe Bachstelze. Motacilla flava 220
Die Berg- oder Gebirgsstelze. Motacilla sulfurea 221
Die Familie der Pieper. Anthi . . . 222
Der Wasserpieper. Anthus aquaticus. . 222
Der Wiesenpieper. Anthus pratensis . . 223
Der Baumpieper. Anthus arborea . . . 223
Der Brachpieper. Anthus campestris . . 224
Der Wiesenpieper. Anthus pratensis . . 225
Der Brachpieper. Anthus campestris . . 226
Der Baumpieper. Anthus arborea . . . 226
Die Familie der Lerchen. Alaudae . . 228
Die Feldlerche. Alauda arvensis . . . 228
Die Baumlerche. Alauda arborea . . . 231
Die Haubenlerche. Alauda cristata . . 233
Die Abtheilung Finken. Fringillidae . 233
a. Dickschnäbler.
Die Familie der Kreuzschnäbel. Loxiae. 234
Der Fichtenkreuzschnabel. Loxia curvirostra 235
Der Kiefernkreuzschnabel. Loxia pithiopsittacus 235
Der bindige Kreuzschnabel. Loxia taenioptera 240
Die Familie der Gimpel. Pyrrhulae . . 240
Der Rothgimpel, Blutfink oder Dompfaffe. Pyrrhula vulgaris. 240
Sippe Girlitze. Serinus 241
Der Girlitz. Serinus hortulanus . . . 241
b. Kegelschnäbler.
Die Familie der eigentlichen Finken. Fringillae 242
Sippe Edelfinken. Fringilla 242
Der Buch- oder Edelfink. Fringilla coelebs 242
Sippe Hänflinge. Cannabina 245
Der Grau- oder Bluthänfling. Cannabina linota 245
Sippe Distelzeisige. Carduelis 246
Der Distelfink oder Stieglitz. Carduelis elegans 246
Sippe Zeisige. Spini 250
Der Erlenzeisig. Spinus viridis . . . 250
Sippe Sperlinge. Passeres 251
Der Haussperling oder Spatz. Passer domesticus 251
Der Feldsperling. Passer montanus . . 257
Sippe Grünling. Chloris 258
Der Grünling. Chloris hortensis . . . 258
Sippe Kernbeisser. Cocothraustes . . . 259
Der Kirschkernbeisser. Cocothr. vulgaris. 259
Die Familie der Ammern. Embericae . . 261
Der Goldammer. Emberica citrinella . . 261
Der Gartenammer oder Ortolan. Emberica hortulana 262
Der Zipp- oder Rohrammer. Emberiza cia siehe Nachtrag.
Der Rohrammer. Emberica schöniclus . 263
Die Familie der Meisen. Pari 263
Sippe Waldmeisen. Parus 264
Die Kohlmeise. Parus major 264
Die Blaumeise. Parus coeruleus . . . 267
Die Tannenmeise. Parus ater 268
Die Haubenmeise. Parus cristatus . . 269
Die Sumpfmeise. Parus palustris . . . 273
Sippe Schwanzmeise. Orites 274
Die Schwanzmeise. Orites caudatus . . 274
Sippe Goldhähnchen. Regulus 277

Das safranköpfige Goldhähnchen. Regulus flavicapillus 278
Das feuerköpfige Goldhähnchen. Regulus ignicapillus 278
Die Familie der Spechtmeisen oder Kleiber. Sittae 284
Unsere Spechtmeise. Sitta caesia sive europaea 285

IV. Ordnung. Klettervögel. Scansores.

a. Unterordnung Paarzeher. Scantipedes.
Die Spechtvögel. Picidae 290
Sippe Schwarzspechte. Dryocopus . . 297
Der Schwarzspechte. Dryocopus martius. 297
Sippe Buntspechte. Pici 301
Der grosse Bunt- oder Rothspecht. Picus major 301
Der Mittelspecht. Picus medius . . . 305
Der Klein- oder Zwergspecht. Picus minor. 305
Der dreizehige Buntspecht. Picus tridactylus 307
Sippe der Gras- oder Erdspechte. Gecini. 308
Der Grünspecht. Gecinus viridis . . . 308
Der Grauspecht. Gecinus canus . . . 311
Sippe der Wendehälse. Jynchidae . . 312
Der Wendehals. Jynx torquilla . . . 312
Die Familie der Eisvögel oder Wasserspechte. Halcyonidae sive Alcedines . 315
Der Eisvogel oder Königsfischer. Alcedo ispida 315
Die Familie der Kukuke. Cuculidae . . 320
Sippe der eigentlichen Kukuke. Cuculi . 320
Der europäische oder gemeine Kukuk. Cuculus europaeus sive canorus . . . 320
b. Unterordnung Dünnschnäbler. Tenuirostres.
Die Familie der Hopfe. Upupidae . . 334
Unser Wiedehopf. Upupa epops . . . 334
Die Familie der Baumläufer. Certhiae . 337
Unser Baumläufer. Certhia familiaris . 337

V. Ordnung. Die Tauben. Columbidae.

Die Familie der eigentlichen Tauben. Columbae 340
Die Ringel- oder Holztaube. Columba Palumbus 340
Die Hohltaube. Columba oenas 341
Die Turteltaube. Columba sive Turtur auritus 341

VI. Ordnung. Die Hühnervögel. Rasores. Gallinae.

Allgemeines über die Hühner 349
Die Familie der Hasenfuss- oder Rauchfusshühner. Lagopodes 352
Sippe Waldhühner. Tetraones 355
Das Auerhuhn oder das Auerwild. Tetrao urogallus 356
Das Birkhuhn oder Birkwild T. tetrix . 372
Das Haselhuhn oder Haselwild. T. bonasia 376
Sippe Schneehühner. Lagopus 380
Das Alpen- oder Bergschneehuhn. Lagopus alpinus 381
Das Moorschneehuhn. L. albus . . . 382
Die Familie der Feldhühner. Perdices . 385
Sippe Rothhühner. Caccabis 386
Das Steinhuhn. Perdix saxatilis sive graeca 386
Sippe Feldhühner. Perdix 387
Das gemeine Feldhuhn. Perdix cinerea. 387
Die gemeine Wachtel. Perdix coturnix sive Coturnix communis 395
Die Familie der Fasanen. Phasianidae . 399
Sippe Fasanen — Edelfasanen. Phasiani. 399
Der gemeine Fasan. Phasianus colchicus. 400

VII. Ordnung. Die Wad- oder Stelzvögel. Grallatores.

Die Abtheilung oder Zunft der Hühnerstelzen. Alectorides 406
Die Familie der Trappen. Otides . . . 406
Der grosse Trappe. Otis tarda . . . 408

Seite
Der Zwergtrappe. O. tetrax 413
Sippe Dickfüsse. Oedicnemi 416
Der europäische Triel, Dickfuss oder grosse Brachvogel. Oedicnemus crepitans . . 417
Die Familie der Regenpfeifer. Charadrii 418
a. Gruppe Goldregenpfeifer. Charadrius.
Der Goldregenpfeifer. Ch. auritus . . 419
Der Mornellregenpfeifer. Ch. morinellus 422
Der Flussregenpfeifer. Ch. fluvialis sive minor 423
Der Sandregenpfeifer. Ch. hiaticula . . 423
Der Seeregenpfeifer. Ch. candianus . . 425
b. Gruppe Kiebitze. Vanelli.
Der gemeine Kiebitz. Vanellus cristatus. 429
c. Gruppe Steinwälzer. Strepsilades.
Der Halsband-Steinwälzer. Strepsilas interpres 432
d. Gruppe Austernfischer. Haematopi.
Der europäische Austernfischer. Haematopus ostralegus 435
Die Familie der Kraniche. Grues . . . 440
Der graue Kranich. Grus cinerea . . . 440
Die Familie der Störche. Ciconiae . . 446
Der weisse Storch. Ciconia alba . . . 447
Der schwarze Storch. C. nigra . . . 455
Die Familie der Reiher. Ardeae . . . 458
Sippe Fischreiher. Ardea 458
Der graue oder Fischreiher. Ardea cinerea 459
Der grosse Silber- oder Edelreiher. A. alba. 464
Sippe Nachtreiher. Nycticorax . . . 467
Der gemeine Nachtreiher. A. nycticorax sive Nycticorax europaeus 467
Sippe Rohrdommeln. Botaurus 468
Die grosse Rohrdommel. Botaurus stellaris. 468
Die kleine Rohrdommel oder der Quartanreiher. A. minuta 471
Die Familie der Schnepfenvögel. Scolopaces 473
Allgemeines über die Schnepfen. . . . 473
Sippe Waldschnepfen. Scolopax . . . 474
Die Waldschnepfe. Scolopax rusticola . 475
Sippe Sumpfschnepfen oder Becassinen. Gallinago 484

Seite
Die Pfuhl- oder Mittelschnepfe. Scolopax sive Gallinago major 484
Die gemeine Becassine oder Heerschnepfe. Sc. Gallinago 486
Die Halbschnepfe oder kleine Becassine. Sc. Gallinula 489
Gruppe der Strandläufer. Stringae . . 490
Der Alpenstrandläufer. Tringa cinclus . 491
Sippe Kampfläufer. Philomachus . . . 493
Der Kampfhahn oder die Kampfschnepfe. Tr. pugnax sive Phil. pugnax . . . 493
Sippe Uferläufer. Actites 497
Der gemeine Uferläufer. Actitis hypoleucos. 497
Sippe der Wasserläufer. Totani . . . 499
Der gemeine oder punktirte Wasserläufer. Totanus ochropus 500
Der Bruch- oder Waldwasserläufer. T. glareola 502
Der europäische Stelzenläufer. T. himantopus 503
Der Rothschenkel oder die Gambette. T. calidris 505
Sippe Brachvögel. Numenii 508
Der grosse Brachvogel oder Keilhaken. Numenius arquatus 509
Sippe Säbler oder Säbelschnäbler. Recurvirostrae 512
Die Avosette oder der Verkehrtschnabel. Recurvirostra avocetta 513
Die Familie der Wasserhühner. Rallidae. 515
Sippe Blässhühner. Fulicae 516
Das gemeine oder europäische Blässhuhn. Fulica atra 516
Sippe Teich- oder Rohrhühner. Gallinulae. 519
Das grünfüssige oder Teichhuhn. Gallinula chloropus 519
Sippe Rallen. Ralli 523
Die Wasserralle oder das Riedhuhn. Rallus aquaticus 523
Der Wachtelkönig oder der Wiesenknarrer. R. Crex sive Crex pratensis 525
Das kleine oder gesprenkelte Sumpfhuhn. R. porzana 528

VIII. Ordnung. Die Schwimmvögel. Natatores.

Seite
Abtheilung Zahnschnäbler. Lamellirostres. 529
Die Familie der Schwäne. Cygni . . . 529
Der Höckerschwan. Cygnus olor . . . 530

Seite
Der Singschwan. Cygnus musicus . . 531
Die Familie der Gänse. Anseres . . . 532
Sippe Wildgans. Anser 533

Seite
Die Wild- oder Graugans. Anser cinereus. 533
Sippe Höhlengänse oder Höhlenenten. Vulpanser 535
Die Brandgans oder Brandente. Vulpanser tadorna 535
Die Familie der Enten. Annates . . . 537
Die Unterfamilie der Schwimmenten. Anas. 538
Sippe Pfeifente. Die Pfeifente. Anas penelope 538
Sippe Spiegel- oder Stockente. Anas . 540
Die Stockente. Anas boschas 540
Sippe Kriechenten. Querquedula . . . 545
Die Knäckente. Anas querquedula . . 545
Die Krickente. Anas crecca 547
Sippe Pfeilschwanzenten. Dafila . . . 547
Die Spiessente. Anas acuta 547
Sippe Löffelenten. Spatula 548
Die Löffelente. Anas s. Spatula clypeata. 548
Die Unterfamilie der Tauchenten. Platypodinae 549
Sippe Eiderente. Somateria 550
Die Eiderente. Somateria mollissima . 550
Sippe Moorenten. Fuligula 554
Die Tafelente. Fuligula ferina 554
Die Moorente. Fuligula nyroca . . . 555
Die Reiherente. Fuligula cristata . . . 556
Sippe Schellenten. Clangula 557
Die Schellente. Clangula glaudion . . 557
Die Unterfamilie der Säger. Merginae . 559
Der Gänsesäger. Mergus merganser . . 560
Die Familie der Mövenvögel. Laridae . 560

Seite
Sippe Seeschwalben. Sternae 560
Die Raubseeschwalbe oder Wimmermöve. Sterna caspia 561
Die kenntische Seeschwalbe oder Brandseeschwalbe. Sterna cantiaca . . . 563
Die arktische Seeschwalbe. Sterna arctica 564
Die Fluss- oder Rohrschwalbe. Sterna hirundica 566
Die Zwergschwalbe. Sterna minuta . . 567
Sippe Wasserschwalben. Hydrochelidon. 568
Die schwarze Wasserschwalbe. Hydrochelidon nigra 569
Die weissflügelige Wasserschwalbe. Hydrochelidon leucoptera 569
Die weissbärtige Wasserschwalbe. Hydrochelidon leucopareja 569
Gruppe oder Sippe Möven. Lari . . . 570
Untersippe Kappenmöven. Chroicocephalus. 573
Die Lachmöve. Larus sive Chroicocephalus ridibundus 573
Untersippe Silbermöven. Cavina sive Laroides 574
Die Silbermöve. Larus argentatus . . 574
Die Sturmmöve, Wintermöve oder der Stromvogel. Larus canus 577
Die Familie der Taucher. Urinatores s. Colymbi 578
Sippe Steissfüsse oder Lappentaucher. Podicipes 579
Der Haubensteissfuss. Podiceps cristatus. 579
Der Zwergsteissfuss. Podiceps minor . . 582

II. Buch.

Wesen und Wandel der Vögel.

I. Ordnung.

Die Raubvögel (Raptatores).

Bedeutende Grösse und Mittelgrösse herrscht unter diesen ausgezeichneten Vögeln vor, nur wenige Vertreter sind klein. Den Körperbau kennzeichnet ein gedrungener, starker Leib, insbesondere die bedeutende, umfangreiche Brust. Wohlgeformt ist der Kopf, von rundlicher Gestalt, in Übereinstimmung mit dem gedrungenen Leib erscheint der meist kurze, zuweilen nur längliche Hals. Der kurze, starke, seitlich etwas zusammengedrückte, höher, als breit erscheinende Schnabel ist auf der Firste des Oberkiefers gekrümmt und an der Spitze desselben mit einem spitzen überhängenden Haken versehen. Der Oberkiefer schliesst den Unterkiefer ein; des ersteren Kanten sind schneidig, und oft steht über der Spitze des Unterkiefers noch ein zahnartiger Ausschnitt. Ist diese Waffe zum Zerfleischen des Raubes besonders geeignet, so dienen die Fänge (Füsse) als vortreffliche Werkzeuge zum Erfassen der Beute. Die Ständer (Beine) sind langfederig und über die Unterschenkel bis zur Ferse herab befiedert, wodurch die sogenannte „Hose“ hergestellt wird; bei den Eulen geht sogar die Befiederung bis zu den Zehen herab. Der Fuss ist kraftvoll, bewehrt mit grossen, gebogenen, scharfkantigen und spitzen Krallen, und mit der Befähigung ausgerüstet, sich in bedeutendem Grade zusammenzuziehen, wodurch das Erfassen und Festhalten der Beute in so ausgezeichneter Weise ermöglicht wird. Er stellt einen Sitzfuss dar, nämlich einen solchen, an welchem die Vorderzehen nicht verwachsen, sondern nur durch eine kurze Haut an ihrem Grunde verbunden sind. Öfters ist jedoch eine Zehe wendbar und damit die Andeutung zur paarigen Zehenbildung gegeben, worunter die Richtung zweier Zehen nach vorn und zweier nach hinten zu verstehen ist. Weich, reich und grossfederig stellt sich das Gefieder dar; einzelne Stellen des Körpers bleiben indessen bei vielen Arten blos, so zwischen

Schnabelwurzel und Auge, die sogenannte Wachshaut, bisweilen auch die Gegend um die Augen und am Oberhals. Die langen und kräftigen Schwingen und das Steuer befähigen zu schnellem Flug. Es sind zehn Handschwingen vorhanden und zum Wenigsten zwölf, zumeist jedoch dreizehn bis sechzehn Armschwingen; mit geringer Ausnahme sind der Regel nach zwölf paarig sich gleichende Steuerfedern aufzuweisen. Die nackten Körperstellen sind wie die Füsse öfters lebhaft gefärbt. Auffallend ist das grosse, wild funkelnde Auge mit seiner meist lebhaft gefärbten Regenbogenhaut oder Iris, merkwürdig durch seine innere Einrichtung, welche die Sehkraft durch Verschiebbarkeit der Linse nach vorn oder hinten erhöht.

Das starke, derbe Knochengerüste wird durch die hohlen, luftführenden Knochen leichter, es zeichnet sich namentlich aus durch die langen Armknochen, die gewölbten Rippen und das lange, bedeutende, mit hohem Kamm versehene Brustbein. Der Schlund ist faltenreich und grosser Ausdehnung fähig und mündet öfters in einen drüsenhaltigen Vormagen, welcher mit einem grossen Hauptmagen in Verbindung steht.

Entsprechend dieser letzteren Einrichtung zeigt sich das Verdauungsvermögen als ein vorzügliches. Die Verdauung wird durch den Vormagen vorbereitet. Grosse Stücke Fleisch, Fasern, Sehnen und Knochen werden dann in diesem Vorbereitungszustande in den Hauptmagen eingeführt, der sie durch seinen scharfen Saft in Brei zersetzt. Haare, Wolle und Federn dagegen würgen die Raubvögel in der Gestalt von zusammengeballten Klumpen, sogenannten „Gewöllen“, aus. Die Gewöllbildung scheint wirkliche Lebensbedingung der Raubvögel zu sein; wo die geeigneten Stoffe hierzu fehlen, werden sie ersetzt durch Aufnahme sonstiger unverdaulicher, nicht zur Nahrung gehörender Bestandtheile aus dem Pflanzenreich. Die weiche Zunge ist breit und vorn abgerundet, an den Rändern lappig oder gezahnt. Die Lungen entsprechen dem ausgedehnten Brustkorb; sein zwischen dem Gabelbein befindlicher Raum gestattet den Luftsäcken eine bedeutende Ausdehnung, wodurch die Leichtigkeit erhöht wird. Hervorragende seelische Begabung kann Niemand den Raubvögeln absprechen. Ihre Art, sich zu ernähren, setzt auch schon das Vorhandensein höheren Scharfsinns und der Überlegung voraus. Bezüglich der Ausbildung des Stimmorgans sind sie indessen von der Natur nur in sehr beschränktem Grade bedacht. Ihrem Aufenthalt in der Höhe gemäss erscheinen sie als Luft- und Baumvögel. Sie horsten auf hohen Bäumen und Felsen. Von beiden Geschlechtern treten ohne Zweifel die Weibchen als die grösseren, stärkeren und raubtüchtigeren Glieder auf. Sie sind auch die eigentlichen Nestbauer, wenn auch die Männchen Niststoffe herzutragen helfen. Der Horst bietet keinen Beweis von Kunstsinn dar, er ist plattenförmig und ein unordentliches Gefüge von derben Bestandtheilen, meist dürren Ästen und Reisern. Ein und derselbe Horst wird oft mehrere Jahre hindurch benutzt und jedesmal etwas erneuert.



Die Eier der Raubvögel sind rundlich gestaltet, meist rauhschalig, von ganz weisser, graulicher oder gelblicher Färbung, öfters aber auch mit dunklen Flecken- und Punktzeichnungen versehen. In den bei Weitem meisten Fällen brütet nur das Weibchen, von dem Männchen mit Raub zeitweilig versorgt. Die Brütezeit der verschiedenen Arten schwankt zwischen drei und sechs Wochen. Die ausgekrochenen Jungen sind hässlich gestaltete Geschöpfe, dickköpfig und in weissgrauen Wollflaum gekleidet. Ihre Fressgier ist gross; ihr gemäss wachsen sie schnell heran. Sie werden von den Eltern sehr geliebt und treu gepflegt und erzogen. Die Nahrung der Raubvögel überhaupt besteht in Wirbelthieren aus allen Classen von entsprechender Grösse in Anbetracht der Überwältigungsfähigkeit der verschiedenen Raubvogelarten, in Vogeleiern, Insekten und deren Larven, Schnecken, Würmern und in seltnen Fällen auch aus Früchten. Ihre Verbreitung erstreckt sich über alle Erdtheile. Die Bewohner des hohen Nordens sind Strich-, andere Stand-, viele Wandervögel. Auf der Wanderschaft bilden sich sogar grosse Mengen zusammengeschaarter Raubvögel trotz ihres sonstigen ungeselligen Charakters. Naturgemäss theilt man die Raubvögel in Tag- und Nachtraubvögel ein, und dieser Eintheilung entsprechend beginnen wir mit den Tagraubvögeln. Unter ihnen stellen wir voran die Falken.

---

1. Tagraubvögel. Raptatores diurni.

Die Familie der Falken. Falcones.

Die kennzeichnenden Merkmale dieser ausgezeichneten Vögel lassen sich kurz in folgender Schilderung zusammenfassen. Die typische Gestalt des Leibes ist der kräftige, gedrungene Bau, der mässig grosse Kopf und der kurze Hals. Die schlanke Gestalt ist in wenigen Ausnahmen vertreten. In Bezug auf die Form der Flügel und des Schwanzes herrscht unter ihnen Mannigfaltigkeit. Es gibt nämlich sogenannte spitz- und rundflüglige, kurz- und langschwänzige Arten, selbst solche mit Gabelschwänzen. Die Füsse sind hier kurz und kräftig, dort hoch und dünn. Der Schnabel ist verhältnissmässig kurz zu nennen, ihn umgibt die federnlose Wachshaut, er ist bewehrt am Oberkiefer durch den scharf überstehenden Haken und den öfters vorkommenden Zahn an den Schneiden.

Das Gefieder ist stets dicht und meist derbe, bei einigen aber auch weich und seidenartig. Die mittelgrossen Augen sind feurig. Der Kropf bildet keinen Sack, sondern nur einen hervorstehenden Wulst. Die Falken verschmähen Aas und fangen oder schlagen ihre Beute mit den Fängen im Flug, da sie im Gehen wegen ihrer Fänge ungeschickt sind. Kühnheit und Verwegenheit kennzeichnet ihren Charakter. Die Sippe der ächten Falken-

oder Edelfalken zeichnet sich durch Kühnheit, Schnelligkeit und Entschiedenheit in Raub und Flug aus. Sie wird in beiden folgenden Arten gekennzeichnet.

Der Wanderfalk. Falco peregrinus.

Die Länge dieses Falken beträgt zwischen 42 und 50, die Breite 84 bis 106 cm. Die Grundfarbe der Oberseite ist ein helles Schiefergrau, über welches sich dunkle schieferfarbige Bänder in Dreiecksform hinziehen. Der Kopf ist an der Stirne grau, an den Backen mit schwarzen Einfass-Strichen versehen, welche an den Seiten der weissgelben Kehle herabgehen. Die Oberbrust hat gleiche Grundfarbe wie die Kehle, die Unterbrust dagegen wie der Bauch lehmröthlichgelbe, die durch braungelbe Strichel und rundlich herzförmige Flecken an ersterer überzeichnet, an letzterem wie am After und den Hosen durch dunklere Querflecken überdeckt ist. Die schieferschwarzen Schwingen sind auf der Innenfahne rostgelb gefleckt, die mit hellaschgrauen Bändern und am Ende der Seitenfedern mit gelblichen Säumen gezeichneten Steuerfedern gleichfarbig mit den Schwingen. Die Jungen unterscheiden sich von den Alten, bei denen das Weibchen im Allgemeinen lebhafter als das Männchen gefärbt ist, durch die schwarzgraue Oberseite, auf der die einzelne Feder rostgelbe Kante hat, durch die weisslichen oder graugelblichen Kopftheile, die weissliche Unterseite, die mit hell- oder dunkelbraunen Längsflecken bedeckt ist, aus. Auch ist bei den Jungen der Schnabel hellbläulich, bei den Alten dagegen entschieden hellblau mit schwarzer Spitze, bei den Jungen der Fuss bläulich oder grüngelblich, während derjenige der alten Vögel gelb erscheint, endlich bei jenen die Wachshaut und die nackten Stellen an Mundwinkel und Auge blaugrünlich, bei diesen gelb. Die Iris ist bei Allen dunkelbraun. Obgleich dieser über den grössten Theil der alten und neuen Welt verbreitete Räuber als Standvogel nur in einzelnen wenigen Paaren bei uns vertreten ist, so ziehen wir ihn doch gerne in das Gebiet unserer heimathlichen Schilderungen herein, weil er unter den einheimischen Falken offenbar die hervorragendste Stellung einnimmt, und als unermüdlicher Wanderer ein treuer und durch zahlreiches Contigent vertretener Gast unserer Fluren und Wälder ist.

Bezüglich seiner ausgedehnten Wanderungen behauptet Brehm, dass hauptsächlich die Weibchen ihre Wanderungen weit nach Süden ausdehnen, während die Männchen mehr im Norden zurückbleiben. Derselbe Forscher vereinigt die unserem Wanderfalken ähnlichen, als besondere Arten aufgeführten mit diesem, hinweisend auf die ausgesprochenste Fähigkeit dieses Vogels, unter den verschiedensten Umständen sich wohnlich und häuslich einzurichten. Unter diesen vereinigten Gesichtspunkt fallen ausser unserem bereits beschriebenen Wanderfalken die andern, nämlich der Kleinwanderfalk (Falco minor) im Westen und Süden Afrika's, der Schahin (Falco

peregrinator) in Indien, der Schwarzhaubenfalk (Falco melanogenys) in Australien. Nur dem Berberfalken (Falco barbarus, peregrinoides und punicus) in Nordafrika und Nordwestasien wird unzweifelhafte Artselbstständigkeit zugesprochen.

Die Eigenschaften des Wanderfalken fesseln den Beobachter in hohem Grade und nöthigen ihm zuweilen wirkliche Bewunderung ab. Die unbeschreibliche Angst, welche sich der Vögel von den lieblichen Sängern bis zu der wilden Ente oder bis zum Birk- und Auerwild bei seinem Erscheinen bemächtigt, legt Zeugniss ab von seiner Gefährlichkeit und Sicherheit, mit der er das Rauben und Morden treibt. Seine Kraft, Gewandtheit und kühne Entschlossenheit, unterstützt von bedeutender Schärfe der Sinne und trefflicher Waffenrüstung, stellen ihn hoch in der Reihe unserer einheimischen Raubvögel. Der Druck seiner Fänge gleicht dem einer Presse, die Kehle des gestossenen Vogels von geringer oder mittlerer Grösse wird von ihnen eng zusammengeschnürt, und noch ehe der Wanderfalk mit der Beute fusst, ist dieselbe erwürgt, wenn nicht schon der Schlag der scharfnageligen Fänge tief in den Leib hinein den Tod brachte. Und wenn Waldhuhn oder Wildente, Krähe, Elster, Heher von dem Gewaltigen zum Richtplatze herabgezogen oder geschleppt wird, dann entwickelt sich vor dem Auge des Beobachters ein grausames Schauspiel, das von wüthender Mordlust zeugt und durch den Erfolg den Nachdruck des Gebrauchs der Mordwaffen bekundet. Das Auge des Quälers blitzt im Feuer der Leidenschaft, und jedes neue Lebenszeichen des Opfers schürt die Gluth seiner Mordlust. Mit dem einen Fang steht er gewöhnlich auf der Kehle, mit dem andern auf der Brust oder dem Leib der Beute, und nun beginnt er Bauch- oder Brustfedern mit dem Schnabel auszurupfen, um die Zerfleischung an der entblösten Stelle vorzunehmen. Gierig verschlingt er das Fleisch sammt vielen Federn, welche letztere als Gewölle ausgeworfen werden; nur das Eingeweide verschmäht er, es seien denn kleinere Vögel, die er vollständig auffrisst oder „kröpft“. Nach vollzogener Kröpfung und Sättigung setzt er sich auf einen gesicherten Platz, selten auf einen Baum, vorzugsweise gerne auf einen hervorragenden Gegenstand im Feld oder in den Wiesengründen, auf einen Hügel, Grenzstein, Block, Erdaufwurf u. dgl. mehr, um sich der Verdauung hinzugeben. Mit aufgeblasenem Gefieder sitzt er da, den runden Kopf tief in die Schultern nach hinten gedrückt. Aber der geheime Lauerer, der scharfe Horcher und Späher, der Schalk und Abenteuerer schlummert nicht in ihm. Dort sieht er einen kleinen Flug wilder Stockenten kreisen, der sich auf dem Bach oder der überschwemmten Wiese niederlassen will. Eine Reihe alter Weidenbäume hat er sich mit raschem Überblick zur Deckung ausersehen. Mit schnell auf einander folgenden Flügelschlägen eilt er hastig nahe der Erde dahin. Mit einem Male steigt er hinter einem Baum am Ende der Reihe in die Höhe, und nun saust er weithin hörbar in

so jäher Eile nach den Enten herab, dass das beobachtende Auge nur einen sehr unvollkommenen Eindruck von dem ausnehmend schnellen Stoss empfängt. Die Enten, die den Feind in dem Augenblick bemerkten, wo er hinter den Weidenbäumen auftauchte, stürzen sich eiligst in das hochspritzende Wasser. Eine derselben wird aber von des Falken Fang eben noch geschlagen, als sie den Wasserspiegel erreicht. Beide rauschen in das bewegte Wasser, der Falke mit ausgebreiteten Schwingen und gefächertem Schwanz, die Ente quakend, mit den Flügeln schlagend und nach der Tiefe strebend. So wälzt sich der Kampf eine kleine Weile im Wasser hin, bis sich das Übergewicht der im Vortheil befindlichen Ente geltend macht und der durchnässte und abgeschreckte Falke den in den unteren Rückentheil der Ente eingeschlagenen Fang zurückzieht, die Trophäe in Gestalt eines Federbündels über die Oberfläche während des Aufschwungs hinstreuend. Aber dieser misslungene Angriff macht den das Gefieder trocknenden, ordnenden und einölenden Räuber nicht muthlos. Auf die Enten hat er's gepackt. Die Taube, welche jüngst die verwirrende Angst ebenfalls zum blinden Sturz in das Wasser trieb, war von ihm, noch gerade über der Wasserfläche geschlagen, als leichtere Waare aus dem Wasser getragen worden, trotz des ernüchternden Bades, welches er auch bei diesem Angriff nehmen musste. Aber die weit schwerere und im Wasser als ihrem eigentlichen Elemente sich daheim fühlende Ente konnte er vom Wasserspiegel nicht an's Land tragen. Allerdings ermüdet er die Ente im Wasser durch hartnäckige Verfolgungen, indem dieselbe sich durch Untertauchen seinen Blicken zu entziehen sucht, aber er nimmt sie eben so wenig vom Wasserspiegel, als er den Landvogel vom Boden nimmt, sondern seine Absicht ist, die Enten zum Aufsteigen zu nöthigen, um sie alsdann im Flug zu stossen. Die Ente aber bleibt, sich ihres Vortheils bewusst, im Wasser und flüchtet sich schliesslich unter einen Strauch oder legt sich platt am Ufer auf die Wasserfläche. Genau kennt er den Wechsel, den die Enten einhalten, wenn sie im benachbarten Flussthal aufgescheucht werden und in das diesseitige herüber streichen. Unerwartet überlistet er die in etwas weitem Bogen sich senkende Ente und schwebt mit ihr zur Wiesenfläche nieder. Hier würgt und verzehrt er sie sogleich, weil ihm das Gewicht der Ente hinderlich ist, sie auf einen andern, beliebteren Platz zu tragen.

Die Tauben, die bei seinem Anblick dicht zusammengedrängt ihren Schlägen zueilen, verfolgt er bis zu denselben.

Der Wanderfalk richtet lange nicht so ausgedehnte Verheerungen unter den Tauben an, wie der Habicht, aber wir bezweifeln nicht, dass dieser Falk im Stossen der Tauben keine geringere Fertigkeit besitze. Die Ursache, warum dem Habicht mehr Tauben zur Beute werden, als dem Wanderfalken, liegt einzig und allein in der grösseren Beharrlichkeit, mit welcher ersterer ihnen nachstellt, und der grösseren Dreistigkeit, mit welcher derselbe in

der Nähe der Taubenschläge, ja sogar in diesen selbst raubt. Der Wanderfalk bindet sich nicht so gerne an einen bestimmten Ort seine Thaten liegen in der Regel der Örtlichkeit nach mehr auseinander. Wehe dem Vogel, der auf kahlem Aste, auf freiem Giebel oder Vorsprung sich von ihm überraschen lässt! Während der Staar mit langgestrecktem Halse nach der Höhe schaut, wird er zu seinem Entsetzen plötzlich von dem tief streichenden Wanderfalken von hinten genöthigt aufzufliegen, und gestossen. Weder den auf dem Baum oder Dach, noch den auf dem Boden sitzenden Vogel nimmt er weg, es muss ihm demnach ein solcher Raub nicht möglich sein; darum sucht er auch das Auffliegen der Vögel abzuwarten oder zu veranlassen. Stösst er auf einen Vogel, der sich in das Gebüsch oder Geäste eines Baumes flüchtet, so soll es mitunter vorkommen, dass er durch den Anprall an Hindernissen förmlich sich betäubt oder sogar selbst tödtet, ein Beweis, dass er von der augenblicklichen Leidenschaft mächtig beherrscht wird. Seine Versuche, die im Gezweig eines Baumes befindlichen Vögel zum Wegfliegen zu veranlassen, gelingen ihm wohl nur selten, weil sie seine Gewalt über sie in der Luft und andererseits sein Unvermögen kennen, ihrer unter solchem Obdach habhaft zu werden. Nur in der Luft ist er Meister im Stossen, so dass selbst die Rauchschwalbe nicht selten in seine Gewalt kommt. Diese sucht sich darum auch im Bewusstsein ihrer Gefährdung schleunigst zu retten, nachdem sie den tiefen Flötenton „flüh, flüh“ als Ausdruck ihrer grossen Angst und zugleich zur Warnung der Gefährten und anderer Vögel ausgestossen. So muthig und gierig er aber auch raubt, so nachgiebig zeigt er sich Bussarden und Weihen gegenüber, wenn diese darauf ausgehen, ihm den Raub abzujagen. Oft wartet er angriffsweise Belästigungen von Seiten derselben gar nicht ab, sondern verlässt schon die Beute, wenn er jene auf sich zukommen sieht. Dass dies Feigheit zu nennen sei, stellen wir in Abrede, denn wir sehen gerade in der Raubvogelwelt nicht selten den Stärkeren dem Schwächeren ausweichen. So viel haben wir aber als das Resultat derartiger Beobachtungen festgestellt, dass der mit Beute versehene Räuber, zumal der einsam und heimlich sich haltende, misstrauische und scheue Wanderfalk, das Aufsehenerregende, Tumultuarische flieht, und dass wahrscheinlich diese Abneigung Grund der Nachgiebigkeit sein mag. Übrigens kann auch der Umstand massgebend sein, dass der Wanderfalk auf dem Boden unfähig ist, jenen Schmarotzern etwas anzuhaben. Sein Widerstand würde indessen nur Scenen hervorrufen, die auffallen, und zu neuem Raub zeigt er sich nicht in den Augenblicken geneigt, wo er es mit einer bereits eroberten Beute noch zu thun hat. Wohl aber treibt ihn die Raubgier alsbald nach Überlassung des Raubes an das Diebesgesindel, welches ihm förmlich auflauert, um ihn auszubeuten, zu neuen Raubunternehmungen an, und so wird er zu Thaten veranlasst, welche das Mass seines Ernährungsbedürfnisses weit überschreiten, indem er nicht

blos unmittelbar sich, sondern auch andere Raubvögel mittelbar speist. Es fehlt dem Wanderfalken durchaus nicht an der Befähigung, sich reichlich mit Beute zu versehen, wohl aber zu Zeiten an der hinreichenden Gelegenheit. Im Winter sind die Bussarde unaufhörlich darauf bedacht, dem mit ihnen das Jagdgebiet theilenden Wanderfalken den Raub zu stehlen. Die Erfahrung richtet da ihr ganzes Sinnen und Trachten auf solche Diebereien, und sie betreiben in Erwartung einer grösseren leckeren Mahlzeit zuweilen nachlässiger den Mäusefang. Die kleineren Vögel sind grösstentheils ausgewandert, Stand- und Strichvögel haben sich den wirthlichen und ergiebigen Plätzen inmitten oder in der Nähe der Städte und Ortschaften zugewendet. Da ist denn unser Wanderfalk mehr auf grössere Vögel, vorzüglich auf Wassergeflügel angewiesen. Dieser Raub springt aber mehr in die Augen, als derjenige der kleineren und schnell erwürgten Vögel, zumal da die Schwere der Beute den Falken in die Nähe des Stossortes fesselt. Die Wächter haben dann leichtes Spiel, um ihre Absichten zu erreichen. Nun werden doch auch die Begleiter des geraubten Vogels nach gemachten Erfahrungen vorsichtiger und auf ihre Sicherheit bedachter, so dass dem bestohlenen Falken nicht so bald eine neue Gelegenheit geboten ist, für sich oder Andere sorgen zu können. Daher kommt es, dass der Wanderfalk im Winter unter Umständen einer auffallenden Abmagerung unterworfen ist, wie wir uns durch Untersuchung erlegter Exemplare überzeugten. Sein Jagdgebiet ist ein sehr umfassendes, so dass sein auskundschaftender Flug oft eine Stunde Weges und weiter in einem Zuge geht, die er freilich mit Leichtigkeit innerhalb mehrerer Minuten zurücklegt. Solche Streifzüge sind für seine Ernährung aber auch unbedingt nöthig, weil er nicht gerne wie der Habicht oder Sperber in den Gehöften die befiederten Bewohner raubt, sondern sich hauptsächlich an das freilebende Vogelcontigent der Fluren und Gewässer hält. Selbst da, wo er auf Thürmen seinen Standort hat, fliegt er oft über Stadt oder Dorf mehrmals hin und her, ohne die Tauben zu belästigen, die ihn draussen im Felde mit äusserster Furcht und Eile fliehen. Zu gewissen Zeiten, wo er Mangel an genügendem Raub leidet, häufen sich seine Angriffe auf rabenartige Vögel sehr, und da muss denn unsere meist nützliche gemeine Krähe (Corvus corone) und die Dohle (Monedula turrium) vorzugsweise herhalten.

Der Vorsicht und wilden Scheu gemäss, übernachtet der Wanderfalk selten einmal in einem Feldgehölze, in welches er immer erst bei eintretender Dunkelheit in den seltnen Ausnahmefällen einkehrt. Der Nadelholzwald mit seinem Schutz und Dunkel ist seine beliebteste Schlafstätte: hier kehrt er auch schon mit Sonnenuntergang im Gefühle der Sicherheit ein.

Auf Bäumen horstet dieser Falk weit seltener, als in Höhlungen steiler, unzugänglicher Felswände und alter, einsam stehender Burgen.

Er benutzt indessen auch in ebenen Gegenden Horste von Adlern, Milanen und Reihern. Nach M i d d e n d o r f f horstet er in Livland inmitten



Baumfalken.

ausgedehnter Hochmoore, am Rande grosser Lachen, im Moose, am Fusse verkrüppelten und deshalb dichtbelaubten Knieholzes, stets auf flacher Erde. Wie ihm auf den Waldbäumen das verlassene oder eroberte Krähennest als Brutstätte genügt, so bescheidet er sich in Höhlungen der Felsen, Gemäuer und Bäume mit Reisig und Genist, worauf man im Mai drei bis vier rundlich gestaltete Eier mit gelbröthlicher, braunbefleckter Grundfarbe findet, welche das Weibchen allein ausbrütet. Das Futter, welches den Jungen im Dunenkleide von den Eltern gebracht wird, empfangen die gierig Sperrenden aus dem Kropfe, der die Verdauung vorbereitet. Später legen die Pfleger ihnen Vögel der verschiedensten Art vor, von denen die grösseren erst zerstückt werden. Noch längere Zeit nach ihrem Ausflug aus dem Neste geniessen die jungen Wanderfalken der Unterstützung von Seiten der Alten. Diese leiten sie zu weiteren Flug- und Fangunternehmungen an und trennen sich erst vollständig von ihnen, wenn ihre selbstständige Versorgung und Ernährung gesichert ist.

Von etwa der Mitte des August an mausert der junge Wanderfalk mehrere Monate lang und geht sogleich zu dem Kleide der Alten über, welches indessen mit zunehmendem Alter sich verschönert.

Der Baumfalk. Falco subbuteo.

Die Länge dieses Falken beträgt 32 cm. Das Weibchen übertrifft das Männchen an Grösse nur um Weniges. Das schöne Gefieder zeigt auf der Oberseite Blauschwarz, mit Ausnahme der Oberseite des grauen schwarzbärtigen Kopfes und weissbefleckten Halses; die Unterseite hat weissen oder gelblichweissen Grund, von der Kehle an mit schwarzen Längsflecken überzeichnet. Den schieferfarbnen Schwanz durchziehen auf der Innenseite acht röthlich-rostgelbe Querbinden. Hosen und Unterschwanz-Deckfedern sind rostroth. Um das dunkelbraune Auge läuft ein nackter Ring, der wie die Wachshaut und die Füsse gelb sind, während die Wurzel des Schnabels Hellblau und die Spitze desselben Dunkelblau zeigt. Der junge Baumfalk unterscheidet sich vom alten durch die rostgelb gerandeten blauschwarzen Federn der Oberseite, durch den grösseren Nackenflecken von gilblicher Färbung, durch die Unterseite, welche schwarze Längsflecken auf weissgelbem Grunde trägt, durch den gelblichen Unterleib und die ebenso gefärbten Unterschwanzdeckfedern und Hosen, welche letztere schwärzliche Schaftflecken haben.

Ein ächt europäischer Vogel, welcher indessen auch die gemässigten Länderstriche Asiens bewohnt, ist er bei uns Standvogel vom April bis zu Ende September oder auch in den October hinein.

An Gewandtheit und Schnelligkeit des Flugs steht dieser Falk dem Wanderfalken nicht nach, er übertrifft ihn hierin noch. Sein Flug gleicht in

gewisser Hinsicht der Schwalbe, wie Chr. L. Brehm sagt, indem er die Flügel etwas sichelförmig hält, oft bewegt, aber auch schwebend die schönsten Schwenkungen mit grosser Leichtigkeit ausführt. Kein Wunder, dass auch er in Folge seiner Tüchtigkeit in Flug und Stoss der Schreck der kleinen Vögel ist, und dass selbst der Mauersegler ihm zur Beute wird, die Rauchschwalbe ihm jedoch mit seltnen Ausnahmen zu entrinnen vermag. Sicher fühlt auch sie sich keineswegs vor ihm, wiewohl sie nach überstandenem erstem Schreck ihn scheltend verfolgt und sogar vorsichtig nach ihm zu stossen wagt. Die Mehlschwalben überrascht er gerne, wenn sie sich zu irgend einem Zweck in kleineren oder grösseren Gesellschaften vereinigt haben, so beim Besuch einer Pfütze wo sie als Materialsammler für den Nestbau ziemlich zahlreich vertreten und arglos sind, so auch an späten klaren Sommernachmittagen, wo sie in Begleitung der ausgeflogenen Jungen den Insektenfang und das Fütterungsgeschäft recht behaglich betreiben, oder an den ersten September- oder letzten Augustmorgen bei ihren gemeinschaftlichen Flugunternehmungen. Sein plötzliches Erscheinen bewirkt Angst und Verwirrung in der Schaar, nach allen Seiten hin stiebt sie auseinander, alle ergreifen warnend die Flucht, jede auf ihre Rettung bedacht. Einzelne, vom Schreck gelähmte Mitglieder der Schaar stürzen sogar, wie Naumann beobachtet hat, wie todt zur Erde nieder und erholen sich erst wieder nach einiger Zeit. Die Lerche ist besonders gefährdet durch diesen Falken, der wegen seines Raubes an Lerchen auch „Lerchenfalk“ genannt wird. Der Lerche Minnespiel mit dem Weibchen oder ihr eifersüchtiges Gezänke mit dem Nachbarmännchen wird nicht selten durch den Stoss dieses Feindes unterbrochen und für immer beendet. Beim Aufsteigen, wie beim Niederschweben geräth die singende Lerche in Gefahr, von ihm gestossen zu werden. In der Höhe ist sie natürlich vollkommen sicher vor ihm, darum strebt sie auch eiligst zu derselben, wenn sie steigend ihn erblickt, während sie auf ihrer Rückkehr von ihrer Himmelsreise bei seinem Erscheinen durch verzweiflungsvollen Sturz in die bergenden Feldgewächse ihre Rettung sucht. Gegen Abend streicht der Baumfalk noch sehr gerne über die Saatfelder in der Tiefe hin, um die von der Höhe niederschwebende Lerche zu stossen. Sein scharfes Auge entdeckt sie schon von Weitem, mit kluger Berechnung und Abwägung der Entfernung steigt er in schiefer Richtung eine Strecke höher, als die sinkende Lerche schwebt, und mit rasender Eile saust er der flüchtenden Sängerin nach und schlägt sie zuweilen noch so dicht über dem Getreide, dass er mit ihr in dasselbe eindringt. Den Raub verzehrt er meistens, ja fast immer auf dem flachen Boden. Wir haben jedoch in Gärten, wo viele alte Obstbäume standen, gesehen, dass zwei Baumfalken, Männchen und Weibchen, eine junge Amsel auf dem derben Aste eines Apfelbaumes gemeinschaftlich verzehrten. Das Weibchen hatte den Raub unter den Fängen und zerlegte ihn, während das

Männchen mehrmals herbeikam, einen Fang auf den Kadaver setzte, einen Brocken mit dem Schnabel losriss und diesen in einiger Entfernung von dem Weibchen unter den Fang nahm und verzehrte. Wir störten die Falken im Kröpfen, doch liessen sie sich nicht weit von uns vertraut auf einem andern alten Baume nieder, ihre unterbrochene Mahlzeit fortsetzend. In der Regel theilen die Ehegatten die Beute unter sich nicht, wenn sie gemeinschaftlich Jagd auf dieselbe gemacht haben und der eine sich derselben bemächtigt, und Naumann berichtet uns, dass die habgierigen Zänkereien zweier Baumfalken um den Besitz eines Vogels diesem zuweilen das glückliche Entrinnen ermöglichen. Anfangs September haben wir zufällig an einem Tage die Beobachtung zweimal gemacht, dass der Baumfalk nach fehlgegangenem Stoss sich an dem Platze, wo der Vogel sich zu Boden flüchtete, niedersetzte und scharf die nächste Umgebung ausforschte. Bei der Beobachtung des ersten Falles dieser Art liess uns der Falk auf Schussweite nahekommen, und als er eben sich erhob, wurde er niedergeschossen. Der gerettete Goldammer lag noch platt auf dem Leibe, tiefathmend und angstvoll blickend, als wir hinzukamen und ihn wahrnahmen. Jetzt erst flog er auf, eine Strecke weit die Stoppeln mit den Flügeln streifend. Übrigens wissen die verfolgten Vögel sehr wohl, dass der Baumfalk seine Angriffe alsbald zu erneuern bestrebt ist. Vor unserem Hühnerhunde stand eine Wachtel auf, die, von einem Baumfalken wahrgenommen, sich nach etwa 150 Schritte weitem Streichen plötzlich in einen Busch fallen liess. Der Falke war mit seinen Fängen dicht an ihr hergestreift. Die Wachtel stand zum zweiten Male vor dem Hunde auf und wurde abermals von dem wieder plötzlich erscheinenden Falken verfolgt. Ein Schlag mit dem Fang warf sie zur Erde, und nun schwebte forschend der Räuber über dem Stoppelacker, wo er die Beute aus den Augen verloren hatte. Wir verscheuchten ihn und liessen den Hund nochmals vorgehen. Als wir die Wachtel eben mit der Hand decken wollten, erhob sie sich schwerfällig und wurde nun mehrere hundert Schritte von uns entfernt die Beute des lauernden Falken, der sie mit kräftigem Schlag niederwarf und auf dem Boden unter den Fang nahm. Durch unser Hinzueilen aufgescheucht, liess er die Wachtel fallen. Kaum aber war die Erwürgte auf den ohnlängst erst gemähten und mit jungem Nachwuchs spärlich bedeckten Kleeacker niedergefallen, so erschien zu unserem Erstaunen ein Hühnerhabicht, der dicht neben dem Baumfalken herabrauschte und vor unseren Augen die Wachtel verschlang.

Auch noch in der Dämmerung sieht man den Baumfalken in den Feldern tief umherstreichen, um Nachtfalter zu fangen, die er sehr liebt. Überhaupt lebt er grossen Theils von Kerbthieren. Auch liebt er Ameisen, Formica herculanea, sehr, die er während des Tags öfters von den Bäumen abliest, und zwar mit einer Leidenschaftlichkeit, dass er sich dabei bequem beobachten lässt. In einem grösseren Baumstück haben wir Falken einen

von Ameisen wimmelnden Baum so hingebend ausbeuten sehen, dass sie uns nur mit Widerstreben auf kurze Strecken auswichen und sehr bald nach unserer Entfernung zur beladenen Tafel wieder zurückkehrten. Überhaupt scheint uns der Baumfalk nicht in dem Grade scheu zu sein, als es naturgeschichtliche Werke behaupten. Jedenfalls ist ihm unter Umständen ohne sonderliche Mühe beizukommen, namentlich im Herbste in baumreichen Gärten.

Der Baumfalk horstet in Feldgehölzen und in Wäldern, die an's Feld oder an Wiesenflächen grenzen, auf hohen Bäumen, entweder auf der Grundlage von Krähennestern oder auf geeigneten Aststellen. Das aus weichen Stoffen bestehende Nestinnere birgt drei bis fünf Eier, deren Gestalt rundlich, Grundfarbe grauweiss, gelblich oder grünlich ist und deren Zeichnung aus helleren oder dunkleren braunrothen Flecken besteht, welche am stumpfen Ende besonders dicht zusammenstehen.

Die Jungen, anfänglich mit Insekten gefüttert, wachsen schnell und sitzen sehr bald aufrecht, verlassen auch frühe den Horst, um auf Ästen aufzuhocken, üben sich zuerst im Jagen nach Insecten, insbesondere Heuschrecken, und gehen allmälig zur Vogeljagd über.

Der Thurmfalk. Tinunculus alaudarius vel Falco tinunculus.

Dieser Falk gehört zu den unächten Edelfalken, so genannt, weil sie an Raubfähigkeit den ächten Edelfalken nachstehen. Bei 33 cm Länge, welches Maass von dem Körper des Weibchens um nicht Unbedeutendes überboten wird, stellt sich der Thurmfalk als ein schöngestalteter und schönbefiederter Vogel dar. Namentlich zeichnet sich durch lebhaftere Färbung das Männchen aus. Kopf, Nacken und Schwanz sind aschgrau, letzterer hat aber blauschwarze, weissgesäumte Endbinden. Die Federn des rostrothen Mantels sind mit dreieckigen Spitzenflecken versehen, die Unterseite zeigt weissgelbliche Kehle, Rothgrau oder Blassgelb auf Brust und Bauch und schwarze Längsflecken der Federn. Die schwarzen Schwungfedern tragen sechs bis zwölf weissliche oder rostrothe Flecken in Dreiecksgestalt an der Innenfahne mit lichterem Saum. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel hornbraun, die Wachshaut und der nackte Ring um das Auge sind grüngelb, die Füsse citronengelb. Die Backen tragen dunkle Streifen. Das Weibchen ist im ausgefärbten Kleide röthelroth auf dem Oberkörper, bis zu dem Oberrücken mit schwärzlichen Längsflecken und von da ab mit querlaufenden Flecken versehen. Der grauröthlich grundirte Schwanz ist mit schmalen, nur an der Spitze mit breiten Bändern gezeichnet; der Bürzel aschgrau. Die jungen Vögel sind dem alten Weibchen sehr ähnlich gefärbt.

Ein ächter europäischer Vogel, der überall, namentlich in Gebirgsgegenden, verbreitet ist, zuweilen aber auch in Tannenwaldungen der

Ebene in bedeutender Anzahl sich zeigt, zieht er im Ganzen den Süden entschieden dem Norden vor. Im September verlässt er uns, kehrt jedoch spätestens Ende März, frühestens im Februar wieder zu uns zurück. In Feldgehölzen oder im grösseren Walde horstet er gewöhnlich auf hohen Bäumen, eben so häufig aber auch in Felswänden, wenn sie sich ihm darbieten, sowie in alten hohen Mauern und zerfallenen Thürmen der Städte und Dörfer. Der Horst birgt vier bis sieben rundliche, weisse oder rostgelbe Eier, die mit braunrothen Flecken und Punkten versehen sind.

Die Hauptnahrung des Thurmfalken besteht unstreitig in Kerbthieren. Ausser diesen bilden Mäuse, Frösche und Eidechsen, am seltensten Vögel seinen Raub. Wir haben ihn in Höchst a/M. stunden- und tagelang an dem Schlossthurm beobachtet und ihn mit grossem Eifer Jagd auf die Kerbthiere machen sehen, wobei er von seinem Sitz aus in raschen Flugschwenkungen die Beute fing und zuweilen gleich dem Fliegenfänger dem nach der Tiefe fallenden Insect mit geschickten Wendungen folgte. Dabei liess er die Sperlinge, welche um ihn her sassen und flogen, ganz und gar unbehelligt. Diese kannten ihn auch als duldsamen Nachbar. Eben so wenig fürchteten ihn die Tauben. Dagegen fing ein von uns aufgezogener und verwilderter Thurmfalk junge Vögel im Hofe und stellte auch bisweilen den Tauben nach. Die Jungen werden noch geraume Zeit nach ihrem Ausflug von den Alten geführt, und in Gemeinschaft fallen sie in Gruppen hoher Bäume in der Nähe der Ortschaften gegen Abend ein, durch wimmerndes Geschrei ihre Anwesenheit verkündend. Schacht sagt bezeichnend von ihm: „Es ist anziehend, den Thurmfalken auf seinen Streifzügen zu beobachten, wie er unermüdet über den Feldern und Wiesen dahinschwebt, bald minutenlang auf einer Stelle rüttelt, plötzlich herniederfährt, dann mit weithinschallendem Klikli! in den schönsten Linien in höhere Luftregionen steigt; es vermehrt sich das Interesse, sobald man ihn am Neste beobachtet, wenn er seinen Jungen Nahrung zuträgt. An den heissen Sommertagen lässt er sich oft stundenlang beim Neste nicht sehen, wenn aber eben die letzten Strahlen der Abendsonne hinter dem Walde verglühen, dann entwickeln beide Eltern eine bewundernswerthe Thätigkeit. Alle Augenblicke kehren sie heim beutebeladen, entfernen sich schnell, um eben so eilig wieder zu erscheinen. Gerade die Dämmerzeit, wo die gefrässigen Nager ihre unterirdischen Behausungen verlassen, und auch grössere Kerfe surrend umherfliegen, scheint ihr Jagdglück ausserordentlich zu begünstigen.“

Sehr nahe verwandt ist ihm der Röthelfalk, Falco cenchris, der, kleiner von Gestalt, 31 cm lang, auf dem Rücken ziegelroth auf, der Brust gelbröthlich und mit kleinen Schaftflecken gefärbt ist, dessen Schwanz mit einer schwarzen Querbinde endet, und der sich endlich noch von seinem vorhergeschilderten Vetter durch die weissgelben Krallen unterscheidet. Auch er nährt sich hauptsächlich von Kerbthieren und macht eifrig Jagd auf die

ihm begegnenden Wanderheuschrecken. Den grössten Theil der Beute eignen sich beide Falken an, indem sie rüttelnd in der Luft den Plan auskundschaften und sich alsdann, sobald sie ein ihre Raublust weckendes Thier erspäht haben, plötzlich und rasch zur Erde niederstürzen. Viele Kerbthiere rauben sie aber auch in der Luft beim tiefen Strich über Felder und Wiesen.

Der Rothfussfalk (T. s. Falco rufipes).

Die Grösse beträgt beim Weibchen 31 cm, das Männchen ist etwas kleiner. Des alten Männchens Kopf, Rücken und obere Flügeldecken sind dunkel schiefergrau, Schwanz ebenso und kaum erkennbar gebändert; Unterseite hellaschgrau, Steiss und Hosen leuchtend rostroth. Kreis um die Augen Wachshaut und Füsse feuerroth, nur bei jungen Männchen orangefarbig.

Des alten Weibchens Stirn, Kehle nnd Wangen sind gelblich weiss. Mit dem schwärzlichen Augenkranze hängt ein rostrother Backenstreifen zusammen; Bartborsten weisslich mit dunklen Spitzen. Scheitel und Nacken rostbraun mit dunkelbraunen Schäften, ausser dem braunen, schwärzlich gebänderten Oberrücken ist der übrige Mantel mit Unterrücken und Schwanz hellgrau und dunkelgrau gebändert, 10—11 Schwanzbinden, wovon die unterste die breiteste; alle Obertheilfedern tragen dunkle Schäfte. Die grossen Schwingen fahlschwarz, auf den Innenfahnen grosse, weisse Querflecken. Unterseite rostgelb gewellt, Brust und Hosen mit schwarzbraunen Schaftstrichen. Kreis um die Augen, Wachshaut und Füsse orangefarbig. Schnabel gelblich weiss, untere Hälfte dunkel hornfarbig, Krallen gelblich weiss mit dunklen Spitzen; Iris nussbraun. Die Jungen sind wie beim Thurmfalken dem alten Weibchen ähnlich gefärbt.

Vorzugsweise ist der Rothfussfalk über Osteuropa, sodann auch über südliche Theile, ausserdem über Strecken Asien's und Afrika's verbreitet. Da er neuerdings als Brutvogel in Deutschland beobachtet worden ist, so gehört er in den Rahmen unserer Schilderungen. A. v. Homeyer hat bei Görlitz und Stettin frisch ausgeflogene Junge entdeckt. Während die vorhergehenden nahen Verwandten die gebirgigen Gegenden den ebenen vorziehen, liebt er letztere entschieden und zwar in ihnen sumpfige Wiesen und Moorgegenden, wo Weidengebüsch, Birkenwälder etc. vorhanden sind. Auf hohen Weidenbäumen legt er auch seinen Horst an, wozu er nicht selten Elsternester als Grundlage benutzt. Ausserdem wählt er zum Horsten Eichen und Ulmen. Der Horst selbst ist ein Geflechte aus Reisern und Moos, die innere Auskleidung besteht aus feinen Gräsern. Nach Göbel findet man das Gelege vom 9.—28. Mai. Es besteht mitunter aus 5 Eiern, welche auf weisslichem Grunde braun oder braunroth punktirt und gefleckt sind. Über freien Flurflächen, Triften, Wiesen und frisch gepflügten Äckern späht der Rothfussfalk die Beute rüttelnd mit niedergedrücktem Steuer aus.

Man kann sagen, dass er fast ausschliesslich von Insekten lebt. Von den Wiesen hebt er die Heuschrecken, seine Lieblingsnahrung, auf, die er auch im Drüberhinstreichen von den Grashalmen wegnimmt, von den Feldwegen und den Düngerhaufen den Mistkäfer, von den Ameisenhaufen die Ameisen, aus den Wiesengründen Eidechsen, vielleicht auch häufiger, als angenommen wird, erwiesenermassen wenigstens zuweilen Mäuse von der Flur.

Er wandert gern in Gesellschaft Seinesgleichen, nach Andersson erscheint er im Damara-Lande in Flügen zu zehntausend Stück.

Die Familie der Habichte. Astures.

Unedler als die Edelfalken, mit denen sie die nächste Verwandtschaft nachweisen, sind die Habichte. Ihre Familie kennzeichnet die gedrungene Gestaltung des Leibes mit etwas ausgerecktem Hals und verhältnissmässig kleinem Kropfe, ferner die abgerundeten Schwingen, der auffällig lange Schwanz und die hohen Läufe, welche indessen bei der einen Art mit grossen, bei der andern mit kleinen Fängen bewehrt erscheinen. Der weniger, als bei den Falken gewölbte, dagegen seitlich mehr zusammengedrückte Schnabel ist ebenfalls wie bei den Falken mit einem wenn auch meist weniger deutlichen und mehr nach hinten stehenden Zahn versehen und eine nachdrucksvolle Waffe. Der Kreis um die Augen ist behaart, das Gefieder weich und dicht. Die vorherrschende Farbe der Oberseite zeigt Dunkelblaugrau, der Unterseite helleren Grund mit dunkleren Bändern. Die Habichte sind Weltbürger und bewohnen meistentheils ein grosses Raubgebiet. Dichte Waldungen, in denen Hochwaldungen Horststätten bieten, sind ihre Heimath. Scharfsinn, Fluggewandtheit, Mordgier, Gefrässigkeit, Mannigfaltigkeit in der Verfolgung der Thiere, die ihnen aus dem Gebiete der Säugethiere, Vögel und theilweise auch Lurchen zur Beute fallen, denn sie dringen in hüpfendem Lauf auf der Erde den Fliehenden zu Leibe und kriechen sogar in das Gestrüpp, um ihrer habhaft zu werden, Ausdauer und Hartnäckigkeit in der Verfolgung, Feindschaft unter sich selbst und doch wieder todesmuthiges Eintreten bei Gefahr der Jungen — alle diese Eigenschaften sind hervorragende Charakterzüge dieser Familie.

Als Repräsentant und Urbild der Familie ist der Hühnerhabicht, Astur s. Falco palumbarius, zu betrachten. Seine Länge beträgt 60 cm, bis 114 cm seine Flugweite. Das Männchen misst nur 50 cm in der Länge und 100 cm in der Breite. Der schwärzlich graubraune Oberkörper ist aschblau überhaucht; der weisse Unterkörper trägt wie jener braunschwarze Schaftstriche und Wellenlinien. Hornschwarzer Schnabel, hellgelbe Wachshaut, hochgelbes Auge, gelber Fuss vollenden die Zeichnung. Der junge Vogel zeichnet sich durch rostgelbe Kanten und Flecken des Oberkörpers, sowie durch rostfarbenen Unterkörper und helleres Gelb an Schnabel, Auge, Lauf und Wachshaut aus.

Sein Lieblingsaufenthalt sind grössere Wälder, die an Felder und Wiesen stossen. Seinen Horst legt er auf hohen, alten Bäumen auf starker Grundlage an, und zwar aus Reisern. Die 2 bis 4, auf grünlich-weissem Grunde mit wenigen gelben oder gar keinen Flecken gezeichneten Eier werden von der zweiten Hälfte des April's an von dem Weibchen mit treuer Hingebung bebrütet. Die Jungen schlüpfen in der Mitte des Mai's aus und wachsen schnell heran, mit grossem Futterreichthum durch den Raub der Alten versehen.

Führen wir den Leser mittelst Schilderung von Erlebtem sogleich in das Wesen dieses bedeutenden Räubers ein.

Vor dem buschirenden Schützen steht ausser Schussweite ein sogenannter Dreiläufer auf und rennt über das frisch gepflügte Feld dem nahen Walde zu. Da dringt plötzlich heftiges Rauschen aus der Höhe dem Schützen zu Ohr, und kaum hat der Überraschte den Blick in die Höhe gerichtet, saust schon ein Hühnerhabicht wenige Meter über dem ahnungslosen Hasen und schlägt ihm im nächsten Augenblick seine Fänge in die Weichen. Der Hase bricht unter der Gewalt des Anpralls zusammen und klagt laut in dem ihm eigenthümlichen näselnden Ton. Doch sucht er sich zu erheben und die Last abzuwerfen. Mit den Hinterläufen schlägt er aus, schnellt den Leib mit Anstrengung aller Kräfte empor, überschlägt, wälzt sich, rafft sich abermals auf und strebt bald rutschend, bald auf die Läufe gekommen, vorwärts. Der Habicht sitzt fest, mit ausgebreiteten Schwingen deckt er zum grossen Theil den Hasen, mit dem Schnabel sucht er ihn zu verwunden und zu betäuben. Zuweilen wird er von dem Hasen geradezu zu Boden geworfen, aber wenn auch die Wolle in Fetzen sich löst, so dass ein Fang des Räubers von dem Hasen abgleitet, so schlägt er ihn mit voller Kraft von Neuem in den Balg ein, um sich sein Opfer zu sichern. Wild funkeln des Vogels Augen, Wuth, unbeschreiblich leidenschaftliche Hingebung an den Augenblick der That, eine wahre Berauschung unter der Wirkung der Mordgier fesselt ihn an das Opfer.

Doch jetzt wird die Aufmerksamkeit des Beobachters durch eine neue Erscheinung getheilt. Einige Krähen kommen eilend mit lautem Feldgeschrei herbeigeflogen. Die Klagetöne des Hasen hat ihr scharfes Gehör vernommen, und ihr weitschweifender Blick entdeckte aus der Ferne die feindliche Scene. Ihr Zorn, ihr tiefgewurzelter Hass gegen den Räuber der Lüfte gibt sich sogleich bei ihrer Ankunft durch jähen Angriff zu erkennen. Sie erheben sich mehrere Meter über den Kampfplatz und richten herabstossend ihre Schnabelhiebe auf den Habicht. Doch dieser beugt den Kopf zurück und wehrt den Angriffen mit freigehaltenem Fang. Das macht die Krähen vorsichtig, so dass es selten eine derselben wagt, dicht genug auf ihn zu stossen, um mit Erfolg einzuhauen. Die Lage des Habichts wird jedoch eine immer schwierigere. Verzweiflungsvoll klammert er sich an



Artist. Anst. v. Th. Fischer, ...

Hühnerhabicht, den Raub gegen eine Gabelweihe vertheidigend.

den widerstrebenden Hasen an, und wuchtig schlägt er auf die eindringenden Krähen los. Mancher Schlag trifft, so dass Federn davonfliegen und die eine und andere Krähe zu Boden muss oder gar vom Nachdruck der Abwehr sich überschlägt. In buntem Durcheinander wird der Kampf so eine Zeit lang mit aller Erbitterung einerseits und nicht weniger mit Hartnäckigkeit andererseits fortgeführt. Endlich kann sich der Habicht in seiner Doppelstellung nicht mehr halten, er muss den Hasen fahren lassen, und mit dem Aufgeben der Beute ist auch sein vollständiger Abzug vom Schlachtfelde verbunden. Aber die Krähen, noch nicht zufrieden mit ihrem Sieg, verfolgen den abziehenden Feind unter stets erneuerten Angriffen, wobei der Habicht sich nur selten zur eigentlichen Wehr setzt, sondern sein ganzes Streben darauf richtet, ausserhalb des Bereichs der feindlichen Zeugen seines Raubanfalls und seiner ungestümen Dränger zu kommen. Weithin wird er von ihnen gejagt, und nun erst kehren sie nacheinander zurück. Wäre der Hase von den Fängen des Habichts tödtlich getroffen worden, unfehlbar würden die Krähen ihn nun zerfleischen, wie sie es mit anderer Beute auch machen, welche sie den Räubern abjagen. Wer ergründet aber die ganze Absicht der Krähen, dieser anscheinenden Polizeiwacht der Felder, mit Sicherheit? In dem vorliegenden, von uns mit Genauigkeit beobachteten Falle haben offenbar zwei Beweggründe Theil an dem Unternehmen der schwarzen Gesellen, einerseits der unaustilgbare Hass gegen den Habicht und anderntheils ein innewohnender Trieb, einem bedrohten und bedrängten Thiere, vorzugsweise einem ihnen wohlbekannten, Hülfe zu leisten. In vielen Fällen mag die eigne Raublust ein wirksamer Antrieb sein.

Der hervorragendste Charakterzug des Habichts ist in dem eben geschilderten Erlebniss klar ausgesprochen. Die ganze Familie der Habichte von welcher, wie erwähnt, unser Hühnerhabicht als Urbild zu betrachten ist, theilt den unbändigen Trieb zum Rauben und Morden. Wenn schon der gemeine Sperber, ein verhältnissmässig kleiner Räuber, sich in Zeiten der Noth an halbwüchsige Hasen wagt, wie viel mehr lassen sich verwegnere Angriffe von dem weit grösseren Hühnerhabicht erwarten. Alte Eichhörnchen verfolgt er im Winter mit grosser Ausdauer, nicht blos nach ihnen wiederholt stossend, sondern auch von Ast zu Ast den Fliehenden nachstürzend.

Die ersten Angriffe des Habichts sind jäh und von blinder Leidenschaft begleitet. Hat sich aber die heisse Leidenschaft in Folge des Misslingens der Angriffe mehr abgekühlt, dann handelt der Vogel mit unleugbarer Überlegung. Dafür sprachen die wiederholten Angriffe auf das Eichhörnchen und unzählige andere Beispiele. Je älter und erfahrener der Habicht ist, desto mehr List wendet er zu seinem Vortheil und zur Täuschung der ausersehenen Beute an. Auf einem Hofe eines Fabrikanten waren die

Tauben durch die häufigen Nachstellungen von Seiten der Habichte äusserst vorsichtig und misstrauisch geworden. Dennoch wurden sie durch die Klugheit ihrer Feinde überlistet, noch mehr aber durch deren erstaunliche Ausdauer und Geduld. Halbe Tage lang sassen die Habichte auf der Lauer, die Gunst des Augenblicks mit reger Wachsamkeit und raschem Entschluss benutzend. So lange der Sohn des Hauses, ein Jäger, mit der Doppelflinte aufpasste und den einen und andern ihrer Sippschaft erlegte, wagten sie sich nur am frühsten Morgen in die Nähe des einsamen Hofes; kaum war dieser aber aus seiner Heimath weggezogen, so wurden sie wieder dreist und verwegen. Bei der Mord- und Fressgier weiss also der Habicht sich wohl zu beherrschen, und diese letztere Eigenschaft bewährt sich bei seinen Nachstellungen sogar in Fällen, wo das in's Auge gefasste Thier dicht in seiner Nähe weilt, aber die Umstände für den Angriff sich nicht ganz günstig erweisen. Ein Habicht, welcher vor unseren Augen auf Sperlinge stiess, die sich in die Hecken stürzten, verwickelte sich im Dorngestrüpp dergestalt, dass er von uns ergriffen werden konnte. Ein anderer sauste während des Stosses auf eine uns zur Linken tieffliegende Taube so dicht an unseren Köpfen vorbei, dass wir den Luftdruck deutlich fühlten. Ein dritter stiess mitten in die Fensterscheiben hinein, dass die Scherben davonflogen und er bis in's Zimmer vordrang. Es war dies ein um so gewichtigerer Beweis für die blinde Leidenschaft des Stossenden, als er es sonst vermag, mit Geschicklichkeit kühne und scharfe Wendungen zu machen.

Wahrlich, man sieht dem Stilllauernden sein rasches, heissblütiges Wesen nicht an, wenn er die Federn aufbläst und das Bild des harmlos Ruhenden zur gefährlichen Täuschung der Tauben darstellt. Aber unter der Nickhaut leuchtet das Feuer verstohlen aus dem Blick, von den überdeckenden dichten und weichen Bauch- und Rückenfedern heben sich die dunkleren kurzen, abgerundeten Schwingen in loser Haltung ab, und der herabhängende grosse Schwanz verräth in solcher Haltung kaum seine Eigenschaft als treffliches Luftsteuerruder. Und nun die zum Schlagen so tüchtigen Fänge an den hohen befiederten Läufen des Vogels und der seitlich zusammengedrückte, von breiter Wurzel ausgehende gewölbte und pfeilspitz zulaufende Schnabel — wie wenig drohend auch in der trägen Haltung, doch welche furchtbaren Waffen gegenüber der unbewehrten Vogelschaar! Ja, dieser unermüdliche Wegelagerer, der aus seinem Hinterhalte hervorsaust oder tief an der Erde her in gedecktem Fluge die ahnungslosen Thiere überrascht — er lehrt das ganze Contigent des Geflügels in Wald und Feld vom Auerhuhn bis zu den kleinsten der europäischen Vögel, dem Goldhähnchen und Zaunkönig, von dem Feldhuhn bis zur Pieplerche, er lehrt das Federvieh auf dem Bauernhof von der stattlichen jungen Gans bis zum Zwerghuhn, welches kaum die Schale durchbrochen hat, oder dem zartesten Täub-

chen herab die ihnen zu Gebote stehenden Rettungsmittel gebrauchen, die keine andern, als solche der Flucht sind. Dieser lebendige Schrecken aus den Lüften greift das sich reptilartig windende und bissige Wiesel vom Boden auf und trägt es einem Baume oder Hügel zu; er schwebt über das Wasser hin und schlägt die Ente, die sich überraschen lässt oder im Eifer des Ernährungsgeschäftes den Kopf unter das Wasser oder in die Wasserpflanze steckt. Sein scharfer Sinn hat die Absicht des wiederholt nach Enten am Bachufer pürschenden Schützen erforscht. Der kluge Räuber weiss, dass er die Ente im Streichen oder Aufstehen ohne besondere Schwierigkeit stossen kann, während sie im Wasser fast immer vor ihm sicher ist. Wachen Auges folgt er dem Jäger und benutzt den Augenblick, wo die Enten vor diesem sich in die Luft erheben. Dann fährt er plötzlich wie der Blitz unter sie und schlägt eine derselben. Sein Ungestüm ist dann zuweilen die Ursache, dass er, von dem Hagel getroffen, die noch heile Ente fahren lassen muss und statt ihrer oder wohl auch mit der gleichfalls Getroffenen zum letzten Mal aus der Luft zur Erde niederstürzt.

Bei solchem fortwährenden Bedacht auf Raub und Mord, selbst dann, wenn die schwer zu befriedigende Fressgier völlig befriedigt sein sollte, lässt sich das Einzelleben des Habichts zur Genüge erklären. Hielten sich die Habichte nicht gegenseitig durch ihre Waffen in Respect, es würde sicherlich wenigstens zur Zeit der Noth der eine auf den andern stossen. Ein irgendwie merklich verletzter und im Flug behinderter Habicht wird von einem andern ihn wahrnehmenden ohne Weiteres gestossen, getödtet und aufgefressen. Wenigstens ist dies zur rauheren Jahreszeit nach unserer Erfahrung ausser Zweifel. Namentlich zeichnet sich durch Unternehmungslust das stärkere und grössere Weibchen aus.

Die Ehe, welche mit Freudentönen und neckenden Flügen über dem Horste einen schönen Anfang genommen, endet, wenn ein Gatte z. B. in Folge von einem Schrotschuss erkrankt, mit unerbittlichem Morden von Seiten des gesund gebliebenen Gefährten. Von zwei Jungen, welche noch nicht flugfähig geworden, aber doch schon zur stattlichen Grösse herangewachsen waren, gelang es, das Weibchen wegzuschiessen. Das Männchen, hierdurch scheu gemacht, kehrte nur selten zum Horste mit Futter zurück. Als der Schütze von seiner Bemühung abstand, das alte Männchen ebenfalls zu erlegen, und den Baum, worauf der Horst stand, besteigen liess, war der ältere junge Habicht allein nur noch am Leben oder vielmehr überhaupt nur noch vorhanden, der jüngere war ihm zur Beute gefallen, wovon noch kaum nennenswerthe Überreste Zeugniss ablegten. Ähnliche Beispiele sind von den besten Forschern verbürgt, so dass kein Zweifel darüber waltet, der Habicht achte unter derartigen Verhältnissen nicht im Geringsten die Bande des Familienlebens; und wenn man gar seinen Charakter im Gefangenleben kennen gelernt hat, so kann man sich des natürlichen

Abscheus nicht erwehren, denn da ist nichts als Mord, der an den bezwingbaren Genossen fremden und verwandten Geschlechts begangen wird. Trotz dieser unwiderleglichen Thatsache haben wir und Andere uns eben so genau von der grossen Anhänglichkeit der Habichte zu ihrer Brut überzeugt. Nie vergessen wir die haarsträubende Angst und Sorge, welche wir eines armen Jungen wegen einstmals aushielten, der uns als guter Kletterer bekannt war und sich auch immer muthig und tapfer gezeigt hatte, aber beim Ausnehmen junger Habichte, von den wüthend dieselben vertheidigenden Alten angegriffen, alle besonnene Haltung verlor und in Folge der überraschenden Angriffe von dem hohen Baume zu stürzen in Gefahr war. Das Weibchen hatte sich ihm am kühnsten genaht und sich eine Zeit lang an seinen Hosen angekrallt.

Die Unersättlichkeit der Jungen nimmt die Sorge der alten Habichte fortwährend in Anspruch. Dadurch werden letztere noch verwegener und furchtloser bei ihren Räubereien. Es ist Thatsache, dass die Hühnerhöfe eines bei Alsfeld gelegenen Dorfes während eines Vorsommers von einem im nahen Hochwalde Junge pflegenden Habichtpaare in wahrhaft erschreckender Weise geplündert wurden. Vor den Augen der Leute raubten die Dreistgewordenen das Geflügel und fielen sogar alte Gänse an. In schneereichen Wintern bei bedeutenden Kältegraden schlägt der Hühnerhabicht sehr viele gemeine Krähen und Elstern, wovon wir uns im December des Jahres 1879 zur Genüge überzeugt haben.

So treibt es der mit Recht von dem die nützliche und herzerfreuende Thierwelt beschützenden Waidmann überall mit Eifer, aber mit noch lange nicht genug Geschick und Ausdauer verfolgte Hühnerhabicht. So nöthigt er hier durch seine Gewandtheit und Schnelligkeit, durch seine durchtriebene Klugheit und seinen zum Schutz der Nachkommenschaft hochsteigenden Muth dem mit diesen Zügen Vertrauten eine gewisse Achtung ab, während er als Mörder, der keine Grenzen einhält, ja selbst Seinesgleichen unter Umständen nicht schont, und als heisshungeriger Fresser, dem geselligen Leben abhold und die ausgeprägteste Selbstsucht repräsentirend, eben so wenig eines Menschen, wie eines Vogels Freund zu werden vermag.

Der Sperber. Astur, s. Falco Nisus.

Das alte Weibchen misst etwa 40 cm in der Länge, 70 cm in der Breite, während das Männchen um 6 bis 8 cm kürzer und um eben so viel schmäler in der Flugweite ist. Die Färbung ist auf der Oberseite schwärzlich aschgrau, auf der Unterseite weiss mit queren rostrothen Wellen und Strichen. Der Schwanz hat fünf bis sechs schwarze Bänder und an der Spitze weissen Saum. Zu den Merkmalen gehören endlich blauer Schnabel, gelbe Wachshaut, goldgelbe Iris und blassgelber Fuss. Das Männchen ist lebhafter als das Weibchen gefärbt und gezeichnet. Junge Vögel haben graubraune Ober- und

weisse Unterseite; Kehle und Vorderhals sind mit braunen Längsstreifen, Bauch und Schenkel mit ebenso gefärbten Querflecken gezeichnet.

Sowohl grössere Waldungen als auch kleinere Feldgehölze, namentlich in Gebirgsgegenden, dienen dem Sperber zum Aufenthalt.

An Mordgier und Verwegenheit, sowie an verschlagener List steht dieser kleinere Vetter des Habichts diesem gewiss nicht nach. Jagen, Morden und Verschlingen nehmen des Vogels Sinnen und Trachten den ganzen Tag über in Anspruch, und nur die Allgewalt des Paarungs- und Fortpflanzungstriebes vermag auch diesem tückischen Feinde der kleineren Vögel und Säugethiere Zeichen und Töne der sanfteren Regungen zu entlocken. Sonst ist dieser Raubvogel fast durchweg stumm, es sei denn, dass er mit Seinesgleichen hadere, wenn es sich um eine geschlagene Beute handelt. Winselnd umkreist der Neider im Flug den Baum. Oder wenn er die Taube geschlagen und in den scharfkralligen, langen Zehen der dünnen hohen Läufe einem sicheren Ort zuträgt, stösst er jenes helle Wimmern oder halbwiehernde, halb winselnde Geschrei als Ausdruck seines Triumphes aus. Und wahrlich, er hat oft Ursache zu triumphiren. Dicht am Ohre rauschte uns der längs der beiderseits mit Lindenbäumen besetzten Hochstrasse eilende Sperber vorbei, um die hinter der links stehenden Baumreihe in voller Flucht begriffene Taube einzuholen und durch einen Aufschwung über die Baumwipfel und eine flinke seitliche Wendung die Ausersehene zu schlagen. Doch das Gewicht der Taube zog ihn nach und nach zu Boden, so dass er etwa zweihundert Schritte von der Strasse sich niederlassen musste, und zwar auf kahl geschorener Wiese, wo er übrigens trotz der ihn beherrschenden Mordgier mit kluger Berechnung eine etwas vertiefte Stelle, wo saueres Gras stehen gelassen worden, auswählte, um sich vor uns, den Verfolgenden, nach Möglichkeit zu decken. Der Selbsterhaltungstrieb bewog ihn, die Taube fahren zu lassen und sich zurückzuziehen. Unbeschreibliche Angst fesselte die kaum ein wenig verletzte Taube an den Boden, so dass sie erst, als sie eben mit der Hand gedeckt werden sollte, sich erhob und ohne Verzug direct ihrer Wohnstätte zuflog. Sie war schneeweiss, eine unglückliche Färbung, die ihr der Pinsel der Natur gegeben hatte, denn für den stossenden Sperber bildet dieser Umstand ein sicheres Ziel. Unter einem Flug Tauben greift gewöhnlich Sperber wie Habicht die weisse heraus.

Im Dämmer der Gezweige sitzt unser Räuber stundenlang auf der Lauer. Hierher kehrt er auch gerne mit der Beute zurück, denn wenn er auch häufig von tumultuarischem Treiben umgeben raubt, so verzehrt er doch den Raub möglicht ungesehen. Der Verfolger wird ihn stets mit der Beute hinter Hecken, Hügel und sonstige Deckungen flüchten sehen. Selbst kleine Vögel, die er doch in wenigen Augenblicken der grossen Federn zu entblössen und zu verschlingen vermag, liebt er nur bei völliger eigner

Sicherheit und mit der gehörigen Gemächlichkeit zu kröpfen. Remisen und kleine Feldgehölze sind vorzüglich ausgesuchte Plätze, wo der Sperber seinen Raub verzehrt. Grössere Vögel, wie Tauben und Rebhühner, würgt er nicht sofort nach dem Schlag, wie Sperlinge und Meisen, sondern schlägt und drückt sie mit den Fängen unter begleitenden Schnabelhieben an sicherem Orte allmälig todt. Während der Verborgene im Gezweig in scheinbarer Ruhe und Gleichgiltigkeit dasitzt, entgeht seinem wachen Auge keine Bewegung der Thiere, auf die er es abgesehen hat. Die Töne der ziehenden Meisen, der zusammengeschaarten Finken, Ammern, Lerchen, Sperlinge vernimmt er mit steigender Mordlust. Dennoch lässt er sich von letzterer in seinen schlauen Plänen und im Abwarten des für den Angriff geeigneten Zeitpunktes nicht leicht verleiten. Regungslos kann er lange dem Wandel der Thiere zusehen. Jetzt hat er sich noch in der Gewalt, aber plötzlich, wenn die Gunst des Augenblicks gekommen, schiesst er jählings hervor und setzt alle Kraft und Gewandtheit an diesen kleinen Zeitpunkt. Wild funkelt das Auge, eine betäubende Leidenschaft bemächtigt sich seiner, so dass der Stoss mit solcher Wuth geführt wird, dass Dorngestrüpp, Fenster, Wagen und Menschen zuweilen von ihm nicht berücksichtigt werden, und er im nächsten Augenblick ernüchtert sich gefangen geben muss. Es klingt dem Ohre des erfahrenen Kenners durchaus nicht unwahrscheinlich, wenn berichtet wird, ein Sperber habe beim Stoss durch eine Fensterscheibe einen Kanarienvogel aus dem hinter der Scheibe angebracht gewesenen Käfig geraubt. Der Habicht lässt sich eher zum Abstehen von weiterer Verfolgung durch ernüchternde Hindernisse bewegen, als der Sperber, auch lässt er nach erfolgtem Fehlstoss häufiger das Thier unbehelligt, als der Sperber, der zwar ebenfalls in den gewöhnlichsten Fällen keinen weiteren Versuch unmittelbar nach dem misslungenen macht, aber doch mehr auf der Verfolgung und erneuerten Angriffen beharrt. So sahen wir mehrmals einen Sperber auf die flüchtende Taube drei- bis viermal fehlstossen, um sodann erst von der Jagd der den Stössen sich geschickt Entziehenden und in der Nähe des Schlages Angekommenen abzulassen. Die mit Todesangst in die Hecken sich stürzenden und sich verkriechenden oder wie gelähmt auf den Boden sich fallen lassenden Sperlinge gibt er so leichten Kaufes nicht los, sondern verfolgt wie der Habicht hüpfend und kriechend den schutzsuchenden Vogel bis in's Gestrüpp hinein, obgleich er hier meistens zu kurz kommt, wenn nicht ein am Boden liegender oder mit dem Kopf in einem Mausloch steckender Sperling sich ihm durch die den Leib bewegenden, fliegenden Pulsschläge verräth. Seine Ankunft ist unerwartet, urplötzlich taucht er hinter deckenden Gegenständen auf, wirft sich im Flug über die ausweichende Beute und stösst mit vorgestreckten Fängen nieder. Genau kennt er die Lieblingsaufenthalte der Vögel, die Tageszeit, wo die regelmässig ziehenden, familienweise lebenden Arten im Herbst oder Frühling gewisse

Plätze besuchen. Von Weitem sieht man ihn oft schon tief und gedeckt einem Orte zustreben, den er aus Erfahrung als ergiebigen Schauplatz des Raubens und Mordens kennt. Hier hat er so zu sagen sein tägliches Brot. Auch schickt er sich gerne an, den zusammengeschaarten Sperlingen, Finken und Hänflingen auf ihren kleineren Wanderungen zu folgen. Stille lauernd sitzt er auf einem Baum und erscheint jedesmal als jäher Schreck über der Schaar, wenn sie sich dem Gefühle der Sicherheit und dem Ernährungsgeschäft hingegeben hat. In den Bauerngehöften wartet er von ferne ab, bis die Sperlinge und Goldammern von den Dächern auf die Düngerstätte niedergeflogen sind, dann streicht er tief an den Häuserwänden her, wendet um eine Ecke in den Hofraum hinein, scheucht die Erschreckten auf und greift sich mit leichter Mühe einen Vogel heraus. Die Hühner gackern und flattern, die Hausbewohner sehen sich um, aber schon ist die That gethan und der Räuber mit der Beute davongeflogen. Zeitig werden die armen Vögel öfters von den Schwalben gewarnt, die ihn aus der Höhe früher entdecken und nun durch wohlverstandene Signalrufe seine Ankunft verkündigen. Auch die Bachstelzen machen seinetwegen viel Lärm und verfolgen ihn wie die spottende Jugend den scandalverursachenden Trunkenbold. Wie schwer es auch für ihn scheinen mag, so gelingt es ihm doch manchmal, aus einem Flug einen Staar abzusondern und den nach der Höhe strebenden endlich zu überfliegen und in seine Gewalt zu bekommen. Aber nicht blos im Fluge schlägt er die Vögel, er ist auch im Stande, die sitzenden und laufenden von erhöhten Gegenständen und von der Erde wegzunehmen. Solche Versuche macht er auch an Rebhühnern. Auf einem Spaziergange, den wir im Januar 1869 bei einer Kälte von 5 Graden Réaumur Nachmittags unternahmen, bemerkten wir auf einem Apfelbaum einen Sperber, der uns ungewöhnlich nahe herankommen liess. Ungefähr 40 Schritte von ihm entfernt, sahen wir ihn mit einemmale quer über die Hochstrasse in das Feld hinein streichen. Alsbald senkte er sich und schwebte ungefähr zwei Meter hoch über der Erdfläche dahin. Plötzlich blieb er rüttelnd stehen, gleichzeitig schnellte aber auch Etwas zu wiederholten Malen von einer Stelle des hochliegenden Ackers empor gegen den Sperber an, worauf letzterer anfangs erschreckte, dann aber die Fänge gebrauchte und mit Schwingen und Schwanz schlug, endlich eilend die Flucht ergriff. Auf den Platz gekommen, fanden wir zu unserem Erstaunen vier Rebhühner, welche in keilförmiger Stellung aufgerichtet, die Schnäbel nach oben hielten. Bei unserer Annäherung standen sie auf und fielen erst in einer Entfernung von 500 Schritten wieder ein. Ob der Sperber vorher wusste, wo die Hühner lagen, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen, wir vermuthen jedoch, dass dies der Fall war, da der verdächtige Flug von vornherein darauf schliessen liess. Wahrscheinlich versuchte er es, ein einzelnes Huhn zu überraschen oder aufzuscheuchen, er fand jedoch das kleine Völkchen auf seiner Hut und zur Vertheidigung

vereint. Dass aber das angreifende Rebhuhn (wahrscheinlich ein alter Hahn) ihm muthig gegen die Brust flog und ihm mit Schnabelhieben begegnete, das muss als eine wahrhaft überraschende Thatsache erscheinen. Unter den Säugethieren fallen dem Sperber hauptsächlich kleine Nager zur Beute, die grössesten unter ihnen mögen Hamster und junge Eichhörnchen sein.

Seiner List und Schlauheit gemäss horstet der Sperber, wenn auch selten in beträchtlicher Höhe, doch gut verborgen, vorzüglich gerne im Nadelholz nahe am Stamme. Auf derber Unterlage von Fichten-, Tannen- und Birkenreisern bilden feinere Reiser dieser Art die Nestmulde. Die Legezeit fällt in die letzte Hälfte des Mai, und die Zahl der glatt- und dickschaligen Eier schwankt zwischen drei und fünf. In einem und demselben Neste liegen Eier von abweichender Grösse, Gestalt und Farbe. Man findet am häufigsten solche mit kalkweissem, mehr oder weniger graulichem oder grünlichem Grunde, worauf rothbraune, lehmrothe und graublaue deutliche oder verwaschene grosse und kleine Flecken und Punkte in Menge oder vereinzelt stehen. Das allein brütende Weibchen sitzt mit solcher Hingebung auf den Eiern, dass selbst auffallende Störungen das Verlassen des Nestes nicht immer zur Folge haben. Wie der Habicht, nach welchem fehlgeschossen wurde, wenige Tage nachher wieder brütend angetroffen werden kann, so trotzt das Sperberweibchen mehr noch den feindlichen Störern. Wiewohl beide Eltern den Jungen reichlich Nahrung zutragen, so zerlegt doch nur das Weibchen dieselbe mund- und schlinggerecht, während das Männchen wohl nicht aus Mangel an Geschick hierzu, sondern indem es solche Arbeit verschmäht, die Nestlinge zu ernähren allein nicht im Stande ist, weil diese unzubereitete Beute von diesen nicht verschlungen werden kann. Längere Zeit noch bleibt die ganze Familie vereinigt, bis die Jungen unter Führung und Anleitung der Eltern zum Rauben und Zerlegen der Beute vollkommen tüchtig geworden sind.

Die Familie der Adler. Aquilae.

Was wir in unserem Buche: „Wohnungen, Leben und Eigenthümlichkeiten in der höheren Thierwelt“ über die Adler im Allgemeinen geschrieben haben, möge hier eine Stelle finden.

„Die ächten Adler, die Edeladler, sind in der Grösse und dem Wesen nach die Herrscher der Lüfte. Schon in der Ruhe bekundet ihre aufrechte Haltung und vor Allem ihr grosses, prächtiges Auge, der wahre Spiegel ihrer Seele, das ungewöhnliche Thier. Das hellleuchtende Feuer in des Adlers Blicke kündet Kühnheit und Majestät, während die Federn, die sich über den oberen vorragenden Augenbeinrand, die glänzende Iris halb bedeckend, in wagerechter Linie ziehen, dem Auge den Ausdruck der Verschlagenheit, Wildheit und Raublust verleihen. Dieses grosse Auge voll

herrlichen Glanzes ist der edelste Sinn dieser Könige der befiederten Welt. Auf diesen Sinn sind sie, wie alle Raubvögel, beim Auffinden ihrer Nahrung ganz und gar hingewiesen, weshalb er auch bedeutend entwickelt ist.

Der Augapfel selbst ist wenig beweglich, ein Missstand, der durch die leichte Beweglichkeit des Halses aufgehoben wird. Der Raum- und Gewichtsersparniss wegen finden wir den Augapfel nicht kugelig, vielmehr zeigt er eine mehr kegelförmige, nach hinten plötzlich breit auseinandergehende Form; so ist die Sehaxe, die Linie von der Mitte der Hornhaut (cornea) bis auf den Grund des Auges, eine möglichst lange und die bildaufnehmende Fläche im Augengrunde eine bedeutend breitere, zwei Vortheile, die wesentliche Eigenschaften des Vogelauges sind. Zur Erhaltung dieser charakteristischen Form sind harte Stützen in eignen Knochenablagerungen vorhanden, die als Knochenring in der äusseren weissen Haut (Sclerotica) sich ablagern, und gerade bei Raubvögeln, besonders dem Uhu, am meisten entwickelt sind, so dass der Augapfel von diesem Gebilde wie von einer oben und unten offenen Kapsel eingeschlossen ist. Eine bedeutende Wölbung zeigt die Hornhaut des Auges, die aber gleichwohl verschiedener Stellung fähig ist, denn an ihrer inneren Fläche setzen sich feine, nur dem Vogelauge eigenthümliche Muskelfasern an (der Crampton'sche Muskel), die durch ihr Anziehen die gewölbte Oberfläche der Hornhaut abflachen und so schon auf die Grössenveränderung der Sehaxe einwirken. Mit ganz auffallender Zusammenziehkraft ausgestattet, finden wir die meist in lebhaften Farben schillernde Regenbogenhaut (Iris). Durch ihre Zusammenziehungen und Ausdehnungen wird die von ihr freigelassene Sehöffnung, die Pupille, fortwährend nach Bedürfniss des Fern- und Nahsehens erweitert oder verkleinert. Die Muskelfasern dieser Haut besitzen, wie bei allen Vögeln, so ganz besonders bei den Adlern, eine bedeutende Ausbildung; es sind sogenannte quergestreifte Muskeln, die in dem thierischen Körper eine grössere Rolle spielen als die sogenannten glatten Muskelfasern, da diese nur den dem Willen entzogenen vegetativen Organen, jene dagegen den der Willenskraft unterworfenen animalischen Sinneswerkzeugen angehören, aus welchem Umstand sogar geschlossen wurde, dass die Beweglichkeit der Iris im Vogelauge von dem Willen des Thieres abhänge, was jedoch nicht der Fall ist. Unter allen Umständen aber gehorchen die gestreiften Muskeln rascher der Anregung von der Nervenfaser, wieder ein Vortheil, der das Vogelauge vor dem der übrigen Thiere auszeichnet. Hierzu kommt nun noch die Möglichlichkeit, auch die Linse, die wir bei den Adlern vorn stark abgeplattet finden, in ihrer Stellung mehr nach vorn oder hinten zu schieben, eine Bewegung, die ihr durch den die Linsenkapsel umgebenden Ring strahliger Muskelfasern (Corpus ciliare, Strahlenkörper) mitgetheilt wird. Auf diese Art rückt das Bild des zu erfassenden Gegenstandes, das durch die Linse gehend in umgekehrter Stellung auf die Netzhaut (retina) geworfen wird,

bald dieser Nervenhaut näher, bald wird es mehr von ihr entfernt, wie es eben die Deutlichkeit der zu erkennenden bald näheren, bald ferneren Bilder verlangt. Diese Anbequemung des Vogelauges, d. h. Möglichkeit, sich in der Stellung der einzelnen Theile, wie Horn-, Regenbogenhaut und Linse, der verschiedenen Entfernung der zu sehenden Gegenstände anzupassen, ist gerade bei den Raubvögeln, die durch die Geschwindigkeit ihrer Bewegung fortwährend in andere Verhältnisse zu dem Gesichtsobjekte kommen, eine sehr grosse und viel mehr ausgebildete, als sie anderen Wirbelthieren zukommt.

Noch haben wir eines anderen Gebildes zu erwähnen, das auch grundzüglich angedeutet bei einigen Fischen vorkommt, in gleicher Ausbildung aber nur im Vogelauge besteht. Es ist dies der sogenannte Fächer (Pecten), eine in Falten gelegte, von feinen Blutgefässen durchzogene Membran, die, in dem Hintergrunde des Auges auf der Gefässhaut (Chorioidea) entspringend, frei in den den hinteren Raum des Augapfels ausfüllenden Glaskörper hineinreicht und oft die Fläche der Linsenkapsel erreicht. Die Deutung dieses Gebildes dürfte keine klare sein, denn theils wird die Vermuthung ausgesprochen, dass es zur Befestigung der Linsenkapsel diene, theils findet man die Ansicht vertreten, dass es zur theilweisen Brechung oder Ablenkung gewisser Lichtstrahlen vorhanden — eine Ansicht, die dadurch mehr Begründung erhält, dass man bei den Eulen den Fächer weniger ausgebildet findet, als bei den Tagraubvögeln.

Durch seine wunderbare Einrichtung beherrscht das Adlerauge von den höchsten Bergesgipfeln und hoch aus den Lüften herab die kleinste Wirbelthierbeute. Diesem vorzüglichen Gesichte zu Diensten stehen zwei gleich ausgebildete Gliedmassen, die das Thier zum wahren Räuber stempeln; es sind dies die mächtigen Schwingen und scharf bewehrten Füsse. Mit jenen hebt es sich, seinem gewaltigen Drange gemäss, über die Sehweite des menschlichen Auges zu den Wolken, mit diesen packt und würgt es die Beute. Des Adlers Flug ist hochstrebend, majestätisch; hehr und bewegungslos ist sein Schweben, rauschend und unwiderstehlich sein Herabstossen. Brehm bezeichnet seinen Flug „ausgezeichnet schön; es fehlt ihm das Unruhige, welches der Flug des Edelfalken oder Habichts zeigt. Die Flügel werden, wenn es sich darum handelt, vom Boden aufzusteigen, gewaltig, aber verhältnissmässig langsam bewegt; hat jedoch der Adler einmal eine gewisse Höhe gewonnen, so schwebt er mit ausgebreiteten Flügeln ungemein rasch dahin. Man sieht von ihm oft minutenlang nicht einen einzigen Flügelschlag, und dennoch entschwindet der geradeausziehende Vogel sehr bald dem Auge. An dem Kreisenden bemerkt man, wie er durch Drehen und Wenden, durch Heben und Senken des Schwanzes sich steuert, wie er sich hebt, wenn er dem Winde entgegenschwebt, und wie er sich senkt, wenn das Gegentheil stattfindet. Beim Angriff auf lebende Beute stürzt der gewaltige Vogel mit

ausserordentlicher Schnelligkeit unter lautem hörbarem Rauschen hernieder, allerdings nicht schnell genug, um einen gewandt fliegenden Vogel zu ergreifen, aber immer noch rasch genug, um eine fliegende Taube einzuholen. Der Gang auf dem Boden ist ungeschickt; er besteht aus sonderbaren Sprungschritten, bei denen ein Bein um das andere bewegt wird, unter Zuhülfenahme der Flügel. Der Adler erscheint in laufender Stellung am unedelsten." Der niedere Boden ist nicht seine Heimath; er ist ein Luftvogel und nur in freier Höhe oder im Äther entfaltet sich sein Wesen. Hier ist er Adler, dort eine unbehilfliche Kreatur.

Betrachten wir uns den sitzenden oder „aufgebaumten" Vogel näher, der nach der richtigen Bemerkung Brehm's einen erhabenen Eindruck auf den Beschauer macht.

Die edelsten der Sippe sind sehr grosse Vögel von kräftigem, untersetztem Bau mit einem bedeutsamen, dicht und klein befiederten Kopf, an dem der Schnabel besonders charakteristisch gestaltet ist. Er erscheint an der Wurzel kräftig und gerade, nach der Spitze hin hakig übergebogen. An der Stelle vor der Überbiegung zeigt der Oberkiefer auf seinen Schneideflächen statt des Zahnes eine Ausbuchtung und an der Wurzel der Firste eine kahle Wachshaut. Wir lassen hier unseren Freund Brehm weiter sprechen, der die Adler im Gefangenleben wie in der Wildniss so vielfach beobachten konnte: „Die Fusswurzeln sind mittellang, stets kraftvoll, oft nur wenig, oft wiederum bis zu den Zehen herab befiedert. Diese selbst sind stark, von mittelmässiger oder bedeutender Länge und immer mit grossen, sehr gekrümmten, spitzigen Nägeln bewehrt. Die Flügel erreichen bei einigen das Ende des Schwanzes, bei andern nur dessen Wurzeltheil. Sie erscheinen stets abgerundet, weil die vierten oder fünften Schwingen fast ohne Ausnahme die längsten sind. Der Schwanz ist gross, lang und breit, entweder gerade abgeschnitten oder zugerundet. Das Gefieder besteht aus grossen, gewöhnlich zugespitzten Federn; es ist deshalb immer weich, zuweilen sehr weich, ausnahmsweise nur derb und hart. Bezeichnend für den Adler ist, dass die Federn des Hinterkopfs und Nackens sich entweder zuspitzen oder auch zu einer Holle verlängern. Die Adler bewohnen die ganze Erde; gewisse Theile derselben beherbergen jedoch einzelne Sippen der Familie, welche in anderen Gegenden nicht gefunden werden. Die Verschiedenheit der Gestalt lässt erwarten, dass nicht alle Arten dieselben Wohnorte haben. Auch die Mehrzahl der Adler lebt und jagt im Walde; einzelne Arten sind Gebirgs- und bezüglich Felsenbewohner; andere sind an das Wasser gebunden und leben entweder an der Küste des Meeres oder an Seen und Flüssen; einige finden selbst in freien Steppen ihre Heimath. In der Nähe des Menschen siedeln sich die Adler nur selten an; ihr eigentlicher Wohnsitz muss möglichst unbehelligt sein. Von ihm aus unternehmen sie aber weite Ausflüge, und gelegentlich dieser kommen sie oft genug in

unmittelbare Nähe der Dorfschaften und rauben hier, wenn sie sich nicht verfolgt sehen, zuweilen vor den Augen ihres gefährlichen Gegners. Die nordischen Arten sind grösstentheils Wandervögel, alle wenigstens Strichvögel, welche ausser der Brutzeit im Lande umherschweifen. Auch die Adler lieben Gesellschaften ihres Gleichen nicht; während des Sommers wenigstens dulden sie in ihrem Gebiete kein zweites Paar. Vereinigungen kommen unter ihnen nur während ihrer Winterreise oder auf wenige Minuten gelegentlich einer für viele ausreichenden Mahlzeit vor; auf dem Leichnam eines grossen Thieres, z. B. Der Verband, in welchem Adler zusammenleben, ist selbst während der Winterreise ein lockerer. Die Thiere kommen an beutereichen Orten zufällig zusammen, gehen hier denselben Geschäften nach und erscheinen deshalb oft als Gesellschaft, während streng genommen jeder seinen eignen Weg geht — selbstverständlich mit Ausnahme des Gatten eines Paares. Diese halten ausserordentlich treu zusammen, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass eine unter Adlern geschlossene Ehe für die ganze Lebenszeit währt. Mit andern Vögeln gehen die Adler eben so wenig Verbindungen ein. Sie vereinigen sich zuweilen mit Geiern, Milanen und Bussarden, freundschaftlich aber durchaus nicht. Der gleiche Nahrungserwerb führt sie zusammen; ist ihm Genüge geleistet, so endigt die Vereinigung. Dagegen erlauben sie einigen kleinen Schmarotzern, wie wir sie nennen wollen, Finkenarten z. B., sich in dem Unterbau ihres Horstes Wohnung zu suchen. Aber auch diese Erlaubniss wird nicht freiwillig gegeben; von eigentlicher Duldung ist keine Rede. Der Adler gestattet dem Sperlingsvogel in seiner unmittelbaren Nähe zu wohnen, weil er sich unfähig fühlt, sich jenes zu bemächtigen. Die Gewandtheit des Zudringlings ist sein Schutzbrief vor dem bedrohlichen Fang des Gewalthabers. Doch wollen wir nicht in Abrede stellen, dass einzelne Adler zuweilen eine ähnliche Grossmuth bekunden, wie sie der Löwe unter Umständen an den Tag legt. Die edelsten unter ihnen kennen die Mordsucht des Habichts nicht. Sie sind Räuber, aber sie sind stolze, edle Räuber: sie rauben, weil sie müssen. Der Adler vernimmt ausserordentlich fein und gibt gegen starke Töne einen entschiedenen Widerwillen zu erkennen. Über den Geruch ist viel gesprochen, aber, wie ich meine, auch viel gefabelt worden. Er ist gewiss nicht wegzuleugnen, doch glaube ich, dass er keineswegs so hoch ausgebildet ist, als man behauptet hat. Das Gefühl, Empfindungsvermögen sowohl als Tastfähigkeit, steht auf hoher Stufe, und Geschmack beweist jeder gefangene Adler, welchem verschiedene Nahrung vorgeworfen wird, in nicht verkennbarer Weise. Über den Verstand ist schwer ein richtiges Urtheil zu fällen; so viel aber ergibt die Beobachtung bald genug, dass auch der Geist als wohl entwickelt bezeichnet werden darf. Im Freileben zeigt sich der Adler ausserordentlich vorsichtig und scheu da, wo er Gefahr vermuthet, dreist und frech da, wo er früher ungestraft raubte; er richtet sein

Betragen also nach den Umständen. Andern Thieren gegenüber legt er auch zuweilen eine gewisse List an den Tag, und bei seinen Räubereien bekundet er eine beachtenswerthe Berechnung. In der Gefangenschaft hingegen schliesst er sich nach kurzer Zeit dem Menschen an, welchen er früher ängstlich mied, und tritt mit ihm in ein Freundschaftsverhältniss, welches sehr innig werden kann. Wahrscheinlich würde man irren, wenn man annehmen wollte, dass dieses Verhältniss auf das Gefühl der Unterthänigkeit gegründet sei; denn auch der gefesselte Adler ist sich seiner Kraft wohl bewusst und fürchtet sich durchaus nicht vor dem Menschen, falls dieser ihm feindlich entgegentreten sollte. Sie begrüssen mich mit freudigem Geschrei, wenn sie mich sehen; sie dulden es, dass ich mich in ihren Käfig begebe; sie ertragen aber durchaus keine Misshandlung. Genau so benehmen sie sich ihrem Wärter gegenüber, während sie Fremde entweder nicht beachten oder, wenn diese sich ihnen aufdrängen, ernst zurückweisen. Es ist wohl zu beachten, dass diejenigen Arten, welche wir Edeladler nennen, auch wirklich die Edelsten sind. Der Name ist ihnen gegeben worden nach dem Eindruck, welchen ihre äussere Erscheinung hervorrief; dieser Eindruck aber wird bestätigt und verstärkt durch Beobachtung ihres Wesens. Bei ihnen sind wirklich die edlen und grossartigen Eigenschaften besonders ausgebildet. Der freilebende Adler nährt sich vorzugsweise von selbst erbeuteten Thieren, namentlich von Wirbelthieren; keine einzige Art aber von denen, welche ich kenne, verschmäht Aas, namentlich von Wirbelthieren, und es ist gänzlich unbegründet, wenn man behauptet hat, dass nur der Hunger den Adler zu solcher Speise zwinge. Er bevorzugt das lebende Thier, findet es aber sehr bequem, an einem bereits gedeckten Tische zu schmausen. Ein Kostverächter ist er überhaupt nicht; mit wenigen Ausnahmen ist ihm jedes höhere Wirbelthier genehm. Fische gehören, wie es scheint, zu einem beliebten Beigericht, während Lurche nur in wenigen Arten Liebhaber zu finden scheinen. Der Adler raubt im Sitzen, wie im Laufen und selbst im Fliegen, erhebt die Beute, welche er ergriff, und trägt sie, falls er dies vermag, einem bestimmten Futterplatze zu, um sie dort zu verzehren. Bei dem Angriff entfaltet er seine ganze Kraft und beweist dabei eine ausserordentliche Erregung, welche in förmliche Wuth übergehen kann. Durch Widerstand lässt er sich selten oder gar nicht von dem einmal gefassten Vorsatze abbringen: was er einmal in's Auge gefasst hat, sucht er mit Hartnäckigkeit festzuhalten. Er greift muthig starke und grosse Thiere an und begnügt sich mit sehr kleinen und schwachen. Sein Erscheinen bedeutet, wie Naumann sehr richtig sagt, den Tod aller Thiere, welche ihm nicht zu schwer oder zu schnell sind. Die stärksten Arten erheben den bissigen Fuchs vom Boden oder nehmen den wehrhaften Marder vom Aste weg. Unter den Säugethieren sind blos die stärksten, grössten und schwersten, unter den Vögeln die gewandtesten vor ihm gesichert. Ein

abgerichteter Adler würde sich ohne Besinnen auf den Strauss stürzen und diesen unzweifelhaft umbringen: — fällt doch selbst der freilebende den Menschen an.“

Die Sippe der Edeladler, Aquila,

zeichnet sich durch kräftigen Leib, grossen, schönen Kopf, lange, breite Flügel, die bis zum Ende des Schwanzes reichen, der gerade abgeschnitten, breit und mittellang ist, hohe Ständer, langen, starken Schnabel, dessen Oberkiefer theils auf der Wachshaut schon, insbesondere aber vor derselben sehr gebogen und an der Schneide ausgebuchtet ist. Das grosse Auge liegt tief. Kräftige, mit grossen, spitzen, sehr gekrümmten Krallen versehenen Zehen, sowie zugespitzte, besonders am Hinterkopf und Nacken verschmälerte Federn und bis zu den Zehen befiederte Fusswurzeln vollenden die Merkmale.

Der Steinadler, Aquila fulva.

Eine genaue Beschreibung dieses Adlers gibt O. v. Riesenthal in folgender Art und Weise. Seine Länge beträgt 90—96 cm, seine Flugweite 230 cm; das Hackengelenk (Tarsus) misst 9,5 cm und ist bis an die Zehen rundum befiedert; Mittelzehe 7 cm, ihre Kralle 3,80 cm, Innenzehe 4,50 cm, Hinterzehe 3,20 cm, ihre Kralle 5 cm. — Schnabel 5,60 cm, Kopf 8,50 cm Mundspalte 7 cm, Schwanz 35 cm, Flügel 67 cm, dessen Spitze 35 cm.

Das alte Männchen ist im Ganzen ziemlich gleichmässig dunkel-, fast schwarzbraun, die Kopf- und Nackenfedern sind rostbraun mit helleren Spitzen, die Schwungfedern schwarz; der Schwanz ist an der Wurzel weiss, darauf folgen einige graue und schwarze Binden und Flecken, und diesen schliesst sich eine breite, schwarze Binde an, welche am Saume schwach und schmal hell gesäumt ist. Das alte Weibchen ist etwas heller bräunlich, sonst nur durch seine etwas grösseren Körperverhältnisse vom Männchen verschieden. Zehen und Wachshaut sind goldgelb, Krallen glänzend schwarz, Iris feurigfarbig bis blutroth.

Von dem Steinadler nur wenig verschieden ist der

Goldadler, Aquila chrysaëtos.

Der Schwanz des ersteren ist im Jugendkleide weiss mit breiter schwarzer Binde, und wenn gleich die letztere sich mit dem Alter verbreitert, respective sich in dunklere Binden umfärbt, so bleibt doch stets wenigstens die Schwanzwurzel rein weiss; der Schwanz des letzteren dagegen zeigt nie eine Spur von reinem Weiss, erscheint vielmehr schwarz und grau gewässert und geflammt, nicht gebändert. Nach Brehm ist der Goldadler bedeutend schlanker gebaut und kleinköpfiger als der Steinadler, sind Flügel und Schwanz länger, ist das Gefieder des alten Vogels lichter, roströthlicher, als bei jenem, was sich namentlich auf der Brust, an den Hosen

und Unterschwanzdeckfedern zeigt; auch unterscheidet ihn der auf der Achsel stehende weisse Fleck. Beide Adler bewohnen ungefähr dieselben Gegenden. Sie kommen im grössten Theile Asien's und im Norden Amerika's, wie in allen Ländern Europa's vor, wo hohe Gebirge und weitausgedehnte, zusammenhängende Waldungen ihnen die nothwendigen Bedingungen zu ihrem Heimischfühlen und ihrer ungestörten Fortpflanzung bieten. Auch in Deutschland sind sie an solchen entsprechenden Örtlichkeiten zu Hause. Man glaubt, dass der Goldadler nur hohe Bäume zum Horsten erwähle, nicht aber der Steinadler, der sich als Grundlage stets den Vorsprung einer Felswand aussuche. O. v. Riesenthal scheint dieser Annahme indessen nicht geneigt zu sein, denn er sagt, dass der Steinadler, unter welchem gemeinsamen Namen er Stein- und Goldadler zusammen umfasst, in Ermangelung von Felsen auf hohen starken Bäumen in sehr grossen aus Ästen, Reisern, Wurzeln und Moos zusammengefügten Horsten brüte. Es werden mitunter auch Horste der Bussarde und Milane von dem Adlerpaare benutzt. Riesenthal hebt hervor, dass der Steinadler seinem Standrevier und auch dem Horste treu bleibe; während des Winters lasse er den Horst nicht verfallen, sondern bessere und vergrössere ihn, sodass er im Frühjahr oft wohl um 20—30 cm höher aufgebaut erscheine.

Die Minne fällt in den März, es soll sich jedoch auch die Brütezeit zuweilen verspäten, sodass noch um die Mitte des April ganz unbebrütete Eier gefunden werden. Die Eier des Steinadlers sind nach Riesenthal's Beschreibung auf grünlich weissem Grunde rothbraun stärker oder schwächer punktirt oder gefleckt, sehr ähnlich den Bussardeiern. Die Zeit des vom Weibchen allein besorgten Brütens währt ungefähr fünf Wochen. Oft zeigt es sich indessen, dass von den zwei, höchstens drei Eiern das eine oder andere verbrütet wird, d. h. dass das Junge in demselben nicht zur Entwicklung kommt, und so findet man in manchen Nestern nur ein einziges Junges. Beide Eltern tragen im Laufe des Tages mehrmals Beute zum Horste ihrer Jungen, jedoch geschieht dies durchaus nicht in so häufigen Wiederholungen wie bei andern, kleinen Vögeln. Oft ist das erbeutete Thier verhältnissmässig so gross, dass einestheils das Zerlegen und mundwie schlinggerechte Vorlegen Zeit in Anspruch nimmt, anderntheils aber liegt es in der Natur der Adler überhaupt, zeitweilig zu rauben und zu kröpfen, zeitweilig auch der Ruhe zu pflegen. Nach Brehm weiss das Adlerpaar sich seine Tageszeit wohl einzutheilen. Er sagt hierüber Folgendes: „Der Adler hält mit grosser Zähigkeit an dem einmal gewählten Gebiete fest. Dasselbe ist immer ein sehr ausgedehntes, wie es der bedeutende Nahrungsbedarf des Vogels erfordert. Von dem Nistorte aus unternimmt das Paar tagtäglich Streifzüge, häufig in derselben Richtung. Es verlässt den Ort der Nachtruhe erst längere Zeit nach Sonnenaufgang und streicht nun in ziemlich bedeutender Höhe kreisend durch das Gebiet.

Bergzüge werden in gewissem Sinne zur Strasse; über ihnen pflegt der Adler verhältnissmässig niedrig dahinzustreichen, wenn die Berge hoch sind, oft in kaum Flintenschussnähe über dem Boden. Beide Gatten pflegen gemeinschaftlich zu jagen und sich im Nothfall zu unterstützen; bei der Mahlzeit geht es jedoch keineswegs immer sehr friedlich her: eine leckere Beute kann selbst unter den zärtlichsten Adlergatten Streit hervorrufen. Die Jagd währt bis gegen Mittag; dann kehrt der Räuber in die Nähe des Horstes zurück oder wählt sich einen andern sichern Punkt, um auszuruhen. Regelmässig geschieht dies, wenn er im Fang glücklich war. Er sitzt dann mit gefülltem Kropf und lässig getragenem Gefieder längere Zeit auf einer und derselben Stelle und gibt sich der Ruhe der Verdauung hin, ohne jedoch auch jetzt seine Sicherheit aus den Augen zu verlieren. Nachdem diese Ruhe vorüber, fliegt der Adler regelmässig zur Tränke. Es ist behauptet worden, dass ihm das Blut seiner Schlachtopfer genüge: jeder gefangene Adler beweist das Gegentheil. Er trinkt viel und bedarf des Wassers noch ausserdem, um sich zu baden. Bei warmem Wetter geht selten ein Tag hin, an welchem er letzteres nicht thut. Nachdem er getrunken und sich gereinigt, tritt er einen nochmaligen Raubzug an; gegen Abend pflegt er sich in der Luft zu vergnügen; mit Einbruch der Dämmerung erscheint er vorsichtig und ohne jedes Geschrei auf dem Schlafplatze, welcher stets mit grösster Vorsicht gewählt wird. Dies ist, mit kurzen Worten geschildert, das tägliche Leben des Vogels.“

„Beim Fang“, so berichtet derselbe Schriftsteller weiter, „verfährt er, je nach den Umständen, sehr verschieden. Der in der Luft kreisende Adler, welcher eine Beute erspäht, senkt sich in Schraubenlinien hernieder, um den Gegenstand genauer in's Auge zu fassen, legt, wenn dies geschehen, plötzlich seine Flügel an und stürzt mit weit vorgestreckten, geöffneten Fängen sausend schief zum Boden herab, gerade auf das betreffende Thier los und schlägt ihm hier beide Fänge in den Leib. Er wagt sich auch an stärkere Thiere. . . . Es würde viel zu weitläufig sein, alle Thiere aufzuzählen, auf welche der Adler Jagd macht. Unter unsern deutschen Vögeln sind nur die Raubvögel, die Schwalben und die kleinen schnellen Singvögel vor ihm sicher, unter den Säugethieren, blos die grossen Wiederkäuer, Ein- und Vielhufer.“

„Die gefangene und getödtete oder wenigstens halb erwürgte Beute wird vor dem Verzehren von dem Adler erst oberflächlich gerupft; nachdem dies geschehen, fängt er beim Kopf zu fressen an, zertrümmert die Knochen desselben und frisst auch sie mit, falls ihm ersteres gelang. Bei grösseren Vögeln lässt er nur den Schnabel liegen. Er frisst mit grösster Vorsicht, sieht sich von Zeit zu Zeit um und lauscht nach allen Seiten hin. Nach der Mahlzeit putzt er sich den Schnabel sehr sorgfältig. Haare und Federn sind auch ihm ein dringendes Bedürfniss; sie scheinen ihm zur Reinigung

des Magens unentbehrlich zu sein. Nach vollendeter Verdauung ballen sie sich zu einem Klumpen zusammen, und diesen, das Gewölle, speit er aus, gewönlich alle fünf bis acht Tage einmal.“

Riesenthal schildert den Steinadler als einen der Wildbahn ausserordentlich verderblichen Räuber, dem vom Wildkalb bis zum Kaninchen, vom Trappen und Schwan bis zum Feldhuhn alle gelegentlich zum Opfer werden; er schlägt seine Beute im Sitzen wie im Laufen und sucht die Vögel, die ihm an Schnelligkeit überlegen sind, durch fortgesetztes Jagen zu ermüden, bis sie sich drücken und seinen Klauen verfallen. Der Steinadler verschmäht Fische und fällt nach letztgenanntem Beobachter auf's Aas, vorausgesetzt dass die Cadaver noch ziemlich frisch sind. In Vergleich zu dem Seeadler ist er „unverhältnissmässig seltner, und die meisten in Zeitungen und Journalen als erlegt ausposaunten Steinadler sind keineswegs solche, sondern junge Seeadler auf ihren ersten Streifzügen, wie es sich erst wieder ganz neuerdings mehrfach herausgestellt hat; diese sind die unvermeidlichen Zeitungssteinadler.“

Der Schreiadler. Aquila naevia.

Die Länge beträgt 65 bis 70, die Breite 160 bis 180 cm. Die Hauptfarbe besteht in einem etwas glänzenden Kaffeebraun, welches im Winter dunkler, als im Frühling und Sommer, erscheint und in der Nackengegend heller ist. Auch lichten sich im Frühjahre die kleineren und mittleren Oberflügeldeckfedern. An den schwarzbraunen Handschwingen zeigen sich verloschen dunklere Bänder, welche nach hinten sich der helleren Färbung der Deckfedern nähern. Die ein wenig heller, als die Schwingen, erscheinenden Schwanzfedern sind auf der Innenseite mit hell fahlgelben Bändern versehen, während die unteren Schwanzdecken matt erdbraun, an den Spitzen heller und die Fusswurzeln ebenfalls erdbraun sind. Die Iris des Männchens ist gelb mit braunen, die des Weibchens goldgelb mit rothen Punkten an der Unterseite des Auges, die Wachshaut gelb. Der hornblaue Schnabel hat eine schwarze Spitze, der unbefiederte Theil des Fusses gelbe Farbe. Die jungen Schreiadler haben dunkleres Gefieder, als die alten, im Nacken kleine roströthliche Spitzenflecken. Die erdbraunen Mantelfedern deckt Kupferglanz. Zwei hellrostfarbene Binden stehen auf den Flügeln. Auch der Kopf zeichnet sich durch Rostfarbflecken aus und die Unterschwanzdecken zeigen rostfarbene Schaft- und Spitzenflecken.

Die nördlichen und östlichen Länder Deutschlands herbergen den Schreiadler. Nach näheren Angaben Riesenthals mittelst Zusammenstellung der von Beobachtern mitgetheilten Erfahrungen werden folgende Gegenden hervorgehoben: Pommern, Brandenburg, Mecklenburg, Sachsen, Schlesien, Hannover. Ferner ist er in Galizien, Ungarn, Russland und Asien verbreitet. Im Winter trifft man ihn in Nordafrika sehr häufig an.

Sein Aufenthalt ist an Auwälder und Feldgehölze gebunden und erfordert sumpfige Bodenbeschaffenheit und angrenzende Seen und Moräste. Hier wählt er alsbald nach der Rückkehr zur heimathlichen Stätte, im April, eine Buche, zuweilen auch einen Nadelbaum zur Anlage seines Horstes, den er entweder auf der Grundlage eines Bussard- oder Milanenhorstes errichtet oder frei auf derbem Geäste erbaut, wozu als Fundament stärkere Reiser und zur weiteren Ausführung schwächere unter Beigabe von Wurzeln und Moos gewählt werden. Das Gefüge ist unordentlich, der Horst verhältnissmässig klein, oben flach geformt, inwendig mit frischen Zweigen, dürrem Gras oder Stroh und Dunen ausgefüttert. Die zwei Eier haben grünlichen Grund und sind röthlich gefleckt. Die Grösse weicht ebenso sehr ab, wie die Form. Häufig wird nur ein einziges Junges im Horste entdeckt. Trotz des scheuen und feigen Charakters sitzt der brütende Schreiadler doch sehr fest auf den Eiern, ja Hintz hat sogar beobachtet, dass er nach zerstörter Brut alsbald wieder in denselben Horst legte. Die Nahrung des Schreiadlers besteht hauptsächlich aus Mäusen, Fröschen und Vögeln.

Schon im September verlässt er die Heimath und begibt sich nach Afrika.

Schliesslich geben wir noch die Unterscheidungsmerkmale der drei sehr verwandten, oft mit einander verwechselten Arten nach Riesenthal.

„1. Aquila naevia. Nasenlöcher ohrenförmig, schräg liegend; auf Nacken und Kropf Rostflecken, Kopf, Hals und obere Flügeldecken bei nicht ganz frischem Gefieder erdfarbig, Kopf fast hell graubräunlich. Schnabel schwach, zusammengedrückt; Schwanz mit stets deutlicher Bänderung, wenigstens auf der Unterseite. Flügel erreichen das Schwanzende nicht.

2. Aquila clanga. Nasenlöcher stark rundlich, am oberen Rande eine narbenartige Erhöhung; stets ohne Rostflecken und niemals mit hellbraunem Gefieder. Schnabel stark, Tarsen sehr lang, Schwanz in den meisten Fällen ungebändert. Die Flügel erreichen das Schwanzende oder überragen es.

3. Aquila orientalis. Nasenlöcher ähnlich, wie bei naevia, aber mit wulstigerem Rande. Schnabel auffallend gross. Schwingen und Schwanz deutlich grau gebändert. Schwanzdecken ober- und unterseits rostgelblich, ausgebleicht weisslich. Von der Grösse des Kaiser- und Steinadlers, aber durch die einfarbig braune Farbe der Hosen- und Tarsenbefiederung von diesen verschieden.“

Der Zwergadler. Aquila minuta sive pennata.

Beschreibung nach Riesenthal: „Länge 57 c; Flügelspitze 9,5 c, Oberflügel 31,5 c; Schwanz 23,3 c; Kopf 8 c, Schnabel 4 c, Mundspalte 3,5 c; Hakengelenk von der Beuge bis an die Wurzel der Mittelzehe 6,1 c; Mittelzehe 4,5 c, ihre Kralle 2,8 c; Aussenzehe 3,3 c, ihre Kralle 2 c; Innenzehe 2,9 c, ihre Kralle 3,1 c; Hinterzehe 2,6 c, ihre Kralle 4 c.

Schnabel sanft gebogen mit langem Haken; Mundspalte bis hinter das

Auge reichend; Wachshaut aufgetrieben, Nasenlöcher schräg, fast quer liegend, nierenförmig, Wachshaut und Mundwinkel gelb, Bartborsten nach vorn gerichtet; Auge braun, im Alter mit gelblichem Ton. — Krallen sehr stark und gekrümmt, glänzend schwarz, sehr spitz. Hosen auffallend stark befiedert. Grösse geringer als der Bussard, weshalb eine Verwechslung mit einem anderen Adler nicht denkbar.

Die Jungen im Nestkleide, kurz vor dem Ausfliegen, haben bläulichen Schnabel mit dunkler Spitze, Wachshaut, Mundwinkel und Zehen gelb, Krallen schwarz; Stirn weiss, ebenso die Wangen mit halbmondförmigem braunem Fleck auf der Ohrgegend; Scheitel, Nacken sowie überhaupt die ganze Oberseite braun, hier und da die weissen Dunen des ersten Kleides noch hervorragend. Kinn weiss, Kehle ebenso mit braunen länglichen Schaftflecken. Soweit sind sie unter sich in den Hauptsachen gleich; Brust Bauch und Hosen dagegen waren bei zwei Nestjungen desselben Horstes verschieden; bei dem einen braun wie die Oberseite, bei dem andern gelbröthlich; auf den Hosen hatten sie beide noch Dunen zwischen den ausgebildeten Federn und die Unterseite der Flügel war weiss."

Auf diesen von Howard Saunders entdeckten Unterschied in der Färbung des Gefieders der Nestjungen gründet sich die auch von Göbel unterstützte Ansicht, dass die frühere Unterscheidung eines Aquila minuta und eines Aquila pennata auf Irrthum beruhe und beide vermeintliche Arten als eine einzige zu betrachten seien.

„Es finden sich im ausgefärbten Kleide auf der Vorderseite vorherrschend weisse und vorherrschend roströthliche Exemplare, erstere sind in den meisten Fällen die Männchen, letztere die Weibchen. Bei beiden sind Wachshaut und Mundwinkel gelb, ebenso wie die Zehen; Schnabel hornfarbig schwarz, an der Spitze schwarz, an den Mundwinkeln einige hellere Schattirungen, Iris gelbbraun. Die Weibchen sind meistentheils auf der Stirne weisslich, auf Genick und Nacken röthlich braun mit dunkelbraunen Schaftstrichen und hellen Säumen, ebenso den ganzen Rücken entlang, auf dessen oberem Theile die helleren Säume mehr auffallen, als auf dem unteren, der jedoch nach der Schwanzwurzel hin dunkler wird, mit nur schwachen Säumen. Schwanz auf der Oberseite dunkelbraun mit ganz schwachem Spitzensaum, mit Ausnahme der Innenfahnen, von denen die der beiden mittleren Federn etwas fahler braun und nach der Wurzel hin weiss und graubraun gewässert sind. Schwanzdecken in's Gelbliche übergehend, weisslich gesäumt, Schäfte gelblich. — Die Unterseite des Schwanzes lichtgelblichgrau, mit einigen, unregelmässige Bänder darstellenden Flecken. Die äussersten 5 bis 6 grossen Schwingen schwarzbraun mit schwarzen Schäften, alle übrigen Schwingen heller braun mit hellen Säumen. Flügeldecken auf der Oberseite braun, hell gesäumt, oft weisslich, auf der Schulter am Flügelgelenk ein weisser Fleck. Die ganze Vorderseite rostbraun mit dunklen

Schaftstrichen, Tarsalbefiederung röthlichweiss. Die Männchen unterscheiden sich auf der ganzen Oberseite wenig oder nur zufällig von den Weibchen, dagegen sind sie auf der ganzen Vorderseite weiss mit schmalen bräunlichen Schaftstrichen auf Kehle, Brust und Bauch; Hosen und Tarsalbefiederung weiss. Der weisse Schulterfleck ist nicht immer vorhanden. Ausser diesser weissen Färbung gibt es noch junge Männchen mit schwarzbrauner Vorderseite, deren Rückseite aber sich von den andern Färbungen nicht wesentlich unterscheidet."

Der Verbreitungskreis dieses auch in Deutschland, vielleicht in Baiern, Schwaben und Sachsen als Brutvogel zuweilen vorkommenden Adlers erstreckt sich über den südlichen und südöstlichen Theil Europa's. In Asien kommt er in Indien und auf Ceylon vor. Im Herbste zieht er aus Europa nach Afrika.

Die Grösse des Zwergadlers entspricht derjenigen des Bussards; hieraus geht hervor, dass er die kleinste Art der Adlerfamilie ist. Brehm sagt: „Die Zwergadler sind echte Edeladler in Geist und Wesen. Sie unterscheiden sich von ihren grösseren Verwandten nur durch grössere Gewandheit und geringere Vorsicht. Ihr Flug ist schnell, kräftig und leicht, auf lange Zeit hinschwebend, beim Angriff aut die Beute pfeilschnell. Zu ihrer eignen Belustigung kreisen die Zwergadler in höchst anmuthiger Weise lange Zeit über ein und derselben Stelle umher; sie lieben es auch, in bedeutende Höhen emporzusteigen; bei ihrer Jagd hingegen schweben sie ziemlich niedrig über dem Boden dahin und rütteln nicht selten nach Art der Thurmfalken. Zum Aufbaumen wählen sie seltner die höchsten Spitzen der Bäume, vielmehr niedere Äste derselben. Hier sitzen sie aufrecht, oft lange Zeit, ohne ein Glied zu bewegen. Sie achten jedoch auf Alles, was um sie vorgeht, und am allermeisten auf ein sich ihnen etwa bietendes Wild. Männchen und Weibchen halten sich stets zusammen, auch auf dem Zuge. Die Stimme ist sehr verschieden; man gibt sie durch die Sylben „Koch koch kei kei" oder durch „Wüdwüd" wieder."

Die Zwergadler bewohnen die Laubwälder in der Nähe grösserer Flüsse und siedeln sich paarweise gern in der Nachbarschaft mehrerer Ihresgleichen an. Sie lieben an ihrem Wohnplatz kräftigen, dichten Unterwuchs. Ihren Horst bereiten sie aus stärkeren und schwächeren dürren Äste und füttern die oberflächliche Nestmulde mit grünen Zweigen aus. Er steht auf starken Astgabeln oder in einer Stammgabel 10 bis 16 Meter hoch. Die beiden Eier bilden schon zu Anfang des Mai das vollzählige Gelege und sind sehr rundlich gestaltet, grobkörnig, auf weissgrünlichem oder in's Gelbliche ziehendem Grunde mit wenigen bleich violettgrauen Punkten bedeckt. Die Eltern zeigen grosse Liebe zu der Brut. Während das Weibchen brütet, sitzt das Männchen lange Zeit in der Nähe und löst es auch im Brüten ab. Die in die Nähe des Horstes sich wagenden grösseren Raubvögel werden mit Wuth angegriffen. Wodzicki berichtet hierüber:

„Ein Paar Zwergadler hatte unweit des Horstes eines Seeadlers den seinigen gegründet und wusste sich den grossen Räubern gegenüber eine so hohe Achtung zu verschaffen, dass die Seeadler sich schliesslich nie nach der Seite hin wagten, wo die Zwergadler hausten. Die sich täglich vor meinen Augen wiederholenden Kämpfe waren sehr anziehend. Später, als das Weibchen brütete, versah das Männchen allein diesen Wachdienst. Milane und Habichte wurden in gleicher Weise verjagt.“ Der Raub des Zwergadlers umfasst kleine Säugethiere und Vögel, von letzteren besonders Wasservögel und zeitweise wohl auch Eidechsen.

Die Sippe der Seeadler, Haliaëtos, umfasst grosse und sehr grosse Glieder. Vor allem tritt der lange, starke Schnabel als Kennzeichen auf, der vor der Wachshaut nach der scharf gekrümmten Spitze abwärts sich biegt, sodann die nur zur Hälfte befiederte Fusswurzel, die bedeutenden, mächtigen Fänge, die getrennten Zehen, die sehr gekrümmten, langen, spitzen Nägel, die weiten Flügel, welche beinahe bis an das Ende des meist mittellangen, breiten, bald mehr, bald minder abgerundeten Schwanzes reichen, sowie die scharf zugespitzten Kopf- und Nackenfedern und das mehr oder weniger Dunkel-, Lebhaft- oder Düstergrau des Gefieders.

Der Seeadler. Haliaëtos albicilla.

Die Länge beträgt 85 bis 95 cm, die Breite 230 bis 240 cm. Kopf, Kehle, Nacken und Oberhals sind hell fahlgraugelb; Mantel und Oberrücken düster erdbraun mit fahlgelblichen Federrändern und dunkelbraunen Schaftstrichen. Das düstre Erdbraun des Unterrückens und der Unterseite wird nach dem Schwanze hin ein wenig dunkler, die Schwingen sind schwarzbraun, an den Schäften der Federn weisslich, die Armschwingen jedoch etwas heller braun, als die Handschwingen, der Schwanz weiss, seine Form etwas zugerundet, Augenring, Wachshaut, Schnabel und Fuss gelb. Das bis zur Mauser zur gelblichfahlgrauen Farbe verschossene Gefieder erscheint nach derselben wieder in seiner eigenthümlichen Ausprägung. Bei den jungen Vögeln herrscht lichtes Graubraun; die dunkleren Federenden verursachen die Erscheinung des streifig gefleckten Kleingefieders. Auch sind Kopf und Schwanz dunkler, der Augenstern ist braungelb, der Schnabel hornbläulich, der Fuss grünlichgelb.

Riesenthal hebt im Vergleich zum Steinadler hervor, dass der Seeadler stämmiger aussehe, wozu der kurze, keilförmige Schwanz beitrage, ferner, dass er beim Fliegen den Kopf etwas hängen lasse und breiteren Fittig habe.

Die Verbreitung des Seeadlers ist eine sehr ausgedehnte, sie umfasst ganz Europa und den grössten Theil Asien's. Nach Brehm unterscheiden sich die hochnordischen Seeadler von den deutschen und südeuropäischen ersichtlich durch ihre bedeutendere Grösse. „Alle Seeadler,“ sagt derselbe, „verdienen ihren Namen. Sie sind vorzugsweise Küstenvögel; sie verlassen

wenigstens niemals die Nähe des Wassers. Im Innern des Landes kommen alte Seeadler nur an grossen Strömen oder Seen vor; die jüngeren hingegen werden fern ab vom Meer gesehen; sie wandern in der Zeit, welche zwischen ihrem Ausfliegen und der Paarung liegt, das heisst: mehrere Jahre ziel- und regellos durch die weite Welt, und gelegentlich solcher Reisen erscheinen sie auch tief im Innern des Landes. Es gehört zu den grössten Seltenheiten, wenn hier ein Seeadlerpaar wohnen bleibt, d. h. seinen Horst auf einem der höchsten Bäume des Waldes gründet. Fernab von grösseren Gewässern scheint Solches nie zu geschehen.“

Bei uns in Deutschland ist der Seeadler als Stand- und Brutvogel nachgewiesen in Pommern, Mecklenburg und überhaupt am Ostseegestade, in der Mark, in Schlesien, in Baiern, an den Mansfelder Seen, im Posenschen, in Baden und Thüringen, sowie auch in Böhmen. Schon im März horstet das Paar, welches zu seiner ungestörten Fortpflanzung gewöhnlich erst Kämpfe zu bestehen hat, welche zudringliche fremde Männchen veranlassen. Die bis zu 140 cm Umfang und 50 cm im Durchmesser betragende Grösse des Horstes wechselt natürlich nach dem Alter des Baues, der lange Jahre benutzt und durch die Aufbesserung erweitert wird. Dicke dürre Äste bilden die Grundlage, dann folgen dünnere und endlich eine die Nestmulde auskleidende Lage zarter Zweige, untermischt mit Flaumfedern des Weibchens. Die Äste und Zweige sind mit Moos, Stroh und Kieferreisern dicht durchflochten. Man hat auf Bäumen, wo entweder eine Stamm- oder eine sehr derbe Astgabel benutzt wird, 2 m hohe und 2 m weite Horste gefunden, während die Horste, welche in Felsenhöhlen- oder Nischen stehen, weniger massenhaftes Material enthalten, sicherlich aus dem einfachen Grunde, weil an und für sich schon eine grössere Unterlagsfläche und überhaupt natürlicher Schutzraum und Grenze in letzteren Fällen geboten ist. Riesenthal berichtet, dass der Horst auch in grossen Rohrdistricten auf umgebrochenen Rohrstengeln etwa 1 Meter über dem nassen Untergrund stehe.

Die gewöhnliche Anzahl der dick- und rauhschaligen Eier ist zwei, seltner drei, in einzelnen Fällen sogar vier. Die Grundfarbe derselben ist weiss, die Flecken sind hellgelb, die seltener vorkommenden Punkte röthlich oder bräunlich. Die Jungen werden reichlich mit Nahrung versorgt. Der Horst wird füglich mit einer Schlachtbank verglichen. Wassergeflügel und Fische bilden einen grossen Theil des herzugetragenen Raubes. Nach dem Ausflug halten sich die jungen Seeadler noch einige Zeit in der Nähe des Horstes auf, dann aber verfliegen sie sich und im Herbste wandern sie in ansehnlichen Gesellschaften. „Ausser der Brutzeit“, berichtet Brehm, „leben die Seeadler ziemlich gesellig, mehr nach Geier-, als nach Adlerart, in der Nähe der Gewässer. Ein günstig gelegener Wald oder ein günstig gelegener Felsen wird zum Vereinigungs- oder Schlafplatze. Im Hochsommer übernachten sie gern auf kleinen Inseln, namentlich auf den Scheren, ausserdem

auf hohen Bäumen in einem Küstenwalde. Schon früh am Morgen, ja bereits in der Morgendämmerung begeben sie sich wieder nach der Seeküste und stellen hier den verschiedenen Meeresvögeln, namentlich den Enten und Alken, sowie verschiedenen Fischen oder Meersäugethieren nach. Die Taucher sind mehr gefährdet, als die nicht tauchenden Vögel. Diese erheben sich beim Anblick des allgefürchteten Räubers so schnell sie können und entweichen, jene vertrauen oft zu viel auf die Wassertiefe, warten den Adler ruhig ab, tauchen und glauben sich gesichert, während der böse Feind doch nur darauf lauert, dass sie wieder zum Vorschein kommen müssen. Sie entrinnen vielleicht zwei-, dreimal der verderbenbringenden Klaue — beim vierten Auftauchen, wenn sie, dem Ersticken nahe, einen Augenblick länger verweilen, als sonst, sind sie gefasst und wenige Augenblicke später erwürgt. Mit der Kühnheit und dem Bewusstsein der Kraft dieses Vogels vereinigt sich die grösste Hartnäckigkeit. Es wurde beobachtet, dass ein Seeadler wiederholt auf Meister Reinecke stiess. Dass die kleineren Heerdenthiere auf's Höchste durch den Seeadler gefährdet sind, ist eine bekannte Thatsache, dass er Kinder angreift, keinem Zweifel unterworfen. An den Vogelbergen des Nordens findet auch er regelmässig sich ein und zieht sich mit aller Gelassenheit die Bergvögel aus ihren Nestern hervor. Die Eidergänse fängt er wie oben beschrieben; die jungen Seehunde nimmt er dicht neben ihren Müttern weg; die Fische verfolgt er bis in die Tiefe des Wassers: er arbeitet dann als Stosstaucher. Zuweilen jedoch missglücken diese Versuche."

Einen sehr interessanten Fall theilt Lenz mit.

„Ein Seeadler schwebte Beute suchend über der Havel und entdeckte einen Stör, auf welchen er sogleich herabschoss; allein der kühne Adler hatte seiner Kraft zu viel zugetraut: der Stör war ihm zu schwer, und es war ihm unmöglich, denselben aus dem Wasser emporzuheben; jedoch war auch der Stör nicht stark genug, den Adler in die Tiefe hinabzuziehen. Er schoss wie ein Pfeil an der Oberfläche des Wassers dahin; auf ihm sass der Adler mit ausgebreiteten Flügeln, so dass beide wie ein Schiff mit Segeln anzusehen waren. Einige Leute bemerkten das schöne Schauspiel, bestiegen einen Nachen und fingen sowohl den Stör als den Adler, welcher sich so fest in den Fisch eingekrallt hatte, dass er seine Krallen nicht befreien konnte."

Riesenthal sagt: „Je nach der ihn umgebenden Thierwelt schlägt der Seeadler bald mehr Federwild, bald Haarwild oder Fische. Die Entenschwärme steigen sofort auf, wenn sie ihn sehen oder sein rauhes „Krau kra-au krau!" hören und suchen in schnellster Flucht ihre Rettung, da er sie im Fluge nicht schlagen kann." „Hasen und Kaninchen schlägt er im vollen Lauf." „Natürlich ist er der Jagd ausserordentlich gefährlich und nicht nur der niederen, von der Wasserjagd und Fischerei abgesehen, sondern auch den jungen Wildkälbern stellt er sehr eifrig nach." „Der Seeadler

geht sehr gern auf Aas und füllt sich oft damit so voll, dass er nur schwer aufstehen kann, auch todte Fische und grössere Seethiere sucht er am Strande emsig auf, und hat man bei der Gelegenheit oft mehrere zusammen beobachtet, wie sie mit gesträubtem Gefieder, aber sonst friedlich sich des gemeinschaftlichen Mahles erfreuten. Er ruht gelegentlich auf dem Wasser.“

Die Sippe der Flussadler, Pandion, kann als Bindeglied zwischen den Adlern und Weihen betrachtet werden und kennzeichnet sich in folgenden Merkmalen: kleiner, jedoch starker Körper, mittelgrosser Kopf, sehr gekrümmter, von langen Haken überragter Schnabel, kräftiger, bis etwas über die Ferse befiederter Lauf, sehr starker, mit netzschuppiger Bekleidung versehener Fuss, dessen Zehen ziemlich kurz und mit scharfen, sehr gekrümmten Nägeln versehen sind, von denen die äusserste Zehe eine Wendezehe ist. Die ungewöhnlich langen Flügel überragen noch den ziemlich langen Schwanz weit über sein Ende. Das Gefieder ist glatt und fetthaltig, Kopf und Nackenfedern sind scharf zugespitzt.

Der Fischadler. Pandion haliaëtos.

Die Länge beträgt zwischen 50 und 60, die Breite 156 bis 164 cm. Die Grundfarbe des Kopfes und Nackens besteht in Gelblichweiss, das mit schwarzbraunen Längsstreifen geziert ist. Die Federn dieser Theile sind scharf zugespitzt. Im Übrigen ist die Oberseite braun und hat lichtere Federränder. Der braune Schwanz trägt schwarze Bänder. Die Unterseite ist weiss oder etwas in's Gelbliche spielend. Auf der Brust steht ein mehr oder weniger deutliches braunes Schild. Vom Auge zieht sich ein dunkler Bandstreifen bis in die Mitte der Halsseite. Das Auge selbst ist hochgelb, die Wachshaut gleich dem Fuss bleigrau, der Schnabel wie die Krallen glänzend schwarz. Die Weibchen haben fahleres Gefieder und hellere Federränder, die jungen Vögel bräunliches Gefieder auf der Oberseite, dessen Spitzen hellbraun breit gesäumt sind, ferner auch trüberes Weiss und stärkere Flecken im Nacken. Riesenthal sagt: „Das Gefieder des Fischadlers, den grössten Theil der Zeit den heissen Sonnenstrahlen über dem Wasser ausgesetzt und abgenutzt durch das gewaltsame Tauchen unter Wasser, verschiesst sehr bald und wird fahl, sodass die Individuen sehr verschieden aussehen. Kenntlich ist der Fischadler übrigens immer und ganz besonders an seinen blaugrauen nackten Fersen und Zehen, die mit auffallend groben abstehenden Schuppen besetzt sind und deren Sohlen höchst scharf und kratzig sich anfühlen. An der Aussenzehe, die er beim Schlagen nach hinten wendet, spitzt sich der Zehenballen des untersten Gliedes an der Innenseite scharf zu, und die Kralle der Mittelzehe hat an der der Innenzehe zugekehrten Seite eine Schneide, sonst sind alle Krallen unterseits rund, nicht scharfkantig wie bei den andern Adlern. Dass dieser raspelartig rauhe Fuss dem Adler zum Greifen und Festhalten

der glatten Fische nothwendig ist, bedarf keiner Erklärung. Er fliegt unstet mit gehobenem Flügelschlage und ist an dem sehr langen Fittig und dem verhältnissmässig kurzen Schwanze, den er etwas herabsenkt, bald kenntlich."

Die Verbreitung des Fischadlers geht nach Brehm über ganz Europa, den grössten Theil Asien's und über die Flussgegenden Nord- und West-afrika's. Im Norden ist er überall Sommervogel, im Süden Strichvogel. „In unserem Vaterlande siedelt sich der mit Recht gehasste und eifrig verfolgte Raubvogel selbstverständlich nur in wasserreichen Gegenden bleibend an. Von hieraus durchstreift er ein weites Gebiet in ziemlich regelmässiger Weise. Die langen Schwingen setzen ihn in den Stand, grosse Strecken mit Leichtigkeit zu durchfliegen. Er schwebt zuerst in grosser Höhe dahin, senkt sich dann über den Wasserspiegel tiefer herab und beginnt nun seine Fischjagd. So lange die Gewässer dampfen, erscheint er nicht über ihnen, gewöhnlich sieht man ihn erst in den Vormittagsstunden. Er kommt kreisend an, versichert sich durch sorgfältiges Spähen von der Gefahrlosigkeit, senkt sich hernieder und streicht nun in einer Höhe von ungefähr 60 Fuss über einer Stelle, um einen etwa erspähten Fisch fester in's Auge zu fassen, und schiesst dann mit weit vorgestreckten Fängen in etwas schiefer Richtung mit grosser Schnelligkeit und Gewandtheit auf das Wasser nieder, verschwindet unter den Wellen, arbeitet sich aber rasch wieder empor, erhebt sich durch einige Flügelschläge auf die Oberfläche des Wassers, schüttelt die Tropfen durch zuckende Bewegungen bestmöglichst ab und verlässt dann ein kleineres Gewässer, gleichviel ob er glücklich oder unglücklich war. Im glücklichen Falle schlägt er beide Fänge mit solcher Gewalt in den Rücken eines Fisches, dass er nicht im Stande ist, die Klauen augenblicklich wieder auszulösen: die Baschkiren nennen ihn deshalb bezeichnend „eiserne Kralle". Gar nicht selten geräth er in die grösste Lebensgefahr oder findet wirklich seinen Untergang, indem ihn ein zu schwerer Fisch mit sich in die Tiefe zieht und ertränkt."

In der zweiten Hälfte des April beginnt das Horsten des Fischadlers. Er wählt dabei das Gebiet an Landseen oder stillen Buchten und grösseren Flüssen. Hier sucht er einen Baum entweder am Waldrande oder doch an solchem Orte aus, von wo aus er nach dem Wasser hinüberspähen kann. Der Horst steht in dem Wipfel eines die andern überragenden Baumes und wird alljährlich wieder benutzt und ausgebessert, so dass sein Umfang zur beträchtlichen Ausdehnung wächst. Dürre Äste, Reiser und Moos bilden das Material. Die lebenden Zweige des Baums werden mit einverflochten und sterben allmälig ab. Das Gelege besteht aus zwei, drei, selbst manchmal aus vier Eiern. Über die Färbung sagt Riesenthal: „Sie sind auf trüb grünlich weissem Grunde meist sehr dicht gefleckt, zuerst verwaschen violettgrau, darauf folgen kaffeebraune oder rothbraune Punkte und grosse

Flecken, bald gleichmässig über das Ei verbreitet, bald mehr am oberen Pole, bald, aber selten, schön kranzförmig über die Mitte desselben vereint; bei vielen fehlt die untere Färbung, sodass sie nur einfarbig braun gefleckt sind, manche sind auch schon mehr violett als braun gefärbt. Am häufigsten sind sie gestreckt, doch haben auch viele eine rundlichere Form, wogegen ihnen die mehrfach beschriebene der Adlereier fehlt.“

Dass der Fischadler nicht blos auf Bäumen nistet, berichtet Heuglin in der von Riesenthal in seinem Buch über die Raubvögel aufgenommenen Schilderung, welche den Schluss dieser Abhandlung bilden soll.

„Dem Fischadler begegnet man im Winter längs des Nils, südwärts bis zum Kis und Gazellenfluss, häufiger ist er im Delta, aber auch hier wohl nicht Standvogel, längs des rothen Meeres und der Somali-Küste dagegen das ganze Jahr über. Jedes Paar hat übrigens seinen gewissen Bezirk inne, in welchem es auch sein Brutgeschäft verrichtet; dies geschieht im Golf von Suez zwischen Februar und April, südlich vom Wendekreis mit Beginn der Sommerregenzeit, an der Somali-Küste fanden wir die Eier im Oktober. Der Horst, welcher sicherlich durch viele Jahre benutzt wird, steht gewöhnlich auf der Erde, meist auf einem erhabenen Platz, auf Klippen, ferner auf Mimosenbüschen, Quoodel und Schowa-Bäumen, mehrere fanden wir auf den Dächern alter Cisternen, einen auf den Ruinen von Debir und einen andern auf dem fast platten Dach einer verlassenen Fischerhütte. Er ist sehr solid gebaut und besteht aus ziemlich starken Ästen und Zweigen, dazwischen häufig Seetang und Fischgräten. Am Fusse eines solchen Nestes fand ich die Haut einer grossen Schlange; die Unterlage dient nicht selten kleineren Vögeln zur Behausung, namentlich dem Lanius lahtora, der hier ungestört sein Brutgeschäft verrichtet. Die Form des Horstes ist meist ziemlich regelmässig cylindrisch oder schwach konisch, oben platt mit geringer Vertiefung in der Mitte; die zwei Eier gleichen sehr den europäischen, sind aber merklich kleiner und intensiver gefärbt. Zur Paarungszeit namentlich hört man oft das Geschrei der Alten, aber auch sonst halten Männchen und Weibchen treu zusammen. Da der Fischadler auf dem Rothen Meere keiner Art von Verfolgung ausgesetzt ist, zeigt er sich im Allgemeinen gar nicht scheu und argwöhnisch. Auch hier fängt er oft Fische, die ihm an Gewicht wenig nachstehen können. In den Vormittagsstunden zieht er über seichten, ruhigen Stellen hin, um eine Beute zu erspähen, und stürzt sich aus hoher Luft, nachdem er oft eine Zeit lang ruhig über seinem Ziel geschwebt hat, plötzlich auf den Seespiegel herab, dass das Wasser hoch aufspritzt, taucht ganz unter, erhebt dann zuerst einen, dann den anderen Flügel, und gewinnt, nachdem er das Wasser abgeschüttelt, wieder den Flug; dann geht er niedrig, sodass er die Wogen oft streift, dem Horst oder einer benachbarten Klippe zu, wo der Fang alsbald verzehrt wird. — Nach genossener Mahlzeit hält der Flussadler eine lange Siesta; in den

kühleren Nachmittagsstunden zieht er wieder auf Raub aus und erscheint regelmässig mit der Dämmerung auf seinem Nachtstande".

Die Sippe der Schlangenadler, Circaëtos, bildet das Übergangsglied von den Adlern zu den Bussarden. Diese Raubvögel haben bei kräftigem, gestrecktem Leib einen kurzen Hals, verhältnissmässig grossen Kopf, starken, von der Wurzel an gekrümmten, vorn langhakigen, seitlich ein wenig zusammengedrückten, mit geraden Scheiden versehenen Schnabel, hohen, reichbeschilderten Fuss mit kurzen Zehen, gekrümmten, spitzen Nägeln, langen, breiten Flügel, mässig langen, breiten und gerade abgeschnittenen Schwanz. An Kopf und Nacken spitzen sich die lockeren Federn zu.

Der Schlangenadler. Circaëtos gallicus.

Die Länge beträgt 70 bis 75, die Breite 180 cm, Kopf und Hinterhals sind mattbraun und heller gesäumt, haben weisse Federkanten und schwarze querlaufende Binden. Stirne, Wangen und Kehle zeigen auf weisslichem Grunde schmale braune Striche, Kropf und Oberbrust sind hellbraun, die andern Theile der Unterseite weiss mit hellbraunen Querflecken, dunkelbraun die Rücken-, Schulter- und kleinen Flügeldeckfedern, jedoch mit weissen Kanten gezeichnet. Der Schwanz ist dunkelbraun, weiss zugespitzt und mit drei schwarzen Bändern geziert. Das grosse Auge von gelber Farbe wird von wolligem Federflaum umgeben. Der Schnabel ist bläulichschwarz, die Wachshaut und der Fuss lichtblau.

„In weniger vorgerücktem Alter", sagt Riesenthal „sind Kopf und Hals graubraun mit hellen Säumen; Stirn, Zügelgegend und Kinn weiss mit dunklen Schaftstrichen, Brust hellbraun mit dunklen Schäften und weissen Säumen; Bauch, Hinterleib und Hosen stark wellenförmig braun gefärbt und gezeichnet, im Ganzen mehr vorherrschend hellbraun, als beim alten Vogel, Iris hellgelb.

Im Jugendkleide sind Kopf und Oberseite am dunkelsten, die ganze Vorderseite mit einem hellen Rostbraun gefärbt und weissen Flecken, welche sich auf den Hosen zu Querbändern gestalten."

Der Verbreitungskreis dieser Art erstreckt sich über Europa, Nordafrika und Indien. Bei uns in Deutschland weilt er als Zugvogel, der bei uns mit dem Mai erscheint und mit dem September wieder verschwindet. Er führt in einsamen Waldungen in Zurückgezogenheit ein träges, mürrisches und unverträgliches Leben. Im Walde sieht man ihn indessen aufgebaumt gewöhnlich oder meist nur früh Morgens und spät Abends, wo er sich dem nahenden Beobachter gegenüber dumm und ungern oder zögernd zum Abstreichen kaum bereit zeigt. Sehr gerne lauert er in den frühesten Morgenstunden und gegen die Abenddämmerung hin an Waldwiesen auf Beute. Den Tag über begibt er sich in die Felder und Wiesen, vorzüglich

gern an sumpfige Stellen, Bäche und Gräben, fortwährend auf eigene Raubthaten bedacht oder neidisch bereit, sich mit Seinesgleichen oder andern Räubern um den Besitz fremder Beute zu streiten. Seine Plumpheit tritt stets bei seinen Angriffen zu Tag, am drastischsten, wenn er sich über ein fliehendes Thier am Boden mit ausgebreiteten Flügeln herwirft. Sonst stimmen Flug und Benehmen beim Rauben mit der Weise des Mäusebussards im Allgemeinen überein. Seine Lieblingsjagd ist auf Schlangen und Eidechsen gerichtet, von denen er die ersteren, wenn sie gefährlich sind, mit solcher Geschicklichkeit zu behandeln weiss, dass er gegen den Giftbiss gesichert bleibt. Dass ihm aber solche Bisse den Tod bringen, beweist Lenz in einem Berichte über die Wirkung des Giftes einer Kreuzotter auf einen zahmen Schlangenadler. Zu den ihm zum Raub werdenden Thieren gehören auch Fische, die er mit vorgestrecktem Fang zuweilen schlägt und aus dem Wasser zieht. Ausserdem raubt er kleine Säugethiere, unbeholfene Vögel, Krebse, Frösche und grössere Kerbthiere.

Die Schlangenadler sind es, deren Horst regelmässig nur ein Ei enthält.

Die Familie der Weihen. Milvi.

Diese viele Arten repräsentirende Falkenfamilie hat folgende allgemeine eigenthümliche Kennzeichen: gestreckte Gestalt, kurzen Hals, kleinen oder mittelgrossen Kopf, lange, schmale und spitze Flügel, langen, meist gegabelten Schwanz, mit kurzen Zehen versehenen, bald hohen und dünnen, bald niederen und kräftigen Fuss, schwachen Schnabel, der schon an der Wurzel sich zu biegen beginnt und in langem Haken endigt und selten mit Zähnen versehen ist, weiches, dichtes Gefieder, welches bei einigen Arten um die Ohren lange Federn wie einen Schleier zeigt, die auseinandergelegt zur Aufnahme des Schalles gebraucht werden und das Hören verstärken.

Den Falken stehen die Weihen in vielfacher Hinsicht nach. Der einzige Sinn, mit welchem sie einen ihnen günstigen Vergleich mit den begabteren Verwandten aushalten können, ist ihre Sehkraft. Nach unseren Erfahrungen übertrifft ihre Scharfsichtigkeit, namentlich ihr Fernsehen, noch die Tüchtigkeit des Falkenauges. Aus schwindelnder Höhe entdecken sie die Beute am Boden oder im Gewässer und lassen sich in getragenem Schweben hernieder, um sich dieselbe anzueignen. In ihrem Flug zeigen sie weit mehr Ruhe, als die Falken, sie sind nicht fähig, wie diese, scharfe Wendungen zu machen und in der Luft in ungestümem Andrang den Vogel zu schlagen. Gleichmässig schweben sie ohne Flügelschlag in der Höhe und spähen hernieder, oder sie ziehen in fortgehendem Flug dahin, plötzlich von der Erde oder dem Wasser das Thier aufnehmend. Sehr scharf halten sie ihr Augenmerk auf andere Raubvögel gerichtet, um ihnen gelegentlich den Raub abzujagen. Zu dieser unedlen Eigenschaft gesellt sich eine durchgehende

Feigheit bei aller Raubgier, welch letztere sie unruhig umhertreibt. Wohl überraschen sie oft durch kecke, freche Räubereien, welche ihrer Vorsicht kein günstiges Zeugniss ausstellen, aber auch eben so wenig auf Muth und kühne Entschlossenheit deuten, denn der Eindruck der Raubgesindelnatur ist unverkennbar. Früh mit den ersten Tagesstrahlen sind sie raubthätig und erst nach Sonnenuntergang gehen sie zur Ruhe. Ihre Thaten erstrecken sich auf das Gebiet der kleinen Säugethiere und der leicht zu erbeutenden Vögel, der Fische und Kerbthiere, theilweise auch der Frösche und Eidechsen. Wenige Arten gehen Aas an.

Sie horsten auf Bäumen, Büschen und sogar auf dem Boden, vielfach aber auch auf Felsenvorsprüngen und in Mauernischen und legen ein bis fünf Eier, die vom Männchen und Weibchen bebrütet werden. Grosse Liebe zu Nest, Gelege und Jungen, sowie sorgfältige Verpflegung der letzteren durch hingebende Thätigkeit lässt sich an beiden Eltern nicht verkennen.

Als besondere Sippe der Weihen betrachten wir die Milane. Sie sind schlanke Vögel mit schwachem, an der Wurzel wenig gekrümmtem, langhakigem, zahnlosem, weitgespaltenem Schnabel, kurzen Läufen, die bis unter die Fersen befiedert sind, und mittelgrossen, mit wenig gekrümmten Krallen bewehrten Fängen, sehr langen Flügeln, langem Gabelschwanz und grossem, lockerem, abstehendem Gefieder, welches am Kopf sich verlängert und zuspitzt und an der Brust ebenfalls sich zuspitzend schmaler wird. Wir schildern unter ihnen die in Deutschland brütenden zwei Arten der Milane, nämlich den schwarzen und den rothen Milan.

Der schwarze Milan oder der Gabelweihe, Milvus in specie Hydroictinia ater errreicht eine Länge von 55—60 cm und eine Flugweite bis zu 130 cm. Die Farbe des Vogels ist unterseits auf der Brust röthlichbraun, mit dunklen Längsstrichen unterbrochen, auf dem Bauche und den Hosen rostbraun mit schwarzen Schaftstrichen, oberseits dagegen auf dem Rücken, den Schultern und Flügeldeckfedern dunkelbraun mit Ausnahme der schmalen hellen Säume, auf den Aussenflügeln rostroth, wo indessen die einzelnen Federn alle bräunlichweisse Säume und am Schafte schwarze Flecken haben. Die Spitzen der Schwingen sind braunschwarz aussen und weisslich innen, der braune Schwanz hat schmale undeutliche Querbinden. Kopf und Hals sind schmutzig weissgrundirt und der Länge nach mit dunkelgraubraunen Strichen versehen. Endlich ist der Schnabel schwarz, die Wachshaut gelb, das Auge braungrau, der Fuss orangengelb gefärbt. Männchen und Weibchen tragen übereinstimmende Farben, die jungen Vögel sind dagegen unterseits und am Kopfe röthlichbraun und ihre Federn sind mit hell gelblichweissen Spitzflecken und dunklen Schaftstrichen gezeichnet, ihre Manteldeckfedern dunkelbraun gefärbt und mit hell fahlgelben Rändern versehen, die Flügeldeckfedern hell erdgrau, in der Mitte dunkelgrau, an

den Schäften schwarz und den Rändern hell rostfarben, die Kehle ist hell fahlgelb.

Bei uns finden wir den schwarzen Milan in nicht bedeutender Anzahl vertreten, während er in Russland häufig ist. Vom März bis zum Oktober bleibt er bei uns und wählt sich zu seinem Aufenthalte Waldungen, welche an Flüsse und Teiche grenzen oder solche in sich schliessen.

Die Minnezeit der schwarzen Milane beginnt mit dem Ausgang des Monats April. Ihre in dieser erregten Zeit ausgeführten Flüge in hohen Lüften sind für den Beobachter unterhaltend und immerhin bewundernswerth durch das majestätische Schweben und Kreisen und das in Schraubenlinien zu fernen Höhen steigende Erheben. Auf hohen Bäumen, insbesondere in Buchenhochwäldern horstet das Paar. Die drei oder vier Eier sind gelblich oder schmutzigweiss grundirt und braunfleckig und werden von dem Weibchen allein mit grosser Hingebung ausgebrütet.

Die hervorstechenden Charakterzüge dieses unedlen Räubers sind Raubgier und Gefrässigkeit, welche grossentheils befriedigt werden durch freche Zudringlichkeit, mit welcher er die benachbarten Räuber belästigt und sie nöthigt, den Raub an sie abzugeben. Zu Zeiten und unter Umständen treiben die Räuber solches Geschäft mit derartiger Hartnäckigkeit und so erfolgreich, dass sie sich kaum die Mühe geben wollen, selbstständig auf Raub auszugehen. Ihre Klugheit, List und auskundschaftende Beobachtung führt sie zu ergiebigen Entdeckungen. Sobald sich ein gewandter Räuber in ihrer Nähe nur anschickt zu rauben, so erkennen sie aus untrüglichen Anzeichen schon seine Absicht, und sofort sind sie als elende Schmarotzer hinter ihm her, um ihre selbstsüchtige Lüsternheit zu befriedigen. Indessen raubt der schwarze Milan doch auch unmittelbar mit nicht geringem Erfolg, namentlich Nagethiere, wie Mäuse, Ratten und Hamster auf dem Felde. Das Aufgreifen oder Aufnehmen vom Boden versteht er meisterhaft, und zuweilen greift er die Beute sammt einer losen pflanzlichen Deckung, hinter welche sie sich eben geflüchtet hat. Wir haben ihn junge Häschen aus niederer Crescenz mit grossem Geschick eilend aufheben sehen. Auch Maulwürfe schlägt er nicht blos bei ihrem oberirdischen Wandel, sondern auch beim Stossen, dass die Erde davon fliegt und ganze Klumpen von dem Fang sammt dem Maulwurf mitgepackt werden. Mit grosser Vorliebe gibt er sich dem Fischfang hin, darum kreist er öfters über dem Wasser und stösst die an der Oberfläche stehenden Fische, und zwar nach unserer häufig wiederholten Beobachtung an Karpfenteichen mit sehr respectabler Fertigkeit. Der Leidenschaft des Fischraubes an solchen karpfenreichen Teichen hingegeben, vermag er beträchtlichen Schaden anzurichten, weil er mit erfahrungsgemässer List Zeit und Gelegenheit benutzt, wo die Fische arglos sich dem Lungerleben hingeben.

Der rothe Milan oder Königsweih, Gabelweih, Milvus regalis,

verdient seine Adelstitulatur höchstens wegen seines ruhigen, schwebenden und kreisenden Flugs in den Höhen der Lüfte, denn er ist als Räuber ebenso unedel wie der vorhergehende. Er misst 70 cm Länge und 160 cm Flugweite. Die Gesammtfärbung des Leibes besteht in rostrothem Grund und schwarzbraunen Flecken und Strichen, während im Einzelnen der Kopf und Hals weissen Grund mit braunen Strichen zeigt. Ausserdem sind noch die schwarzen Spitzen der Schwingen und der rostrothe Schwanz mit dunkelbraunen Bändern hervorzuheben. Beim Weibchen erscheint der Kopf dunkler, der Rücken eintöniger braun, das Rostfarbige heller, die schwarzen Flecken und die schmutzigen Federsäume sind schmäler, als beim Männchen. Die jungen Vögel haben die Färbung unentschiedener und heller, ebenso verhält es sich mit den Schaftstrichen, auch sind die Federn meistens mit breiten gelben Kanten umsäumt. Ihr Augenstern ist braun, ihr Schnabel schwarz, ihr Fuss entsprechend der blassgelben Wachshaut. Die alten Vögel haben silberfarbiges Auge, im hohen Alter blassgelbe Iris, der Schnabel ist an der Wurzel gelb, während er im mittleren Alter bläulich erscheint, immer aber ist die Spitze desselben schwarz, die Wachshaut wie der Fuss gelb.

Auch er verweilt bei uns vom März bis zum Oktober und einigt sich auf seinen Zügen mit Seinesgleichen zu Dutzenden von Schaaren, in milden Wintern uns zuweilen gar nicht verlassend. Die Ebenen zieht er entschieden den gebirgigen Gegenden vor. Seine äussere und innere Befähigung und Anlage stimmt im Allgemeinen mit derjenigen seiner Verwandten überein. Auch er ist feige bei aller Zudringlichkeit, schlau, bettelhaft und träge in der starken Neigung, vom Raube der edlen Räuber sich zu nähren. Ausser kleinen Säugethieren, worunter hauptsächlich die Feldmäuse in grosser Anzahl zu zählen sind, und jungen oder verletzten alten Vögeln dienen ihm zur Nahrung: Eidechsen, Frösche, Kröten, Schlangen, Heuschrecken, Käfer, Nachtfalter und Würmer. Das Geflügel auf den Gehöften und in den Hausgärten und auf Feld und Wiese ist nicht sicher vor ihm. Seine häufige Wiederkehr, verbunden mit recht empfindlichen Eingriffen in die Reihen der jungen Gänschen, Enten und Hühner, ist namentlich da zu erwarten, wo er ungestört einmal Räubereien ausgeführt hat. Die Gunst der Umstände macht ihn da äusserst dreist und hartnäckig.

Sein Horst steht auf starken Ästen, meist unmittelbar am Stamm und ist mit Lumpen und Papierfetzen sehr oft reichlich ausgepolstert. Zur Unterlage und zum nothdürftigen, erweiterten Ausbau wählt er gerne das Nest der Krähe oder den verlassenen Horst des Falken. Die zwei oder drei Eier sind weiss und mit röthlichen Flecken bedeckt. Mit ausserordentlicher Treue und Hingebung brütet das Weibchen und lässt sich selbst dnrch häufige Störungen nicht gerne zum Aufgeben des Brutgeschäftes bewegen. Das Männchen betheiligt sich nicht am Brüten, sondern versorgt nur das Weibchen auf dem Horste mit herzugetragenem Raub.

Schacht gibt Beispiele an, die von der Vorliebe dieses Vogels für allerlei Abfälle von Fleischmahlzeiten zeugen. „Auf dem Aas“, sagt er, „ist er eine gewöhnliche Erscheinung. So bemerkte ich einst, wie sich ein Königsmilan zu wiederhohlten Malen an der Grenze des Waldes hinter einer hohen Wallhecke niederliess. Ich ging hinzu und fand daselbst einen gewiss von der Hand eines Wilderers erlegten und halb verzehrten Rehbock. Als ich im März des Jahres 1866, als die Erde hart eingefroren war und eine leichte Schneedecke den Erdboden verhüllte, eine todte Ziege in die Nähe eines Fichtenhains geschleppt hatte, sah ich eines Morgens von einem Fenster aus ein Paar Milane, die anfangs hoch in den Lüften kreisend in immer kleineren Bögen herniederschwebten. Schnell eilte ich hinzu, konnte mich aber nur, sollten sie nicht durch das Knarren des Schnee's verscheucht werden, auf den Strümpfen ihnen nähern, was mir auch glücklich gelang. Da sassen nun die beiden Raubgesellen in einer Entfernung von 20 Schritten von mir auf ihrem Leibgerichte, eifrig bemüht, mit dem stumpfgezahnten Schnabel möglichst viele Fleischstückchen abzulösen und gierig zu verschlingen. Alle Augenblicke veränderten sie ihre Stellung, lüfteten die Flügel und liessen dazu ein eigenthümliches Freudengeschrei hören. Als im vorigen Herbste auf meinem Acker beim Aufwerfen der Kartoffeln ungefähr ein Dutzend Feldmäuse erschlagen ward, liess ich selbige vorsichtig sammeln und bei Seite legen, um sie zur Fütterung meiner Raubvögel zu verwenden. Beim Nachhausegehen blieben sie auf dem Felde zurück. Nachmittags ging ich hin, um sie zu holen, sah aber von ferne einen Königsmilan auf dem Acker herumspazieren, der die ganze Ladung bereits verspeist hatte.“

An die Milane reiht sich die Sippe der Feldweihen, Circi, an, welche sich durch schlanke Gestaltung, schmale, lange Flügel, mässig langen, breiten Schwanz, krummen, mit stumpfem Zahn versehenen Hakenschnabel und die Schleierfedern am Ohre kennzeichnen. Ihr Flug ist im Gegensatz zu dem der Milane an die Tiefe gefesselt. Hier streichen sie langsam und schwankend über Land und Wasser. Vom Boden nehmen sie kleine Säugethiere und Vögel, von Wiesen und Sümpfen Frösche, Eidechsen und Kröten, aus dem Wasser Fische weg.

Der Kornweih. Circus cyaneus.

Die Länge des männlichen Vogels beträgt 46 cm, die Breite oder Flugweite 113 cm, während das Weibchen 52 cm in der Länge misst und eine verhältnissmässig grössere Flugweite hat. Die aschblaue Oberseite wird durch die braunen und weissen Genickstreifen unterbrochen, die Unterseite ist durchgängig weiss. Auf dem abgerundeten hellaschgrauen Schwanz stehen am Rande matte Querbinden. Die Schleierfedern des alten Weibchens sind röthlich gelb mit scharf abgesetzten braunen Schaftstreifen, der Schleier des Männchens ist heller glänzend. Der Rücken des Weibchens ist braun und

hat einige helle Flecken auf den bedeckten Theilen der Federn. Junge Weibchen tragen das Merkmal völlig ungefleckter rostgelber Unterseite. Iris, Wachshaut und Füsse sind citronengelb, der Schnabel ist hornschwarz.

Der Verbreitungskreis umfasst ausser dem grössten Theil Europa's Mittelasien. Der Kornweih ist ein Vogel der Ebene, wo ausgedehnte Felder und Wiesen, sowie gestrüppreiche Flächen ihm die Bedingungen seines Aufenthaltes gewähren. Namentlich liebt er die Nähe der Seen, Teiche, kleinerer Flüsse und Bäche. In Hannover, Mecklenburg und Pommern ist ihm solches günstige Terrain zur Genüge geboten, und dort findet man ihn zahlreich vertreten, ebenso in den Ebenen der Mark, Schlesiens und Sachsens. Wie der Flug dieses Räubers fast nur der Tiefe angehört, so beschränkt sich auch sein Fortpflanzungsgeschäft auf den Boden.

Über den Flug der Kornweihen zur Minnezeit sagt Brehm: „Während man sonst in der Regel nur einen Gatten des Paares seinen Weg ziehen sieht, bemerkt man jetzt Männchen und Weibchen gesellt, unter Umständen so neben einander fliegend, dass der eine den andern bei der Jagd unterstützen zu wollen scheint, auch wohl in Ringen, welche sich unter einander verschlingen, längere Zeit auf derselben Stelle kreisend. Plötzlich erhebt sich das Männchen, steigt fast senkrecht, den Kopf nach oben gerichtet, in die Höhe, bewegt sich schneller, als man jemals bei ihm voraussetzen möchte, überstürzt sich, fällt mit halb angezogenen Flügeln steil nach abwärts, beschreibt einen Kreis und steigt von neuem empor, um ebenso zu verfahren, wie vorher. Dieses Spiel kann der liebesbegeisterte Vogel minutenlang fortsetzen und binnen einer halben Stunde zehn- oder zwölfmal wiederholen. Auch das Weibchen versucht ähnliche Flugkünste auszuführen, treibt es aber gemässigter als jenes.“

Zu dieser Fortpflanzungszeit lässt das Paar öfters seine Rufe, die wie „Gä gä räck“ klingen, hören.

Wenn im Frühling das Riedgras und Schilf so hoch gewachsen sind, dass die Kornweihen ihren Horst gedeckt anbringen können, oder wenn das Getreide genügend emporgeschossen ist, so tragen sie einem Busch, Strauch, einer Riedgras- oder Rohrgruppe, die sie sich auserwählt haben, Reiser, Gras- und Rohrhalmen zu roher Masse und schliesslich zur Auspolsterung feinere und weichere Stoffe, wie Federn, Moos und Thierhaare oder Thierwolle, auch zufällig aufgefundene Kleiderfetzen zu, oder sie begnügen sich mit einfacherer Einrichtung, dabei aber immer besorgt, eine wärmere und weichere Innenbekleidung ihres Horstes zu bewerkstelligen. Das Weibchen legt vier bis fünf feinkörnige grünlichweisse, öfters mit grünlichgelben oder ölfarbenen Fleckchen versehene Eier, die es in aller Stille und strenger Zurückgezogenheit ausbrütet, während das Männchen Säugethiere, Vögel, Amphibien und Kerbthiere in Menge zuträgt, welche auch später die Nahrung der Nestlinge bilden.

Sehr eigenthümlich und charakteristisch ist dieses Vogels und seiner nächsten Verwandten Flugart. Tief streicht er gewöhnlich geradeaus in oft schwankendem Flug mit hoch über den Leib gehaltenen Schwingen und noch höher gerichteten Schwingenspitzen. Sanft gleitet der Räuber dahin, jetzt scheinbar unsicher, dann schwimmend, selten mit Flügelschlägen die Schnelligkeit fördernd. Rasch und sicher fasst er die laufende, hüpfende oder kriechende Beute in's Auge, ohne Zögern erfolgt der Entschluss des Angriffs und schnell die Ausführung desselben. Geht sein Stoss fehl, misslingt sein erster Angriff, so verfolgt er in raschem Lauf und Sprung das sich flüchtende Thier. Sein scharfes Gesicht und sein Gehör, auf welches er sich nicht wenig bei seinen Raubzügen verlässt, machen ihn zum gefährlichen Räuber. Namentlich liebt er es, noch in der Dämmerung das Thier zu überlisten. Sehr geschickt weiss er jede Ansteigung des Bodens zu benutzen, um gedeckt seine Opfer zu überraschen. Öfters haben wir ihn hinter einer erhöhten Gewanne des Feldes, einem Raine, ja, sogar hinter breiten Gräben herstreichen sehen, um plötzlich auf eine entdeckte Beute zu stossen. Die auf der Scholle singende Lerche schlägt der hinter der Crescenz hervorstürzende Unhold; den Steinschmätzer nimmt er, ehe er sich's versieht, vom erhabenen Steine herab, das Reptil und die Feldmaus, den Frosch, wie den Laufkäfer entdeckt sein wachsamer, die Dämmerung durchdringender Blick. Namentlich sind eben ausgeflogene Vögel vor ihm sehr gefährdet. Die Beute verzehrt er gern in gedeckter Stellung. Von Meyerink berichtet von einem Kornweih, welcher einen Fasan geschlagen. Nach Naumann ist er den Feldhühnern gefährlich. Die Sumpf- und Wasservögel sind ebenfalls nicht sicher vor ihm. Scheu und vorsichtig weiss er sich selbst vor Nachstellungen zu sichern.

Der Wiesenweih. Circus cineraceus.

Dieser Weih ist ungefähr gleichgross wie der vorhergehende Sippenverwandte, 43 cm lang und 124 cm breit. Die ganze Oberseite sammt Kopf, Hals und Vorderbrust sind aschblau, die Unterseite im Übrigen ist weiss, auf den Schenkelfedern stehen rostrothe Schäfte. Die vorderen Schwingenfedern sind schwarz, die folgenden aschblau mit schwarzem Querbande. Der Schwanz hat vier bis fünf dunkle Bänder. Der Schnabel ist schwarz, das Auge hochgelb, der Fuss gewöhnlich gelb.

Vom Männchen, welches hier beschrieben ist, zeichnet sich das alte Weibchen durch herrschendes Braungrau der Oberseite, das vorwaltende Weiss der Unterseite, welche übrigens mit undeutlichen, kleinen Rostflecken gezeichnet ist, und durch die rostrothen und schwarzen Streifen des Scheitels aus. Beim jungen Vogel ist die Unterseite rostfarben, fleckenlos, die Oberseite dunkelbraungrau mit rostfarbenen Spitzensäumen der Federn.

Die Verbreitung ist eine bedeutende und geht bis Japan und Südafrika.

In Deutschland kommt der Wiesenweih vor in Ostpreussen, Hannover, Pommern, in der Mark, Sachsen und Schlesien. Mitte Mai horstet der Wiesenweih auf dem Boden unter einem Busch oder Strauch oder auch in Raps- und Getreidefeldern. Je nach der Örtlichkeit besteht das Material vorzugsweise aus Sumpfgewächsen oder aus Feldcrescenz. Das Gelege zählt vier bis sechs glanzlose weisse, innerlich hellgrün schimmernde Eier. Der Horst steht in der Regel gut geborgen, mitten im Getreidefelde oder in grossen Wiesen. Die Jungen werden mit Amphibien und Insekten vorzugsweise gefüttert, später nach ihrem Ausflug aber auch mit Eiern. Besonders eifrig stellt der Wiesenweih den Heuschrecken nach. Sein Flug ist schneller als der seiner Gattungsverwandten, aber er ist nicht im Stande, Vögel im Fluge zu schlagen. Noch spät in der Dämmerung sieht man den Räuber mit gehobenem Flügelschlag über Wiesen und Felder dahineilen.

Wir nehmen mit wahrer Freude die treffliche Schilderung dieses Raubvogels auf, welche Kronprinz Rudolf von Österreich in Brehm's Thierleben gibt.

„In Niederösterreich tritt der Wiesenweih selbst in der nächsten Umgebung von Wien als Brutvogel auf, zeigt sich jedoch wie die meisten Verwandten in der Wahl seines Aufenthaltsortes sehr wählerisch. Grosse, weit ausgedehnte Ebenen ohne Wald, jedoch mit Gestrüpp bedeckt, auf denen Wiesen und Felder mit einander abwechseln, und welche von einigen Gewässern durchschnitten werden, bilden seine Wohnsitze. Er ist der wahre Vogel der Tiefebene und wird ebensowenig im Gebirge wie in waldigen Gegenden zu treffen sein. Zwar ist er nicht in dem Masse wie der Rohrweih an einen bestimmten Aufenthaltsort gebunden; doch meidet auch er fast ängstlich, seine Heimath zu verlassen und weite Flüge zu unternehmen. Ausgedehnte Felder und Wiesen, letztere besonders, wenn sie etwas feucht sind, junge Niederhölzer und Schläge am Rande der Auewälder grösserer Ströme sind ihm willkommene Standplätze, hauptsächlich, wenn ausgedehnte, offene Landstriche in unmittelbarer Nähe sich befinden. Bei uns, in Niederösterreich, sieht man übrigens deutlich, dass unser Land bereits am Rande seines Verbreitungsgebietes liegt, da er hier im allgemeinen selten und nur auf ganz besonders für ihn geeigneten Plätzen vorkommt. Der Wiesenweih ist ein echter Erdfalk, welcher sein ganzes Leben auf dem Boden oder niedrig über demselben verbringt. Nur in der Paarungszeit sieht man das Pärchen häufig in die Höhe aufsteigen und Flugkünste ausführen, welche jedoch nicht den Umfang derer des Rohrweihes annehmen, trotzdem unser Vogel eigentlich ein schnellerer, leichterer und ausdauernderer Flieger ist, als sein grösserer Verwandter. Seinen Flug, so gänzlich abweichend von dem der meisten Raubvögel, möchte man mit dem der Schwalben und Möven vergleichen: mit letzterem verwechselt ihn selbst der erfahrene Jäger nicht allzu selten. Erhebt sich der Wiesenweih vom Boden, um dicht über demselben

dahinzuziehen, so gewinnt sein Flug oft eine auffallende Ähnlichkeit mit dem unseres Nachtschattens. Die grösste Unruhe, welche ein gefiedertes Wesen bethätigen kann, kennzeichnet diesen Weih. Von Tagesanbruch bis lange nach Sonnenuntergang befindet er sich in fortwährender Bewegung, und zwar meist innerhalb der Grenzen eines ziemlich engen Bezirkes. Oft erblickt man ihn mit ausgebreiteten Schwingen ohne Flügelschlag über den wogenden Kornfeldern dahinziehen; plötzlich fährt er in krummen Linien ein kurzes Stück niedrig über Feldrainen und Wiesen vorwärts, schwingt sich hierauf steil in die Höhe, um nach Falkenart zu rütteln oder kurze Zeit zu kreisen, und lässt sich hierauf meist senkrecht zum Boden herab in dichtes Getreide oder in das hohe Gras fallen, um einige Augenblicke zu ruhen; dann beginnt von neuem das Spiel, welches er Tag für Tag fortsetzt. Die Weibchen führen ein ruhigeres Leben, als die Männchen, und halten sich, besonders in der Nistzeit, mehr am Boden auf. Sie sind überhaupt unansehnliche Vögel, welche der Laie meist nicht erkennt, sondern höchstens als andere Raubvögel ansieht, falls er ihnen überhaupt einige Aufmerksamkeit widmet. Das Männchen hingegen ist wirklich einer der hübschesten und zierlichsten Vögel, welche unsere Heimath beherbergt. Sein munteres, unruhiges Wesen belebt die eintönige Ebene in hohem Grade, und der schlanke Vogel, welcher von der Sonne beleuchtet, silbern erglänzend über den wogenden Kornfeldern umherschwebt, erstaunt und fesselt jedermann, welcher gewohnt ist in den mitteleuropäischen Ländern nur dunkelgefärbte Mitglieder der Raubvogelgruppe zu sehen. Nachts wählt sich unser Weih als Schlafplatz entweder ein Kornfeld, eine hohe Wiese, dichtes Gestrüppe, manchmal auch Schilf und nicht minder häufig Grenzsteine, Holzpflöcke, Bildstöcke etc., unter allen Umständen aber ruht er auf oder wenigstens sehr niedrig über dem Boden. Waldbeständen sucht er schon bei Tage, noch mehr aber bei Nacht auszuweichen. Niemals sah ich einen aufgebäumt, beobachtete vielmehr regelmässig, dass er nicht allein die Wälder, sondern auch freistehende Bäume umfliegt, ja selbst in Junghölzern, in denen er nistet, es vermeidet, auf Stauden sich niederzulassen. So gerne er sich in der Nähe der Auen umhertreibt, so bestimmt hält er sich auch hier vom Innern des Waldes fern. Wohl zieht er an Säumen der höheren Bestände dahin; niemals aber dringt er in dieselben ein. Öfters sieht man ihn den einzelnen Stromarmen entlang nach Mövenart auf- und niederstreifen; aber nur ein einziges Mal beobachtete ich, dass er durch den seinen Weg kreuzenden Kahn geschreckt, einem Hochwalde zuflog. Gesellig wie andere seiner Art, sucht er selbst im Frühjahre mehrere Genossen, um gemeinschaftlich mit ihnen zu nisten und über Tages sich umherzutreiben. Oft sieht man mehrere Männchen im Vereine die Ebene bejagen oder von Zeit zu Zeit an das nächste Gewässer streichen, wie sie dies sehr gerne thun. An der Donau fliegen sie oft unter Rohrweihen und Milanen am Gestade oder tummeln sich mit diesen in den Lüften

umher. Nach Art seines Geschlechtes ist auch der Wiesenweih ein scheuer Vogel, welcher jederman auf gehörige Entfernung ausweicht, ohne dabei jedoch die schlaue und kluge Vorsicht der Falken zu bekunden. Ohne zu unterscheiden, ob Jäger oder Bauer, ob Mann oder Frau, wie so viele andere Raubvögel thun, sucht er vor jedem Menschen das Weite, oft mit der unglaublichsten Hartnäckigkeit seine krumme Bahn verfolgend und nur ebensoviel ausweichend, als es der Fall ist, wenn er sonst eine seiner Schlangenwindungen beschreibt. Falls er hoch über den Feldern dahinzieht und den Menschen schon früh genug erblickt, darf man sicher sein, dass er weiter, als ein Schrotgewehr trägt, bei dem Erzfeinde aller Thiere vorüberfliegt; nicht selten aber streicht er auf Fusssteigen zwischen den Feldern und den Rändern der Wiesen niedrig über dem Boden weg, und dann geschieht es leicht, dass er an einer Ecke des Feldes wegen Mangels an Ausblick den Jäger bis auf einige Schritte anfliegt und übertölpelt werden kann. Am Boden sitzend ist er wenig furchtsam und trachtet, durch Verstecken sich zu retten. Besonders wenn er in niedrigem Gestrüpp ruht, lässt er den Menschen ruhig an sich vorbeigehen und steht erst in nächster Nähe vor ihm auf.“

„Der Horst des Wiesenweihes ist ein einfacher Bau aus Reisig, dürren Asten etc., welche ziemlich fest übereinander gelegt werden, befindet sich stets am Boden, entweder zwischen dichtem Gestrüpp oder auch im Getreide, hohem Grase und selbst im Schilfe. Im Walde ist unser Vogel viel vorsichtiger als der Rohrweih in der Wahl seiner Nistplätze und vermeidet es unter allen Umständen, sein Nest in's Freie zu stellen. Je nach dem Stande der Witterung, jedoch meist erst in der zweiten Hälfte des Mai, findet man das vollständige, aus vier bis fünf, im seltneren Falle sechs Eiern bestehende Gelege. Die Eier, deren Länge durchschnittlich zweiundvierzig und deren längster Querdurchmesser zweiunddreissig Millimeter beträgt, sind rein weiss oder doch nur sehr selten gefleckt, glanzlos und feinkörnig, daher Euleneiern einigermassen ähnlich, obwohl durch ihre innere, schön lichtgrüne Färbung bestimmt von diesen sich unterscheidend. Sie ähneln denen des Kornweihs in so hohem Grade, dass sie oft mit ihnen verwechselt worden sein mögen. In der Liebe zu seinen Eiern und Jungen übertrifft der Wiesenweih fast noch seine übrigen Verwandten, insbesondere den Rohrweih, und zwar beschränkt sich diese Anhänglichkeit bei ihm nicht blos auf das Weibchen, sondern auch das Männchen setzt sich beim Horste rückhaltslos jeder Gefahr aus; selbst fremde Wiesenweihen eilen herbei, wenn einer Brut Gefahr droht, und umkreisen vereint mit den bedrohten Eltern unter lautem Geschrei den Friedensstörer. Das ist dadurch besonders erleichtert, dass meistens einige zusammen an einer Stelle nisten und selbst alte oder noch sehr junge unbeweibte Vögel, welche keinen Horst haben, am nämlichen Platze gern sich aufhalten. Während die Weibchen auf dem Neste sitzen,

streichen die Männchen fortwährend in der Nähe auf und nieder, kommen von Zeit zu Zeit zu der Gattin, um bei ihr sich niederzulassen, beginnen nach kurzer Rast wieder umherzufliegen, und verlassen dann meist auf eine Weile die eigentliche Niststelle, um Nahrung zu suchen. Ich fand einmal zwei Nester von Wiesenweihen in einem Jungholze, welches den äusseren Südrand der Donau unweit von Mannswörth, östlich von Wien, bildet. Besagtes Jungholz ist höchstens einen Kilometer lang und nicht über fünfhundert bis sechshundert Schritte breit. Auf der nördlichen Seite begrenzen es hohe Auewaldungen; auf der südlichen trennt es ein Wasserarm von den benachbarten Feldern der etwas höher gelegenen offenen Ebene. Das Jungholz selbst war dicht, aber kaum einen Meter hoch. Auf einzelnen freien Stellen befanden sich noch die Stöcke abgehauener Baumstämme. Beide Horste standen in der Mitte dieses Gehölzes, nicht fünfzig Schritte von einander entfernt. Schon als ich mit meinem Kahne den Wasserarm übersetzte, sah ich vier Männchen und ein Weibchen oder jüngeres Männchen um das Gehölz und über demselben kreisen; vom Vorhandensein der beiden brütenden Weibchen aber überzeugte ich mich erst, als ich mich den Horsten bis auf einen Schritt genähert hatte. Beide entfernten sich dann mit grösster Geschicklichkeit, indem sie durch das Gebüsch senkrecht emporstiegen und nunmehr nach Falkenart rasch wegstrichen, ganz anders als der träge Rohrweih unter ähnlichen Umständen zu thun pflegt. Trotzdem ich mich nahe an dem Horste aufgestellt hatte, kehrten sie sogleich wieder zu demselben zurück. Aber auch die Männchen strichen fortwährend in unmittelbarer Nähe umher, öfters den Hochwald entlang, auch über demselben kreisend, dann wieder niedrig über dem jungen Holze hin oder wie Möven dem Arme folgend, stromauf- oder stromabwärts über dem Spiegel spielend.

Als sich alle an meine Gegenwart gewöhnt hatten, dehnten sie ihren Flug auch bis auf die Felder aus, kehrten aber immer bald wieder zurück. Nun setzte ich meinen Uhu auf einen freien Platz in der Nähe der Horste und lauerte in einem der benachbarten Gebüsche. Augenblicklich begannen die Weihen wie sinnlos auf den Uhu zu stossen und strichen niedrig über dem gehassten Gegner umher. Es ist ein hübscher Anblick, wenn der silberglänzende Vogel in höchster Wuth mit ausgebreitetem, aufgeblähtem Gefieder, die langen Ständer zum Angriffe weit vorgestreckt, über dem Uhu schwebt und von Zeit zu Zeit auf ihn niederstösst. Manchmal lässt er dabei einen lauten Pfiff ertönen, wogegen er während des Stossens nur ein undeutlich hörbares Geschicker ausstösst. Der Uhu seinerseits erkennt seinen schwachen Feind sofort und würdigt ihn kaum eines Blicks. Selbst Schüsse und der Tod eines Genossen verscheucht die Weihen nicht; einzelne von ihnen setzen sich sogar nicht weit vom Uhu in die Gebüsche nieder, als ob sie für neue Angriffe sich durch Ruhe stärken wollten. Nach bei-

läufig einer halben Stunde erkalteten jedoch die häufigen Angriffe, und immer weitere Kreise um den Gegner beschreibend, zogen sich die Weihen in entferntere Gebüsche zurück. Gänzlich aber verliessen sie den Platz nicht, und begannen sogar wieder zu stossen, als ich den Uhu auf dem entgegengesetzten Ende des Jungholzes aufstellte."

„Der Wiesenweih lebt bei uns von der Jagd, welche er auf laufendes, sitzendes und kriechendes Wild, nicht aber auf fliegendes ausübt. Die vorzüglichste Nahrung bilden Hamster, Zisel, Feldmäuse, Frösche; ausserdem nimmt er nichtflugbare Vögel, hier und da junge Hasen, Wachteln und Feldhühner auf. Meiner Ansicht nach steht der geringe Schaden, welchen er durch seine Jagd anrichtet, kaum im Verhältnisse zum Nutzen, den er bei uns zu Lande durch Vertilgung von Ziseln, Mäusen und andern unnützen Nagern leistet."

Der Rohrweih. Circus aeruginosus.

In diesem Räuber tritt uns ein wenig verändertes Bild der Feldweihen vor Augen, nur dass der Schleier blos andeutungsweise vorhanden und der Schnabel länger und stärker ist, die Fusswurzeln kräftiger gebildet sind. Der Vogel erreicht eine Länge von 56 cm und eine Flugweite von 136 cm Während das Weibchen sich durch Stärke und Grösse vor dem Männchen auszeichnet, hat dieses dagegen eine schönere und lebhaftere Färbung aufzuweisen. Sein Oberkörper ist kaffeebraun, an Stirne und Scheitel des Kopfes sind die Ränder der braunen Federn gelb. An der Wange und Kehle stehen dunkle Schäfte auf blassgelbem Grunde. Mit Ausnahme des Halses und der Vorderbrust, wo auf gelblichem Grunde braune Längsflecken stehen, ist der Unterkörper rostroth, an den Federenden lichter gezeichnet. Schwingen- und Steuerfedern sind vorzugsweise aschgrau; der Schnabel ist schwarz, das Auge gelb, der Fuss hellgelb.

Ein weithin verbreiteter Räuber, der die sumpfigen Rohr- und Schilfgegenden bewohnt und hier den Vögeln, Amphibien, Kerbthieren, Wasserratten und Wasserspitzmäusen, sowie Fischen eifrig nachstellt. In seiner Raubweise stimmt er ganz mit dem Kornweih überein. Wir nehmen die lebendige, naturgetreue Schilderung des Kronprinzen Rudolf von Österreich hier auf:

„In den ausgedehnten Sümpfen Ungarns ist der Rohrweih vielleicht noch häufiger, als in der norddeutschen Tiefebene und den Marschen Schleswigs und Hollands, in den übrigen Ländern Österreichs dagegen entweder gar nicht anzutreffen oder auf eng begrenzte Gebiete beschränkt, so beispielsweise in Niederösterreich, woselbst grosse Waldungen und trocknere, zu Feldern umgewandelte Landstriche abwechseln, auf die sumpfigen Stellen der Auwaldungen und die Ufer der Donau. Dies tritt um so mehr hervor, als der Rohrweih weniger noch als andere Arten seiner Sippe zu weiteren

Streifzügen Veranlassung findet. Fast ängstlich vermeidet er sein Wohngebiet zu verlassen, und niemals wird man ihm im Walde oder Gebirge begegnen. Schon trocknen Kornfeldern weicht er aus. Noch niemals habe ich ihn im Hügellande und Mittelgebirge gesehen. Selbst in jenen Waldgebieten, welche höchstens zehn Kilometer von seinem Wohnorte entfernt sind, vermisst man ihn, und zwar während der Zugzeit ebenso wie während der Brutzeit. In den Donauauen, welche er alljährlich in ziemlicher Anzahl bevölkert, hält er sich ebenfalls an ganz bestimmte Plätze. Es fällt auf, dass man ihn in hochstämmigen Gehölzen niemals antrifft, obgleich häufig einige hundert Schritte davon entfernt sein Horst gefunden werden mag.“

„Lebensweise und Wesen kennzeichnen den Rohrweih als unedlen Raubvogel, welcher die hervorstechenden Eigenthümlichkeiten dieser Thiergruppe nicht an sich trägt. Sein schwacher Bau erlaubt nur gemeine Jagd auf kraftloses Wild, welches er am Boden oder im Verstecke des Morastes im wahrsten Sinne des Wortes mordet. Dem Menschen weicht er ängstlich aus, weiss sich auch geschickt durch die Flucht in's Schilf oder nach ungangbaren Sumpfstellen zu retten und entrinnt so, ohne eigentlich scheu zu sein, in den meisten Fällen der Verfolgung. Ausser der Paarungszeit bemerkt man den grossen Raubvogel viel weniger, als man glauben sollte. Über Tags verhält er sich ruhig im Schilfe und betreibt hier seine Jagd in aller Stille, jedenfalls aber mit genügendem Erfolge. Dies gilt besonders dann, wenn er seine Wohnstätte in ausgedehnten Morästen, an stehenden Gewässern und in Brüchen aufgeschlagen hat. Hier sitzt er den Tag über auf starken Rohrstengeln, Schilfköpfen, umherschwimmenden Holzstücken, alten heraussstehenden Pfählen und dergleichen, immer aber so weit als möglich vom Gestade entfernt. Einen Kahn, welcher durch das Röhricht fährt oder einen umherschwimmenden Jagdhund lässt er so nahe herankommen, als ob er sich auf sein dunkles Gefieder verlassen wolle, und erst wenn ihm ernstere Bedenken ankommen, erhebt er sich, nicht aber nach Art anderer Raubvögel, welche so schnell als möglich eine gewisse Entfernung zu erreichen trachten, sondern langsam mit schwerem Schlage der runden Flügel, niedrig über dem Rohre dahinziehend. In den ersten Augenblicken nach dem Auffliegen, oder wenn er nur einen kurzen Flug beabsichtigt, lässt er seine langen Ständer schlaff herunterhängen und kann dann selbst von nicht ungeübten Jägern leicht mit einer Rohrdommel oder dem Purpurreiher verwechselt werden. Zum ersten Male aufgetrieben, sucht er nicht in der Flucht sein Heil, sondern lässt sich baldmöglichst wieder nieder und trachtet, sich zu verstecken. Am Neusiedler See sah ich einmal aus einem dichten Röhricht, welches bis tief in den See hinein das Ufer umgibt, ein Rohrweihpaar nicht weit von unserem Kahne sich erheben und längere Zeit in der Nähe des letzteren, unmittelbar über dem Schilfe, umherkreisen. Beide Vögel hielten sich eben so weit entfernt, dass ein Schrotschuss sie

nicht erreichen konnte, liessen sich von Zeit zu Zeit nieder, erhoben sich wieder und setzten ihr Spiel während der ganzen Zeit meiner Jagd fort, ohne sich durch die Schüsse, welche ich auf Möven, Enten und Rohrdommeln abfeuerte, vertreiben zu lassen. Ganz anders benimmt sich der Rohrweih auf solchen Wohnplätzen, auf denen er sich vor den Nachstellungen des Menschen nicht gesichert fühlt, so z. B. in den Auen an der Donau, wo sein Nistplatz und Aufenthaltsort auf den oft nur dreissig bis vierzig Schritte breiten Rohrwänden der Altwässer und kleinen, stillen Armen zwischen den Auen sich befindet, oder er sogar gezwungen ist, in dichten Junghölzern, Grasbüschen und Stauden auf den Inseln, also an Plätzen sich anzusiedeln, welche alle von Menschen betreten werden können. Hier zeigt er sich merklich vorsichtiger als in den Sümpfen; aber gerade deshalb bekommt man ihn hier weit häufiger zu sehen, als dort. Die einzige Zeit, während welcher er seine träge Langsamkeit, sein kriechendes Leben, wie ich sagen möchte, verläugnet, während welcher er Sumpf und Schilf verlässt und sich unter den wunderbarsten Flugkünsten in den höchsten Lüften umhertummelt, gleichsam als wolle er zeigen, was er im Fliegen vermöge, ist die seiner Liebe. Ein Paar dieser sonst so verborgen lebenden Vögel, welche man fast das ganze Jahr über nicht bemerkt, ist im Stande, im Monate April die ganze Gegend zu beleben. Bevor das Weibchen seine Eier legt, also während der Begattungszeit, steigt das Paar oft in die höchsten Luftschichten und führt, in höherem Grade noch, als die Milane, kunstvolle und wechselreiche Spiele aus, welche sich von denen der Milane hauptsächlich dadurch unterscheiden, dass die Vögel sich dann und wann aus bedeutender Höhe auf den Boden herabfallen lassen, daselbst einige Augenblicke verweilen und von neuem zu spielen beginnen, ganz ähnlich wie andere Weihen ebenfalls thun. An den Ufern der Donau erblickt man im April nicht selten vier oder fünf, zuweilen noch mehr Rohrweihen, welche gemeinschaftlich ihre Flugkünste ausführen, hierauf niedrig über dem Wasserspiegel von einem Ufer zum andern gleiten, über den Sandbänken dahinschweben und gelegentlich unter den Möven umherkreisen. Gesellen sich ihnen, wie dies die Regel, Milane und silberfarbglänzende Wiesenweihen, vielleicht auch noch ein Königsweih, und üben die Vögel gemeinschaftlich ihre Flugkünste aus, so bieten die so belebten Auen dem Beobachter ein reizendes Frühlingsbild.“ „Anfang Mai ist die Zeit für diese Scherze vorüber; die Weibchen sitzen bereits auf ihren Horsten, und nur die Männchen unterhalten sich und sie dann und wann noch durch ihre Flugkünste. Wenn man sie immer auf einer Stelle umherkreisen sieht, darf man bestimmt darauf rechnen, dass der Horst in der Nähe sein müsse; es ist daher nicht schwer, ihn zu finden. Auf stehenden Gewässern, im Röhricht und in Sümpfen steht er auf erhöhten Grasbülten, welche den Wasserspiegel überragen oder nahe am Ufer im Riedgrase,

unter Umständen sogar im Getreide, falls Felder unmittelbar an das von Rohrweihen bewohnte Ufer grenzen. Ist kein anderer Platz vorhanden oder der ganze Sumpf unter Wasser, so wird der Horst einfach wie das Nest der Wasserhühner zwischen das hohe Rohr auf das Wasser gebaut, schwimmt also im letzteren Falle. In den Auen findet man ihn am häufigsten in den Rohrsäumen der Altwasser und schmalen Arme, sehr regelmässig aber auch auf Holzschlägen und in jungen Wäldern, welche sich nicht weit vom Ufer entfernt befinden. Als Ausnahme habe ich beobachtet, dass einzelne Horste auffallend weit vom Wasser auf ganz trocknem Boden stehen. Der Horst pflegt dann ein ziemlich grosser, aus Asten und Gräsern zusammengesetzter Bau zu sein, welcher flach wie ein Teller am Boden liegt, wogegen er in Sümpfen und Röhricht regelmässig aus Rohr, Schilf und andern Wasserpflanzen besteht, welche man das Weibchen in den Fängen, oft von weit her, heranschleppen sieht. Bedingung für die Wahl des Nistplatzes ist, dass derselbe dem Vogel beim Zu- und Anstreichen keine Hindernisse biete. Daher steht der Horst auf Schlägen und in jungen Hölzern, in denen die dichten Aste auf Strecken hin dem langflügeligen grossen Vogel Raum zu raschem Aufflattern nicht gewähren, stets auf kleinen Blössen. Das Weibchen baut noch, nachdem es bereits einige Eier gelegt hat, am Horste fort und erachtet denselben erst dann für vollendet, wenn es zu brüten beginnt. Frühestens in den letzten Tagen des April, meist nicht vor den ersten Tagen des Mai, findet man das vollzählige Gelege im Horste. Die Eier, deren grösster Durchmesser vierzig bis sechsundvierzig und deren Querdurchmesser einunddreissig bis siebenunddreissig Millimeter beträgt, haben eine rauhe, mindestens matte, glanzlose Schale von grünlich weisser Färbung, wogegen das Innere lebhaft grün aussieht.“

„Die Rohrweihen sind die zärtlichsten Eltern, welche man sich denken kann. Während alle übrigen Raubvögel, die Feldweihen ausgenommen, nach einmaligem Verscheuchen vom Neste sich mehr oder minder lange besinnen, ehe sie auf dasselbe zurückkehren, lässt sich der Rohrweih einige Male hintereinander vertreiben und kommt immer sogleich wieder zurück, häufig sogar angesichts seines Gegners. Wenn der Horst freisteht, versucht das Weibchen, das wie bei andern Weihen allein dem Brutgeschäfte obliegt, durch Niederlegen auf den Boden und Abplatten seines Leibes, dem Auge sich zu entziehen, und steht erst, wenn man sich auf zwei bis drei Schritte genähert hat, unter lautem Geräusche vom Horste auf, eilt dann aber nicht nach Art anderer Raubvögel so rasch als möglich davon, sondern streicht langsam dicht über den Boden dahin, und erst, wenn es sich auf etwa hundert Schritte entfernt hat, ein gutes Stück senkrecht in die Höhe, beschreibt aber dann einen weiten Kreis um den Horst und kehrt von der andern Seite zurück. Bemerkt es auch jetzt noch den Eindringling unmittelbar neben demselben, so kreist es mit jämmerlichem Geschrei umher, aber

kaum, dass sich der Friedensstörer auf hundert Schritte entfernt hat, fällt es, senkrecht aus der Luft sich herablassend, wieder auf das Nest. Ich fand einmal einen Horst in der Rohrwand eines Altwassers der Donauauen. Das Weibchen, durch den Lärm aufgeschreckt, entfernte sich höchstens einen Schritt vor meinen Füssen und wurde von mir sofort erlegt. Das Männchen kreiste in der Nähe, kam auf den Schuss herbei und beschrieb schreiend immer engere Kreise um mich, trotzdem ich ganz frei auf einer Blösse stand bis ich es durch einen schlecht gezielten Schuss verscheuchte. Bei einem andern Horste, welchen ich mit einem in dichtem Unterwuchse bedeckten Holzschlage in ziemlich weiter Entfernung von der Donau auffand, verliess wenige Schritte von uns das Weibchen das Nest. Drei vergebliche Schüsse wurden abgegeben. Ziemlich langsam strich der Vogel einem hohen Jungholze zu und entschwand in ihm unseren Augen; einige Augenblicke darauf aber erschien er wieder an dem entgegengesetzten Saume eines hohen Auwaldes. Wir entfernten uns rasch bis auf beiläufig zweihundert Schritte und waren kaum in dieser Entfernung angelangt, als sich der Weih bereits seinem Neste näherte und rasch auf demselben sich niederliess. Jetzt schlich ich mich wiederum bis auf wenige Schritte an, schoss und streckte die treue Mutter, als sie wiederum aufflog, mit einem wohlgezielten Schusse nieder. So leicht man unsern Weih an seinem Horste zu erlegen vermag, so schwer lässt er sich sonst blicken. Mit dem Uhu vermag man nichts auszurichten, da er kein echter Stösser ist. Zwar nähert er sich rasch der verhassten Eule, überfliegt sie aber höchstens ein- oder zweimal und sucht sogleich darauf das Weite.“

Naumann schildert den Rohrweih als einen entschieden schädlichen Vogel. Er sagt: „Auf dem Felde späht er Lerchen- und andere Vogelnester aus, und die Eier sind ihm so lieb, als die jungen Vögel. Er weiss die grösseren Eier sehr geschickt auszusaugen; die kleineren verschluckt er aber mit der Schale.“ Nach diesem Forscher stellt er Wildgänsen- und Enteneiern sehr eifrig nach. Die Schwaneneier sind ihm zu hartschalig, darum pickt er lange daran und lässt sie alsdann liegen. „Nach der Brutzeit jagt er die jungen Wildgänse, Enten, Wasserhühner, Strandläufer, Kibitze und dergleichen Vögel.“ Nehrkorn schildert das Hausen des Rohrweihes unter den Wasserhühnern in der That als entsetzlich. „In der Nähe des Horstes“, erzählt er, „auf einem Raume von ungefähr funfzig Geviertmetern lagen auf den Bülten die Kopffedern und sogar Überbleibsel, hauptsächlich von jungen Rohrhühnern und Enten, in solcher Menge, dass ich mir die sonst unerklärliche Abnahme genannter Vögel nunmehr erklären konnte. Während in anderen Jahren Hunderte von Wasserhühnern die Teiche bevölkerten, zählte ich im Frühjahr 1876 kaum zehn Paare, und eine ähnliche Abnahme zeigte sich auch bei den verschiedenen Steissfüssen. An den Rohrsängern scheinen sich die Weihen nicht so vergriffen zu haben; denn ihre Menge ist noch unzählbar.“

Die alten Wasservögel suchen natürlich auf möglichste Weise ihre Jungen zu retten, und die Mutterente weiss ihn durch ihre gereizte Kühnheit schon zu vertreiben, wie vielmehr die alten Gänse, von denen der Gänserich ihn in gehörigem Respekt erhält. Desshalb sucht er die jungen zu überraschen und möglichst hinterlistig zu rauben.

„Schon in der Morgendämmerung", sagt Riesenthal, „beginnt der Rohrweih seinen Zug; mit ruhigem, leisem Flügelschlage streicht er tief über die noch in Nebel gehüllten Sümpfe und Röhrichte hin, wobei seinem überaus scharfen Auge der auf den Eiern noch träumende Vogel so leicht nicht entgeht. — An die brütende Gans, auch wohl die grösseren Enten sich zu wagen, hält er erfahrungsmässig für misslich; mit dem alten Gänserich ist nicht leicht spassen, und auch die alte, wenn auch vom Erpel schutzlos gelassene Ente beisst scharf um sich, aber die Blässenten, Rohrhühner und andere kleine Arten sind leichter zu schrecken, und verlassen sie die Eier, so sind sie unrettbar verloren, d. h. sofort ausgesoffen, die kleinen sammt den Schalen verschluckt. Die erste Beute ist somit gemacht, trauernd steht der arme, beraubte Brutvogel am leeren Nest, die Frühlingsfreude ist dahin, — aber weiter mit leichten Bögen geht des Räubers schaukelnder Flug, dem benachbarten Moor zu. Ist nun die stets wachsame Moorpolizei durch eine etschende Beccasine benachrichtigt worden, oder hat sie den Erbfeind von selbst entdeckt, — mit gellendem „Kiiwitt" stürmt demselben ein alter Kibitzhahn wuthentbrannt entgegen, sofort antwortet ein zweiter, — dritter, — vierter: das ganze Moor ist erwacht, von allen Seiten stossen und hauen die wackeren Wächter auf den frechen Eindringling ein, dass er ängstliche, schirkende Töne ausstösst und seinen tändelnden Flug aufgebend sich gehobenen Fittigs eiliger davon macht, als man ihm zutrauen sollte. Doch der Räuber kehrt oft alsbald zurück. Auf den Warnungsruf der Mutter haben sich die jungen Entchen zu einem Häufchen unter eine Bülte zusammengedrückt, dennoch versucht der Weih einen Stoss, aber fusshoch springt ihm die alte Ente entgegen, die ihn mit gesträubten Federn und zornfunkelnden Augen schon längst beobachtete und treibt ihn von ihren Lieblingen ab." . . . . „Hat der Rohrweih seine Beute erhascht, so stösst er ein freudiges „Kräii" aus und verzehrt sie sofort."

Die Familie der Bussarde. Buteones.

Die Bussarde sind weitverbreitete Räuber von plumper Leibesgestalt, kurzem Hals, dickem und breitem Kopf, von der Wurzel an gekrümmtem kurzem und an den Seiten zusammengedrücktem Schnabel, abgerundeten Flügeln, der Körperlänge entsprechendem Schwanz und Lauf, dessen kurze und schwache Zehen gekrümmte scharfe Krallen haben.

Bei uns sind die Bussarde Standvögel, wiewohl in Mäusejahren auffallende Wanderungen und Zusammenschaarungen gewisser Arten in den heimge-

suchten Gegenden wahrzunehmen sind. Im Gebirge, wie im flachen Lande findet man die Bussarde überall da, wo Waldungen mit Feldern und Wiesengründen wechseln. Ihre Horste stehen auf hohen Bäumen. Es kommen Fälle vor, dass Bussarde nur ein Ei legen, die meisten Arten legen jedoch bis zu vier Eiern. Der Flug ist plump beim Abstossen von dem Sitz und von derben Flügelschlägen begleitet beim Forteilen, während er in der Höhe schwebend, von seltnen Flügelschlägen unterbrochen in Schraubenlinien aufwärts strebt. Ihre Raubthaten gehören dem Boden an. Auf erhöhtem Gegenstande sitzend, spähen sie umher und stürzen sich von da aus oder auch von ihrem Rüttelpunkte aus der Luft auf die Thiere, die ihnen zur Nahrung dienen. Sie bestehen in Säugethieren, Vögeln, Kerbthieren, Würmern und Nacktschnecken. Selbst Pflanzenstoffe bilden zeit- und theilweise ihre Nahrung. In Bezug auf das Rütteln bemerken wir, dass der Bussard dabei eine wagerechte Stellung einnimmt.

Die Sippe der Mäusebussarde, Buteo,

trägt die Merkmale eines schmalen, sehr gekrümmten kleinen Schnabels, unbefiederter Fusswurzeln, ziemlich kurzer Fänge, breiter Schwingen und kurzen bis mittellangen Schwanzes, der am Ende gerade abgeschnitten erscheint.

Die uns am meisten interessirende und offenbar auch die nützlichste Art ist der Mäusebussard. Buteo vulgaris. Die Länge von der Schnabelspitze bis zur Schwanzspitze beträgt 50—65 cm, die Flugweite 122 cm. Gewöhnlich herrscht auf dem ganzen Körper dieses in Färbung sehr abändernden Räubers das dunklere Braun vor, welches von schwarzen Bändern auf dem Schwanze unterbrochen wird, oder auch das Lichtbraun mit Querflecken. Im Alter wird er oft weiss gescheckt oder gar fast ganz weiss. Das Auge des alten Vogels ist rothbraun, im hohen Alter grau, Wachshaut und Fuss gelb, Schnabel blau an der Wurzel und schwärzlich an der Spitze.

Seine Lieblingsaufenthalte sind offenbar solche Gegenden des Gebirgs wie der Ebene, wo ausgedehnte Felder und Wiesengründe mit Waldungen wechseln und kleine Feldgehölze vorhanden sind. Auch sind ihm Hügel, Pfähle, Grenzsteine, Baumstümpfe und viele andere in der Flur emporragende Gegenstände unverkennbar erwünscht als seiner Neigung entsprechend.

Schon auf den ersten Blick verräth sich der grosse Unterschied des Charakters und Temperamentes, der den Bussard von den eigentlichen Falkenarten trennt. Das Feurigkühne, die Gewandtheit, das Verwegene, das Abenteuerliche macht hier einer angeborenen Trägheit, einem friedlicheren Sinn, einem plumpen Wesen und Treiben Platz. Diese niedrige Naturalanlage fesselt seine Thaten an den Boden; was sich in der Luft bewegt, ist ihm zu schnell, das will mit ganz anderer Fertigkeit verfolgt sein, das erliegt nur der sausenden Wucht, der rasenden Eile, der gewandten Schwenk-

ung und der geschickten Benutzung des günstigen Augenblicks. Der Flug dieses Trägen aber ist langsam, von gemessenen Schwingenschlägen geregelt, freilich schöner und an das Majestätische erinnernd, wenn er, in Thurmeshöhe schwebend, Bogen beschreibt. Aber wir würden ein unwahres Bild von ihm entwerfen, wollten wir ihm die Tüchtigkeit eines Räubers absprechen. Im Gebiete seines Wirkens und Treibens leistet er vielmehr sehr Anerkennenswerthes, und wenn wir ihn den leichtblütigeren Falken in vieler Hinsicht nachstellen, so gebührt ihm in der Mannigfaltigkeit, mit welcher er sich die Beute aneignet, ein höherer Platz.

Aus der Luft, vom Baum, vom Hügel, ja selbst von seinem Sitz auf ebner Erde aus stürzt er sich dort fliegend, hier halb fliegend, halb laufend, hier nur laufend mit ausgebreiteten Schwingen auf die kriechende, springende oder laufende Beute. Nicht immer wird er des Thieres ansichtig, das er mit den Fängen dennoch erfolgreich schlägt, denn er achtet auf den stossenden Maulwurf und die seicht unter der Erde den Boden hebende Wühlmaus, die er beide dadurch in seine Gewalt bekommt, dass er den Fang in den sich bewegenden gelockerten Boden schlägt. Die Maus, welche sich vor ihm geflüchtet hat, und, von Laub oder Gras gedeckt, durch Bewegung dieser Schutzmittel sich verräth, greift er sammt einem Laub- oder Moosbündel mit wohlgezieltem Schlag heraus. Den Hamster und die Ratte besiegt er mit Muth und Geschick. Beide winden sich quiekend und fauchend unter seinen Fängen, deren Nägel er ihnen in den Rücken oder in die Weichen geschlagen hat, während der nadelspitze, stark gekrümmte Schnabel zermalmende Hiebe nach dem Kopfe führt. Mancher Biss findet Widerstand an den mit Hornschildern bepanzerten Läufen, die er übrigens durch Flügelschläge zu schützen weiss, welche das Thier unter ihm verwirren und betäuben. Die wehrhaften und gefährlichen Thiere, darunter vor allen die Kreuzotter, deren Zähne mit den feinsten Spitzen bei gut treffenden Bissen durch die Schildplättchen seiner Läufe dringen, sucht er unter Wahrung seiner leichter verletzbaren Körpertheile möglichst rasch zu tödten. Dabei richtet er immer vorsichtig den Kopf in die Höhe und benutzt den Augenblick, wo er den wohlgezielten Schnabelhieb nach dem Kopfe anbringen kann. Die von dem Fang des Bussards ungefähr in der Mitte des Körpers geschlagene und festgehaltene Natter lässt einen wüthenden Biss auf den andern folgen, die aber fast alle in die Luft gehen oder die Schwungfedern der schlagenden und das Opfer verwirrenden Flügel, zuweilen auch die Läufe, in seltnen Fällen auch den Kopf des Bussads treffen, in welch letzterem Falle das Gift rasch erfolgende Geschwulst und den Tod verursacht.

Anders ist's mit den wehrlosen Thieren, die er rupft und zerfleischt, während sie noch leben. So misshandelte ein Bussard vor unseren Augen ein bei Schnee und Kälte matt gewordenes Rebhuhn. Unter Geschrei des

Opfers riss er mit dem Schnabel aus den blosgerupften Stellen des Rückens das Fleisch los. Wir jagten ihn eiligst von der Beute, die gleichzeitig von neidischen Krähen mit lärmendem Gekrächze umschwärmt wurde, und machten der Quälerei durch Tödtung des Huhns kurzer Hand ein Ende. Den ganzen Tag über verliess der Bussard den Ort nicht, wo er das Rebhuhn gefunden hatte; beständig spähte er in der Erwartung umher, dasselbe werde wieder zum Vorschein kommen. Überhaupt zeigt der Mäusebussard eine Geduld und Ausdauer im Lauern, die erstaunlich ist und ihm gewöhnlich den Erfolg sichert.

Wenn man den trägen Vogel auf einem Grenzstein, Hügel, Baum, Stein oder einem sonstigen erhabenen Gegenstand der Flur oder Wiese mit aufgeblasenem Gefieder auf einem Laufe (Fusse) ruhen sieht, so vermuthet man weder Wachsamkeit für seine Sicherheit, noch Aufmerksamkeit auf die ihn umgebende Thierwelt. Sein Anblick macht den Eindruck völliger Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit. Nun aber reckt er den Kopf aus, glättet an Hals und Brust das Gefieder, während der hintere Körpertheil noch bolzenartig aufgeblasen erscheint und noch immer der eingezogene Fang am Bauch unter den Federn verborgen bleibt. Jetzt gleitet auch dieser sich streckend nieder, und im folgenden Augenblick stürzt der Bussard auf eine entdeckte Beute los. Aber sein beobachtendes Auge und sein reger Gehörsinn sind nicht nur auf den Wandel der seine Raub-, Mord- und Fressgier weckenden Flur- und Waldbewohner gerichtet, sondern auch auf „edle Räuber“, die ihm weniger grossmüthig, als ärgerlich und zornverbissen den Raub überlassen. Die Falken strengen ihre Kräfte nicht selten, ohne es zu wollen, für ihn an.

Um einen möglichst weiten Plan überblicken zu können, setzt sich der Bussard auf hervorragende Gegenstände, die seine beliebten Ruheplätze bilden und durch den weissen Kalkanstrich mittelst seiner Excremente schon von weitem zu erkennen geben, dass sie von ihm häufig besucht werden. Hier wird gelauert und verdaut, Geraubtes verschlungen und Unverdauliches als Gewölle ausgeworfen. An Sümpfen, Bachufern und Teichen holt er sich den Frosch, neben welchem er auch andere Amphibien liebt, auf dem Felde den Hamster und die Maus, in Wald und Haide Schlangen und kleine Nager; allerorten eignet er sich aber auch Kerbthiere an. Hauptsächlich besteht seine Nahrung in Mäusen, weshalb er Mäusebussard genannt wird. Solcher schädlichen Nager vertilgt er eine erstaunliche Menge. Da, wo viele Mäuse sind, raubt er den Tag über zwei Dutzend Stück. Indessen raubt er nicht mehr, als er verzehrt, mit Ausnahme zur Zeit, wo er die Jungen im Neste füttert. Sein Appetit wird nicht mit Wenigem gestillt. Darum trauert er auch im Winter bei Mangel an genügender Nahrung sehr, und in solchen Nothlagen greift er kranke oder verwundete Hasen und Rebhühner ohne Weiteres an, kommt aber auch in unsere Gärten und nährt sich von thieri-

schen Abfällen. Ein sogenanntes Mäusejahr zieht die Bussarde in Menge in die Gegenden, wo diese Erzfeinde der Landwirthschaft zum Schrecken der Ackerbauern überhandnehmen. Züge von fünfzig und hundert Bussarden erscheinen in den Feldern und wetteifern im Rauben und Fressen.

Wenn wir auch wissen, dass diese Erscheinung noch lange kein hinreichendes Mittel gegen das schädliche Treiben der grossen Masse der Mäuse ist, so halten wir es doch für eine wahre Verblendung, die Bussarde, welche treue Gehülfen der Vertilger der Mäuse sind, in ihrem Werth und ihrer Dienstleistung zu unterschätzen oder sie gar zu schädlichen Raubvögeln zu zählen, weil sie hier und da einen kranken Hasen, ein elendes, halbverhungertes Rebhuhn oder auch ein zartes junges Häschen verzehren. Wir leugnen nicht, dass er in Fasanerien empfindlichen Schaden anrichten und in schneereichen Wintern die Interessen des Jagdbeständers in den Feldern theilweise in ärgererregender Weise benachtheiligen kann, aber wir können uns darum noch lange nicht entschliessen, seine Verfolgung zu befürworten. Hunderte und Tausende nützlicher Bussarde sind von unwissenden kurzsichtigen Jägern auf Krähenhütten oder in Wald und Feld auf Schleichwegen geschossen worden, die sich nicht entblödeten, sich dessen bei ihren Genossen auch noch zu rühmen. Wer diesen nützlichen Vogel noch nicht zur Genüge in seinem heilsamen Wirken kennen gelernt hat, der beobachte ihn nur einen einzigen Tag im Felde unweit der Stadt oder des Dorfes mit einem guten Fernrohre, oder er besteige im Sommer den Horst, in welchem fünf halb flügge Junge liegen; auf dem Rande desselben wird er acht bis zehn Mäuse liegen sehen, die in Rücksicht auf das Bedürfniss der Jungen als überflüssig zu betrachten, aber dennoch von den alten Bussarden herzugetragen worden sind.

Die Vögel kennen den Bussard recht gut als den in seinem Verhältniss zu ihnen gewöhnlich Harmlosen und Ungefährlichen, wesshalb sie bei seinem Herannahen ungestört ihrer Nahrung nachgehen oder im Singen sich nicht stören lassen. Um ihn her schwirren die Lerchen, tanzen die Meisen, schaaren sich Finken und Hänflinge ohne Furcht und Argwohn zusammen, schnappt die sonst auf die beflügelten Räuber so aufmerksame und erboste Bachstelze nach Mücken, folgt ihm aber auch zuweilen mit den Gefährten unter lautem Gezänke. Ein besorgter Haushahn kündigt ihn wohl manchmal irrthümlich bei Verwechslung des in der Ferne friedlich hinschwebenden mit einem gefürchteten Feinde der Hennen durch den Schrecken verbreitenden Angstton an, allein das genauere Äugen des Hofgeflügels nach der Höhe corrigirt sogleich den Fehler und benimmt alle Täuschung. Wäre er unter den Menschen so richtig allenthalben gewürdigt, wie von den Vögeln, so könnten wir ihm gratuliren, und weder der Unverstand, noch auch der leichtfertige Übermuth würde die Mordwaffe auf ihn richten.

Jene erwähnten, nicht in die Wagschale fallenden Vorkommnisse abgerechnet, lebt der Bussard mit den Vögeln in Frieden. Nur im Frühling

kämpft er zuweilen mit Krähen um den Besitz einer Niststelle oder ihres Nestes, wobei er jedoch in Folge der muthigen und wüthenden Angriffe seiner Gegner sammt seinem Gefährten den Kürzeren zieht. Das Weibchen, an Leib wie alle Raubvögel stärker und grösser als das Männchen, wählt den Brutort und führt unter sehr geringer Beihülfe des Männchens die erwähnten Kämpfe aus. Auch brütet das Weibchen allein und lässt sich vom Männchen Beute zutragen. Der selbsterbaute oder auf der Grundlage eines Krähennestes errichtete Horst bietet nichts Kunstvolles dar und besteht in der Zusammenlegung von dickeren, nach oben und innen immer dünner werdenden Reisern, bis der Bau endlich im Polster von feinen grünen Reisern sich gipfelt, die zuweilen auch durch Thierhaare, Moos oder andere weiche Stoffe ersetzt oder als Wiege für Eier und Junge vervollständigt werden. Die drei oder vier stumpfovalen Eier sind auf grünlich weissem, manchmal gelbgrünlichem Grunde gross hellbraun, violett bis graublau gefleckt, welche Punktirung am stumpfen Ende oft verwaschen ist oder zusammenfliesst. Die Jungen bleiben weniger auffallend lange im Nest, als auf dem Nistbaume und den in nächster Nähe stehenden Bäumen des Laub- oder Nadelwaldes. Hier schreien sie vorzüglich Morgens stundenlang in langgezogenem Pfeifton, welcher dem Miauen der Katze ähnlich lautet. Später vertheilen sie sich auf den Fluren, und jeder einzelne Bussard nimmt seinen Lieblingsstandort ein, den er auch im Winter gern beibehält.

Der Sippe der Wespen- oder Honigbussarde, Pernis, ist eigenthümlich: besonders gestreckter Körperbau, schwacher, im Verhältniss zu den andern Bussarden langer, erst an der Spitze scharf gekrümmter Schnabel, kurzer Fuss mit langen, schwachen, nur wenig gekrümmten Nägeln, mittellanger Flügel, langer Schwanz, mit schuppenartigen Federn bedeckter Zügel und eng anliegendes hartes Gefieder.

Der Wespenbussard. Buteo sive Pernis capivorus.

Seine Länge beträgt 52 cm, seine Flugweite 131 cm. Auch seine Färbung weicht wie diejenige des Mäusebussards ab. Charakteristisch ist und bleibt jedoch im Allgemeinen das durchgehende Braun des Gefieders und treten die drei grösseren braunen Schwanzbänder in Verbindung mit kleineren auf, sowie der blaugraue Kopf des Männchens ebenfalls bezeichnend ist. Übrigens erscheinen die weissen Flecken des Unterkörpers häufig. Die Farbe des Auges wechselt vom Silberweiss bis zum Goldgelb, welch letztere Farbe auch die Wachshaut hat. Nach Krieger fehlt beim alten Vogel die gelbe Wachshaut am Schnabel, welche beim jungen desto stärker und intensiver gelb hervortritt. Das Gelb des Fusses ist heller, der Schnabel schwarz. Krieger sagt, dass er nicht auffallend in seinem Gefieder variire; dennoch habe er schon ganz dunkel kaffeebraune junge Vögel und sehr

weisse mit wenigen hellbraunen, herzförmigen Schichtstrichen auf Leib und Hosen geschossen.

Der Verbreitungskreis umfasst Europa ausnahmlich der im hohen Norden gelegenen Länder. Er horstet hauptsächlich auf Laubholzbäumen, vorzüglich auf Buchen und Eichen, ziemlich niedrig. Die Eierzahl schwankt zwischen zwei und vier. Der braunröthliche oder gelblich weisse Grund ist mit helleren oder dunkleren Marmorflecken bedeckt. In der ersten Zeit bilden ausschliesslich Insekten und deren Larven die von den Eltern herzugetragene und im Kropfe vor der Abgabe erweichte Nahrung der Jungen. Sobald letztere aber grössere Tüchtigkeit und Fertigkeit im Kröpfen erlangt haben, dienen ihnen unzubereitet zum Horste gebrachte Wespennester und endlich auch kleine Wirbelthiere zur Ernährung.

Gemein hat der Wespenbussard mit seinen Verwandten die Schwerfälligkeit und Trägheit, aber bezüglich des Raubes unterscheidet er sich wesentlich von ihnen durch seine leidenschaftliche Vorliebe für die Brut der Wespen und Hummeln, stundenlang beutet er diese Nester aus, frisst aber dabei kein Immago. Aber auch Heuschrecken, Käfer, Schmetterlingsraupen, Eidechsen und Frösche dienen ihm zur Ernährung. Nach Naumann ist er ein gefährlicher Plünderer von Vogelnestern, und raubt er auch neben Ratten, Hamstern und Mäusen junge Häschen.

Krieger fand im Kropfe einiger Exemplare dieses Vogels Massen von grossen, angewachsenen Schmeissfliegenmaden, auch die Raupen des Cossus ligniperda, Weidenbohrers, nach deren starken widrigen Geruche der ganze Vogel duftet.

---

2. Die Nachträuber. Raptatores nocturni.

Die Eulen. Striges.

Vor allem höchst auffallend und eigenthümlich ist der schlanke und im Verhältniss zum Anschein des Vogels leichte Körper, der ausserordentlich dicke Kopf mit den nach vorn stehenden und von rundem, strahligem Federkranz umgebenen Augen. Sodann fallen die sehr langen und breiten, muldenförmigen Flügel in's Auge, die fast den verhältnissmässig kurzen Schwanz überdecken und die bis zu den Krallen mit Federn bewachsenen Füsse, deren Fänge lange, spitze Krallen haben, und deren hinterste Zehe eine Wendezehe bildet. Der stark gekrümmte hakige Schnabel ist von gleichfarbiger kleiner Wachshaut umgeben und mit Borsten an der Wurzel versehen. Das Gefieder ist weich, dicht, reich, die einzelne Feder feinfasserig und an deren Ende gerundet. Ein Schleier umgiebt die Ohröffnung in Halbkreisform. Was die Bildung der Schwungfedern anlangt, so ist die

äussere Fahne der drei ersteren gezähnelt, wodurch der leise unhörbare Flug bewirkt wird, weil diese Einrichtung die Reibung an der Luft mildert Merkwürdig ist das Auge, dessen Hornhaut halbkugelförmig gestaltet erscheint und dessen Stern der Erweiterung und Verengerung in hohem Grade fähig ist, sowie das Ohr, welches bei den meisten Arten eine von oben nach unten um das Auge gezogene, aufschliessbare Falte bildet. Geöffnet, gestaltet sich eine grosse Muschel zum vorzüglichen Auffangen des Schalls.

Hinsichtlich ihres Verbreitungskreises genügt es, sie Weltbürger zu nennen. Ihr Aufenthalt erstreckt sich auf Städte, Dörfer, einzelne Gehöfte und Mauerruinen, wie auf Waldungen, Gärten, Wüsteneien und Steppen. Ihr Gesicht hat sie vorzugsweise angewiesen, während der Nacht auf Raub auszugehen. Dasselbe ist gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen ausserordentlich empfindlich — das sieht man am Blinzeln —, im tiefsten Dämmer der Nacht aber auf nicht zu grosse Entfernungen sehr scharf. Die Töne der Eulen sind theils laut kreischende, theils hell, theils dumpfklingende. Ihnen ist auch ein Schnabelknappen und heisseres Fauchen eigenthümlich. Die seelischen Fähigkeiten der Eulen stehen ziemlich tief, jedenfalls tiefer, als diejenigen der Tagraubvögel. Dabei sind sie leidenschaftliche, grausame und gierige Räuber, die nur Selbstgeraubtes, niemals Aas verzehren. Zu den Thieren, welche ihnen zur Beute werden, gehören theils grössere Säugethiere und Vögel, die von den stärksten Arten angegriffen werden, theils kleinere, ausserdem Fische und in grosser Menge Kerfe. Sie tödten mit dem Fangschlag die kleinen Thiere rasch, weil die langen, spitzen Krallen tief in den Leib des Opfers eindringen. Grosse, abgerupfte Brocken oder bei kleinen Vögeln und Mäusen der ganze Leib wird von der schlingfertigen Eule hinabgewürgt. Der scharfe, zersetzende Magensaft fördert die Verdauung ungemein rasch. Knochen, Haare und Federn werden in Ballen als Gewölle ausgeworfen, die man an den Ruheplätzen, namentlich in Gebäuden oder Höhlen in Menge aufgehäuft findet. Endlich lässt sich in Bezug auf die Fortpflanzung der Eulen im Allgemeinen sagen, dass sie theils in Mauerlöchern und Erdhöhlen, Baumhöhlen und Felsenspalten, theils auf verlassenen Horsten der Tagraubvögel und Krähen nisten. Das auf wenig Genist oder auf blossem Grund liegende Gelege zählt eins bis sieben Eier, die weiss und feinkörnig sind. Die Jungen bleiben lange im Neste und schreien viel nach Futter. Die Liebe der Eltern zu ihnen ist so gross, dass der Eingriff seitens der Menschen, wie z. B. bei dem Uhu und selbst der Schleiereule, sehr gefährlich werden kann.

Man hat eine unterscheidende Eintheilung zwischen Tag- und Nachteulen gemacht. Unter ersteren versteht man im Gegensatz zu den letzteren solche Arten, die ausser der Nacht auch bei Tag ihren Wandel und ihre Räubereien unternehmen. Wir beginnen mit den sogenannten Tageulen, Surniae.

Die Sippe der Steinkäuze, Athene, umfasst kleine Arten mit mässig-grossem Kopf, kurzem, seitlich zusammengedrücktem, schon von der Wurzel an sehr gekrümmtem, kleinhakigem, ungezahntem Schnabel, ziemlich hohen Läufen, kräftigen, starknägeligen Zehen, kurzen, abgerundeten Flügeln, kurzem, gerade abgeschnittenem Schwanze, der mit einem Drittel über die Flügelspitzen ragt, mit kleiner Ohröffnung, undeutlichem Schleier, knapp anliegendem Gefieder, wenig befiederten Läufen und behaarten Zehen.

Der Steinkauz, das Leichhuhn oder der Todtenvogel.
Athene noctua.

Der ganze Vogel ist nicht grösser als 22—24 cm. Die Grundfarbe des Oberkörpers ist Graubraun, das von weissen Flecken bedeckt wird, des Unterkörpers unentschiedenes Weiss mit braunen Längsflecken bis in die Aftergegend. Die Schwung- und Schwanzfedern sind rostgelblich und mit weissen Flecken versehen, die auf dem Schwanz Binden andeuten. Der Schnabel ist grüngelb, die Gesichtsfläche grauweiss, das Auge schwefelgelb, der Fuss gelbgrau. Der Steinkauz ist über Mitteleuropa und einen grossen Theil Asiens verbreitet. Wir finden ihn bei uns in Deutschland ziemlich zahlreich vertreten. Zum Aufenthalte wählt er Gärten mit Obstbäumen, namentlich grosse Obstbaumstücke, in denen hohle Stämme und Äste ihm Schutz und Gelegenheit zum Nisten bieten, ausserdem Feldgehölze, Ränder der Hochwälder, Städte, Dörfer und einzelne Höfe, die altes Gemäuer, Thürme, verfallene Gebäulichkeiten, zugängliche Dachböden und Gewölbe darbieten. In Löchern oder Höhlungen legt er auf den nackten Boden vier bis sieben sehr stumpfe und gewölbte weissfarbige Eier, welche allein von dem Weibchen mit grösster Hingebung ausgebrütet werden. Gewöhnlich sitzt der Kauz Tags im Schlupfwinkel verborgen, öfters jedoch sieht man ihn auch da sich umhertreiben. Zur Zeit der Paarung ist er einen grossen Theil des Tags, ja zuweilen den ganzen Tag über rege. Unaufhörlich hört man ihn dann schreien. Sein gewöhnlicher Ruf klingt wie „Kiwit", welche Sylben das Volk in „Geh mit" übersetzt und dem Vogel selbst in Gedankenfolge des Aberglaubens seinen Namen Leichhuhn oder Todtenvogel gegeben hat. Zur Zeit der Paarung, im April, lässt er vorzüglich in der Abenddämmerung einen wehmüthigen, gedehnten Ruf, der wie „Quiu" klingt, hören. Männchen und Weibchen antworten sich in einiger Entfernung, eben so verschiedene Männchen. Sehr eigenthümlich sieht es aus, wenn der Kauz von einem Baum zu einem entfernt stehenden andern fliegt. In Folge seiner kurzen Flügel geht sein Flug ruckweise und in auf- und niedersteigenden Bogen voran. Dann setzt er sich am Ziele nieder, späht umher und macht förmliche Diener. Verträglich lebt er mit Seinesgleichen, sodass mehrere Individuen desselben Geschlechts ausser der Paarzeit sowohl die Schlafstätte theilen, als auch gemeinschaftlich auf Raub ausgehen. Zur

Nahrung dienen ihnen kleine Säugethiere, vorzüglich Mäuse, Vögel und grössere Kerbthiere, besonders Maikäfer, die er im Fluge fängt. Wir können die Schonung dieses nützlichen Räubers wohl empfehlen. Haben wir doch im Sommer in Nestern des Steinkauzes immer Schädel der Nager, und zwar zumeist der Feldmäuse gefunden; auch theilt uns ein tüchtiger, uns befreundeter Kenner der Eulen mit, dass er in mehreren Baumhöhlen bei der Brut des Steinkauzes längere Zeit hindurch nur Schädel und Überreste von Nagern beobachtet habe. Allerdings raubt der Steinkauz auch viele Spitzmäuse, Fledermäuse und Vögel und bringt dadurch Schaden. Wir beobachteten ihn in mondhellen Nächten und sahen, dass er auf den Stoppeläckern in der Nähe der Obstbäume des Feldes den Lerchen nachstellte, und mehrmals haben wir bei dem brütenden Weibchen einige frisch gefangene Lerchen entdeckt, welchen der Kopf haarscharf abgeschnitten war, während der Rumpf noch unverletzt dalag. Der scharfsichtige Kauz entdeckt die sitzende Lerche, wenn sie aufgeschreckt eine Bewegung macht, und schlägt sie sogleich. Aber auch lauernd auf Bäumen oder andern emporragenden Gegenständen beobachtet er die günstigen Gelegenheiten zum Raub an den ziehenden Vögeln, jedoch vorzüglich an Mäusen. An den Häusern sucht er die nicht gut gedeckten Sperlinge auf Spalieren und hinter Brettern und Läden mit seinen mordenden Fängen zu überlisten. Käfige ohne Doppelgitter dürfen während der Nacht im Bereiche dieses Räubers nicht vor dem Fenster oder sonst wo im Freien hängen gelassen werden, denn der mordgierige Geselle greift mit seinen Fängen zwischen den Drähten durch und zieht die Insassen bis zur Grösse der Drosseln und Amseln heraus. Jammervoll ist dann das Klagegeschrei der Todesangst solcher Opfer.

Am Tage wird der Steinkauz, wo er sich zeigt, von kleineren Vögeln mit Lärm verfolgt, auch die grösseren Rabenvögel umfliegen ihn schreiend. Auf Grund dieser Erfahrung hat man ihn zum Vogelfang als Lockvogel benutzt. Sobald die Vögel den Kauz neckend umkreisen, fangen sie sich an den Leimruthen, die ringsum angebracht sind. Die Italiener betreiben diese Fangart eifrig. Zu diesem Zweck ziehen sie sich junge Käuze gross und zähmen sie. Damit aber kein Mangel an Käuzen durch die häufige Wegnahme der Jungen entstehe, errichten die Italiener besondere Brutplätze unter den Dächern, wie Lenz berichtet. „Aus den Nestern werden nur so viele Jungen genommen und aufgezogen, als man für Haus oder zum Verkauf für den Markt braucht; die übrigen werden in ungestörter Ruhe gelassen. Die zahmen Käuzchen sind wirkliche Hausfreunde der Italiener, gehen oft frei in Haus, Hof und Garten mit beschnittenen Flügeln herum, fangen überall Mäuse, werden besonders gern in gut umzäunte Gärten gesetzt, woselbst sie die Erdschnecken und anderes lästiges Ungeziefer vertilgen, ohne ihrerseits den geringsten Schaden zu thun. Arbeitet nach dortiger Sitte ein Schuster, Schneider, Töpfer oder anderer Handwerker auf der Strasse, so

hat er, wie ich oft gesehen, sehr gern seine Lieblinge, seine zwei bis vier Käuzchen neben sich auf einem Stäbchen angefesselt und wechselt mit ihnen so oft als möglich zärtliche Blicke. Weil er nicht immer Fleisch für diese artigen Vielfrässer herbeischaffen kann, so gewöhnt er sie daran, bei dessen Ermangelung mit Polenta vorlieb zu nehmen."

Die Sippe der Sperlingseule, Microptynx, erscheint in ihrem Vertreter als die kleinste Eule, aber auch als die zierlichste und anmuthigste, mit gestrecktem Leib, kleinem Kopf mit starkem, sehr gekrümmtem, mit einem Zahne und Einschnitte an der Oberkieferschneide versehenen Schnabel, kurzem, dickbefiedertem Fuss, kurzen Flügeln, mässiglangem Schwanz, weniger als bei andern Eulen weichem Gefieder und undeutlichem Schleier.

Der nahe Verwandte unseres Kauzes ist die kleinste der Eulen,

die Sperlingseule, Microptynx passerina,

so genannt, weil ihre 16—18 cm betragende Länge derjenigen des Sperlings ungefähr gleichkommt. Die Grundfarbe des Oberkörpers besteht in Mäusegrau, die des Unterkörpers in Weiss, jene trägt weisse, diese braune Flecken. Am Schwanz stehen vier, am Flügel viele weisse Binden. Den horngelben Schnabel umgibt das helle Aschgrau des Gesichtes. Goldgelb leuchtet das Auge. Das Weibchen ist dunkler gefärbt und hat zwei dunklere Bogenlinien unter den Augen. Die jungen Vögel sind brauner, als die alten.

Wiewohl die Zwergeule im Norden und Osten ihre eigentliche Heimath hat, so kommt sie doch auch bei uns in Deutschland, zwar viel seltner als der Kauz, aber doch immer in solcher Anzahl als Brutvogel vor, dass dem aufmerksamen Forscher ihre Anwesenheit sich alsbald an ihren Aufenthaltsplätzen verräth. Ihr Ruf oder Schrei, welcher wie „Kirr kirr" lautet, ist nicht zu verkennen. Auch fällt sie mehr, als andere Eulen, während des Tags in die Augen, weil sie da häufig auf Raub ausgeht und von den aufgestörten Vögeln ihrer Umgebung verrathen wird. Mit grosser Gewandtheit durchwandert sie im Fluge von Baum zu Baum, von Ast zu Ast oder auf weitere Strecken zu andern Baumgruppen hin die Gegend ihres Jagdreviers. Sehr erzürnt sind die Meisen des Waldes bei ihrer Erscheinung und unter ihnen verursacht dieselbe sofort Aufregung und Lärm, der sich Vögeln der weiteren Umgebung mittheilt. Übrigens haben sich die kleinen Zänker wohl vor ihren Fängen in Acht zu nehmen, denn nicht blos die noch nicht flugfertigen Jungen derselben sind durch sie arg gefährdet, sondern auch alte Kleinvögel, die sich überraschen lassen. Alles, was diese nette, kecke und bewegliche Eule unternimmt, hat Geschick und ist von einer gewissen Anmuth begleitet. Ihr Wesen ist immer aufgeräumt, nicht dumpf hinbrütend, sondern munter und, wie es scheint, guter Laune.

Die Sperlingseule nistet in Baumhöhlen, vorzugsweise gern in hohlen Eichen. Seidensacher beschreibt die drei Eier, welche er im grossen

Stammloche einer Eiche gefunden: „Zwei Eier sind rundlich, das dritte ist gestreckt, gleichmässig gegen die Basis und Höhe abfallend; sie haben eine ziemlich glatte Schale mit deutlichen, entfernt von einander stehenden tiefen Poren und eine reine weisse Farbe, gleich den Eiern des Steinkauzes, ohne Beimischung von Bräunlich oder Gelb, wie man sie meistens bei den Eiern der kleinen Ohreule findet.“

Die Familie der Ohreulen, Bubones,

tragen ihren Namen von dem Federbüschel ihrer Ohren. Die Büschel erscheinen zurückgelegt wie eine verlängerte Fortsetzung der Kopffedern, insbesondere derjenigen Partie der Kopffedern, welche oberhalb der Augen läuft, aufgerichtet dagegen als der selbstständige eigenthümliche Federtheil. Der Gesichtsschleier tritt bei dieser Gruppe zurück, d. h. er findet sich nur unvollkommen. Sie zählt die grössten, anderntheils aber auch wieder sehr kleine Mitglieder. Auszeichnende Merkmale der Körperbildung treten hervor in dem bedeutenden Kopf, mit dem grossen, abgeplatteten und meist in schöner goldgelber Iris leuchtenden Auge und mit dem ausgebauchten Schnabel, sodann die starkgebogenen, festen und langen Krallen der mässig hohen, befiederten Füsse, endlich der kurze, abgestutzte Schwanz und der stumpfe Flügel von Mittellänge.

Wenn auch die Ohreulen im Süden durch Arten vertreten sind, so ist doch ihre eigentliche Heimath der Norden der Erde. Vorwiegend bekunden sie sich als Standvögel; es gibt jedoch einzelne Arten, die grossartige umfassende Wanderungen unternehmen, mit denen wir es aber in unseren Schilderungen nicht zu thun haben. Das Tageslicht wird entschieden von ihnen gemieden; ihre Raubthätigkeit gehört nur der Nacht an. Im Allgemeinen nimmt man an ihnen eine geringere intellektuelle Begabung wahr, als bei den Tageulen, dagegen eine grössere Raub- und Mordgier.

Unter dieser interessanten, in ihrem geheimnissvollen nächtlichen Hausen schwer zu belauschenden Eulenfamilie ragt als Riese unter unseren Nachträubern

der Uhu, Bubo maximus s. Strix Bubo,

hervor, mit welchem zugleich die Sippe gekennzeichnet sein möge. Das Weibchen erreicht eine Länge von 60—64 cm, eine Breite oder Flugweite von 1,25 Meter. Es überragt das Männchen stets an Grösse. Die Grund-Färbung des dichten, massigen Gefieders ist das Rostgelb, welches oberseits dunkler, als unterseits, erscheint und dort schwarz geflammt, hier mit ebenfalls schwarzen Längsstreifen überdeckt wird. Auf Flügeln und Schwanz stehen Punkte von mehr oder weniger entschiedenem Braun und Gelb. An der Kehle ist die Farbe hell, auf der Aussenseite der Büschelfedern schwarz, auf der Innenseite gelb, das Auge lebhaft goldgelb, von röthlichem Kreis-

rand umgeben. Der stark gekrümmte Schnabel ist dunkel hornfarbig, von gleicher Farbe sind die gekrümmten, scharfen Krallen.

Die Ohrbüschel sind etwas nach hinten gebogen und 9 cm länger beim Männchen, als beim Weibchen.

In Deutschland war früher der Uhu weit häufiger, als jetzt; am zahlreichsten vertreten ist er in unserem Vaterland noch immer unstreitig im südlichen Deutschland. Im Allgemeinen bewohnt er ausser Europa das nördliche Asien, und in Nordostafrika vertritt ihn eine ähnliche Art, der kurzohrige Uhu (Bubo ascolaphus), im Innern desselben Erdtheils der milchweisse Uhu (Bubo lacteus), im Norden Amerikas der kleine virginische Uhu (Bubo virginianus).

Dass der Uhu die Gebirgsgegenden den Ebenen mit aller Entschiedenheit der Neigung vorzieht, lässt sich schon aus seiner Vorliebe für Felsgestein erklären, das in schroff aufsteigenden Wänden und reichem Geklüfte dem scheuen, wilden Einsiedler die Bedingungen zur ungestörten Zurückgezogenheit und Verborgenheit am Tage gewährt. Seine Wahl fällt in den Ebenen fast nur auf ausgedehnte Waldungen, und zwar auf deren tiefstille Einsamkeit und geborgene Verstecke. Wo das Laubdach mächtigragender Bäume den Blick nicht in das Heiligthum des heimlichen Vogels dringen lässt, da wählt er, wenn ihm die Felsenspalte fehlt, den Baumwipfel oder die weite Baumhöhle, wohl auch sonst einen tiefer gelegenen Schlupfwinkel zum Tagesaufenthalt. In Gegenden, wo der Uhu äusserst selten vorkommt, zieht er sich indessen weit mehr an die einsamen Orte zurück, als in solchen, wo er häufiger vertreten ist. Wir haben z. B. vor Jahrzehnten in Waldungen am Fuss des südwestlichen Abhangs des Vogelsbergs in manchen Jahren ein einzelnes Uhupaar entdeckt, von dessen ausserordentlicher Scheu und Zurückgezogenheit wir uns zu überzeugen Gelegenheit hatten. Dagegen, fanden wir in Gegenden des Odenwaldes Waldorte von den Uhu's bewohnt die nahe dem menschlichen Verkehr und den menschlichen Wohnungen gelegen waren. Dort im Odenwalde war in früherer Zeit wenigstens der Uhu stark vertreten, und die Sage vom Rodenstein, vom wilden Heere, verdankt ihren Ursprung dem nächtlichen Hausen der Uhu's, welche bei ihren Kämpfen und gegenseitigen Verfolgungen ein so eigenthümliches weithindringendes Geräusch verursachten, dass das Volk in seiner erregten Phantasie die Ursache einem gespensterhaften Auftritt zuschrieb. Der Eingeweihte weiss aber, dass zur Paarzeit im Frühjahr der Uhu gern mannigfaltige Töne hören lässt, die ausser dem bekannten Rufe „Uhu“ in krächzenden und ächzenden Lauten, in Klappen, welches mit dem Schnabel hervorgebracht wird, in Klatschen, welches mit den Flügeln geschieht, und in sonstigen heiseren oder lauteren Klängen und in Geräusch besteht, welches schwer zu beschreiben ist. Das Geschrei des Weibchens zur Paarzeit lautet wie menschliches Jammergeschrei. Alle diese nächtlichen, anhaltenden und



Artist. Anst.v.Th. Fischer, Cassel.

Uhu und Schleiereule.

in gewissen Zeitpunkten der Nacht bis zur Raserei sich steigernden Kundgebungen sind zurückzuführen auf die Werbungen des Männchens um des Weibchens Gunst und auf die Kämpfe unter den erzürnten und in wilder Jagd sich befehdenden Nebenbuhler. Im Odenwalde konnte man zur Zeit unserer jüngeren Jahre Abends und in später Nacht das derartige Hausen mehrerer benachbarten Paare eingehend belauschen. Dort — bei Winterkasten im Erbachischen — sahen wir auch am Tage den Uhu in aller Ruhe ziemlich vertraut auf seinem Baume oder in der Felsennische sitzen und durften ihn uns möglichst genau betrachten, ohne dass er sich verscheuchen liess. Wohl hatte uns sein Gehör- und Gesichtssinn gar bald vernommen, und eine gewisse Unbehaglichkeit liess ihn Wache halten über unseren Wandel, nach allen Richtungen hin folgten die blinzelnden Augen, drehte sich der bewegliche Kopf, aber wir fanden dort keineswegs die ängstliche Scheu, welche sich bei einzelnen Vertretern einer uhuarmen Gegend sofort bei unserem Erscheinen kundgab. Während diese misstrauischen Exemplare alsbald abstreichen, wenn sie verdächtiges Geräusch vernehmen und des nahenden Menschen ansichtig werden, weichen die Vertrauteren einer von dem Uhu mehr bevölkerten Gegend mit sichtbarem Widerstreben der eingreifenderen Störung, und stets nahmen wir wahr, dass beim Abstreichen sogleich die Richtung nach einem dem Uhu wohlbekannten Schlupfwinkel oder beliebten Freisitz in der Nähe genommen wurde. Streicht der Uhu bei Tag durch die Bäume hin, so erscheint der Flug schwerfällig, und es ist ja ganz erklärlich, dass durch die Beschränkung des Sehvermögens schon die Schnelligkeit und sichere Gewandtheit des Flugs beeinträchtigt werden muss. Bei Nacht zeigt sich dagegen der Flug des Uhu's in ganz anderer Bedeutung und in seiner unbestreitbaren Tüchtigkeit. Dies tritt überzeugend gerade bei jenen erwähnten Verfolgungen des Uhu's im Frühjahre hervor, aber auch bei den Raubunternehmungen, welche, wenn sie in der Luft vollzogen werden, rasche Schwenkungen, verbunden mit eilfertigen Fangschlägen, erfordern. Auch vermag sich der Uhu hoch aufzuschwingen, wiewohl er gewöhnlich in mässiger Höhe oder tief am Boden hinstreicht. Sein Abstrich vom Sitz ist leicht und leise. Sobald die Dämmerung eintritt, wird er auf seinem Standort unruhig, er tritt hin und her, schüttelt und ordnet das Gefieder und streicht dann ohne weiteres Zögern ab. Seine Jagd beginnt dann alsbald und währt die ganze Nacht hindurch, gewissen ergiebigen Plätzen immer wieder mit besonderer Beachtung zugewandt. Seine Hauptnahrung, so berichten wir in unserem Buch über nützliche und schädliche Thiere, besteht aus Ratten und Mäusen, die er auf dieselbe Weise raubt, wie die Eulen überhaupt. Nicht unbeträchtlich ist aber auch die Anzahl von Vögeln, die er an ihrem Schlafplatz aufschreckt, indem er mit den Flügeln klatscht und die in der Dunkelheit Verwirrten mit Leichtigkeit fängt. Unter den Vögeln macht er natürlich ebensowenig Unterschied,

sobald sie ihm überwindlich erscheinen, wie bei den Säugethieren. Im Walde raubt er Auer- und Birkwild, Haselhühner, Wildtauben, Rabenvögel, Eulen und alle kleineren Vögel bis zum Rothkehlchen und den Meisen herab; im Felde erforscht er den Sitz der am Boden schlafenden Vögel, indem er dicht über der Erde hinstreicht und mit scharfem Auge umherspäht, das die geringste Bewegung der Vögel entdeckt; an Bächen, Flüssen, Teichen und auf Wiesenflächen stellt er den Wildenten und anderem Wassergeflügel nach. Aber auch grössere Säugethiere greift er an, mitunter Rehkitzchen und Kälber von Hochwild, vorzüglich Hasen, Kaninchen, Iltisse und Wiesel. Er ist ein vielseitiger, gewaltiger Räuber, dessen Gewölle dem Jagdbeständer klar darlegen, dass dieser Feind eines grossen Theils der jagdbaren Thiere nicht geduldet werden darf. Diese Gewölle enthalten übrigens auch grossentheils die Überreste von Lurchen und mannigfaltigen Kerbthieren. Jäckel fand in 8 Uhugewöllen 21 Schädel von Crossopus foediens, Wasserspitzmaus, 15 Sorex vulgaris, gemeiner Spitzmaus, 5 von Crocidura leucodon, Feldspitzmaus, und 1 von Arvicola arvalis, gemeiner Feldmaus, und 1 von Mus silvaticus, Waldmaus.

Schon im Monat März beginnt der Bau oder die Herstellung des Horstes. Entweder trägt der Uhu in eine Felsennische, eine Erd- oder Steinhöhle, in ein altes unbewohntes Gebäude, in den Mauerwinkel einer Mauerruine, oder selbst auf den nackten Boden Reiser, trocknes Genist und Laub und richtet eine derbe, wirre Unterlage für seine Eier her, oder er benutzt den Horst eines Raubvogels, eines Raben oder schwarzen Storchs und bessert wenig daran im Innern aus. Das Gelege besteht aus zwei bis drei, nur in seltenen Fällen aus vier Eiern, die rein weiss, stark gerundet und ziemlich grobkörnig sind. Zur Zeit der Jungenpflege kann man sich von der Raubtüchtigkeit der alten Uhu's dadurch überzeugen, dass man die Menge der über das Mass der Nothwendigkeit und des Bedürfnisses hinausgehenden Nahrung in Augenschein nimmt. Übrigens muss man sich bei Annäherung an den Horst mit aller Sorgfalt vorsehen, denn die Eltern greifen den Feind ihrer Jungen mit grosser Erbitterung an und können mit ihren Fängen sehr empfindliche Wunden schlagen. Bei eingreifenden Störungen tragen die Alten im Gefühle der Unsicherheit ihrer Brut die Jungen zur Zeit, wo diese noch nicht flügge und gross sind, auf ausgesuchte andere Plätze in Sicherheit.

Übrigens zeigen die Jungen dem Menschen gegenüber schon ihre Bosheit dadurch, dass sie ihm die Fänge entgegenstrecken oder sich im Horste auf den Rücken werfen, um sich desto besser mit den Fängen vertheidigen zu können.

Eine ausserordentliche Anhänglickkeit zeigt der Uhu rücksichtlich seines Stand- und Brutortes. Man hat in Uhugegenden an Felsenorten ununterbrochen das Vorhandensein und Hausen des Vogels alljährlich wahrgenommen und von der zähen Treue zu beliebten Wohnungsgebieten die überzeugendsten Beispiele erlebt.

Die Waldohreule. Otus sylvestris s. Strix otus.

Diese Eule — mit welcher zugleich die Sippe charakterisirt sein soll — trägt ihren Namen Ohreule wegen ihrer sehr entwickelten Ohrmuscheln und der sechs langen Ohrfedern. Ihre Länge beträgt 36 cm, ihre Flugweite bei besonders ausgebildeten Exemplaren über 1 Meter. Die Gestalt ist im Vergleich zu der des Uhu verhältnissmässig viel schlanker, auch sind bei ihr die Flügel durch ihre über den Schwanz hinausreichende Länge kennzeichnend, dagegen ähnelt sie dem Uhu in der Färbung des Gefieders, welche oberseits rostgelb ist, verbunden mit tief- und graubraunen Flecken und unterseits hell- oder rostgelb mit dunkelbraunen Längs- und Querflecken. Die Ohrbüschel sind schwärzlich und beiderseits gelb eingefasst, das Auge zeigt feuergelben Stern. Der stark gekrümmte Schnabel, ohne Zahnausbuchtung, und die Krallen sind dunkel hornfarbig, die Wachshaut ist schwärzlich. Das Weibchen erscheint in mehr verwischtem Farbenkleide und übertrifft das Männchen an Grösse, auch ist es weniger schlank gebaut. Europa, insbesondere Mitteleuropa, sowie Mittelasien bilden ihren Verbreitungskreis. Mit vollem Rechte verdient sie den Namen Waldeule, wiewohl sie auch in alten Gebäuden und Ruinen ihre Standorte wählt, denn der Wald ist ihre Heimath, und zwar herbergt sie ebenso häufig der Nadelwald, wie das Laubholz. Bedingungen sind natürlich hochragende Bäume, Hochwälder. Hier beherrscht sie ein ausgedehntes Raubgebiet, ja von hier aus begibt sie sich Abends oft weit hinaus über die Waldgrenze, und zur Strichzeit im Herbste bis zu den menschlichen Wohnungen, in die Feldgärten in der Nähe der Städte oder Dörfer. Während sie zur Brutzeit streng paarweise, jedoch gegen ihresgleichen nicht unverträglich, lebt, unterscheidet sie sich zur Herbstzeit wesentlich von ihrem grossen Verwandten durch die Neigung zur Geselligkeit, welche die Ursache von grösseren Flügen vereinigter Waldeulen ist. Zum Zwecke der Fortpflanzung benutzt das Waldeulenpaar irgend ein altes Krähen- oder Raubvogelnest, gewöhnlich in einer nicht über 7 Meter gehenden Höhe.

In der ersten Hälfte des April findet man das Weibchen brütend über einem halben Dutzend Eiern. Indessen kommen in einzelnen Jahren auch frühere Bruten vor. August Müller berichtet von solchen, die den 6. oder 7. März begonnen. Nach 21 tägiger Bebrütung der Eier schlüpfen die in ein weisses Dunenkleid gehüllten Jungen aus. Bei diesen haben wir selten die Zeichen geraubter Vögel, immer fast nur die Überreste von Mäusen gefunden, ein Beweis für die Nützlichkeit dieser Räuber und eine Ursache den Unverstand derer zu tadeln, welche noch immer in ihrer Verblendung die Waldeule verfolgen und sie als Scheuche an das Scheuerthor nageln. In den Gewöllen der Waldeule sind viele schädliche kleinere Säugethiere und verhältnissmässig wenige nützliche, sowie eine nur verschwindende An-

zahl nützlicher Vögel nachgewiesen worden. Wenn auch hier und dort ein Ammer, ein Fink, eine Meise, eine junge Drossel oder Amsel geraubt wird und die Spitzmaus wie der Maulwurf bald mehr, bald weniger, je nach der zahlreicheren oder geringeren Vertretung der Waldeule zur Beute wird: so viel steht fest, dass gerade die schädlichen Nager die Hauptnahrung dieses Räubers ausmachen, so vor allen die gemeinen Feldmäuse und die Erdmäuse, ausserdem Waldwühlmäuse. Die Ohreule ist ein unermüdlicher und gefrässiger Räuber, der den Waldboden mit wachem Auge von seinen Lauerständen aus überblickt und sich mit Sicherheit auf die im Laub oder Gras auf Nahrung ausgehenden Mäuse stürzt. Über die Felder und Wiesen streicht sie wie der Uhu bald höher, bald tiefer, stets mit grösster Aufmerksamkeit auf Mäuseraub bedacht. Ihr Ruf klingt wie „Huuuck“, kürzer also und abgebrochener, als der gezogene Ruf des Waldkauzes. Am Tage sitzt die Waldeule ruhig und ist sehr empfindlich gegen die Lichtstrahlen. Ihre Abneigung, den Ruheplatz zu verlassen und nach einem andern Ort abzustreichen, gestattet, dass man sie unter dem Baume ohne besondere Vorsicht betrachten kann.

Kronprinz Rudolf von Österreich begegnete nach seinen Berichten auf der Hasenjagd auf den Ackerfeldern Niederösterreichs im November zuweilen ganzen Zügen von Waldohreulen, „welche mitten in den Feldern unbeweglich wie Pflöcke zwischen den Erdschollen standen und erst in nächster Nähe der Schützen langsamen Fluges ein wenig weiter zogen, um sich dann von neuem niederzulassen, zuletzt aber, nachdem sie einigemal aufgescheucht worden waren, in immer grösseren Kreisen zu merklicher Höhe sich emporschraubten und über die Schützenlinien hinweg nach ihrem ersten Standplatze zurückflogen.“ Auch in Ungarn traf der Kronprinz in niederen Föhrengehölzen und in lichten Laubwäldern äusserst zahlreiche Schwärme dieser Art an. Sie bekundeten ihre Zusammengehörigkeit dadurch, dass sie sich auf einem verhältnissmässig kleinen Raume immer wieder zusammenfanden. In jungen Laubholzdickungen von kaum mehr als Manneshöhe begegnete der Kronprinz häufig solchen Wanderflügen, niemals aber vor Ende November und nicht länger als bis zur Mitte des Winters.

Die Sumpfeule. Otus brachyotus.

Die Länge beträgt 37, die Breite 98 cm.

Ihr Kopf ist kleiner, als derjenige der ihr sehr ähnlichen Waldohreule. Die Federohren sind kurz, und werden aus nur zwei bis vier Federn gebildet. Die langen Flügel überragen beträchtlich den Schwanz. Die Grundfarbe ist blassgelb, der Schleier weisslichgrau, die Flügeldecken sind aussenseits gelb, innenseits und an der Spitze schwarz, die Schwingen und Schwanzfedern haben graubraune Bänder. Schwarze Schaftstriche laufen vom Kopf bis zur Brust und werden schmäler und länger bei ihrer weiteren

Ausdehnung über den Bauch. Das Auge ist lichtgelb, der Schnabel hornschwarz, wie die Krallen. Das Weibchen ist verloschener in der Färbung und dunkler.

Da diese Eule ausser in Sibirien, Nordeuropa überhaupt, auch im nördlichen Deutschland brütend angetroffen wird, so dürfen wir sie nicht übergehen, zumal da die merkwürdigen Eigenthümlichkeiten ihres starken Wandertriebs, der sie wesentliche Ortsveränderungen unternehmen lässt, und ihres ausschliesslichen Niedersetzens auf den Boden zum Zweck des Ruhens ihr eine gewisse Ausnahmestellung geben. Auch insofern nimmt sie eine solche ein, als sie nicht selten unter Umständen als Tageule auftritt.

Grosse Haideflächen, Sümpfe und Moore bewohnt diese Eule. Sie horstet auf der Erde in Wiesen, auch wohl in Getreidefeldern. Hier legt sie auf eine einfache Unterlage von dürrem Gras und Genist 6 bis 10 weisse, schlanke, fein und glattschalige Eier, die in 21 Tagen vielleicht nur vom Weibchen ausgebrütet werden. Die Jungen werden mit Insekten, Amphibien und Mäusen gefüttert; auch wird der eine oder andere kleinere Vogel geraubt. Sehr muthig vertheidigen die Alten ihre Jungen. Ihre Nützlichkeit steht ausser Zweifel.

Die Sippe der Zwergohreule, Scops, trägt nachstehende Merkmale: schlanken Leib, grossen Kopf mit sehr gekrümmtem Schnabel, lange Flügel, kurzen, sanft abgerundeten Schwanz, hohe, wenig befiederte Füsse mit nackten Zehen, ziemlich glatt anliegendes, buntes Gefieder, kurze, dicke Federohren und undeutlichen Schleier.

Die Zwergohreule. Scops carniolica.

Sie kommt in Süddeutschland brütend vor. Ihre Länge beträgt 20 cm. Durch die Ohrbüschel erhält sie ein keckes, possirliches Ansehen. Dabei ist sie hübsch gefärbt, oberseits röthlichbraun mit aschgrauem Anhauch, unterseits in buntem Durcheinander rostgelb und grauweiss. Auch sie gehört zu den nützlichen Eulen, welche hauptsächlich Mäuse, Insekten, Amphibien, nebenher nur dann und wann einen Vogel verzehrt. Sie nistet in Mauer- und Baumhöhlen und legt vier bis fünf, auch zuweilen sechs rein weisse rundgestaltete Eier. Ihr Minneruf klingt wie „Giu giu“.

Die Familie der Nachteulen oder Nachtkäuze, Syrnii, unterscheidet sich vor allem von den Ohreulen durch den Mangel der Ohrbüschel. Ausserdem tragen sie die Merkmale weiter Ohröffnung und sehr ausgebildeten Schleiers an sich und bekunden eine entschiedene Abneigung gegen das Sonnenlicht. Der Schnabel ist verhältnissmässig lang, der Fuss hoch oder niedrig. reich oder spärlich befiedert, der Flügel abgerundet, der Schwanz bald kurz, bald lang, abgerundet oder gerade abgeschnitten.

Der nachfolgende Vertreter der Sippe Baumkäuze, Syrnium, kennzeichnet dieselbe durchweg.

Der Waldkauz. Syrnium aluco.

Die Länge beträgt 40 bis 48, die Breite 100 cm.

Der grosse Kopf, die im Vergleich zu anderen Arten wenig ausgedehnte Ohröffnung, der dicke Hals, der gedrungene Leib, der sehr gekrümmte, starke, grosse, zahnlose Schnabel, der kräftige, mit dichtem Gefieder und kurzen Zehen versehene Fuss und der kurze Schwanz kennzeichnen diesen Kauz. Bei tiefgrauer oder lichtrostbrauner Grundfärbung des Gefieders erscheint die Unterseite heller als der Rücken, der Flügel mit lichten Flecken versehen. „Bei der roströthlichen Abart“, sagt Brehm, „ist jede Feder an der Wurzel aschgraugelblich, gegen die Spitze hin sehr licht rostbraun, dunkel gespitzt und der Länge nach dunkelbraun gestreift, der Flügel dunkelbraun und röthlich gebändert und gewässert, der Schwanz, mit Ausnahme der mittelsten Federn, braun gebändert; Nacken, Ohrengegend und Gesicht sind aschgrau. Der Schnabel ist bleigrau, das Auge tief dunkelbraun, der Lidrand fleischroth.

Mit Ausnahme der nördlichsten und südlichsten Striche Europa's kommt er auf diesem Erdtheil überall da vor, wo die Wälder, namentlich die von ihm bevorzugten Laubholzwälder hohle Stämme und Äste zu Brutstätten darbieten. Übrigens haben wir das brütende Weibchen über seinen drei rauhschaligen weissen Eiern in der ersten Hälfte des April in dem verlassenen Neste eines Bussards im Walde und in einem auf einem Birnbaum eines Obstgartens ganz in der Nähe alter Mauern und Scheuern verlassen stehenden Elsternest entdeckt. Auch unter einem Storchneste fanden wir einst eine Brut des Baum- oder Waldkauzes. August Müller erwähnt im „Zoologischen Garten“ eines Falles, wo der Waldkauz schon am 10. März in einem hohlen, in freiem Felde stehenden Apfelbaum brütend entdeckt wurde. Das Gelege bestand aus fünf Eiern, deren Embryonen bereits so weit in der Entwicklung vorgeschritten waren, dass es bei aller Vorsicht nur durch Einbohren grösserer Löcher möglich war, den Inhalt zu entfernen. Am 25. oder 26. Februar musste also in Anbetracht der 21 Tage dauernden Brütezeit dieser Eule das Gelege vollzählig gewesen sein. Es geht also aus dem Vergleich dieser und unserer wie Anderer Erfahrung in dieser Beziehung hervor, dass die Fortpflanzung um geraume Zeit früher oder später eintreten kann. Es mag nicht gerade häufig vorkommen, dass Waldkäuze sich in der Nähe der Stadt, des Dorfes oder Gehöftes ausserhalb des Waldes ansiedeln, aber es sind uns speciell doch nicht wenige Fälle der Art in Erinnerung. Wir haben ein Paar jahrelang in einem Obstgarten bei Alsfeld beobachtet, welches eine sehr geeignete Höhlung in einer Mauernische als ständigen Nistort beibehielt. Das Männchen hatte in zwei nebeneinanderstehenden, dicht mit Zweigen bewachsenen Fichten im daranstossenden Garten seinen Tagsitz. Auf der Asslarer Hütte bei Wetz-

lar nistete noch in den letzten Jahren häufig ein Waldkauzpaar in einem Rabenneste auf einer der hohen Weisstannen dicht vor dem Wohngebäude der Hütte. Die ausgeflogenen Jungen trieben sich lange auf der Gruppe Fichten im nahen Hausgarten umher.

Unverkennbar ist der das ganze Jahr hindurch weit hinschallende Nachtruf des Männchens. Im Frühjahr zur Zeit der Fortpflanzung ertönt er stundenlang in den Nächten und wird oft so hitzig und in so engem Zusammenhang rasch hintereinander ausgestossen, dass es wie Hohngelächter durch den Luftraum schallt. Der Ruf klingt entschieden deutlich wie „Huhuhuhu!“ Auf dem letzten „Hu“ liegt ein langgezogener Nachdruck. Daneben lassen die Waldkäuze auch einen rauhen Kreischton hören. Wenn der Waldkauz am Tage von erbossten, neckenden Vögeln verfolgt wird, so faucht und knappt er schliesslich in erregtem Unwillen. Höchst ungern entschliesst er sich zum Abstreichen, welches immer in unsicherem, schwankendem Flug geschieht. Fusst er dann auf einer Stelle, wo ihn der Strahl der Sonne trifft, so sieht man an seinem Zwinkern und Blinzeln deutlich, wie ihn das Licht blendet und unangenehm berührt. In solcher Lage sieht er aus, als sei er förmlich betäubt, und seine plumpen, unbehilflich erscheinenden Bewegungen stechen sehr von dem Benehmen der Tageulen ab.

Schacht erzählt sehr lebendig folgenden Auftritt: „Am 12. Mai 1868, Nachmittags zwischen fünf und sechs Uhr erhob plötzlich im nahen Gehölze eine Schwarzamsel, von der ich wusste, dass sie halbflügge Junge hatte, ein fürchterliches Angstgesehrei. Ich lief eilig hinzu und sah bald den Störenfried in der Gestalt des Waldkauzes vor meinen Augen auffliegen und sich tief in's Fichtendickicht zurückziehen. Die Amsel flog laut schreiend hinterdrein; ihre Angstlaute zogen die umwohnende Vogelwelt herbei, und bald erhob sich ein ohrenbetäubender Lärm, der, so grässlich er auch klang, nur meine Wissbegierde reizte und mich auf den Gedanken brachte, näher herbeizuschleichen. Behutsam, auf allen Vieren kriechend, winde ich mich durch das Nadeldickicht und gewahre bald, wie oben eine Singdrossel mit schrillem Geschrei auf den Kauz zufährt. Dieser wendet verdriesslich das Haupt seitwärts und starrt alsdannn wieder regungslos den Angreifern entgegen. Unterdessen wogt mir zu Häupten ein Meer von Tönen im wildesten Durcheinander. Grasmücken, Laubvögel, Finken, Meisen, Rothkehlchen und Goldhähnchen: sie alle umflattern und umschwirren mit den grassesten Jammerlauten den nächtlichen Unhold. Plötzlich schwingt sich ein Fink auf den Wipfel und schlägt siegestrunken seine markige Strophe. Ihm folgt von ähnlichen Gefühlen beseelt eine Schwarzplatte und reizend hebt sich aus dem Chaos der Töne ihr lieblicher Überschlag. Das klingt dem Lichtfeinde wie bitterer Hohn, er fliegt weiter in den Wald, alle Vögel hinterdrein und der Scandal beginnt von Neuem.“

Abends streift der Waldkauz zur eintretenden Dämmerungszeit vom

Tagstande ab und begibt sich auf die Jagd, die er entweder tief über dem Boden hinfliegend oder mit unterbrechendem Lauern auf Bäumen betreibt.

Das Urtheil über seine Raubthätigkeit schwankt, ob er unter die überwiegend nützlichen Vögel zu rechnen sei; aber es wird von ihm thatsächlich eine erstaunliche Menge schädlicher Kerbthiere verzehrt.

Martin hat in dem Magen eines Waldkauzes 75 grosse Raupen des Kiefernschwärmers gefunden. Ausser Kerbthieren raubt er hauptsächlich Mäuse, darunter leider auch Spitzmäuse und Maulwürfe in nicht geringer Anzahl. Dass die Vögel der Flur und die Bruten der Waldvögel vor ihm nicht sicher sind, ist durch unsere wiederholt angestellten Beobachtungen und Untersuchungen unzweifelhaft. Auch haben wir gesehen, dass die Mordgier den muthigen Waldkauz sich an Krähen und Eichelhehern vergreifen liess. Das kleine und grosse Wiesel wird sogar von ihm bewältigt. Bei uns im Gebirge kommt der Waldkauz häufig vor.

Eine andere Art der Nachtkäuze ist darum nicht zu übergehen, weil ein weibliches Exemplar in Ostpreussen erlegt worden ist, welches durch den vorhandenen Brutflecken den Schluss zulässt, dass ihr Nisten sich auch auf Deutschland erstreckt, nämlich

die Habichtseule, Syrnium uralense.

Ihre Länge beträgt nach Brehms Beschreibung 65 bis 68 cm, die Breite 120 cm. Die Grundfärbung besteht der weiteren Beschreibung nach aus düsterem Grauweiss, von der auf der oberen Seite dunkelbraune Längsstreifen sich abheben, indem alle Federn in der Mitte braune, nach unten sich verbreiternde, durch die schwarzbraunen Schaftstriche noch gehobene Längsflecken zeigen. In der Schultergegend sind letztere schmäler, dagegen ausgedehnter auf den Flügeldecken, und auf den grössten derselben leichter braun gesperbert, die braunweissgespitzten Schwingen durch lichtbraune, aussen grauweisse Fleckenquerbänder gezeichnet, die Oberschwanzdecken blassbraun, unregelmässig grau gefleckt und gesperbert, die Schwanzfedern düsterbraun, durch sechs durchgehende, breite, bräunlichgraue Binden geziert. Das umschleierte Gesicht hat auf gräulichweissem Grunde sehr feine schwärzliche, von den Augen aus speichenartig verlaufende Striche; der Schleier ist weiss und schwarz gefleckt. Auf der gelblichweissen Unterseite stehen schmale braune Längsschaftflecken. Die Füsse haben schmutzigweisse Befiederung. Das grosse Auge ist dunkelbraun, das Augenlid dunkelkirschroth, der Schnabel wachsgelb. Es kommen dunkle, helle und schwarzbraune Spielarten vor. Die Verbreitung erstreckt sich über Osteuropa und Mittelasien vom Ural bis zum stillen Meere. Nicht selten wird sie in Österreich, Ungarn, Siebenbürgen, Polen, Russland und Finnland angetroffen.

Ihr Leben und Treiben ist ein heimliches und verstecktes; auf Felsen

und in alten hochstämmigen Waldungen wählt sie ihre Stand- und Brutorte, nur im Spätherbste begibt sie sich vom Gebirg öfters zur Ebene in kleine Gehölze und in's freie Feld. Ihre weithin tönende Stimme wird mit dem Meckern der Ziege verglichen, andererseits mit einem Gemisch von Uhu- und Waldkauzrufen. Sie sieht bei Tage so gut wie die Tageulen und greift nach Naumann am Tage Bussarde und Fischreiher in offener Fehde an. Ausserst scheu und misstrauisch weicht sie Störungen durch Verlassen des Standortes aus. Im April beginnt die Minne der Paare. Nach Tschusi besteht das Gelege aus zwei weissen Eiern von länglicher Gestaltung, und sind die Jungen in graues Dunenkleid gehüllt. Die Eltern greifen den Räuber ihrer Jungen mit grosser Erregung an und stürzen sich muthig auf kleinere Hunde, welche sich mit dem Menschen ihrer geplünderten Wohnung nahen.

Eine dritte Art der Nachtkäuze wird durch den

Rauchfusskauz, Nyctale dasypus,

vertreten, welcher dem Norden Europa's, Mitteleuropa, Nordwest-Asien und Nordamerika angehört. Er ist in Deutschland in jedem grösseren Gebirgswalde anzutreffen und sicherlich weniger selten, als man in Folge der nicht häufig vorkommenden Erbeutung desselben anzunehmen geneigt ist. Er gehört zu den zähesten Waldbewohnern und nistet in Baumhöhlen. Im April oder Mai finden sich drei bis vier verhältnissmässig kleine, zartschalige Eier in seiner Bruthöhle. Die Nahrung besteht vorzugsweise in eigentlichen Mäusen, theilweise jedoch auch in Spitzmäusen und Kerbthieren, kleinen Vögeln und Fledermäusen.

Chr. L. Brehm sagt von ihm: „Er ist ein einsamer, furchtsamer, licht- und menschenscheuer Vogel, welcher sich am Tage sorgfältig verbirgt. Gegen das Tageslicht ist er sehr empfindlich.“ Die Beobachtung des Familienlebens der Rauchfusskäuze schildert er in folgenden Worten: „Sobald es dämmerig wurde, begannen die Jungen zu schreien. Näherte man sich ihnen, dann schwiegen sie und regten sich nicht eher wieder, als bis alles lange ruhig geblieben war, und sie also keine Gefahr mehr fürchteten. Sobald sie wieder zu schreien anfingen, wurde eines von ihnen herabgeschossen; es hatte ziemlich tief unten auf einem Aste gesessen. Sogleich kam das alte Weibchen herbeigeflogen und bewog durch sein klägliches Geschrei die übrigen zur Flucht. Jetzt waren sie lange Zeit still; endlich ertönte ihr langgezogenes „Piep“ von neuem. Es wurde sich wieder angeschlichen, und ein zweiter Schuss tödtete ein anderes Junges. Nun hatten wir ein Paar; aber ein drittes zu erlegen, war unmöglich; denn auf den zweiten Schuss waren sie weit weggeflogen und schwiegen so lange, dass die Finsterniss der Nacht völlig einbrach und alles weitere Verfolgen und Jagen unnütz machte. Sehr merkwürdig war das Betragen des alten Weibchens

Dieses drückte sich, sobald es Gefahr bemerkte, mit dem ganzen Unterkörper auf einen Ast, so dass es selten zu sehen und nie zu schiessen war, weil der Ast es hinlänglich gegen den Schuss deckte. Dabei gab es klägliche Töne von sich, die wie „Wi wi wi wi" klangen und dem fernen Wimmern eines Menschen sehr ähnlich waren."

Die Sippe der Schleierkäuze, Strix, möge in dem Vertreter

Schleierkauz, Strix flammea,

gekennzeichnet sein.

Während wir bei den Waldkäuzen den dicken Kopf mit den grossen Augen als charakteristische Merkmale hervorhoben, müssen wir bei dem Schleierkauz zwar auch einen breiten Kopf verzeichnen, dagegen aber der kleinen gewölbten Augen erwähnen. Schleier und Ohrmuschel sind noch ausgebildeter, als beim Waldkauz, offenbar aber auch der Hals und überhaupt der Körperbau, sowie der hakig gespitzte, etwas ausgekerbte Schnabel gestreckter, die Flügel viel länger, die Füsse höher, schwächer und weniger befiedert, die Krallen länger und spitzer, das Gefieder farbenreicher und seidenartiger. Dieses Gefieder ist auf der Oberseite des Vogels tiefaschgrau, seitlich des Nackens und Hinterkopfs röthlichgelb mit weissen und schwarzen, der Länge nach stehenden Fleckchen, auf den oberen Deckfedern der Flügel ebenfalls mit solchen Fleckchen bespritzt: die rothfarbigen Schwingen sind auf der Innenfahne weisslich und dunkel gebändert und auf der Aussenfahne dunkel gefleckt; über die rostgelben Schwanzfedern laufen drei oder vier grauschwarze Binden und ein aschgraues, weiss gewässertes Spitzenband. Im Nachsommer des Jahres 1879 schossen wir einen männlichen Schleierkauz, der mit seiner Gefährtin mehrere Tauben sehr beunruhigte, mit ganz weisser Brust, gewiss eine merkwürdige Farbenvarietät! Unterseits erscheint der Vogel dunkelrostgelb mit weissen und braunen Flecken. Der rostfarbige Schleier geht nach unten zu in lichtere Färbung über. Aus seiner Mitte ragt der röthlichweisse Schnabel hervor, dessen Farbe der der Wachshaut entspricht. Die Länge des Schleierkauzes beträgt 35 cm.

Diese Eule ist weithin verbreitet, wie überhaupt ihre Sippe über die ganze Erde ihre Vertreter hat. Sie ist ein treuer Bewohner unserer Städte und Dörfer, die alte Gebäude, Thürme und Mauern aufweisen, und beharrt sehr eigensinnig auf ihrem einmal eingenommenen Stand- oder Brutorte. In dem April beginnt die Minnezeit und damit ein bewegliches Treiben des erregten Paares. Namentlich fliegt dann das Männchen nicht blos zur Nachtzeit unruhig hin und her, sondern zeigt sich auch am Tage öfter, als sonst, auf Dächern, in Dachluken, Wandlöchern der Scheunen und Ställe. Mit ausserordentlicher Sicherheit fliegt der Schleierkauz durch die Löcher ein und aus, ohne zu fussen, auch am Tage, ein Beweis, dass er auch da gut sieht. In mondhellen Nächten lässt er das heissere Kreischen vernehmen,

welches zwar nicht gerade laut, aber doch in hohem Grade widerlich ertönt. Fledermausartig, anhaltend Thürme und Ökonomiegebäulichkeiten umkreisend, zeigt sich in solchen Mondnächten sein Flug, der unhörbar für des Menschen Ohr bleibt, selbst wenn der Kauz um seinen Kopf herum schwebt. Von Zeit zu Zeit setzt sich der nächtliche Räuber in seinen Schlupfwinkel oder auf einen freien Gegenstand und krächzt in Einem fort, regelmässige Pausen einhaltend. In mondscheinlosen Nächten betreibt er die Jagd auf Raub dagegen nicht die ganze Nacht hindurch, sondern nur in den Abend- und Morgenstunden der Dämmerung. Das Weibchen legt seine paar Eier von weisser Farbe hinter Dach und Fach, in Mauerlöcher, Mauernischen, selbst in Taubenschläge, wo das Paar friedlich mit den Tauben die Wohnstätte theilt. Während das Weibchen auf dem Boden des Schlages brütet, fliegt das Männchen mit Nahrung ein und betreibt die Fütterung ohne irgendwelche Störung der Tauben. Wir haben am Morgen das Männchen noch nach Aufgang der Sonne neben den auf dem vorstehenden Brett am Flugloch sitzenden Tauben einfliegen sehen, ohne dass dieselben sich geängstet hätten. Naumann hat hierüber genaue Beobachtungen angestellt. Er berichtet: „Die Tauben, welche den Schleierkauz bald gewohnt wurden und sich um ihn nicht kümmerten, blieben stets im ungestörten Besitz ihrer Eier und Jungen, auch fand ich nie eine Spur von einem Angriff auf eine alte Taube. Öfters sah man im Frühling ein Pärchen viele Abende hinter einander in meinem Gehöfte; es schien auf dem Taubenschlag brüten zu wollen und flog, sobald es gegen Abend zu dämmern anfing, spielend aus und ein, liess, bald im Schlag selbst, bald dicht vor demselben, seine fatale Musik oft ununterbrochen erschallen und — keine Taube rührte sich. Stieg man am Tage leise auf den Schlag, so sah man die Eulen ruhig auf einer Stange oder in einem Winkel vertraulich mitten unter den Tauben sitzen und schlafen und nicht selten neben sich einen Haufen Mäuse liegen; denn sie tragen sich, wenn sie eine glückliche Jagd machen und vielleicht auch eine Vorempfindung von übler Witterung fühlen, solche Vorräthe zusammen, damit sie bei zu finsteren und stürmischen Nächten, wo sie nicht jagen können, keinen Hunger leiden dürfen."

So unbehelligt aber die Schleierkäuze im Allgemeinen die Tauben lassen mögen — es geschieht dies indessen nicht immer — auf den Raub kleinerer Vögel sind sie, wo ihnen die Gelegenheit geboten wird, sehr versessen. Dies sahen wir an Schleierkäuzen, welche in mondhellen Nächten und auch im Strassenlaternenschein dreist auf die vor den Fenstern hängenden Käfige sich setzten und nach den Singvögeln strebten. Mehrere Drosseln rissen sie uns nebst kleineren Singvögeln durch die Drähte. Dies veranlasste uns, die Käfige mit einem Vorgitter zum sicheren Schutz der Insassen zu versehen, allein die lüsternen Räuber beunruhigten die Thierchen fortwährend so sehr, dass wir die Käfige in das Haus versetzen mussten. Mit grosser

Liebe versorgen und beschützen die Schleierkäuze ihre Jungen vor Gefahren, ja, sie vertheidigen sie unter Umständen muthig und verzweiflungsvoll gegen denjenigen, der sie ihnen rauben will. Wenigstens gibt es einzelne solcher Paare, die dem Menschen in der That gefährlich werden können. Ein Mann, der zwei flaumbedeckte Junge den Eltern unter dem Dach weggenommen hatte, wollte Abends bei Licht die um ihre geraubten Lieblinge trauernden Alten von den Fenstern wegjagen. Kaum hatte er sich aber in dem geöffneten Fenster vorgebeugt, so flogen ihm die Käuze an den Kopf und verwundeten ihn mit den langen, spitzen Krallen ihrer Fänge auf sehr empfindliche Weise. Beim Verluste ihrer Jungen zeigen die Eulen, wie wir beobachtet haben, überhaupt nachhaltigen Schmerz und allnächtlich kundschaften sie die Umgebung des Brutplatzes aus. Hierbei bekunden sie sehr feines Gehör, und sobald ein Ton der ihnen entzogenen Kleinen aus entfernter Verborgenheit ihnen zu Ohre dringt, zeigen sie eine grosse Erregung und angstvolle Besorgniss.

Merkwürdig ist die Beobachtung von Schleierkauzbruten im Monat Oktober. Es scheint hieraus hervorzugehen, dass unter günstigen Umständen eine zweite Brut oder vielleicht unter ungünstigem Verlauf der ersten Brut eine spätere erfolgt.

Über die Raubthätigkeit des Schleierkauzes sprachen wir uns also aus: Wenn auch die Schleiereule Vögel nicht verschmäht und sonst noch in das Gebiet nützlicher oder wenigstens nicht schädlich zu nennender Thiere räuberisch eingreift; so vertilgt sie doch auch eine erstaunliche Menge lästiger und schadenbringender Nager in Feld und Umgebung der menschlichen Wohnungen. Jäckel hat höchst interessante Untersuchungen über die Nahrung des Schleierkauzes angestellt. Er führt aus, dass es darauf ankomme, ob angestellte Untersuchungen in einem sogenannten Spitzmausjahr, also zur Zeit ausserordentlicher Vermehrung der Spitzmäuse, oder in normalen Jahren stattfinde. Wir führen von den verdienstvollen Untersuchungen Jäckel's nur ein Beispiel als Beweis für das Vorwiegen der schädlichen Nager im Vergleich zu den Spitzmäusen in der Nahrung des Schleierkauzes an. Er untersuchte 259 Gewöllballen, bestehend aus 255 Spitzmäusen, 262 echten Mäusen und 438 Wühlmäusen. In anderen Ballen fand Jäckel eine Fledermaus, einen Maulwurf, einen Segler, eine Rauchschwalbe und verschiedene Insekten, welche nebensächlich zu betrachten sind. Jäckel kommt zu dem Schluss, dass aus seinen Untersuchungen der Schleierkauzgewölle hervorgehe, dass diese Eule die Arvikolinen, Murinen und Soricinen gleich gern frisst und sich, je nachdem, durch lokale oder Witterungs-Verhältnisse veranlasst, eine grössere Häufigkeit oder ausserordentliche Vermehrung der einen oder anderen Mäusegattung eintritt, bald mit dieser, bald mit jener in scheinbar bevorzugender Weise den Magen füllt, während sie in normalen Jahren und an Örtlichkeiten, wo nicht eine

ungewöhnliche Vermehrung der Soricinen Regel ist, sich zum grösseren Theile von Arvikolinen und Murinen nährt und daher als ein Vogel anzusehen, dessen Nutzen den Schaden weit übersteigt, dessen Schonung und Hege in landwirthschaftlichem Interesse dringend anzuempfehlen ist. Jäckel untersuchte 4579 Gewölle des Schleierkauzes, welche aus der Umgebung von 22 Ortschaften Ober-, Mittel- und Unterfrankens, der Oberpfalz und Niederbayerns, und zwar zu allen Jahreszeiten gesammelt waren. Es fanden sich darin die Reste von 15,289 Thieren, und zwar von 14,765 Säugethieren, 340 Vögeln, 63 Fröschen, 121 grossen und einer ungeheueren Anzahl von kleinen Kerbthieren. Nach der eingehenden Untersuchung und genauen Registrirung wurden von Jäckel 4794 nützliche Thiere festgestellt, worunter sich 4342 Spitzmäuse, 26 Fledermäuse, 63 Frösche, 24 Maulwürfe, 154 nützliche Vögel befanden. Unter den übrigen, die Summe 10,465 umfassenden schädlichen Thieren befanden sich 4750 echte Mäuse und Ratten, 5623 Wühlmäuse, 1 Kirschkernbeisser, 72 Maikäfer, 1 Sonnwendkäfer, 182 Maulwurfsgrillen. Von Käfern fand Jäckel in der erwähnten Totalsumme der von ihm untersuchten Gewölle: 3 Geotrupes stercorarius, 72 Melolontha vulgaris et hippocastani, 1 Rhicotrogus solstitialis, ausser diesen eine ziemliche Menge kleiner und mittelgrosser Käfer aus den Ordnungen und Gattungen der Charabidae, Silpha, Elater, Aphodius, Tenebrio, Curculionidae, Donatia, Cassida, Chrysomela, Coccinella. Von Zweiflüglern (Diptera): Tipula oleracea, einmal in Menge, von Kaukerfen: Calopterix virgo, Fovicula auricularia, sehr oft; 18 Gryllotalpa vulgaris (Scherre), 25 Säbelheuschrecken, (Locusta viridissima et verucivora); von Schnabelkerfen: etliche Cimex oleraceus. Jäckel erklärt: „Dass die Schleiereule grosse Insekten, Mist- und Maikäfer, Grillen, Ackerwerren, Säbelheuschrecken u. a. selbst fängt, ist unbestreitbar gewiss, wie aber die oben erwähnten Kleinkäfer, Schnaken, zarte Libellen, Gewürmer, Wanzen, Asseln, grossentheils Tagthiere, in ihre Gewölle kommen, das wurde mir erst klar, als ich darauf aufmerksam geworden war, dass diese Insektenreste immer in solchen Gewöllen sich fanden, welche zugleich Froschknochen enthielten. Mit den verschlungenen Fröschen nämlich gelangte auch deren ganzer Mageninhalt, Käfer, Ohrwürmer, Libellen, Wanzen, Asseln u. s. w. in den Eulenmagen. Dieser aber verdaut den zarten fleischigen Froschmagen vollständig und einverleibt die rückständigen und unverdaulichen Insektenreste den Gewöllen.“

II. Ordnung.

Schwalbenartige Vögel, Breitschnäbler oder Sperrvögel.

Hirundinidae s. Hiantes.

Wer in unserem Mauersegler und der Nachtschwalbe keine Verwandten der Schwalben erblickt, der sieht überhaupt keine übereinstimmenden Hauptmerkmale zusammengehöriger Thiere. Mag man immerhin unter der weiten und vielgestaltigen Ordnung der Singvögel genöthigt sein, Abtheilungen für manche Gruppen zu bilden; diese Aushülfe gestaltet sich doch viel naturgemässer als die gewaltsame Trennung von augenscheinlich nahe verwandten Vögeln wie die eben gedachten. Unter die neuerdings gebildete Ordnung „Schreivögel" Thiere zu stellen und von zusammengehörigen zu trennen, blos darum, weil ihnen der ausgebildete „Singmuskelapparat" des unteren Kehlkopfs fehlt, ist denn doch ein nicht empfehlenswerthes Systematisiren.

Viel natürlicher erweist sich die Betrachtung der hier in Rede stehenden Vögel nach ihrem hervortretendsten Merkmale, dem Schnabel und der Rachenbildung, ein Körperglied, das dem Laien schon als ein gemeinschaftliches in die Augen fällt. Man kann berechtigt die schwalbenartigen Vögel sogar unter den Singvögeln in einer Abtheilung als Breitschnäbler oder als Sperrvögel bezeichnen und unterscheiden, und hat so die Genugthuung, doch körperlich zum grossen Theile nahestehende und in der Summe ihrer Lebensbethätigungen übereinstimmende Vögel harmonisch zusammengebracht zu wissen. Aber wir ziehen vor, die schwalbenartigen Vögel in einer besonderen Ordnung als Breitschnäbler oder Sperrvögel von den Singvögeln zu scheiden.

Die allgemeinen Kennzeichen dieser Abtheilung lassen sich kurz in folgenden Umrissen geben. Der gewöhnlich kleine, höchstens mittelgrosse Leib ist gestreckt, bei kurzem Halse und niederen Beinen aber kräftig; der Kopf auffallend platt und der Schnabel an der Wurzel breit, stark und tief gespalten, sehr kurz, platt gedrückt und von schwacher, meist weicher Bildung, oben übergehakt, am Grunde steif beborstet. So stellt sich ein ungemeines Öffnungsvermögen dieses Organs und ein geräumiger Rachen her, ein Apparat für den Insektenfang in der Luft, wie er besser nicht gedacht werden kann. Dieser erweitert sich bei den Nachtthieren dieser Abtheilung noch auffallender. Die Befiederung erweist sich als kurz, anliegend und weich, bald bunt und metallglänzend, bald düster-einfarbig.

Wie schon ihre Hauptnahrung anzeigt, sind die Breitschnäbler vorzugsweise Thiere der heissen Zonen. Alle, welche die nördlicheren Erdstriche berühren und in den gemässigten Zonen leben, sind Sommer- oder Zugvögel. Ihr Aufenthalt ist sehr mannigfaltig. Die schwalbenartigen Vögel sind

Luftvögel par excellence. Ihre ganze Ernährung geschieht in der Luft, im Fluge. Sie stellen daher die gewandtesten Flieger dar, bei welchen Anmuth Leichtigkeit, Gewandtheit und Geschick, Ausdauer und Schnelligkeit in der Bewegung um den Vorrang streiten. Ihre Flügel tragen deshalb das Zeichen wahrer Luftsegel: sie sind gleichsam ein Abbild ihrer Lebensweise; während die zurücktretenden, kurzen Füsse nur die negative Seite dieses ausgesprochendsten Werkzeugs der Lebensbethätigung darstellen. Dem Flugvermögen analog ist der Sinn des Gesichts. Die Bethätigung der schwalbenartigen Vögel gilt vorzugsweise der Nahrung, und diese wird durch die rastloseste Jagd in der Luft bewirkt. Damit zusammen fällt die ungemeine Gefrässigkeit und das grosse Verdauungsvermögen. Die Hauptnahrung bilden Insecten; nur bei einigen Sippen tritt die pflanzliche und ausnahmsweise die von kleinen Wirbelthieren auf. Nirgends zeigt sich vermöge der grossen Beweglichkeit Fettbildung, immer ist der Körper in der Verfassung, das Mittel zur schnellen, anhaltenden Fortbewegung zu bilden. Neben ihrer Vielbedürftigkeit an Nahrung besteht aber auch ihr bekanntes Vermögen, anhaltend lange darben zu können.

Die geistige Begabung ist im Allgemeinen eine mittlere. Der Kunsttrieb bewegt sich in den Extremen: von der Kindheit des Nistens auf platter Erde steigen die Vertreter der Abtheilung auf zu wahren Meistern der Nestbereitung. Ebensowohl im Hinblick darauf, als auf ihr vorherrschend geselliges Wesen und den grossen ökonomischen Nutzen sind sie allgemein beliebte und geschätzte Thiere.

Die Familie der Schwalben. Hirundinae.

Die äusseren Merkmale dieser ausgezeichneten Flieger bekunden sich zunächst in der Schnabel- und Kopfbildung. Ersterer erscheint an der Wurzel um Vieles breiter, als an der Spitze, die in leichter Krümmung etwas übersteht, und durch seine kurze und plattgedrückte Gestaltung nimmt er ungefähr die Dreieckform an. Die Mundwinkel ziehen sich bis in die Nähe der Augen hin, so dass der geöffnete Rachen einen mörderischen Fangapparat für die Insekten bildet. Der Kopf ist platt, der Hals kurz, die Brust breit, der Flügel lang und zugespitzt, sein Hand- wie sein Armtheil mit neun Schwungfedern versehen, von denen die erste die längste; der bei allen Arten, bei einzelnen sehr tief gegabelte Schwanz dient als vortreffliches Steuer bei Wendungen und Schwingungen; das Kleingefieder liegt knapp an und ist kurz, auf der Oberseite oft in Metallglanz schimmernd; die schwachen, niederen Füsse haben kurze Nägel. Die Gestalt der Schwalben ist nett und klein, ihre Färbung bei Männchen und Weibchen ziemlich gleich. Hinsichtlich des inneren Körperbaus heben wir den auffallend kurzen Oberarm und die am Seitenrande des Kopfes eingezogenen Gaumenbeine hervor. Die Zunge ist hornartig, flach und breit, mit scharfem Rande

versehen, der hinten fein gezähnelt, vorn gespalten erscheint. Von den Knochen ist nur die Hirnschale luftführend. Es fehlt der Kropf, die Magenwände haben schwache Muskeln.

Das wahre Element der Schwalben ist die Luft, ihre hervorragendste Fertigkeit das Fliegen, während dessen sie sich auch alle ihre Nahrung aneignen. Ihren kurzen, schwachen Füssen entsprechend, ist ihr Gang höchst unbeholfen, wenn auch die Segler ihnen hierin noch bedeutend nachstehen. Sie baumen auf freien unbelaubten Zweigen, Dächern, Kanteln, starken Drähten und Querstangen zu gewissen Zeiten gerne auf, um auszuruhen und ihren zwitschernden Gesang zu erheben. Dabei zeigen sie wie auch auf ihren Rundflügen Geselligkeit, Friedfertigkeit, überall Anschluss an den Menschen und verständiges Betragen. Ihre Jagd beschränkt sich auf Kerbthiere, vorzüglich Schnaken und Fliegen, sowie kleine Käfer, die sie alle sogleich verschlingen. Wie sie sich dieselben nun im Fluge aneignen, so trinken und baden sie auch fliegend. Ihre Fluggewandtheit schützt sie vor den meisten Feinden anderer Vögel. Nur ist die Brut nicht selten mannigfach gefährdet.

Die Verbreitung der Schwalben erstreckt sich über sämmtliche Erdtheile, Höhen- und Breitengürtel. Als Brutvögel kommen sie jedoch jenseits des Polarkreises kaum vor. Felsen, Erdwände, Gesimse der Häuser, Balken der Viehställe oder auch Bäume dienen den artenreichen Schwalben zur Nestanlage. Unsere deutchen Schwalben sind alle Zugvögel, und ihr Zug geht bis in's Innere Afrika's.

Wir stellen die Sippe der Edelschwalben (Hirundo) obenan, langgestreckte, zwar kurzhalsige, aber doch schöngestaltete Vögel, mit wenig gekrümmtem Schnabel, verhältnissmässig weniger kurzen Füssen, deren Zehen gänzlich getrennt sind, langen, spitzen Flügeln, sehr gegabeltem Schwanz und Metallglanzgefieder auf der Oberseite. Der Vertreter dieser Sippe ist unsere

Rauchschwalbe. Hirundo rustica.

Ihre Länge beträgt 18, ihre Breite 31 cm. Die Oberseite und ein breiter Kopfgürtel haben blauschwarze Farbe mit Metallglanz, das Stirnband ist kastanienbraun; die Unterseite rothgelb mit Ausnahme der kastanienbraunen Kehle. Die Innenfahnen der fünf äussersten Steuerfedern sind weiss bepunktet. Das Weibchen und besonders die Jungen sind bleicher als das alte Männchen gefärbt.

Als Brutvogel bewohnt die Rauchschwalbe ganz Europa diesseits des Polarkreises und West- und Mittelasien. Ihren Winteraufenthalt wählt sie nicht allein in Afrika, sondern auch in Südasien. Der Herbstzug findet im September statt, einzelne Nachzügler verweilen jedoch bei uns bis in den Oktober hinein, vorzüglich dann, wenn eine Spätbrut sie zurückhält. Im

Frühjahr erscheint sie am Brutorte Anfangs April. Die Witterungseinflüsse sind jedoch massgebend für ein etwas früheres oder späteres Erscheinen.

Ein wohlthuendes Gefühl hebt die menschliche Brust, wenn die erste Schwalbe im April sich zeigt; sie ist die Verkündigerin der milderen Tage, der völligen Scheidung von der rauhen Winterzeit. Der Landmann begrüsst das treue Vögelchen in seinem Hofe mit Wohlwollen, und er sieht es von Herzen gern, wenn sich die vorjährigen Paare wieder an gewohnter Niststätte einstellen und über dem Rücken des Viehes in den Ställen zur Sommerszeit die lästigen Mücken wegschnappen. Die unermüdlich rührigen Thierchen sind die frühen Wecker des Hofes und Hauses. Schön schildert Naumann dieses Erwachen. „Kaum kündet ein grauer Streifen im Osten den kommenden Tag an, so hört man schon die ersten Vorspiele des Gesanges der von der Nachtruhe eben erwachten Rauchschwalbenmännchen. Alles Geflügel des Hofes ist noch schlaftrunken, keines lässt einen Laut hören, überall herrscht noch tiefe Stille, und die Gegenstände sind noch mit nebeligem Grau umschleiert; da stimmt hier und da ein Schwalbenmännchen sein „Wirb, werb“ an, jetzt noch stammelnd, durch viele Pausen unterbrochen, bis erst nach und nach ein zusammenhängendes Liedchen entsteht, welches der auf derselben Stelle sitzen bleibende Sänger mehrmals wiederholt, bis er sich endlich aufschwingt und nun fröhlich singend das Gehöft durchfliegt. Ehe es dahin kommt, ist ein Viertelstündchen vergangen, und nun erwachen auch die anderen Schläfer: der Hausröthling zirbt sein Morgenliedchen vom Dach herab, die Spatzen lassen sich hören, die Tauben rucksen und bald ist alles Geflügel zum Leben erwacht. Wer sich öfters eines schönen Sommermorgens im ländlichen Gehöfe erfreute, wird beistimmen müssen, dass diese Schwalbe mit ihrem, obwohl schlichten, doch fröhlichen, aufmunternden Gesange viel zu den Annehmlichkeiten eines solchen beiträgt.“ Schon der sanfte Lockton „Witt“ und „Wittewitt“ klingt anmuthig, und indem wir dessen gedenken, vergegenwärtigt sich uns der behagliche Flug einer Anzahl Rauchschwalben im heimathlichen Pfarrhofe. In kleinen Bogen kreisen sie unter langsamen Flügelschlägen und zögerndem Dahinschweben, immer wieder zurückkehrend auf beliebte Ruheplätze, wo die Männchen, fussend und zuweilen mit den Flügeln schlagend, zu ihrem Gesang übergehen, der sich in den Silben: „Wirb, werb, wittewitt“ seiner Einleitung nach wiedergeben lässt und nach erfolgtem Geschwätz etwa wie „Wid, weid, woida, zäh“ endigt. Der Schluss wird von guten Sängern gedehnt vorgetragen und erhält einen besonderen Vorzug durch den Nachdruck, der auf die letze Silbe gelegt wird, ob sie gleich leiser, wir möchten sagen, heimlich flüsternd und als das Ziel des vertraulichen Ausdruckes warmer Empfindung ertönt. Plötzlich verkündet der Signalton „Dehwilik“ den feindlichen Sperber oder Baumfalken, und mit Blitzesschnelle stürmt die friedliche Gesellschaft erschreckt hinaus in

die Weite, durch kühne Wendungen und eilendes Dahinziehen die Flugtüchtigkeit offenbarend. Der Schreck ist bald überstanden und die Furcht zurückgetreten, denn dort flattert wieder vertrauensselig einer der Flüchtlinge in mässigem Aufschwung einem mit scharfem Blick entdeckten Kerbthiere entgegen, hier strebt eine zweite Schwalbe über der Fläche des breiten Mühlenbachs stromaufwärts und netzt mit niedergehendem Bogenflug das Gefieder oder trinkt in solcher Eile einige Tropfen von der springenden Welle; da saust in Zickzackwendungen eine dritte Rauchschwalbe durch die Strasse, den Gegenständen zur Rechten und Linken in scharfen Wendungen ausweichend, und nun kommt ein Paar in den Hofraum zurück, und flugs schwingt sich Eins nach dem Andern durch eine Öffnung der zerbrochenen Fensterscheibe des Kuhstalles, ohne Anstoss, obgleich dieselbe eben nur den in eintauchendem Flug sich möglichst schmal haltenden Vogel hindurchlässt. Aber droben in sonniger Höhe unter dem blauen Himmelsgewölbe ziehen andere Rauchschwalben ihre schönen Kreise in fortwährender Begegnung und feiern in Wonne unter reichlicher Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses die schönsten Stunden des warmen, windstillen Tages, als wollten sie sich heute doppelt entschädigen für die rauhen, nasskalten Tage, wo sie dicht am Boden sich hielten, weil die Kerbthiere vom Winde und der empfindlichen Temperatur bewogen wurden, der Erde sich zu nähern und an geschützten Orten sich zu sammeln. Da blickten die gierigen Vögel doppelt scharf umher nach den Zwei- und Netzflüglern, und von den Wänden der Mauern und Häuser streiften sie die Mücken und Käferchen mit den Schwingen ab, um sie mit dem geöffneten Schnabel alsdann bei flinker Wendung in der Luft aufzunehmen. Das waren trübe Stunden der Unbehaglichkeit, Entbehrung und des rastlosen Suchens und Spähens, um sich die nöthige Nahrung anzueignen. Nun aber bietet sich dem Auge des Beobachters ein verwandeltes Bild dar, die angeborenen Züge der Fröhlichkeit und der Hingebung an die Gunst der Gegenwart führen die Herrschaft. Und in der That, das Wesen der Rauchschwalbe ist ganz so, wie Naumann es in den Worten schildert: „Obgleich von einem zärtlichen und weichlichen Naturell, zeigt sich doch in mancher ihrer Handlungen viel Kraftfülle: ihr Flug und ihr Betragen während desselben, die Neckereien mit ihresgleichen, der Nachdruck, mit welchem sie Raubthiere und Raubvögel verfolgt, beweisen dies. Sie fliegt am schnellsten, abwechselndsten und gewandtesten unter unseren Schwalben; sie schwimmt und schwebt, immer rasch dabei fortschiessend, oder fliegt flatternd, schwenkt sich blitzschnell seit-, auf- oder abwärts, senkt sich in einem kurzen Bogen fast bis zur Erde oder bis auf den Wasserspiegel herab, oder schwingt sich ebenso zu einer bedeutenden Höhe hinauf und alles dieses mit einer Fertigkeit, welche in Erstaunen setzt; ja sie kann sich sogar im Flug überschlagen.“

Das Nest der Rauchschwalben steht in Schornsteinen, Ställen, balken-

reichen Hallen, in Hausfluren und sonstigen zugänglichen Räumlichkeiten der Dörfer, Städte und Gehöfte. Am liebsten ist ihr stets ein Vorsprung über dem Neste und ein passender Stützpunkt unter demselben. Entweder dient ein Nest zur mehrjährigen Brutstätte und dann bedarf es nur der Ausbesserung oder Erneuerung des Polsters, welches die innere Auskleidung in Federn, Haaren, Filzstoffen und feinen Halmen ausmacht; oder das Paar baut darüber, darunter oder nebenan, wie es die örtlichen Verhältnisse anweisen, ein neues Nest, so dass nach und nach im Lauf der Jahre mehrere Nester in dichtem Zusammenhang entstehen. Kleine Colonien von fünf bis sechs Nestern fanden wir von mehreren friedlich zusammenlebenden Rauchschwalbenpaaren erbaut. Das vollendete Nest bildet den vierten Theil einer Hohlkugel und ist nach oben offen. Zum Zweck des Bauens begibt sich das Rauchschwalbenpaar an Pfützen, Gräben und feuchte Stellen anderer Örtlichkeit, gewöhnlich auf Wege und Strassen, um Erdklümpchen und feine Halmen aufzunehmen, welche mit einander vermengt und mit Hülfe des Speichels angemauert werden. Nach und nach richtet sich die Wölbung durch aufeinandergesetzte Mörtellagen empor. Sobald eine grössere Menge von Material verarbeitet und am Neste angebracht worden, stellen die Rauchschwalben eine Zeit lang das Bauen ein, bis das Material trocken und haltbar ist. Die Zeit der eifrigen Thätigkeit am Neste ist der Morgen. Zum Schluss wird das Polster aus den bereits erwähnten weichen Stoffen bereitet. Die Legezeit fällt in den Mai. Das Gelege besteht aus vier bis sechs dicken, dünnschaligen, weissgründigen Eiern, welche mit rothbraunen und aschgrauen Punkten gezeichnet sind und von dem Weibchen allein innerhalb zwölf bis dreizehn Tagen ausgebrütet werden, wenn nicht nasskalte Witterung die vollkommene Zeitigung um zwei bis drei Tage verzögert; denn unter ungünstigen Umständen vermag es das emsig nach Insekten jagende Männchen nicht, die genügende Nahrung zur Befriedigung seines und des Weibchens Bedürfnisses zu erlangen, und die Folge davon ist das häufige Verlassen des Nestes durch den Brutvogel, wodurch die zur Förderung der Entwicklung nothwendige Wärmemenge dem Gelege zum Theil entzogen wird. Hingebende Liebe und Sorge an die Jungen ist ein Grundzug der Schwalbeneltern, darum werden die Kleinen, die durch ihre Breitmäuligkeit sogleich ihr Bedürfniss für den Empfang einer grossen Menge Kerbthiere verrathen, fleissig gefüttert und so zum raschen Wachsthum gefördert, so dass nach Ablauf von sechzehn bis achtzehn Tagen der Ausflug erfolgen kann. Anfangs kehren die Jungen jeden Abend in die verlassene Wohnung zurück, wo sie sich theils in's Nest dicht zusammendrücken, theils auf dem Nestrande mit den Eltern Platz nehmen. Letztere schlafen, wenn es an Raum gebricht, in der Nähe des Nestes an geeigneten Orten. Die ausgeflogenen Schwälbchen fussen zunächst auf Balken, Kanteln, offenstehenden Stallthüren, Dachfirsten und Querstangen in der nahen Umgebung

des Nistplatzes, hocken dicht neben einander, locken „Witt“ und „Wittewitt“ und empfangen mit Flügelschlag, rasch hinter einander ausgestossenem „Witt“ und sichtlicher Gier die Beute der Eltern, welche diese in schwebendem Fluge abgeben. Nach und nach werden unter Führung der Eltern weitere Ausflüge gemacht, während die Geburtsstätte doch immer noch die Familie zu bestimmten Zeiten fesselt und zur Rückkehr bewegt. Wir haben bei warmen Regen mehrere Familien der Rauchschwalbenpaare eines Ortes auf Baumzweigen behaglich sich durchnässen lassen und nachher im wiederkehrenden Sonnenschein sich trocknen und das Gefieder einölen sehen. Im August erfolgt eine zweite Brut, die nach dem Ausflug sich mit der ersten alsbald nach erlangter Flugtüchtigkeit und Jagdfertigkeit vereinigt und im Herbste mit Schaaren ihresgleichen im Rohrdickicht, auf Thürmen und hohen Häusern Rast macht und endlich zur Nachtzeit in die Fremde zieht.

Im Oktober fallen Rauchschwalben auf dem Zuge in der Abenddämmerung gerne tief im Walde in dichten Hegen ein, um zu übernachten Sie kommen eilend hernieder, stürmen unter eigenthümlichem Geigton der raschen Flügelschwingungen in Kreisbögen dahin und lassen sich plötzlich in scharfer Wendung in das Gehölz nieder.

Zur Sippe der Rauchfussschwalben, Chelidones, gehört:

Die Mehl- oder Haus-Schwalbe. Hirundo urbica.

Diese Sippe kennzeichnet sich durch auf der Firste scharf gebogenen, sehr breit erscheinenden, kurzen Schnabel, kräftige Füsse, bei denen die äusseren und mittleren Zehen bis zum ersten Gelenke verwachsen und gleich den Läufen befiedert sind (daher der Name der Sippe), und durch seicht gegabelten Schwanz. Die Länge der Mehlschwalbe beträgt 14 cm, ihre Flugweite 27 cm. Sie ist zweifarbig, oben blauschwarz, unten weiss. Dunkelbraun ist das Auge, schwarz der Schnabel, der Fuss bleifarben. Das Verbreitungsgebiet stimmt mit dem der Rauchschwalbe überein, nur dass letztere nicht so hoch im Norden wie erstere zu finden ist. Das Innere Afrikas und Südasien wählt die Mehlschwalbe zum Winteraufenthalte. In Deutschland ist sie ein häufiger Vogel, der jedoch auffallender Weise jahrelang gewisse Gegenden, in denen er zahlreich vertreten war, meidet, ohne dass genügender Grund hierfür könnte entdeckt werden. Jedenfalls fesseln die Mehlschwalbe solche Orte, wo bequeme Plätze zum Nisten vorhanden sind. Die Städte scheint sie den Dörfern im Allgemeinen vorzuziehen, aber wir haben sie doch auch in letzteren hier und da in ausserordentlich grosser Anzahl brütend gefunden. Es kommt hauptsächlich darauf an, dass die Wände der Häuser körnig und rauh genug sind und die Gesimse Stützpunkte, wie die Dächer durch weites Überragen den nöthigen Schutz vor Regen bieten. Fehlen solche Bedingungen, so ist das Verlassen des bisher beliebten Brutortes erklärlich. Übrigens kehren die

Paare mit gleich grosser Treue zur alten Brutstätte im Frühjahre zurück und siedeln sich mit den Gefährten an den bevorzugten Plätzen gewohnheitsmässig immer wieder an. „Bei uns zu Lande“, sagt Brehm, „nistet die Mehlschwalbe fast ausschliesslich an den Gebäuden der Städte und Dörfer; in weniger bewohnten Ländern siedelt sie sich massenhaft an Felswänden an, so, nach eignen Beobachtungen, in Spanien wie an den Kreidefelsen der Insel Rügen, ebenso, laut Schinz, an geeigneten Felswänden der Schweizer Alpen. Unter allen Umständen wählt sie sich eine Stelle, an welcher das Nest von obenher geschützt ist, so dass es vom Regen nicht getroffen werden kann, am liebsten also die Friese unter Gesimsen und Säulen, Fenster- und Thürnischen, Dachkränze, Wetterbretter und ähnliche Stellen. Zuweilen bezieht sie auch eine Höhlung in der Wand und mauert den Eingang bis auf ein Flugloch zu.“ Der Nestbau der Mehlschwalbe ist in der Abhandlung über die Nestbaukunst der Vögel von uns in eingehendster Weise bereits in Berücksichtigung gezogen worden.

Die Mehlschwalbe erscheint bei uns später als die Rauchschwalbe, im April, entsprechend ihrer zärteren Natur und ihrem früheren Zug in die Fremde. Wenn nach ihrer Rückkehr noch sehr rauhe Witterung eintritt, so kommt sie in Noth. Traurig und matt zieht sie dann durch die Strassen dahin, sich kümmerlich von Insekten an Stellen ernährend, wo Sonnenlage oder Windschutz dieselben angelockt. Welch eine Wandlung tritt aber ein, wenn die Witterung zu ihrem Gunsten umschlägt! Dann wiegt sie sich hoch im Äther, schwebt sanft dahin oder unterbricht ihren ruhevollen Flug durch flinke Wendungen und Schwenkungen, wenngleich ihre Gewandtheit nicht diejenige der Rauchschwalbe erreicht. Ausserordentlich hoch steigt sie oft bei Regenwetter, woraus geschlossen werden darf, dass gewisse Kerbthiere ihr zur Nahrung dienen, welche während des Regens, statt wie andere zur Tiefe zu flüchten, höher streben.

Der Gesang der Mehlschwalbe ist ganz unbedeutend, ein wirres Durcheinander, doch kommen zur Zeit des Nestbaues bei Hader und Streit der Nachbarmännchen wohltönende Klänge mancher Exemplare dem Beobachter zu Gehör. Obgleich in Colonien nistend und sich zu vielen ihresgleichen haltend, benehmen sich die Schwalben doch unter einander nicht ganz friedlich, und die neidischen Regungen bei den sich geltend machenden Forderungen bezüglich der Bauplätze erregen eifersüchtige Begegnungen, die jedoch grösstentheils in geschwätzigen Zänkereien bestehen. Mit den Rauchschwalben halten sie Frieden und vereinigen sich auch mit ihnen gegen die Zeit des Herbstzuges hin auf den Dächern der Städte und Dörfer. Dagegen müssen sie den Sperlingen gegenüber sehr auf ihrer Hut sein. Namentlich ist es das alte Spatzenmännchen, welches abwartet, bis das Nest der Schwalbe fertig gebaut ist, um dann selbst sich wohnlich darin einzurichten und die Wiege durch ein Polster im Innern für die Nachkommen-

schaft herzustellen. Heimtückisch schlüpft der Lauerer ein, beisst die Schwalbe und drängt sie so lange, bis sie flieht, hält sie aber am Fuss fest und lässt sie erst eine Zeitlang am Flugloch zappeln, so dass ihr das Wiederkommen verleitet wird. Auch scheut sich der Verwegene nicht, die nackten jungen Schwälbchen im Neste zu tödten und hinaus zu zerren, wenn ihm das Schwalbennest als eigne Wohnung ansteht. Oft ist aber das Flugloch zu eng, und der dicke Philister probirt vergeblich ins Innere einzudringen. Gewöhnlich wird der rücksichtslose Usurpator nicht blos von dem beraubten Schwalbenpaar, sondern auch von den Nachbarschwalben scheltend umflattert, aber er schaut, sich als Besitzer der Wohnung breit machend, heraus und spottet förmlich der Aufregung und Empörung, welche sein Eingriff in fremdes Eigenthum bewirkt hat.

Das Mehlschwalbenweibchen brütet allein auf vier bis sechs dünnschaligen, weissen Eiern, je nach der Gunst oder Ungunst der Witterung zwölf bis vierzehn Tage lang. Von den Witterungsverhältnissen hängt auch die langsamere oder schnellere Entwickelung der jungen Schwälbchen ab, die einer bedeutenden Menge der Kerbthiere des Tages bedürfen. Flügge geworden, lugen die rüstigen Kleinen aus dem Flugloch und zirpen den futterbringenden Eltern entgegen. Doch werden die in die Tiefe des Nestes von den älteren zurückgedrängten jüngeren Nestlinge nicht versäumt, sondern die alten Vögel stossen öfters die sich vordrängenden Jungen zurück, um hinein zu den Kleinen zum Zwecke der Abgabe der Beute zu gelangen. Je älter die jungen Schwalben im Neste werden, desto schwerer fällt es den Eltern, alle im Neste zu versorgen. Es gibt deshalb unter Umständen arges Drängen im Innern, vorzüglich Nachts, wo Alt und Jung sich zusammen zur Nachtruhe im Neste vereinigt und bis tief in die Nacht hinein sich gegenseitig behelligt, wovon man sich durch das Gepolter und Gezirp überzeugen kann. Die Folge davon ist mitunter das Sprengen der Wohnung und das Zugrundegehen der Jüngsten der Brut. Wir haben die hülflosen Schwälbchen zuweilen noch gerettet dadurch, dass wir sie in angenagelten Kästchen am Nistplatze in Sicherheit brachten, wo sie von den besorgten Eltern gefüttert wurden. Gewöhnlich gingen die Kleinen jedoch auf die eine oder andere Weise zu Grunde. Eine überraschende Beobachtung machten wir an einem Schwalbenpaare, welchem zwei hülflose Junge nach Zerstörung ihres Nestes in einem kleinen Kästchen zur weiteren Pflege am Nistplatze übergeben worden waren. Die alten Vögel bauten das Kästchen ringsum zu und liessen regelrecht und gewohnheitsgemäss ein Flugloch offen. Es ist diese Erscheinung um so bemerkenswerther, als hier der Bautrieb nicht wie bei unseren übrigen Vögeln an die bestimmte Zeit vor dem Eintritt des Eierlegens gebunden ist. Hervorzuheben haben wir dabei noch, dass das Bauen viel rascher, als sonst von Statten ging, offenbar durch den Trieb der Besorgniss für die schutzbedürftigen Jungen gefördert.

Die im August erfolgende zweite Brut vereinigt sich mit der ersten, und viele benachbarte Familien bilden eine grosse Schaar, die, von den alten Schwalben geführt, auf den Dächern und Thürmen sich sammeln, auf Commando gleichsam eine Strecke weit dahinstürmen und aufgelöst wieder zurückkehren. Solche Flüge sind von Jubel begleitet und erscheinen als Ausdruck der bereits sich regenden Wanderlust. Der Herbstzug erfolgt im September.

Eine dritte Sippe, nämlich die der Bergschwalben (Cotyle), vertritt unsere

Uferschwalbe. Hirundo riparia s. Cotyle.

Die Kennzeichen sind verhältnissmässig langer, feiner, flacher, seitlich zusammengedrückter Schnabel mit freiliegenden Nasenlöchern, seitlich zusammengedrückte Läufe und zarte Füsse mit schwachen Zehen, von denen die äusseren mit den inneren verwachsen sind, grosse, spitze Flügel, nur wenig gegabelter Schwanz und lockeres glanzloses Gefieder. Die Länge dieser zu den kleinsten Arten ihrer Familie gehörenden Schwalbe beträgt 13 cm, die Flugweite 29 cm. Ausser dem aschgraubraunen Querband an der Brust sind nur zwei Farben bei ihr vertreten, oberseits die aschgraue oder erdbraune, unterseits die weisse.

Von ihrem Verbreitungsgebiet und ihrer Ansiedelung sagt Brehm: „Keine einzige Schwalbenart bewohnt ein Gebiet von ähnlicher Ausdehnung wie die Uferschwalbe, welche mit Ausnahme Australiens, Polynesiens und der Südhälfte Amerikas, auf der ganzen Erde Brutvogel ist. Ihrem Namen entsprechend, hält sie sich am liebsten da auf, wo sie steile Uferwände findet, verlangt jedoch nicht immer ein Flussufer, sondern begnügt sich oft auch mit einer steil abfallenden Erdwand; in keinem von mir bereisten Lande aber sieht man so ausserordentlich zahlreiche Schaaren von ihr wie am mittleren und unteren Ob, woselbst sie Siedelungen bildet, in denen mehrere tausend Paare von Brutvögeln hausen. Auch bei uns zu Lande trifft man selten weniger, als fünf bis zehn, gewöhnlich zwanzig bis vierzig, ausnahmsweise hundert und mehr Paare als Siedler einer Erdwand an. Hier höhlt sie sich in dem harten Erdreiche regelmässig in einer Höhe, dass auch die bedeutendste Überschwemmung nicht hinaufreicht, gern aber unter der Oberkante der Wand, mit vieler Mühe und Anstrengung tiefe Brutlöcher aus.“ Wir verweisen hier auf unsere Schilderung im allgemeinen Theil dieses Buches über das Verfahren der Uferschwalbe bei Verfertigung ihrer Bruthöhlen und über Einrichtung der letzteren. Wir erwähnen nur, dass uns eine bedeutende Ansiedelung von Uferschwalben am Mainufer bei Höchst bekannt ist, wo in Sandsteinmauern von den bewundernswerthen Thierchen tiefe Höhlungen gemeiselt worden sind, die alljährlich wieder zu Brutstätten benutzt werden. An Stellen, wo die härtere Masse hinderlich erscheint, sind nur Anfänge gemacht.

Die Munterkeit, Beweglichkeit und Anmuth in dem Thun und Treiben der Colonie fesselt das Auge des Beobachters. Unaufhörlich fliegen die Vögel ab und zu, ihre Lockstimme mit zartem „Zscherr“ vernehmen lassend. Über dem Fluss fliegen sie tief hin und her, und selten schweben sie hoch in der Luft. Ihre Jagd auf Kerbthiere betreiben sie in der Nähe des Brutplatzes am liebsten, von dem sie sich überhaupt nur selten weitere Strecken entfernen. Ihr Flug ist schwankend, aber keineswegs unsicher, ähnlich dem der Mehlschwalbe. Sie scheuen die Menschen wenig, zumal die täglich unter ihren Brutstätten wandelnden und beschäftigten. Dagegen geräth die ganze Ansiedelung in Furcht und Flucht, wenn der Sperber erscheint; einzelne verharren wie versteinert in der eingenommenen Stellung beim Baugeschäfte in solchen Augenblicken bis die Gefahr vorüber ist. Dann kommen allmählich auch die in die Ferne Geflüchteten wieder zurück. Das Baugeschäft, entweder die Ausbesserung der alten Brutstätten oder das Graben neuer beginnt sogleich nach der Ankunft der Uferschwalbe im Mai. Ende dieses Monats oder Anfangs Juni wird das Gelege vollzählig und besteht aus fünf bis sechs länglichen, dünnschaligen, reinweissen Eiern, welche innerhalb vierzehn Tagen von dem Weibchen allein ausgebrütet werden. Die Jungen wachsen rasch und entfliegen der Höhle nach etwa sechzehn Tagen, kehren aber allabendlich mit den Eltern zur Brutstätte zurück. Eine zweite Brut findet nur statt, wenn die erste zerstört wird. Ende August treten Alte und Junge die Wanderschaft an und übernachten im Röhricht.

Familie Mauerschwalben oder Segler. Cypselidae.

Kennzeichen: ein kurzer, starkkralliger Klammerfuss (mit drei gleichlangen Zehen und einer kürzeren, zweigliederigen inneren Wendezehe); Flügel sehr lang, zugespitzt, sichelförmig, mit auffallend kurzem Oberarm und langem Handgelenk mit zehn Schwungfedern, wovon entweder die erste oder die zweite die längste. Der Kopf breit, flach, der Rachen weit- und tiefgespalten.

Die Mauer- oder Thurmschwalbe oder der Segler. Cypselus apus.

Dieser, eine besondere Sippe herstellende Segler, die der Mauerschwalben, Cypseli, welche neben den in dem Rahmen der Familie hervorgehobenen allgemeinen Merkmalen noch die besonderen eines gabelförmig ausgeschnittenen Schwanzes und eines dichtbefiederten Fusses, dessen vier Zehen nach vorn stehen, darbieten, ist ein bekannter Vogel an allen Orten, welche alte Mauern und Thürme besitzen.

Sein Verbreitungsgebiet umfasst ganz Europa, Mittelasien und viele Striche Afrika's.

Die Hauptfarbe des Seglers ist ein Russschwarz, nur die Kehle weiss-

gefärbt. Der Vogel misst 18 cm in der Körperlänge, während seine Flugweite 43—44 cm beträgt.

Ebenso unruhig und stürmisch, als schreilustig, macht sich der Segler Jedermann bemerklich. Wer kennt nicht sein Zusammenrotten in grossen Flügen tief in den Strassen der Städte, wenn das Wetter windig, trüb oder regnerisch ist; wer nicht seine durchdringende, schrille Stimme, die sich im Chor der dunklen Gesellschaft wie ein hohes Pfeifen von Piccolotönen vernehmlich macht? Oder welcher aufmerksame Blick hat den Vogel nicht schon in grossen Kreisen aufsteigen sehen in die höchsten Regionen der Luft, jetzt mit ausgebreiteten Schwingen ruhig und stetig dahingleitend, seinem Namen vollkommenste Berechtigung verschaffend, nun wieder in den raschesten Flügelschwingungen schief herabstürzend oder im schnell-arbeitenden Fluge forteilend, um mit Droste-Hülshoff bezeichnend zu reden, „wie ein Schlittschuhläufer auf dem Eise“, stets beweglich, ohne Rast und Ruhe eilend in stürmischer Hast von der Frühe bis zur späten Abendstunde? In allen seinen Bewegungen spiegelt sich sein Wesen ab. Dies ist bei beschränkter geistiger Begabung höchst unbändig, zänkisch, boshaft, und in mancher Hinsicht täppisch oder ungeschlacht. Gleich bei seiner Rückkunft im Mai zeigt er sich herrschsüchtig und bösartig gegen andere Vögel seines Bereichs, namentlich gegen Höhlenbrüter. Sperlingen, Hausrothschwänzchen, Staaren u. a. m. ergeht es von dem ankommenden schwarzen Unholde oft sehr schlimm. Die ganze Brut wird diesen Vögeln öfters von dem Segler herausgeworfen, wenn er sich in seiner gewohnten und treu innegehaltenen Mauer- oder Dachgesims-Spalte beeinträchtigt findet oder er sich ihm bequem dünkende Niststätten, wie Brutkasten und frequente Mauer-, Felsen- oder Baumhöhlen aneignen will. So beträgt er sich in den angegebenen, oder ähnlichen Verhältnissen nicht selten in unserem Vaterlande; in südlicheren Ländern aber ist er friedlich nistend in bedeutenden Schaaren unter anderen Höhlenbrütern, selbst unter Thurmfalken in Gesellschaften von Felsentauben, im Hochgebirge auch mit seinem nahen Verwandten, dem manchmal Deutschland berührenden Alpensegler, u. a. m. gefunden worden.

Auch die Eifersucht und das cholerische, zornige Wesen treibt die Segler in der Begattungszeit oft heftig aneinander. Mehrmals haben wir in unserer Vaterstadt Friedberg, wo der Vogel in der Burg daselbst zahlreich an alten Thürmen und den hohen steinernen Burggebäuden nistete, erbitterte, sogar mit tödtlichem Ausgang verbundene Kämpfe angesehen. Die Segler packen sich nach wiederholtem Anprall mit ihren scharfen Krallen, reissen sich Brust und Bauch auf und stürzten so nicht selten zur Erde nieder. Solche Exemplare sind meistentheils tödtlich verwundet und sterben bald; in jedem Falle fanden wir aber auch äusserlich unverletzte erschöpft und ausser Stand sich wieder zu erheben. Erst nach Stunden erholte sich eine und die andere, so aufgefundene wieder, konnte sich aber

niemals allein vom Boden erheben, sondern musste zum Aufschwingen stets in die Luft geworfen werden. Alle Thurmschwalben ohne Ausnahme, welche wir am Boden fanden — der Segler fusst nie im normalen Zustande auf der Erde — konnten sich durch eigene Kraft und Mittel niemals erheben, wohl aber schwangen sie sich meist davon, sobald sie durch die menschliche Hand in die freie Luft geschnellt wurden.

Wie der Segler noch in höherem Grade als die Schwalben an die Luft angewiesen ist, so verrichtet er auch die meisten Lebensäusserungen in dieser seiner Sphäre. So fängt er die zwar nothdürftigen Baustoffe, wie Hälmchen, Geniste, Fäden, Blätter, Wolle, Haare und Federn aus bewegter Luft, durchnässt sie mit seinem reichlichen Speichel und kittet auf diese Weise ein glattes Nest in irgend einer Spalte oder Höhle an Mauern, Dächern, Felsen und Bäumen zusammen, worauf das allein brütende Weibchen Ende Mai gewöhnlich 2, seltener 3 weisse, schlanke, cylindrische Eier legt und in 16 Tagen ausbrütet, wobei es vom Männchen in regelmässigen Zeitabschnitten von 3—4 Minuten mit Futter versorgt wird. Bei regnerischem Wetter verlässt es aber aus Mangel an hinreichender Nahrung die Eier, um selbst sich der Insectenjagd auf einige Zeit hinzugeben, die wahrscheinlich nur aus ganz kleinen Kerfen besteht, da wir niemals nur irgend nachweisbare, in die blossen Augen fallende Kerbthiertheile in den Mägen von Seglern entdecken konnten. In den höheren Luftschichten, in welchen sich vorzugsweise der Segler herumtreibt, befinden sich auch nur Kerbthiere von mikroskopischer Grösse. Das grosse Auge des Seglers ist deshalb sehr entwickelt und jedenfalls der hervortretendste seiner Sinne.

Übrigens brütet das Weibchen anhaltend und fest, sodass es sehr schwer zu bewegen ist, das Nest zu verlassen. Schon als Knaben lernten wir dieses entschiedene Beharren des Vogels in seiner Mauerritze kennen. Das charakteristische Fauchen und Blasen, sowie das Poltern des brütenden Vogels, der sich durch Anschlagen an das Loch, durch Bohren und Sticheln in dasselbe nicht bewegen liess, herauszufliegen, ist uns noch lebhaft im Gedächtniss, ebenso unvergesslich ist uns aber auch der widerliche Geruch, sowie die Menge von Schmarotzern, wovon Nest und Vogel wimmeln. Wenn sich der Segler aus der Höhle begeben will, grabbelt er bis zum Rande und lässt sich dann förmlich niederfallen, um durch einen Schwung der ausgebreiteten Flügel sich dann wieder emporzuschwingen. Die Jungen bedürfen einer langen Pflege; denn sie brauchen zum Flüggewerden vier volle Wochen, da sie erst um Jacobi die ersten Ausflüge versuchen. Sie bekunden sich aber bald in der Luft als heimisch.

Der schnelle, flüchtige Vogel hat wenig Feinde. Von den Raubvögeln mögen es wohl nur die gewandtesten Falken, wie der Wander- und Baumfalk, sein, welche ihn hin und wieder stossen, selten aber wohl mit Erfolg: denn der Segler ist ebenso schnell als die Falken.

Schon Anfangs August, selbst schon Ende Juli, verlässt uns der Segler. Nur verspätete Brut hindert ihn manchmal an diesem frühen Wegzug. Er reist vielfach in starken Flügen, welche unversehens über Nacht verschwinden, aber auch mit wenig Gefährten und vereinzelt. Der Zug der mitteleuropäischen Segler geht gewiss über das Mittelmeer, und der Herzug findet erst Anfangs Mai statt.

Die Nachtschatten, Caprimulgidae,

grenzen sich durch ganz besondere Merkmale und ihre eigenthümliche Lebensbethätigung ab, welche erst in der Dämmerung beginnt, weshalb sie auch Tagschläfer genannt werden. In dieser Familie tritt die Schnabel- und Rachenbildung in einer noch viel auffallenderen Weise durch Breit- und Tiefespaltung der Mundwinkel auf, also dass die Firste des sehr abgeplatteten und hinten bedeutend verbreiterten Schnabels sich nur auf eine kleine, hakig übergebogene Spitze beschränkt, der Schnabelrand aber den ganzen Schnabel herzustellen scheint. Dessen oberen Theil umstehen lange Bartborsten, sowie die grossen gewölbten Augen eine Reihe feiner, zarter und dichter Wimpern. Bezeichnend sind ferner sehr kurze, schwache Läufe, hinten schwielige Läufe und ein gleicher Fuss, an welchem die innere und Mittelzehe entweder am Grunde mit einer Haut verbunden, oder ganz getrennt erscheinen. Die kurze Hinterzehe kann gewendet werden. Die Flügel sind schlank, lang und zugespitzt, an denselben erweisen sich, abweichend von den Schwalben, abwechselnd die zweite und folgende bis zur vierten Schwinge als die längsten. Die Befiederung ist locker, eulenartig, eigenthümlich feingezeichnet, jedoch düster grau und braun gefärbt, dem jeweiligen Aufenthalte nicht selten sehr ähnlich.

Vom inneren Bau der Vertreter dieser Familie ist als merkwürdig hervorzuheben, dass der Unterkiefer aus drei besonderen, ablösbaren, jedoch im Leben ineinander verwachsenen Theilen besteht, als charakteristisch ferner der hintere Theil des Brustbauknochens, der, nach unten gebogen, dem schlaffwandigen, sehr dehnsamen Magen Raum zur Ausbreitung verleiht. Verglichen mit dem Skelett des Seglers, gestaltet sich der luftführende Oberarmknochen verhältnissmässig länger, etwa dem Handknochen gleich. Die schmale Zunge ist besonders am Rande gezähnt, der Schlund meist ohne Kropf, ausnahmsweise sackartig erweitert. Der Magen besteht, wie beim Kukuk, aus einem dickwandigen, drüsigen Vor- und einem häutigen Hauptmagen.

Die Nachtschatten verbreiten sich über die alte und neue Welt, die kalten Zonen ausgenommen. In Europa sind sie nur in zwei Arten vertreten; während Mittel- und Süd-Amerika, Asien und Neuholland, sowie Afrika deren viele beherbergen. So ausgedehnt aber auch im Allgemeinen ihr Verbreitungskreis ist, so beschränkt erweisen sich ihre bestimmt ausge-

prägten speciellen Aufenthaltsorte. Der grössere Theil davon bewohnt den Wald, der kleinere Steppen und Wüstungen. Die in den gemässigten Zonen lebenden sind Zugvögel, die unter den heissen Gürteln heimischen Stand- oder Strichvögel.

Die Nahrung besteht vorherrschend aus Kerfen, welche die Mehrzahl in den Abend- und Morgendämmerungen jagen, einige Arten aber auch bei Tag. An diesem pflegen sie stille oder schlafend am Boden, auf alten Stöcken oder wagerechten Ästen zu liegen. Ihre schwachen, wenig entwickelten Füsse gestatten ein eigentliches Sitzen nicht, noch viel weniger einen Gang. Ihre Fortpflanzungsfähigkeit ist mittelmässig oder gering: das Gelege besteht selten in mehr als zwei Eiern, oft nur in einem.

Ihre geistige Bethätigung erscheint beschränkt. Es sind einsiedlerische, friedliche Vögel, die sich nur in der Luft und meist nur bei Nacht beweglich und lebendig zeigen.

Diese allgemeinen Züge reichen für unseren Zweck vollkommen aus.

In unserer Heimath haben wir es nur mit einer einzigen Art, einem Mitgliede der Sippe Nachtschwalbe (Caprimulgus) zu thun. Diese Sippe enthält blos Nachtthiere, welche des Tags über schlafen und nur bei Gefahr oder Störung erwachen und unstät aufflattern. Die Vertreter dieser Sippe zeichnen sich durch sehr kurze, zum Theil befiederte Läufe aus, welche am Grunde mit Spannhaut versehene Zehen besitzen, wovon die hintere kurz, die mittlere sehr verlängerte am Innenrande des Nagels kammförmige Einschnitte oder Zähne zeigt.

Die europäische Nachtschwalbe oder der Ziegenmelker.
Caprimulgus europaeus s. punctatus.

Das Äussere dieses ächten Nachtvogels ist so eigenthümlich, dass er mit keinem andern einheimischen Vogel verwechselt werden kann. Darum bedarf es keiner umständlichen Beschreibung seines Kleides. Dieses gleicht dem laubigen Boden des Waldes oder noch mehr einem verschimmelten, faulen Stück Rinde täuschend, so dass man Noth hat, eine auf alten Stümpfen, am Boden oder auf Geäste sich drückende Nachtschwalbe zu gewahren. Die Grundfarbe des sehr weichen, lockeren und grossfederigen Gefieders ist aschgrau, mit sehr fein gezeichneter etwas dunklerer Wässerung versehen und rostfarben und schwarz gefleckt. Namentlich zeigt der bedeutende Kopf eine sehr detaillirte feine Zeichnung von den genannten Schattirungen, während über den Rücken schwarze Schaftstriche sich bemerklich machen und die Unterseite lichter graugelblich gefärbt mit schwärzlicher oder dunkelbrauner Wellenzeichnung erscheint. Die drei ersten schwarzen Schwingen, wovon die mittlere die längste, zeigen beim männlichen Vogel einen runden, weissen, beim Weibchen einen rostgelben Fleck. Der fast wie abgeschnitten aussehende längliche Schwanz hat auf seinem mittleren



Artist. Anst. v. Th. Fischer, Cassel.

Nachtschwalbe.

Felde schwarze Binden und Zickzackstreifen auf grauem Grunde, während die beiden äusseren Schwanzfedern beim Männchen weisse, beim Weibchen rostgelbe Enden besitzen. Die Grösse der Nachtschwalbe ist etwa die einer Misteldrossel, gut von 30—31 cm Länge, die Flugweite hingegen 58—60 cm messend.

Die Heimath des Ziegenmelkers verbreitet sich über den grössten Theil Europa's, auch in Asien kommt er vor. Nach Brehm wird er in Spanien von dem rothhalsigen Ziegenmelker (C. rufficollis) ersetzt.

Bei uns kommt er häufig in unterbrochenen Waldungen vor, namentlich liebt er das Nadelholz oder die mit solchem gemischten Laubwälder. Das Gebirg, besonders das hoch ansteigende, scheint er zu meiden. Er ist bei uns ein Sommervogel, der vom April bis Oktober sein nächtliches Wesen treibt. In unserem Werke: „Die heimischen Säugethiere und Vögel nach ihrem Nutzen und Schaden“ sprechen wir uns über die Ernährungsweise des Vogels folgendermassen aus:

„Es ist interessant, diesen vortrefflichen Kerbthierjäger zu beobachten, wenn er mit leichtem, schwalbenartigem Schweben und Schwimmen oder in eiligem durch verdoppelte Flügelschläge gefördertem Dahinschiessen oder auch rüttelnd längere Zeit an einer Stelle in der Luft seine Jagd betreibt. Mit der Dämmerung beginnt dieselbe und während dieser Tageszeit haben wir ihn oft mit vieler Gewandtheit grosse Dämmerungsfalter und schwirrende Käfer fangen sehen, die in seinem weiten Schlingorgan, ohne getödtet zu werden, verschwinden. „Die grossen Käfer,“ bemerkt Vogt, „deren Larven Wurzeln oder Holz nagen, die dicken Nachtfalter, deren Raupen unsere Bäume und Gemüse verwüsten, all das Geschmeiss von Motten und Mücken, Bremsen und Schnaken findet sein Grab in dem weiten Rachen der Nachtschwalbe, die nur deshalb in Ställen und Gehöften umherstreicht, weil eben dort auch das Geschmeiss sich sammelt.“ So lange die Nachtschwalbe die Jagd betreibt — und dies geschieht jedesmal bis zur eintretenden völligen Nacht und weiterhin mit Unterbrechungen die Nacht hindurch — scheint sie unersättlich zu sein, denn unaufhörlich wird geraubt und verschlungen. Von uns erlegte Exemplare zeigten als Mageninhalt eine erstaunliche Menge rasch hintereinander verschlungener Kerbthiere. Man findet, ausser Käfern, Tannenglucken, Nonnen, Processionsspinner, Goldafter, Grosskopf, Vierpunkt, Eichenwickler, Motten- und Blattwickler der verschiedensten Art. Es ist beobachtet worden, dass der Ziegenmelker vorzugsweise die grösseren, dickleibigen Weibchen ergreift, wenn sie, schwerfälliger als die behenderen Männchen, einherfliegen und namentlich an den Zweigen und Asten der Bäume flatternd ihre Eier absetzen. Obgleich die Nachtschwalbe ihre Jagd vorzüglich an Lieblingsorten in der Nähe ihres Stand- und Nistortes ausübt, so begibt sie sich zeitweise doch auch an entfernt gelegene Orte und räumt unter den Abend- und Nachtschmetterlingen ganz ausserordentlich auf.

Wenn der Magen angefüllt ist, lässt sich der gesättigte Vogel auf einem derben Aste eines am Waldsaume stehenden Baumes nieder und gibt sich der schnell von Statten gehenden Verdauung hin.“

Wegen der kurzen schwachen Füsse fällt der Nachtschwalbe das Gehen sehr schwer; sie bewegt sich aber auch nur äusserst selten und nur nothgedrungen auf dem Boden oder den Asten. Bei Tage liegt sie schlafend im Unterwuchs oder Gestrüppe des Holzes oder haftet auf einem horizontalen Aste in gedrückter Lage. Aufgescheucht, erhebt sie sich schwankend und nicht selten mit einem heisseren Tone: „Dach“ oder „Dack“ in geringe Höhe über's Holz, um alsbald wieder einzufallen. Gleich nach ihrer Ankunft im April lässt sie in der Abend- und Morgendämmerung ihren mystischen Ruf „Höuit“ oder „Höiit“, unterbrochen von einem eigenthümlichen lauten Schnurren und mit öfterem Flügelklatschen, wie die Eulen, vernehmen. Namentlich Mitte Mai bei erwachter Minne ist der Ziegenmelker sehr rege, er schnurrt und klatscht über den jungen Hegen und an den Waldsäumen und Wiesenrändern her, dem anstehenden Jäger und Waldbesucher oft nahe über dem Haupte hinstreichend, dass er den Luftzug des Fliegers spürt. Überhaupt ist die Nachtschwalbe bei Schonung zutraulich, neugierig, ja keck; sobald sie aber Störung oder Verfolgung merkt, wird sie vorsichtiger und scheu. In der zweiten Hälfte des Mai findet sich auf flachem Boden, gewöhnlich unter Haidekraut, das Gelege, bestehend in zwei fast walzigen, bleich erdfarbenen, verschwommen fladig bepunkteten oder gefleckten Eiern, welche gemeinschaftlich von beiden Gatten bebrütet werden. Die über und über beflaumten düstergefärbten Jungen werden von den Alten treu behütet und gepflegt. Sie sind sehr wärmebedürftig und werden anfänglich von den Eltern fleissig bedeckt, Nachts reichlich mit Nahrung versehen. Wenn man sich dem Nistplatze nähert, umkreisen die Alten denselben ängstlich und beobachten beständig den Störer ihrer Waldeinsamkeit im nahen Umkreise am Boden oder auf Ästen plattgedrückt, umflattern bisweilen auch den Feind mit klatschenden Flügelschlägen und einem fauchenden heisseren Tone. Nicht minder fauchen die Jungen, wenn man sich ihnen nahet, und, grösser geworden, schlagen sie zornig mit den Flügeln und picken mit dem Schnabel um sich, diesen weit öffnend. Mitte oder Ende Juli streicht die flügge Nachkommenschaft mit den Alten schon allabendlich umher. — Der Wegzug erfolgt im September und Oktober unregelmässig, oft mit vorhergehendem Umherschweifen verknüpft. — Der harmlose, forstlich ausserordentlich nützliche Vogel verdient die grösste Schonung vom Mann im grünen Kleide und dem Jäger.

III. Ordnung.

Singvögel. Oscines.

Eine merkwürdige Vorrichtuug, die wir an diesen Vögeln in erster Linie hervorheben müssen, ist der Singmuskel-Apparat, welcher sich am unteren Kehlkopf befindet und gewöhnlich aus fünf Muskelpaaren besteht, welche das Gesangsvermögen bedingen. Doch nicht alle unter dieser Ordnung aufgeführten Familien haben dieses Vermögen, den Raben fehlt es z. B. ganz. Bei der lehrbegrifflichen Eintheilung ist aber noch anderes bestimmend, nämlich Fuss und Schnabel. Die Füsse der Singvögel haben drei nach vorn gerichtete Zehen, die vierte steht in gleicher Höhe mit diesen nach hinten oder sie ist nach dem Kunstausdruck daselbst „eingelenkt". Die beiden äusseren der drei vorderen Zehen sind am Grunde verwachsen, wodurch der „Wanderfuss" sich herstellt. Der Theil des Fusses von den Zehen bis zur Ferse, „Lauf" genannt, ist seiner vorderen Hälfte nach „getäfelt", d. h. mit grösseren hornartigen, regelmässig geformten Plättchen versehen, welche manchmal zur unterbrochenen Schiene verwachsen sind. Die hintere Hälfte des Laufs ist hingegen stets „gestiefelt", d. h. mit einer Schiene bekleidet, welche von einzelnen häutigen Gebilden zuweilen wenig unterbrochen wird. Der Schnabel ist bis zur Wurzel mit einer Hornscheide versehen, jedoch verschieden gestaltet, eine Hindeutug auf die unterschiedliche Nahrung der Vogelgruppen. Die derbere Kegelform spricht für Vorliebe zur Körnernahrung, ein weit gespaltener Schnabel für Kerbthiernahrung, ein seichter Ausschnitt an der Spitze des Oberkiefers von einer Hinneigung zur Raubvogelnatur. Die vorwiegende Anzahl dieser munteren, klugen, grossentheils im Nestbau sehr geschickten, vielfach gesellig lebenden Vögel sind Zugvögel, andere Strich-, wieder andere Standvögel.

Die Familie der Fliegenfänger. Musicapae.

Die artenreiche Familie der Fliegenfänger ist in allen Erdtheilen vertreten und kennzeichnet sich durch die vorn getäfelten Läufe, den am Grunde dreieckigen, breiten, flach gedrückten, an den Seiten des Oberkiefers seicht eingekerbten, hakigen Schnabel und die starken Bartborsten. Im engeren Sinne sind die Fliegenfänger kleine Vögel von durchschnittlich grauer oder dunklerer Färbung und munterem Wesen, kurzen und schwachen Füssen, deren Zehen und Nägel verhältnissmässig merklich klein erscheinen, langen Schwingen, von denen die dritte oder vierte die längste ist, und mit mittellangem, seicht ausgeschnittenem oder kurzem und mehr gerade abgeschnittenem Schwanz. Ihre Lebensweise und ihr Gebahren stimmen unter den verschiedenen Arten auffallend überein. Sie sind Lauerer, die still sitzend ihren scharfen Blick nach Kerbthieren umherschicken, das entdeckte

fliegende Insekt mit schwalbenartigem Flug verfolgen, es lautschnappend fangen und dann zum alten oder benachbarten Sitz zurückkehren. Über dem Insekt auf dem Boden rütteln sie einen Augenblick mit aufrechter Haltung in der Luft, dann fallen sie im Wurf- oder Sturzflug über dasselbe her, ebenfalls zum Sitzplatz mit der Beute zurückkehrend. Im Herbste gehen die Fliegenfänger auch Beeren, besonders rothen und schwarzen Hollunder an. Entweder nehmen sie im Stossflug dieselben weg oder setzen sie sich wie andere Beerenfresser neben oder auf die Dolden, um die Beeren loszuzerren. Ausser wenigen Arten, die beutelförmige Nester ins Gezweige bauen, legen sie ihr Nest in hohlen Bäumen, mitunter auch in seichten Mauerlöchern und Vorsprüngen unter Dach oder sonstigem Schutz, endlich auch auf derben Baumästen an. Ihren Aufenthalt bilden Waldungen, Baumgruppen, Obstbaumgärten und Gebüsche.

Der graue Fliegenfänger. Muscicapa grisola.

Die Grösse dieses Vogels beträgt 13,7 cm. Die Farbe ist oberseits erdgrau, auf dem Oberkopf haben die Federn dunkelbraune Schaftmitte, auf der Stirn und dem Vorderkopf fahlbräunliche Seitensäume. Wie die Zügel, so ist der schmale Ring um die Augen isabellbräunlich. Die Unterseite ist weiss, an den Flanken fahlbräunlich. Braune Schaftflecken stehen an den Seiten der Kehle und am Kropfe. Die unteren Flügeldecken sind isabellbräunlich. Die Schwingen und Schwanzfedern sind dunkel, ins Schwärzliche gehend, die Armschwingen und Armdecken schmal bräunlich gesäumt. Bei dem Weibchen ist das Weiss der Unterseite nicht so rein wie bei dem Männchen.

Überall in Europa, mit Ausnahme der nördlichsten Theile, kommt der graue Fliegenfänger vor. Auch ist er ein echt deutscher Vogel. Im Gebirg wie in der Ebene ist er heimisch. Da wie dort wählt er zu seinem Aufenthalt Baumpflanzungen, Parkanlagen, Waldränder und Blössen der Laub-Hochwälder, Gärten im Felde und in Dorf und Stadt, selbst Höfe, in deren Nähe sich Bäume befinden. Ein treuer Anhänger der alten Heimstätte, kehrt er Ende April zu ihr zurück, früh am Morgen sich der Nachbarschaft durch seinen Lockton „Zi teck“ meldend. Eifrig und mit sicherem Erfolg liegt er der Jagd auf allerlei Kerbthiere ob. Schnaken, Mücken, Bremsen, Bienen, fliegende Käferchen, Heuschrecken, Schmetterlinge und Libellen sind ihm als Beute willkommen. Die Schmetterlinge und Libellen behandelt er mit derben Schnabelhieben auf seinem Lauersitz, auf welchen er die Erhaschten trägt, ehe er sie verzehrt. Er ist ein unermüdlicher Verschlinger, das sieht man beim Hinabwürgen von grossen Kohlweislingen, die oft noch eine Zeitlang mit den Flügelspitzen aus seinem Schnabel herausstehen, ehe sie in seinem Rachen unter sichtlicher Anstrengung des Fängers verschwinden Mit den Mücken macht er kürzeren Prozess. Unermüdlich setzt er den Fang derselben fort, und jeden Augenblick vernimmt man das laute Zu-

sammenklappen des Ober- und Unterkiefers seines fanggewandten Schnabels. Im Anfang seines Aufenthaltes in der Heimath lebt er fast nur von Schnaken und Mücken, später erst von mannigfaltigeren Arten der Kerbthiere, weil diese im Sommer erst in reicherer Anzahl zum Vorschein kommen. Sein Wohngebiet ist eng begrenzt, und er lebt mit der ihm umgebenden Vogelwelt auf friedlichem Fuss, nur wehrt er dem Eindringling, der seine Niststätte bedroht, so zur Zeit dem frechen Sperling. Mit Seinesgleichen zankt er nur vorübergehend, bis die Standorte abgegrenzt sind und eingehalten werden.

Sehr unruhig ist das Paar, wenn die Niststätte ausgesucht wird. Das Weibchen kundschaftet die geeigneten Stellen aus, setzt sich prüfend nieder, dreht, wendet sich, verlässt den Platz und untersucht einen anderen, bis endlich der geeignete Ort gefunden und als entsprechend erkannt ist. Dabei sieht man deutlich das Einverständniss zwischen Männchen und Weibchen. Fast hat es den Anschein, als frage das Weibchen, nachdem es die geprüfte Stelle verlassen, beim Männchen an: was hältst du davon? denn sogleich setzt sich letzteres an die verlassene Stelle und prüft ebenfalls. So wiederholen die Beiden eine Zeitlang ihre Untersuchungen, bis sie zufrieden die Wahl getroffen haben, wobei das Weibchen Ausschlag gebend ist. Nun beginnt auch sofort das Hinzutragen von Baustoff. Entweder fällt die Wahl auf einen Balkenvorsprung unter Dach oder auf eine breite Mauerhöhle, eine geschützte Mulde eines Baumstammes, einen mit Schösslingen umwachsenen Knorren oder auf eine derbe Astgabel eines kleineren Baumes, auf einen Mauervorsprung, auf den Kopf eines abgestutzten Baumes, öfters auch auf Traubenspaliere und starke Epheuranken, die ein wenig von der Wand abstehen. Feine Wurzeln und Moos bilden die erste Lage des kunstlosen Nestes, Federn, Wolle und Pferdehaare die innere Auskleidung. Die Eier, die vom Männchen wie vom Weibchen abwechselnd bebrütet werden, sind vier bis sechs an Zahl und haben auf bleichblaugrünem Grunde rostfarbene Flecken von hellerem oder dunklerem Ton. Um die Jungen sind die Eltern sehr besorgt, und ängstlich umflattern sie dieselben bei herannahender Gefahr, mitunter auf das feindliche Thier stossend. Dabei schreien sie fortwährend in rascher Folge „Zi-teck", „Zi-teck, teck". Die ausgeflogenen Jungen setzen sich auf Äste, Pfähle, Bohnenstangen und sonstige erhabene Gegenstände und empfangen unter feinem Gezirp das Futter der Alten. Bei heiterem Wetter bietet sich stets die Menge der Kerbthiere dar, und unterhaltend ist der Anblick der beutegierigen Eltern, die bald in scharfen Zickzackwendungen, bald durch steiles Emporsteigen, bald durch den Sturz in die Tiefe das fliegende Insekt erhaschen; bei anhaltendem Regenwetter jedoch beschränkt sich der Fliegenfänger nicht blos auf die gewöhnliche Art des Fangs, sondern liest, die Busch- und Baumränder umflatternd, Kerbthiere von den Blättern ab, die öfters zu Boden fallen und dann erst von dem nachstürzenden Vogel aufgenommen werden. An nasskalten Tagen

sind Hollunder- und Faulbeeren, auch Johannisbeeren ein Theil seiner Nahrung. Übrigens haben wir auch an den schönsten Sonnentagen junge und alte Fliegenfänger den von uns aufgehängten rothen Hollunderbeeren sehr fleissig zusprechen sehen. Sie setzten sich wie andere Beerenfresser auf den Zweig, woran die Beeren hingen und zerrten eine nach der andern los. Im Anfang des Septembers, wohl auch zu Ende Augusts verlässt uns die ganze Familie und begibt sich ins Innere Afrika's.

Der Trauerfliegenfänger. Muscicapa atricapilla.

Er ist etwas kleiner, als die vorhergehende Art, und schöner gefärbt, denn die weisse Stirnbinde und Unterseite sticht leuchtend gegen das Schwarz der Oberseite ab. Die unteren Flügeldecken sind bräunlich, die Schwingen dunkelbraun, die drei letzten nebst den Armdecken weiss, von den schwarzen Schwanzfedern die beiden äusseren beinahe bis zum Ende ebenfalls weiss, Schnabel und Füsse schwarz. Das Weibchen trägt erdbraunes Ober- und weisses Unterkleid, welch letzeres an Kehle und Flanken bräunliche Mischung hat. Die Flügel und der Schwanz sind dunkler gefärbt als der Rücken.

Er gehört mehr dem südlichen Theil Europa's als Brutvogel an und begibt sich auf seinem Herbstzug Ende August über das Mittelländische Meer. Seine Wiederkehr fällt in die ersten Tage des Mai. Wir haben den wiedergekehrten Gast auf seinem Zuge stets mehrere Tage in Feld- und selbst Hausgärten, sogar mitten in der Stadt, hauptsächlich auch in Baumpflanzungen und Parkanlagen beobachtet, wo er sich durch seinen Lockruf: „Wittwett“ und seinen kurzen Gesang: „Tiwutiwu, tiwett tiwett“, aber auch durch sein unruhiges Wesen verrieth. Sehr gern besucht er die Birkenwäldchen. Gewandt in Flug und Fang, eignet er sich die Kerbthiere in der Luft durch geschickte Bewegungen und Wendungen, auf dem Boden durch sicheren Niedersturz oft aus bedeutender Höhe seines Sitzes an. In Parkanlagen und Gärten, welche viele hohe Bäume und darunter auch hohle herbergen, nistet er zuweilen, zumal wenn Nistkästen für kleinere Höhlenbrüter ihn anlocken. Sonst ist sein Brutort der Wald und zwar der Laubwald mit alten Bäumen. Hier wählt das Paar vorzugsweise die Baumhöhle zur Nestanlage, nicht selten aber auch einen derben Ast dicht am Stamme, einen Weidenkopf, die Vertiefung eines Baumstumpfs oben auf der zersplitterten Stelle, sogar eine schutzbietende Wurzelverzweigung am Boden. Das Nest ist wenig kunstvoll, aus Wurzeln, Halmen, Wolle und Gespinnsten verwickelt und mit zärteren Grashalmen und Pferdehaaren ausgelegt. Fünf bis acht blaugrüne, manchmal mit gelbröthlichen Flecken versehene Eier werden von dem Weibchen mit ausserordentlicher Hingebung bebrütet. Die Jungen erfahren eine gleich zärtliche Behandluug seitens der Eltern, wie diejenigen des grauen Fliegenfängers.

Weit seltner, als der Trauerfliegenfänger ist bei uns in Deutschland der

Halsbandfliegenfänger, Muscicapa collaris.

In der Grösse stimmt er mit jenem überein. Die vorherrschenden Farben sind auch bei ihm Schwarz und Weiss. Schwarz ist die Oberseite einschliesslich der Flügel und des Schwanzes sowie der Backen und Ohrgegend, weiss die Unterseite nebst der Stirn, dem Vorderkopf und dem Halsband, welches im Nacken in's Grauliche übergeht. Die Schwingen sind an den Wurzeln weiss, die Armschwingen ebenfalls und die Armdecken in der Endhälfte weiss.

Der Verbreitungskreis geht nicht so weit nördlich wie bezüglich des Trauerfliegenfängers. In der Wahl des Aufenthalts- und Nistortes stimmt er mit dem letzteren überein, ebenso in Bezug auf Nahrung und Aneignung derselben. Der Gesang ist langstrophiger als der des Trauerfliegenfängers. Der Lockton „Zizi“ und „zizitriktrik“ ist in das Liedchen verwebt. Bei manchen Exemplaren tritt der rythmische Charakter des Vortrags auffallend hervor. Andere haben mehr die Art des Blaukehlchengesangs sich zu eigen gemacht. Hinsichtlich der Bauart ist zu bemerken, dass das Nest ausser Wurzeln und Moos auch Rindenstückchen im Gefüge enthält. Dürre feine Halme bilden die innere Auskleidung. Es ist in Baumhöhlen angebracht. Die Eier, fünf bis sieben an der Zahl, sind eben so zartschalig und glänzend und auch von gleicher Färbung und Zeichnung als diejenigen des Trauerfliegenfängers, jedoch etwas grösser.

Der Zwergfliegenfänger. Muscicapa parva.

Dieser kleinste unserer Fliegenfänger ist oberseits erdbraun, unterseits hauptsächlich weiss gefärbt. Kinn, Kehle und Kropf sind zimmtgelbroth, die unteren Flügeldecken roströthlich, die Schwingen dunkelbraun schmal fahl gesäumt, die Schwanzfedern schwarzbraun mit weissen Theilen. Das Weibchen hat rothbraune Oberseite, rothgelblichen Zügel, rothgelblich gesäumte Schwingen und gleiche Unterseite, bräunliche Flanken, weisse Mitte des Bauchs und weisse Aftergegend.

Die Verbreitung erstreckt sich hauptsächlich über das östliche Europa, weniger über das westliche, ausserdem über einen Theil Asiens.

Nach den neueren Entdeckungen kommt der Zwergfliegenfänger in unserem Vaterlande häufiger vor, als früher angenommen wurde, wiewohl er immer ein seltner Vogel ist und bleibt. Schilling behauptet, in Pommern und auf Rügen sei er in den Buchenwaldungen häufig, ebenso soll er in Mecklenburg, Schlesien und Westpreussen nicht selten sein. Über die Wahl des Aufenthaltsortes dieses Vogels bemerkt Alexander von Homeyer: „Da, wo im schlesischen Hochwalde Edeltannen mit den Rothbuchen in buntem Gemisch stehen und beide ihre Zweige zu hellgrünen und dunklen

Farbenschattirungen durcheinander weben, kurz da, wo die Sonne nur sparsam ihre Strahlen bis auf den Untergrund sendet und wo unter dem grünen Dach ein eigenthümliches heiliges Dunkel herrscht, da ist unser Vögelchen zu Hause." Wir lassen den Gewährsmann weiterreden: „In der Regel treibt es sich auf dürren Zweigen dicht unter dem grünen Blätterdach ungefähr in einer Höhe von 12 bis 20 m mit Vorliebe umher. Jedes Pärchen hat nur ein kleines Gebiet, aber innerhalb desselben keine Ruhe, wie man sie wohl sonst von einem Fliegenfänger erwarten dürfte. Unser Vogel erhascht hier im Fluge ein Kerbthier, setzt sich dort, zehn Schritte weiter, auf einen Ast, klingelt sein Liedchen, fliegt sofort weiter, nimmt eine kriechende Beute vom benachbarten Stamme für sich in Beschlag, dabei vielleicht ein wenig nach unten sich senkend, und steigt dann im Fluge wieder bis unter das grüne Dach der Baumkronen empor. Hier singt es abermals, um gleich darauf sich bis auf sechs Meter zum Boden herabzustürzen und dem brütenden Weibchen einen kurzen Besuch zu machen. Ist dies geschehen, so schwingt es sich wiederum aufwärts, und so geht es den ganzen Tag über." Der Gesang wird uns durch Wodzicki in folgender Weise dargestellt: „Ich möchte ihn mit Buchstaben so versinnlichen: tivi tivi tivi tivi tivi zwei-, dreimal wiederholt, dann kommt ziko ziko tiu tiu. Das „Ziko ziko" hat ganz den Ton des singenden Buchfinken und mag demselben wohl abgelernt sein, da beide Vogelarten in so unzähliger Menge die Buchenwaldungen bewohnen. Junge Männchen bringen selten die lauteren Flötentöne „tiu tiu" heraus; den ganzen Frühling über hört man sie ihr „Tivi tivi ziko ziko" hundertmal wiederholen, ohne dass sie das „Tiu tiu" zu singen vermögen. Ich traf jedoch selbst ältere, offenbare Stümper, welche den Gesang nicht mit den Flötentönen endigten. Viele der jungen Männchen lernen den Ton und die anfänglichen Noten des Buchfinken so gut, dass jeder leicht sich hierdurch täuschen lassen kann." Ob die schlechten Sänger vorzugsweise junge Vögel sind, bezweifeln wir stark.

Während das Männchen eifrig singt, was von der Zeit der Wiederkehr zur Heimath um den 18. bis 20. Mai bis zu Ende der Brütezeit geschieht, gibt sich das Weibchen ausser dem Ernährungseschäft ganz dem Fortpflanzungstriebe hin. Es sucht die Niststelle in einem hohlen Buchenstamm oder auf einem Knorren zwischen Schösslingen oder auch, was seltener der Fall ist, auf einer Zweiggabel aus und trägt unter grösserer oder geringerer Betheiligung des Männchens Moos- und Baumflechten zur Errichtung eines tiefen und mit wenigen Haaren ausgelegten Nestes herbei, legt fünf bis sieben zartschalige glänzende Eier von röthlicher oder weisser Grundfarbe und gelbröthlichen Punkten und bebrütet sie unter geringer Betheiligung des Männchens sehr hingebend. Beide Eltern führen, füttern und bewachen die ausgeflogenen Jungen im dichten Unterholz. Die Nahrung, welche alte und junge Vögel theilen, besteht in Mücken, Fliegen, Haften und Schmetter-



Raubwürger.

lingen. Zu Ende des August ziehen die Zwergfliegenfänger wie ihre Verwandten familienweise in die Fremde.

Die Familie der Würger. Lanii.

Sämmtliche Würgerarten sind Zahnschnäbler, d. h. es steht auf beiden Seiten des Oberkiefers nahe der etwas übergebogenen Spitze ein Zahn, so dass eine Annäherung in dieser Beziehung an die Raubvögel nicht zu verkennen ist. Auch die Raub- und Mordlust der Würger berechtigt zu diesem Vergleich. Der Raubwürger rüttelt bei seiner Jagd auf kleine Säuger, Vögel, Lurchen und Insekten in gleicher Weise, wie Raubvögel es thun. Heimtückisch lauern die Würger, sich mitten unter den harmlosen Vögeln den Anschein der Friedfertigkeit gebend, plötzlich stürzen sie sich auf ein ausersehenes Opfer. Sie benutzen mit Hülfe ihres Scharfblicks und öfters geleitet von dem gut unterscheidenden Gehör, die Noth und das Elend der Kleinvögel, um sich ihrer zu bemächtigen, ebenso die Hülflosigkeit der jungen Vögelchen. Indessen bilden Kerbthiere die Hauptnahrung der Würger, und mit ihnen füttern die sehr besorgten Eltern auch die Brut vorzugsweise gross. Im Nestbau offenbaren sie nicht geringen Kunstsinn. Sie bringen ihr Nest im dichten Gebüsch oder Gezweige an, meist in Dornbüschen. Die Zahl der Eier beträgt vier bis sechs. Das Weibchen brütet allein. Im Vergleich zu dem Erfolg ihrer Raubunternehmungen sind die Würger nicht sonderlich begabt; sie fliegen schlecht und hüpfen auf dem Boden schwerfällig. Was die Locktöne anlangt, so sind diese rauh, der Gesang ist dem anderer Vögel fast ganz entlehnt. Die Nachahmungsgabe ist bei Einzelnen bewundernswürdig.

Der Raubwürger. Lanius excubitor.

Ein Vogel von Rothdrosselgrösse. Die herrschenden Farben sind oberseits helles Aschgrau, unterseits reines Weiss. Ein breiter Kopfseitenstreif ist schwarz, ebenso der mit weissen Flecken versehene Flügel und der weisseingefasste Schwanz. Bei dem Weibchen sind die Farben weniger lebhaft und rein, als beim Männchen.

Dieser grösste Würger Deutschlands ist über Europa und einen grossen Theil Asiens als Standvogel verbreitet. Im Sommer nistet er in Feldgehölzen, an Waldrändern, auf Bäumen in der Nähe von Viehtriften etc. Im Winter ist er Strich- und Zugvogel und sondert sich von Seinesgleichen ab. Er würde unstreitig einer der furchtbarsten Räuber sein, wenn ihm von der Natur mehr Geschick gegeben wäre, aber Dank seiner unzureichenden Fertigkeit im Stossen gegenüber den leichtbeschwingten Vögeln misslingt ihm meistens der verwegene Angriff auf unsere befiederten Freunde, wenn sie nicht krank oder verletzt sind. An Raub- und Mordsinn fehlt es ihm durchaus nicht, und wenn er nicht im Bewusstsein seiner unzureichenden Kräfte lebte, würde er ebenso und vielleicht noch schlimmer in der Vogelwelt hausen, als

Sperber und Falk. Immer wachen Auges beobachtet er von erhabenem Standort aus die Gegend, keine Erscheinung, kein Geräusch entgeht seinen scharfen Sinnen. An Feldhecken und Rainen, auf Triften und in Niederwaldungen, in welchen viele freie Flächen sich befinden, treibt dieser rüstige Verfolger der Käfer, Lurche, Mäuse und Vögel sein Wesen. Wechselt er zwischen zwei beliebten Standorten, so schiesst er in schiefer Richtung herab gegen den Boden hin, manchmal eine Strecke von fast einer Viertelstunde, gewöhnlich aber eine viel kürzere Entfernung, und schwingt sich am Ziele wieder in schiefsteiler Richtung empor, um sich meist frei und erhaben niederzusetzen. Er lebt einzeln das ganze Jahr hindurch mit Ausnahme der Brutzeit, während welcher er mit dem Gatten das friedlichste Eheleben eingeht und seine Jungen mit anerkennenswerther Sorgfalt und Treue füttert, beschützt und führt. Sein Nest, welches in einem Vor- oder Feldholz, in einem Garten oder Gebüsch, auf einem Baum, sehr häufig auf einem wilden Obstbaum und in einem Weissdornbusch steht, ist ziemlich kunstvoll aus Halmstengeln, Reiserchen, Erd- und Baummoos, was alles die Hülle bildet, und aus Stroh, Grashalmen, Wolle und Haaren, welche Stoffe zur Ausfütterung der halbkugeligen Nestmulde verwendet werden, erbaut. Aus den vier bis sieben, auf grünlichgrauem Grunde ölbraun und aschgrau gefleckten Eiern, welche fünfzehn Tage nur von dem Weibchen bebrütet werden, schlüpfen Anfangs Mai die Jungen. Während das Weibchen brütet, sitzt das Männchen als Wächter und Hüter in der Nähe des Nestes und fängt gerne in unmittelbarer Umgebung des Brutplatzes Kerbthiere, Mäuse und Eidechsen. Ist es indessen genöthigt, sich weiter fort auf den Raub zu begeben, so kehrt es möglichst bald zum Neste zurück. Das aufgescheuchte Weibchen entfernt sich mit Widerstreben von den Eiern, und zwar stets so, dass es durch Zweige gegen den nahenden Menschen sich deckt. Der Alten Locktöne klingen wie ein rauhes „Gäh“. Zuweilen lassen sie auch Töne vernehmen, welche wie das Klaggeschrei kleinerer Vögel lauten. Den ausgeflogenen Jungen sind beide Eltern in sehr hingebender Weise behülflich, wenn ihnen Gefahr droht. Warnend schreien sie unaufhörlich und suchen die kleinen, kurzschwänzigen, von Zweig zu Zweig höher hüpfenden oder ängstlich sich verbergenden Bedrohten zur Flucht zu ermuntern. Ausser der Brutzeit unterstützen sich die Würger gegenseitig durchaus nicht, rauben auch nicht gemeinschaftlich, sondern bekämpfen und halten sich gegenseitig in Respekt. Gegen andere Vögel ist der Würger zänkisch, namentlich verfolgt er andere Räuber, die er den Vögeln signalisirt, mit erbosster Heftigkeit. Im Herbste 1865 sahen wir einen Raubwürger einen Hühnerhabicht eine Viertelstunde weit unablässig in die Flucht schlagen. Der Habicht hatte durch sein Erscheinen einem kleinen Trupp sich zerrender und zankender Spatzen in einer Hecke eben erst einen lähmenden Schreck eingejagt. Als ob ihnen plötzlich die Kehle zugeschnürt würde, verstummten

sie alle und krochen feige in die Tiefe des Gebüschs oder liessen sich wie todt zu Boden fallen. Kaum hatte sich der Habicht unverrichteter Sache wieder erhoben, um weiter zu fliegen, stürzte sich der graue Würger wüthend auf ihn und bewies seine bewundernswerthe Kühnheit. Im Laufe des Winters genannten Jahres hatten wir mehrmals Gelegenheit, den grauen Würger am Ende der Gärten Alsfelds und auf dem daran stossenden Felde zu beobachten. Er beherrschte einen grossen Umkreis, namentlich erkor er sich, der Würgernatur entsprechend, die Hecken der Feldraine und die jungen Linden der Chaussee, auf denen er, durch die rauhe Witterung und den Hunger zutraulich gemacht, der Vorübergehenden ungeachtet auf Beute lauerte. Oft sahen wir ihn auch eine weite Strecke dahinfliegen, plötzlich sich im Fluge erheben und mit zitternder Flügelbewegung an einer Stelle in der Luft stehen bleiben, „rütteln“. Einmal hatte er auch im Vorbeifliegen eine Maus entdeckt, rasch bog er im Fluge um und begann nun seine Nachforschungen von seinem Beobachtungsstandpunkte in der Luft aus. Seine Ausdauer und sorgfältige Untersuchung waren es, die uns in Erstaunen setzten. Bald schwebte er 5 bis 6 m über dem Boden, bald nur 2 bis 3 m hoch, bald setzte er sich kurze Zeit auf einen Erdhügel, mit ausgestrecktem Halse sich emporrichtend, um scharfen Auges umherzuspähen. Dann erhob er sich wieder und stellte sich von Neuem mit abwärts gerichtetem Schwanz und unter emsigem Flügelschlag in die Luft. Es interessirte uns zu erfahren, wie lange er sich in dieser offenbar ermüdenden Stellung zu halten vermöge. Nach Verlauf von 1—2, einmal auch 3 Minuten änderte er seinen Standpunkt, indem er sich mit niedergehendem und dann wieder aufwärts führendem Bogen eine kleine Strecke vor- oder seitwärts wandte. Länger als 10 Minuten mochte er als lauernder Räuber das ausbleibende Mäuschen erwartet haben, da schwang er sich plötzlich zur Seite und liess sich 100 Schritte weiter feldein auf einen Dornbusch nieder. Aber damit war seine Geduld noch nicht zu Ende. Nach kurzer Rast flog er demselben Plätzchen wieder zu, wo ihm die verlockende Beute zu Gesicht gekommen war. Er wandte allen Scharfsinn an, um zum Ziele zu kommen. Länger noch als das erste Mal hielt er aus, wohl fünf- bis sechsmal flog er zu Boden und wieder empor, bis endlich ein wohlgelungener Überfall und einige in flatterndem Hüpfen ausgeführte Schnabelhiebe ihm den Besitz der Beute sicherten.

Ein paar Wochen später bei fusshohem Schnee und 6° R. Kälte sehen wir den Würger von ferne über die weisse Decke den Chausseebäumen zueilen. Dort angekommen, greift er einen Feldsperling an und treibt ihn im Gezweig vor sich, bald hoch in den Wipfeln, bald tief am Stamme. Der geängstete Vogel verlässt endlich die Allee und strebt in einer Höhe von 40 Fuss den 300 Schritte entlegenen Feldgärten zu. Der Würger streicht unter ihm her, steigt dicht neben oder vor ihm 1 bis 1½ m höher

und stösst in flinker Wendung, den Anblick eines plötzlich in die Tiefe stürzenden Fisches vergegenwärtigend, nach dem Sperling. Dieser aber behält trotz der Angst und zunehmenden Ermattung seine Besinnung noch und weicht dem Würger durch zeitige Wendung eben so geschickt aus, als dieser seine Anstrengungen verdoppelt, vorzüglich gelingt ihm ein Ausweichen zur Seite in einem scharf gezeichneten Winkel in dem Augenblick, wo der Feind sich zum Angriff erhebt. Je mehr sich die Jagd den Gartenbäumen nähert, desto verwegener und unbesonnener wird der Würger. Das Bewusstsein, dass er nur noch eine knapp zugemessene Frist zur Verfolgung habe, bringt ihn offenbar ausser Fassung. Er überstürzt sich wahrhaft und purzelt gleichsam um das schutzsuchende Vöglein herum. Seine ihn verwirrende Wuth begünstigt das Entkommen der vielleicht schon sicher geglaubten Beute. In den Zweigen eines alten Apfelbaumes verschwindet, fast zu Tode gehetzt, der glücklich entronnene Sperling. Der entnüchterte Verfolger aber setzt sich auf den ersten besten dürren Ast, um nach Athem zu schnappen und die verbrauchten Kräfte wieder in Ruhe zu sammeln. Nach kurzer Pause fliegt er jedoch einem anderen Baume zu, um von freierem Standpunkte aus den lauernden Blick vom Neuem umherschweifen zu lassen. In derselben Weise sahen wir einigemale den Würger Goldammern und Finken im Winter verfolgen, wobei er hin und wieder seinen Zankruf hören liess. Es gelingt ihm übrigens selten, auf diese Weise gesunder Vögel habhaft zu werden. Grössere Beute, w. z. B. selbst Mäuse, haben wir ihn schon zweimal zur Herbstzeit in hoher Luft sehr weite Strecken in den Klauen davontragen sehen. Uns fiel diese ungewöhnliche Manier sehr auf, ohne dass wir die Absicht oder den Beweggrund davon zu erklären vermöchten. Wahrscheinlich strebt der Räuber mit dem Raube besonders beliebten Standorten zu.

Leichteres Spiel hat der Würger, wenn er still lauernd vom Sitz aus den harmlos in seiner Nähe hüpfenden Vogel überfällt. Auf einem Weidenbaum sahen wir ihn vor vielen Jahren eine Schwanzmeise (Parus caudatus) packen, welche jene eigenthümlich verzweiflungsvollen Töne ausstiess, die nur die Todesangst zu erpressen vermag. Erst, als er aus den Zweigen mit ihr auf den Kopf des Stammes niedergewirbelt war, gebrauchte er die Füsse zum Halt der Beute und führte nun tödtende Hiebe mit dem Schnabel aus.

Den kühnsten Raubanfall sahen wir diesen Würger in unseres Vaters Heimath in einem Garten bei Schnee und Kälte ausführen. Eine Schwarzamsel, welche wir mit Äpfeln schon mehrere Tage gefüttert hatten, und die vollkommen munter und gesund war, wird während der Mahlzeit von dem hinten herkommenden Würger überrascht. Die Amsel schreit und sucht sich los zu machen; dies gelingt ihr auch, aber ob der Schreck, ob ein bereits angebrachter Schnabelhieb eine augenblickliche Betäubung verursacht — der Würger stürzt sich mit Erfolg von Neuem auf sie, hält sie mit den

Füssen fest und bearbeitet ihren Kopf mit Schnabelhieben. Ohne Zweifel hätte er den edlen Sänger alsbald getödtet, wären wir nicht eilend hinzugesprungen. Zögernd begab sich der aufgescheuchte Würger auf einen Baum und blickte noch immer begehrlich nach unten. Die Amsel aber war bereits so ermattet, dass sie mit ausgebreiteten Flügeln und geöffnetem Schnabel schnell athmend am Boden liegen blieb, bis wir sie ergreifen wollten. Sie erhob sich, zuerst flatternd, dann schwerfällig fliegend, immer höher und erreichte schliesslich eine Fichte des nahe gelegenen Parks. Merkwürdig ist es, dass die kleineren Vögel in dem Raubwürger, wie in seinen Verwandten, keinen Feind zu erkennen scheinen. Wenigstens erschreckt sie sein Erscheinen in den meisten Fällen gar nicht; obgleich sie in der Nähe seines Nistplatzes sich anzusiedeln vermeiden.

Es dürfte wohl Wenigen bekannt sein, dass der graue Würger nicht allein mit dem Auge, sondern auch vom Gehör geleitet, die Beute verfolgt, zumal wenn er Klagetöne vernimmt. Einer jungen piependen Lerche (Alanda arvensis) in der Saat, welche von den Eltern mangelhaft mit Futter versehen ward, ebenso einem im Gras sich heisser lockenden jungen Distelfinkchen (Fringilla carduelis) sahen wir ihn in der oben beschriebenen Raubvogelmanier nachforschen. Sehr genau weiss er die Stimme des jungen Vogels von der des alten zu unterscheiden, und augenblicklich erregt der Klageton eines Thierchens seinen Raub- und Mordsinn. Das Auge blickt neugierig umher, der Schwanz hebt sich und giebt sein charakteristisches Zeichen der seitlichen Wendung. Der günstige Augenblick wird sofort benutzt, und der Angriff erfolgt oft in sehr verwegener Weise.

Wir haben beobachtet, dass im Winter die Raubwürger sich auch öfters zu zweien zusammenschlagen oder doch zeitweise begegnen, um bevorzugte Örtlichkeiten raubend auszubeuten. Einer der Würger fing eine Maus und trug sie einem Apfelbaum zu; unverzüglich gesellte sich ein anderer hinzu und stellte sich ihm mit sichtlicher Gier, den gefächerten Schwanz herüber und hinüber werfend, gegenüber. Der beutebeladene Räuber strich ab und suchte auf einem Acker ein Plätzchen zum Verzehren der Maus, aber der Gefährte eilte nach und setzte sich in die Nähe, mit gehobenem Kopfe dem Beneideten zusehend. So ging das Treiben noch einige Zeit fort, bis sich der nicht zum förmlichen Angriff übergehende Gegner endlich zu eigener Raubunternehmung entfernte.

Der schwarzstirnige oder der Grau-Würger. Lanius minor.

Dieser schöne Vogel ist etwas kleiner als der vorige. Die Oberseite ist aschgrau. Der schwarzen Stirne, von der er seinen Namen trägt, entsprechen an Färbung der breite Streifen, welcher beiderseits durch's Auge bis zur Ohrgegend reicht, der Zügel, die Flügel, bei denen die Handschwingen beinahe in der ganzen Wurzelhälfte und die hinteren Armschwingen weiss ge-

rändert erscheinen, ferner der Schwanz, von welchem die drei äusseren Steuerfedern grossen Theils weiss sind. Die weisse Unterseite verschönert an der Brust und an den Flanken rosenrother Überhauch. Beim Weibchen zeigt sich der Rand der Stirne weiss, diese selbst grau grundirt mit schwarzen Federn untermischt.

Der Verbreitungskreis umfasst Mittel- und Südeuropa und den westlichen Theil Asiens. Er kommt als Brutvogel auch bei uns in Deutschland vor, gehört aber zu den seltenen Vögeln.

Zum Aufenthalt und Brutorte dienen ihm vorzugsweise Feldgehölze, baumreiche Landgärten und Baumgruppen, mit Dorn- und Heckengestrüpp umgeben. Den geschlossenen Wald meidet dieser Würger gänzlich. Ein ebenso entschiedener Feind ist er von Gebirgsgegenden, seine Heimath ist die Ebene und da öfters das Ufer des Flusses und die Viehtrift. Ein Zugvogel, kommt er am Anfang des Mai in seine Heimath zurück, die er im Nachsommer wieder verlässt. Auf letzterem Zuge begibt er sich tief in's Innere Afrika's. Sobald das Paar im Frühling sich einen festen Standort aussucht, kämpft das Männchen mit Nebenbuhlern, die ihm den Platz streitig zu machen suchen. Indessen schreitet das Paar sehr rasch zur Auswahl einer Niststelle und zur Anlegung des Nestes. Die meisten Nester haben wir auf Wildbirnbäumen, viele aber auch auf veredelten Kernobstbäumen gefunden. Theils standen sie in den Kronen, theils auf derben Ästen, von Nebenzweigen oder Schösslingen umgeben und gestützt, immer weder in bedeutender Höhe noch auch in der Tiefe. Die derbe Unterlage des Nestes bilden allerlei Stoffe, insbesondere Reiser und Wurzeln, Stroh- und dürre Grashalmen. Merkwürdiger Weise kommen jedoch Fälle vor, wo das ganze Nest aus grünen Pflanzenstengeln bereitet ist, denen Wolle, Haare und Federn beigegeben sind. In Gärten raufen die Grauwürger zur Verwendung zum Nestbau auch Pflanzen aus den Blumenländern. Mit dem Beginn des Juni bebrütet das Weibchen allein seine sechs bis sieben grünen Eier, welche blau- oder grüngrau, gelbgrün und oliven- oder braungrün gefleckt sind.

Im Wesen und Betragen erinnert diese Art sowohl an die vorher geschilderte, als auch an den rothköpfigen Würger. Sein Flug ist leichter, als derjenige des Raubwürgers, jedoch nicht so anhaltend und keine so grossen Entfernungen auf einmal zurücklegend, sonst mit jenem übereinstimmend. Auf erhabenen Gegenständen, insbesondere Zweigen, wählt er seinen Lauerstand und stürzt von hier aus auf die entdeckten Kerbthiere, welche seine Hauptnahrung ausmachen, auf junge, hülflose Vögelchen, auch auf Mäuse, vorzugsweise auf junge. Mit den Mäusen balgt er sich erst auf dem Boden flügelschlagend herum, bringt ihnen unter Sträuben des Gefieders und in hohem Grade zornerregt Schnabelhiebe bei und trägt sie alsdann auf einen dicken Ast, um sie mit dem Schnabel zu zerfleischen, während

der eine oder andere Fuss abwechselnd die Beute festhält. Die Lock-, Zorn- und sonstigen gewöhnlich ausgestossenen kurzen Laute sind rauh und kreischend wie beim Raubwürger; an Nachahmungsgabe und Gesangsbefähigung steht er jedoch höher, als jener. Zwar haben wir auch ziemlich gute Virtuosen unter den Raubwürgern gehört, die namentlich Drosselrufe und die Amselmelodie schön und laut hören liessen, aber mehrere Grauwürger, denen wir im Mai, kurz nach ihrer Ankunft, wo sie am fleissigsten singen, zuhörten, überboten jene doch in nicht geringem Masse. Das sanfte Schwirren der Grasmücke und Lerche, das Krähen und Jodeln des Bluthänflings, das Pink und eine Strophe des Distelfinkgesangs, das Locken des Feldhuhns und den Schlag der Wachtel vernahmen wir im Vortrag. Einzelne Exemplare erreichen die Künstlerhöhe eines rothrückigen Würgers von mittlerer Güte.

Der rothrückige Würger. Lanius collurio.

Dieser schlanke und schön gefärbte Würger erreicht nicht ganz die Länge des vorigen. Das Männchen ist am Oberkopf, Hinterhals, Bürzel und an den oberen Schwanzdeckfedern hellaschgrau gefärbt, während die übrigen Theile der Oberseite glanzvoll rostroth sind. Auf der Stirn und seitlich durch's Auge läuft ein schwarzer Streifen, die Backen, das Kinn und die Kehle sind weiss, ebenso die unteren Schwanz- und Flügeldeckfedern, die Schwingen schwarzbraun, die hinteren Armschwingen rostroth gerändert. Die schwarzen Schwanzfedern sind der Wurzelhälfte nach weiss, die vier äussersten haben einen schmalen weissen Rand an ihren Enden. Die Unterseite zeigt ein schönes, sanftes Rosaroth. Das Weibchen hat eine rostbraune Oberseite, graugrundigen Oberkopf und Bürzel mit röthlichem Überhauch, rostrothen Ohrflecken, weissen Augenstreifen, Zügel und gleichgefärbte Unterseite, welch letztere an Kropf und Seiten schmale dunkelfarbige Querlinien trägt, schwarzbraune Schwingen und hellbraune Schwanzfedern.

Die Verbreitung erstreckt sich über ganz Europa. Als Zugvogel, der im Mai kommt und im September uns verlässt, dringt er weit in Westasien und Afrika vor.

Keiner unserer deutschen Würger ist in Bezug auf die Wahl seines Stand- und Nistortes so wenig eigensinnig als der rothrückige. In heckenreichen Gärten, Parkanlagen, Feldgehölzen mit Dornbüschen, Feldhecken, in Lindenalleen, an welchen auch nur einzelne dunkelschattige Buschgruppen sich befinden, an Waldrändern in jungen Hegen, ja selbst ziemlich tiefer in dem Walde findet man den schönen Vogel, dem Frühlingsgesang, dem Fortpflanzungsgeschäft und dem Raube an Mäusen, Lurchen, kleinen Vögelchen und Kerbthieren hingegeben. In der ersten Hälfte des Mai kommt er, je nach der Gunst oder Ungunst der Witterung um acht Tage früher oder

später, bei uns an und kündigt sich sofort durch seine schreienden Locktöne und sein unruhiges Hin- und Herfliegen auf Bäumen und erhabenen Zweigen der Büsche an. Eifersüchtig bewacht und behauptet er seinen Standort und zankt herrisch mit kleineren, selbst grösseren Vögeln. Das Paar schreitet alsbald nach Ankunft zur Nestbereitung. Hierzu wird ein dichter Busch, am liebsten ein Dornbusch, erwählt, bisweilen auch ein im Gebüsch stehendes junges Bäumchen oder auch eine junge Fichtengruppe. In Wäldern besuchen diese Würger mit grosser Vorliebe in der Nähe ihres Nestes befindliche Reiserhaufen und Holzstösse, von denen aus sie Umschau halten, ebenso gerne Pfähle. In Manneshöhe oder noch tiefer, selten wohl einmal höher, steht das verhältnissmässig umfangreiche, fest und dicht gebaute Nest, bereitet aus Grasstengeln, Quecken, Erdmoos, verschiedenen Halmen, in Wäldern auch aus Flechten und andern mehr zufällig sich darbietenden Stoffen. Das Material des dickwandigen Nestes wird nach Innen feiner, und die Mulde enthält eine zarte Lage von Halmen, Federn, Wolle und Haaren. Fünf bis sieben Eier werden von dem sehr hitzig brütenden Weibchen allein gezeitigt. Sie sind sehr verschieden gefärbt, so dass die grossen Abweichungen in dieser Beziehung interessant erscheinen. Nach Naumann und Pässler soll die verschiedene Färbung mit dem Alter der Weibchen zusammenhängen. Naumann behauptet, dass junge Weibchen blassgelbliche, spärlich grau und olivenbraun, nur am stumpfen Ende kranzartig gefleckte und gepunktete Eier, etwas ältere Weibchen auf blassockergelbem Grunde gelbbraun gefleckte, sehr alte Weibchen endlich lichtrostgelbe bis blass morgenrothfarbene violettgrau und dunkelrostroth gefleckte und bespritzte Eier legen. Gewöhnlich haben die Eier eines und desselben Geleges dieselbe Färbung und Zeichnung, doch fanden wir auch schon das Gegentheil bei Gelegen. Liebe fand Unterschiede in Färbung und Zeichnung zwischen dem ersten und zweiten Gelege des Sommers und sagt auf Grund dieser Erfahrung, dass weniger Altersunterschiede des legenden Vogels als vielmehr Witterungs- und Nahrungsverhältnisse von Einfluss seien. Während der Brütezeit des Weibchens spiesst das Männchen Käfer, Vögelchen und Eidechsen, zuweilen auch Spitzmäuse und Feldmäuse an Dornen an. Dies geschieht von den Würgern auch zu sonstigen Zeiten, keineswegs aber in der Absicht, wie das nachgebetete Dogma in den naturgeschichtlichen Büchern lautet, für nasskalte Tage Nahrungsvorrath aufzuspeichern. Die Würger befriedigen vielmehr mit diesem Thun einen arteigenthümlichen Trieb, dem sie ja auch zur Zeit langandauernder schöner und warmer Witterung vielfach gerecht werden. Sie lassen die angespiesste Beute gar oft vollständig unberücksichtigt und verderben. Es kommt eben darauf an, ob die Beute reichlich vorhanden ist oder nicht. Bei vorhandener Nahrungsfülle spiessen sie viele Käfer an die Dornen an, weil weniger das Nahrungsbedürfniss, als die Raublust sie zu neuem Fang anspornt. Auch

in der Gefangenschaft spiessen sie Fleischbrocken an Drähte. Unter den angespiessten Käfern findet man sehr häufig den Rosskäfer. Kerbthiere, und zwar in erster Linie Käfer, bilden die Lieblingsnahrung des rothrückigen Würgers. Es gibt aber auch ältere, erfahrene Exemplare, welche mit entschiedener Hingabe jungen Kleinvögeln in ihrer Umgebung nachstellen und die Nester plündern. Auch beunruhigen solche Störenfriede ringsum die kleine Sängerwelt durch ihre Feindschaft. Wir sprechen uns in „unseren nützlichen und schädlichen Thieren“ über diesen Würger in Rücksicht seines Verhaltens gegen die übrige Vogelwelt folgendermassen aus. „Wir haben den Würger als einen zänkischen und herrschsüchtigen Vogel unmittelbar bei seinem Neste zur Genüge kennen gelernt, ebensowohl aber auch gesehen, wie er selbst am Nistorte der Goldammer, der Fliegenfänger, der Meisen, besonders der Blaumeisen und der Weidenzeisige muthig in die Flucht geschlagen wurde. Wir haben ferner Grasmücken, unter ihnen meistens die Dorngrasmücke, deren Brut gerade am häufigsten von ihm verfolgt und zerstört wird, wenige Schritte von seinem Brutplatz nisten sehen. Alle Arten kleiner Vögel wohnen in unseren Gärten um den rothrückigen Würger herum und kommen immer wieder in seine Nähe, wenn er sie auch feindlich behandelt. In gleicher Weise verfahren ja auch die von ihm befehdeten Vögel unter sich. Jeder Vogel kämpft hartnäckig um seinen Standort ebenso der rothrückige Würger, der dabei keineswegs Raubgedanken hegt. Nebenbuhlerische Blaumeisen raufen sich so todfeindlich, dass Mord gar nicht selten den Kampf beendet. Nun duldet der Würger allerdings nicht blos Seinesgleichen ungern in der unmittelbaren Nähe seines Nistplatzes, sondern auch alle übrigen Vögelchen hält er möglichst in respektabler Entfernung, gerade so, wie viele derselben, z. B. Goldammer, ihn an ihrem Standorte behandeln; aber hundertmal sahen wir den singenden oder auf Beute lauernden Würger theilnahmlos gegen die übrigen Vögel, welche in seiner Nähe Büsche und Bäume durchwandelten. Es kommt vor, dass es analog den Thatsachen, die in der Thierwelt überhaupt erwiesen sind, ein Würger zänkischer und räuberischer gesinnt ist, als der andere, und dass der günstige Erfolg der Raubunternehmungen dem erfahrenen Vogel eine vorzugsweise Richtung auf Auskundschaften der Vogelnester und der jungen Vögel gibt. In solchen Fällen soll man mit gewaltsamen Eingriffen nicht zögern, um Ruhe und Schutz zu sichern. Unser Rath ist einfach dieser: man schone den rothrückigen Würger in den Feldremisen, Feldhecken und im Walde, in den Haus- und Feldgärten dagegen, namentlich aber in den Parkanlagen dulde man sein Einnisten nicht, sobald man wahrnimmt, dass er das Leben der übrigen Vögel wesentlich beunruhigt und die Bruten stört. Im Felde hat er weniger Gelegenheit, den Vögeln nachzustellen. Hier vertilgt er aber auch eine Menge schädlicher Kerbthiere.“

Sehr unterhaltend ist es, zu beobachten, wenn dieser Würger Eidechsen

an Dornen oder spitze junge Triebe der Obstbäume anspiesst. Hierbei müht er sich oft lange vergeblich ab, weil die zähe Haut des Amphibiums widersteht und an dem Dorn abgleitet. Immer wieder dreht und wendet der Würger die Eidechse im Schnabel herum, deren Schwanz sich hin und her bewegt, holt mit dem Kopf aus und sucht beim Zurückziehen desselben die Beute anzuspiessen. Durch die Anstrengung ermüdet, nimmt er sie zuweilen unter die Krallen eines Fusses und ruht sich aus, schnell aber nimmt er die Arbeit wieder auf und kommt durch Geduld und Ausdauer zum Ziel. Die angespiesste Eidechse wird nun mit dem Schnabel bearbeitet. Der Kopf, welcher vorher schon zermalmt wurde, wird durch Hieb und Riss mittelst des Schnabels zuerst entfernt und verschlungen oder dem Neste zugetragen. —

Welch ein wunderbarer Sänger ist dieser Würger! Wären nicht die Gesänge und Locktöne vieler Vögel im Garten überflüssig, wenn er sie nur lauter vortrüge? Jetzt ist's, als klinge Wirbel und Triller der Feldlerche aus der Luft vom Felde her gedämpft an unser Ohr, oder eine Baumlerche habe sich vom Berge in das Thal verirrt und flöte, über unsern Häuptern kreisend, ihr haideverklärendes Lied. Wir hören den langgezogenen hinsterbenden Gesang des auf- und niedersteigenden Baumpiepers, es ruft die Drossel, es flötet leise die Amsel, und das Gewimmer des Thurmfalken und Sperbers fährt wie ein Schreckton dazwischen. War es die Dorngrasmücke, die eben sommerlich zwitscherte? War es jetzt der Edelfink, der leise und doch klar und deutlich schmetterte? Schlägt in der jungen Saat die Wachtel? Ruft das Feldhuhn? Und ziehen gar schon herbstlich geschaart Meisen und Goldhähnchen an uns vorüber? Alles, alles zaubert allein dieser treffliche Meister vor Ohr und Seele. Wald und Flur, Berg und Thal, klarer Himmel und halmbeschattete Erde, Flüsse, Seen, Teiche und trockene, öde Haide — Bilder des ewigen Wechsels ziehen vor dem Geiste vorüber mit dem Liederreichthum seiner Kehle. Doch nicht alle, nein, die wenigsten seiner Brüder sind solche vollendete Sänger. Manche schreien fast den ganzen Tag hässlich, halten sich viel hoch auf Bäumen auf, fliegen gerne im Zickzackfluge hinüber und herüber und lassen selten etwas Bedeutenderes hören. Die besten rothrückigen Würger aber, welchen wir lauschten, trugen bis zu dreissig Weisen fremder Vögel vor. Natürlich bestanden diese nicht blos aus ganzen Liedern einzelner Sänger, sondern auch aus blossen Lockrufen und Strophen. Stets aber setzte uns die täuschende Nachahmungsgabe, der unbeschreiblich treffende Ausdruck in Erstaunen.

Wir sagen in unserem Gefangenleben einheimischer Singvögel von dem Gesange dieses Würgers: „Er gestaltet nicht etwa, wie die Bastardnachtigall, die Rufe und Gesänge anderer Vögel so um, dass man meinen sollte, sie bildeten den eignen ursprünglichen Gesang des Vogels, er verwebt das alles nicht zu einem kauderwelschen Liede, sondern treu gibt er wieder, was er gehört und ordnungsmässig lässt er Eins nach dem Andern folgen.

Eines ist freilich nicht so täuschend wie das Andere, oder vielmehr nicht so vollendet. Hier trägt er einen kurzen Vogelgesang präcis und fertig vor, dort nimmt er nur den Anfang oder eine Strophe aus der Mitte eines längeren Liedes, hier deutet er charakteristisch nur an, da malt er förmlich aus und gibt Licht und Schatten, schafft vor unsere Seele ein ganzes lebensvolles Bild. Kein Spötter vermag die Empfindung, welche sich im Liede ausspricht, so treffend wiederzugeben, als gerade der Würger. Wohl steht ihm an Kraft, Reinheit und Fülle des Tones der Sumpfschilfsänger und auch die Bastardnachtigall weit voran, aber ungeachtet der rauhen Bekleidung, einer gewissen Heiserkeit der Stimme, legt er am meisten Seele in seinen Gesang, Nie haben wir z. B. das Lied des aufsteigenden und niederschwebenden Baumpiepers in Anbetracht des hinsterbenden Diminuendos schöner singen hören, als von einem Würger. Zur Wiedergabe der Nachtigall-, Drossel- und Amsel-Strophen ist seine Stimme nicht raumbeherrschend, aber es weht uns doch wie aus weiter Ferne der Waldeinsamkeit der Zauber dieser Frühlingsboten an, über die Berge kommen Lied und Ruf sehnsuchterweckend zu uns herüber. Ja, der Würger ist unter den Spöttern der wahrhaft gemüthliche, sinnige Sänger."

Der rothköpfige Würger. Lanius rufus.

Die Grösse des Rothkopfwürgers überragt diejenige des rothrückigen Würgers, von dem er auch durch seine derbere Gestalt sich unterscheidet. Seinen Namen trägt er von dem zimmetrostrothen Oberkopf und Hinterhals. Die Stirne, der Vorderkopf, und ein breiter Streifen oberhalb der Ohrpartie bis zu den Halsseiten, ferner der Mantel, die Flügel und der Schwanz sind schwarz, die Seiten des Kopfes, die Zügel, Schultern und die Unterseite sammt dem Bürzel weiss. Durch die weisse Zeichnung der Handschwingen an ihren Wurzeln entsteht ein weisser Spiegel. Die Handdecken sowohl an ihrem Ende, als auch die hinteren Armschwingen ringsum haben einen schmalen rostweisslichen Rand. Die längsten Oberschwanzdecken sind schwarz, die äussersten vier Schwanzfedern breit weiss an der Wurzel und schmal weiss am Ende, die Aussenfahne der äussersten weiss. Das Weibchen hat matteres Rostroth, grauen Bürzel und eine rostgelb überwaschene Unterseite, auf der Andeutungen von Querlinien vorhanden sind.

Ausser Europa herbergen ihn als Brutvogel Palästina, Kleinasien und Nordafrika.

Im Ganzen findet er sich bei uns weit seltener, als der rothrückige Würger, in einzelnen Gegenden der Ebene kommt er jedoch jahrweise recht häufig vor, nirgends jedoch ist er in Deutschland so zahlreich vertreten, als in südlicher gelegenen Ländern Europas. Sein Aufenthalt ist weniger von Hecken, als von zahlreichen Obstbäumen unserer Gärten bedingt. Er hält sich viel mehr und ständiger auf den höheren Bäumen auf, als der vorher

geschilderte Verwandte. Wenn er zu Ende des April aus dem Inneren Afrika's zur Heimath zurückgekehrt ist, verkündigt er von den Baumkronen herab durch Gesang seine Ankunft. Auch er besitzt gleich seinen Verwandten die Gabe der Nachahmung, aber vorzügliche Leistungen beobachtet man doch nur an selteneren Exemplaren. Jedenfalls steht er an Meisterschaft dem rothrückigen Würger weit nach. Zur Zeit der Minne wird übrigens seine Kehle geschmeidiger, und wenn er das Weibchen mit hochaufgerichtetem Vorderkörper und etwas gesträubten Kopf- und Halsfedern auf den Baumzweigen förmlich umtanzt und in eine Art Liebesraserei verfällt, kommt eine solche Fülle von Tönen, unter denen laute und wohlklingende in Menge zu hören sind, zum Vorschein, dass man ihm eine hervorragendere Bedeutung als nachahmenden Sänger nicht absprechen kann. In solchen ziemlich lang dauernden Situationen haben wir gute Sänger so Vorzügliches leisten hören, dass wir den Rothkopfwürger ohne irgend welchen Zweifel und ohne Bedenken den Platz unmittelbar nach dem rothrückigen Würger unter den singenden Würgern überhaupt angewiesen haben. Das Weibchen baut ungefähr bis zur Mitte des Mai's sein Nest fertig und wird von dem Männchen dabei unterstützt. Gemäss der Vorliebe für den Aufenthalt in der Höhe bringen die Rothkopfwürger das Nest in bei Weitem den meisten Fällen auf Bäumen, wenn auch auf niederen, höchstens mittelhohen oder auch auf hochragenden Büschen, immer wenigstens mehrere Meter vom Boden entfernt an. Das nach Würgerart hübsch geformte und solide verwirkte Nest, das demjenigen des rothrückigen Würgers hinsichtlich der Stoffwahl am meisten ähnlich ist, enthält fünf bis sechs weissgrüne Eier, die schiefergrau, grün und gelb gefleckt sind. Merkwürdig ist die Mittheilung von Rey, der in Portugal eine grosse Anzahl von Nestern dieser Vögel erhielt, welche nur aus grünen Pflanzen zusammengesetzt waren, ja sogar aus blühenden, so dass der obere Rand des Nestes einem Blumenkranze glich. Die Nahrung des Rothkopfwürgers beschränkt sich noch mehr, als diejenige des rothrückigen Würgers, auf Kerbthiere. Wir haben mit der grössten Aufmerksamkeit seinen Raub beobachtet und höchst selten gefunden, dass er andere Nahrung begehrte. Mit den Mäusen hat er immer längere Zeit zu thun, bis er sie völlig bewältigt. Hierbei nimmt er sich sehr in Acht aus Besorgniss, er könne gebissen werden, denn der Anfall ist jäh und durch augenblickliche Rückzüge unterbrochen, ähnlich wie beim rothrückigen Würger, welch letzterer aber mehr schreit und Aufsehen in der Umgebung erregt. Alte Vögel haben wir von dem Rothkopfwürger nicht verfolgen gesehen aus anderen Beweggründen, als denen, seinen Standort zu wahren. Dagegen plündert er zuweilen die Nestlinge kleiner Vögel, unterscheidet sich jedoch bei diesen Raubthaten entschieden von dem rothrückigen Vetter, indem er nicht mit solcher Neigung sich auf Forschung und Auskundschaftung legt, sondern mehr die zufällig dargebotene Gelegenheit ergreift.

Die Familie der Raben. Corvi.

Sie sind meist mehr als mittelgrosse Vögel mit gestrecktem Leib, kurzem Hals und grossem Kopf, dessen Schnabel so lang ist, dass er bezüglich seiner Grösse in einzelnen Fällen noch die Kopflänge übertrifft. Die Form des Schnabels ist die Kegelform, auf der Firste bogig, an der Spitze etwas nach unten geneigt. Der starke Fuss ist mit kurzen Zehen und tüchtigen Nägeln versehen, der Lauf betäfelt. Der Flügel hat mittlere Länge und erscheint bald gerundet, bald spitz, enthält zehn Handschwingen, von denen die erste über die Hälfte der zweiten reicht. Der Schwanz ist bald halb von den Flügeln bedeckt und abgerundet, bald keilförmig gestaltet und dann sehr lang. In der Färbung herrscht Schwarz vor, insbesondere bei denjenigen Arten, welche vom Volksmunde vorzugsweise Raben genannt werden. Ihre Verbreitung geht über alle Erdtheile, doch sind sie im Süden zahlreicher vertreten, als im Norden. Sie sind Waldvögel, aber auch das Feld mit seinen Gehölzen und Baumpflanzungen, die Parkanlagen und baum- wie buschreichen Gärten weisen Arten auf. Unter ihnen sind Zug-, Strich- und Standvögel. Viele leben in grossen Gesellschaften und unterstützen sich gegenseitig beim Nahrungsuchen. Körperliche und geistige Begabung unterstützt und lenkt ihre Unternehmungen, Gesichts-, Gehör-, theilweise auch der Geruchsinn ist scharf. List, Klugheit, mitunter überraschendes Schlussvermögen und vorzügliches Gedächtniss, seltene Unterscheidungsgabe zeichnet sie aus. Ihre Stimme ist kreischend und unmelodisch, ihr Wesen und Wandel geweckt und munter.

Die Sippe der Raben, Coraces, hat ihren Repräsentanten in dem nachfolgenden Charaktervogel.

Der Kolkrabe. Corvus corax.

Er ist bei Weitem das grösseste, stärkste und geistig begabteste Mitglied der ganzen an Sippen und Arten zahlreichen Horde. Während seine Verwandten mehr oder weniger die Geselligkeit lieben und gewöhnlich auch bei Ausführung von kühneren Angriffen und Räuberunternehmungen sich auf das Bewusstsein der Gemeinschaft stützen, sondert er sich sowohl von Seinesgleichen, als auch von der übrigen Vogelwelt streng ab und treibt das Räuberhandwerk für sich im Gefühle seiner Überlegenheit und unter der Herrschaft seines hervorragendsten Charakterzugs, der ewig wachen Vorsicht und des tiefgewurzelten Misstrauens. Seine Stärke liegt in ungewöhnlicher Schärfe der Sinne, mit welchen er die Versuche seiner Feinde zu entkräften und die Schwächen des zum Opfer ausersehenen Thieres zu benutzen weiss. Das lebhafte Auge beherrscht stets einen weiten Flächenraum aus hoher Luft oder von Bäumen und freien Standorten der Fluren. Das Gehör ist wohl ausgebildet und unterscheidet fein, lenkt auch in vielen

Fällen seine Nachstellungen. In dem derben, starken und langen Schnabel besitzt er eine Waffe, mit der er wahre Keulenhiebe auf wirksame Weise ausübt, und die Beute in Stücke zerreisst, während die kräftigen Krallen sie festhalten. Er handelt mit prüfender Überlegung, wobei die Erfahrung die Grundlage ausmacht, auf welcher er operirt. Von ebenso gutem Gedächtniss, als scharfer Unterscheidungsgabe ausgestattet, würdigt er die Erscheinungen, von denen er Nachstellungen zu befürchten hat, so gut, wie diejenigen welche ihn gewähren lassen. Er misst in raschem Überblick die Entfernungen und sorgt nach dieser Erkenntniss für die Sicherheit seiner Person. Einsam nistet das Paar auf den derben Asten am Stamm der glatten hohen Buche an einem Platze in Wäldern der Gebirgsgegenden, wo der beherrschende Blick das Nahen des Feindes rechtzeitig wahrnehmen kann. Beide unterstützen sich in ihren Sicherheitsbestrebungen, Beide beuten auch zur Zeit, wo die vier bis fünf Jungen versorgt werden müssen, gemeinschaftlich die entdeckten Nahrungsquellen aus, vorzüglich einen einsam gelegenen Schindanger oder sonst einen unverdächtigen Ort, wo irgend ein Thier gefallen ist. Eine sich selbstvergessende Hingabe an den Augenblick der Raub- oder Mordthat findet bei dem Kolkraben niemals statt. Seine Angriffe sind heftig und nachdrücklich, aber nicht von blinder, die Sinne betäubender Leidenschaft begleitet. Es ist überall ein Zusammenwirken der Kräfte erkennbar, er erscheint als nüchterner, wenn auch immer als mordlustiger und heisshungriger Räuber. Hier stösst er mit gewaltigen Schnabelhieben auf die verzweiflungsvoll den zarten „Satz“ hinter sich im Klee oder Grase beschützende Hasenmutter, welche auf den Hinterläufen sich hoch emporgerichtet hat und mit den Vorderläufen zur Abwehr des Gegners wirbelnd in die Luft trommelt. Wuchtig folgt Hieb auf Hieb, der auf den Kopf des Hasen gerichtet wird, um ihn zu betäuben und entweder zur Flucht oder zur Ergebung zu zwingen. Aber während dieses recht hitzigen Kampfes bleibt der Mörder immer ein Wächter, welcher der Kühnheit und Lüsternheit seine Sicherheit nicht opfern mag. Der herbeieilende Schütze wird sofort wahrgenommen, als Feind erkannt und geflohen. Doch die Gier des Raben ist nur zurückgedrängt, beherrscht, nicht aber ausgelöscht. Sie zieht ihn von Neuem nach dem verlassenen Schauplatz seiner gestörten Angriffe. Kreisend in mässiger Höhe, zuweilen auf Erhöhungen sich niederlassend und umherspähend, dann wieder hochaufgerichtet umhersstolzirend, forscht er nach den jungeu Häschen. Noch weiss er die Plätzchen genau, wo sich die Kleinen ängstlich „gedrückt“ hatten, und wenn sie die rettende Hand des Menschen oder die besorgte Hasenmutter nicht in völlige Sicherheit gebracht hat, so trägt sie der schwarze Räuber eins nach dem andern davon. Dort hütet im Auftrag des Gänsehirten das kleine Söhnchen oder Töchterchen die Gänse mit ihren Jungen auf der Weide. Der Kolkrabe, durch die Liebe zu seiner Brut frecher geworden, prüft von ferne und wägt die Umstände ab. Ein

junges Gänschen weidet etwas abseit von der Mutter und den Geschwistern. Die Gelegenheit ist günstig, das Kind ungefährlich, „die Luft ist rein“, es zeigt sich nirgends irgendwelche drohende Gefahr. Der Räuber stürzt sich auf das junge Gänschen in der Nähe des Kindes und trägt es nach Austheilung einiger rasch erfolgter Schnabelhiebe trotz des Geschreies der alten Gans und des kleinen Hüters dem Walde zu. In dem einsam am Walde gelegenen Bauerngehöfte haben ihn junge Hühner und Enten lüstern gemacht. In den Hof mag er sich nicht wagen, weil ihm das wegen des Wandels der Bewohner zu gefährlich dünkt. Aber hinter dem Hause liegt der Grasgarten, wo das Hühnervolk mit der Henne zu gewissen Tageszeiten gerne nach Insekten hascht; oder da drüben führt die Ente ihre Jungen nach dem Bach. Solche Zeiten, solche günstige Begebenheiten kundschaftet der freche, aber doch allezeit vorsichtige Rabe aus. Was hilft der alten Ente ihr Jammergeschrei und dass sie aufgeblasen wie ein Bolzen auf den Grausamen losschiesst? Der Räuber ist unerbittlich und kennt die Ohnmacht des Beistandes, der dem gepackten Opfer nicht nützen kann. Der Raub wird vollzogen und unter der Gunst der Umstände sicherlich fortgesetzt.

Der Winter mit seiner Strenge nöthigt den Kolkraben, hier und da auch die Gesellschaft anderer Raben, vorzüglich der gemeinen Krähe, aufzusuchen, allein ohne dass er seine Selbstständigkeit dabei aufgibt, und unter Wahrung seiner eigenthümlichen Neigung, dergemäss er sich zur Seite hält und so absondert. Offenbar weiss er da aus den Entdeckungen seiner Verwandten Vortheil für sich zu ziehen. Auch raubt und jagt er in völliger Übereinstimmung und planmässiger Verständigung mit Seinesgleichen. Um bei Schnee erfolgreich den Hasen angreifen zu können, suchen die Aliirten ihn aus seinem geborgenen Lager zum „Aufstehen“ zu bewegen, indem sie ihn theils von vorn beunruhigen, theils, wie W o d z i c k i beobachtet hat, ihm von hinten beizukommen suchen, indem sie in den Schnee Löcher hacken. Der Hase „drückt“ sich in seinem Lager, so lange es geht, verlässt er aber dasselbe, so fallen die Mörder vereint über ihn her und tödten und zerfleischen ihn in kurzer Zeit. Im seichten Lager kommen sie ihm leichter bei, und statt dass der Hase ihnen im vollen Laufe entrinnen sollte, sucht er sich einige Schritte weit vom Lager wieder zu setzen oder zu drücken, sodass die Stösse der Raben mit Erfolg ausgeführt werden können. Als Nestplünderer übernimmt er eine hervorragende Rolle. Nach W o d z i c k i raubt er sogar die Eier des Schreiadlers. Jedenfalls wartet er, ehe er solche verwegene Thaten ausführt, die Abwesenheit der Adler ab, sonst sollte er schlimme Erfahrung machen. Namentlich im Norden pflegt er diese Plünderungen an verschiedenartigen Vogelnestern, so an denen der Eidergänse, Möven, Brachvögel, Strandläufer, Regenpfeifer, Enten und anderer auf dem Boden nistender Vögel. Von R o d w e d e r erfahren wir sogar noch kühnere Raubthaten des ebenso verschmitzten als verwegenen Vogels. Ausser

der seiner Intelligenz ganz entsprechenden Manier, die mehrfach beobachtet ist und nach welcher er „grössere Mollusken, z. B. Austern, um die Kraft des Schliessmuskels zu lähmen, aus grosser Höhe herab auf das Eis oder den hartgefrorenen Boden fallen lässt, theilt der erwähnte Beobachter folgendes mit: „Frühjahr haben die Landleute Noth, die jungen Lämmer vor ihm zu schützen, und im Winter fällt ihm sogar manches alte Schaf zum Opfer, wenn es in eine Lage geräth, aus der es sich wegen des reichen Wollpelzes nicht erheben kann. Bei der hiesigen (friesischen) Rasse ist das letztere schon der Fall, wenn sie sich in einer geringen Bodensenkung platt auf die Seite legen. Solchen Hülflosen hackt der Kolkrabe zunächst die Augen aus, um sie darauf bei lebendigem Leibe am Bauche anzuschneiden. Kein Wunder, dass der „Klunkrav“ überall verhasst ist, — mehr als ein Wunder aber, dass er trotzdem in den Baumgärten des gegenüberliegenden Festlandes noch manche Brut grosszieht.“ Aber auch bei uns zerstört er manches Nest in den Wiesen und Feldern sowohl, wie in den Wäldern auf Bäumen und in Büschen, so dass er mit Recht gehasst und verfolgt wird.

Das Paar, welches schon im Januar sich zur Ehe verbunden hat, wählt im Februar einen hohen Baum im stillen Walde zur Anlage seines Horstes aus, von wo aus die Vögel Umschau halten können. Zur Grundlage ersehen sie sich derbe, starke Reiser aus. Beim Herzutragen des Materials nahen sie sich vorsichtig und scharf spähend dem Neste. Das Männchen unterstützt sein Weibchen bis zur Errichtung des Nestinnern, auch ist der aus feinen Reisern bestehende Mittelbau hauptsächlich die Arbeit des Weibchens. Das Innere besteht aus Bastschnüren, Flechten, Wolle und Grastückchen. Unter glucksenden Paarungsrufen führt zur Minnezeit das erregte Männchen Kreisbogenflüge, Schwenkungen und förmliche Sturzflüge aus. Sehr gerne wird von dem Paare der alte Horst wieder benutzt und nur ausgebessert mit neuer Materialzugabe. Die vier bis fünf Eier sind auf grünlichem Grunde braun und grau gefleckt. Das Weibchen brütet ohne Beihülfe des Männchens. Die Jungen werden reichlich mit Schnecken, Würmern, Kerbthieren, Vögeln und Mäusen, sowie auch mit Aas gefüttert.

Girtanner berichtet über das Freileben des Kolkraben in der Schweiz: „Diejenigen Horste, von denen ich entweder sichere Kunde oder Junge erhalten, standen ohne Ausnahme in Felslöchern, bestanden aus grobem Wurzelwerk, Reisern und waren mit etwas Heu, Thierwolle, Haaren und Federn ausgemuldet. Zwei davon will der Finder als sichere ehemalige Uhuhorste ansprechen, was leicht möglicherweise richtig ist, sowie die oft gehörte Angabe, dass er auch bei uns nicht ungerne auf alte wipfeldürre Buchen und Tannen und Arven baue.“ Von der Jungenpflege sagt derselbe Schriftsteller: „In der ersten Zeit füttern die Alten aus dem Kropf darin aufgeweichtes, nachher nicht präparirtes, aber in Auflösung begriffenes

Fleisch; dann frisches von abgefangenen jungen Alpenhasen sammt Haaren, kleinen Knochen, auch von andern jungen Bergthieren, die sich unvorsichtiger Weise so frühe im Jahr schon auf die Welt gewagt haben. Jedenfalls aber wird bedeutend mit Aas geätzt, da die lebende Beute noch sehr sparsam ausfallen muss. Später wird's schöner — dann gibts Vogeleier verschiedener Art, Nestvögel, Berghühner frisch von den Eiern weg sammt diesen — täglich viele Unthaten! Der Hauptfutterplatz bleibt aber immer eine verunglückte Gemse, verfallenes Klein- und Grossvieh, wovon es in einem Gebirgsstock doch immer das eine und andere, dem Menschen unerreichbar gebliebene Stück gibt. So sah ich selbst einmal vielleicht sämmtliche Raben des Säntisgebirges auf den Resten eines zwischen die Felsen gestürzten Rindes versammelt, die sie in Gemeinschaft mit Hunderten von Alpendohlen unter heftigem Zanken verzehrten. Der Lärm dieses schwarzen Gewimmels war auf weite Strecken hörbar. Im Sommer gibt's freilich immer etwas zu rauben, aber im Winter mag oft der Hunger grösser sein, als der Futtervorrath. Wahrscheinlich ziehen dann manche Paare weg. Sicher bleiben andere zurück, die in der Noth die Höhen verlassen, und auf den Strassen, krähenartig, den Pferdemist durchstöbernd, getroffen werden und in dieser Zeit wohl alles irgend Verschlingbare annehmen. Am schnellsten lockt sie auf den Schnee geschüttetes Blut herbei, doch verlässt sie wahrlich auch angesichts des grössten Leckerbissens und im Besitze des schwärzesten Hungers die Vorsicht nicht. Einmal sich sicher glaubend, lassen sie das Blut rasch in ihrem Innern verschwinden, und grosse Mengen Schnee's wurden, wahrscheinlich weniger aus Vorliebe für Schnee-Glaces als um auch nicht die blasseste Blutspur zurückzulassen, mit verschluckt."

„Der Flug ist sehr schön," schildert Girtanner treffend; „lange Zeit ohne Flügelschlag zieht das zusammenlebende Paar an den Felshängen dahin, kreist dann spielend und schwatzend in weiten Schneckentouren zu grösster Höhe, ohne dabei eine sich zeigende Raubgelegenheit zu übersehen und sich dieselbe, langsam oder blitzschnell herniederkommend, zu Nutze zu machen. Es ist sehr interessant, hierbei die Vielfältigkeit ihrer glucksenden, schnarrenden, schnalzenden und krächzenden Signale mit anzuhören, vermittelst deren sie sich über den Angriffsplan einigen, und sie nachher in offenbarer Übereinstimmung je nach der Sachlage und Wehrhaftigkeit der Beute handeln zu sehen."

Die Sippe der Krähen, Corone, unterscheidet sich von den Raben durch verhältnissmässig kleineren Schnabel, zwar abgerundeten, aber nicht abgestuften Schwanz und sehr lockeres Gefieder mit weniger Glanz.

Die Rabenkrähe. Corone Corvus.

Auch dieser Rabe ist ganz schwarz, über das Gefieder ist aber Violettenschimmer verbreitet. Die Grösse beträgt beinahe 50 cm.

Mittel- und Süddentschland und Frankreich, sowie ein grosser Theil von Asien herbergen die Rabenkrähe. Im Norden ist sie durch die Nebelkrähe vertreten, welche derselbe Vogel zu sein scheint und nur durch den Einfluss des Klima's die abweichende Färbung in dem neben dem Schwarz herrschenden Aschgrau oder Nebelgrau erhält.

Sie bewohnt unsere Hochwälder, Feldhölzer, grössere Baumgruppen, wählt aber auch zur Niststätte einzeln stehende Bäume, z. B. hohe Ulmen und in unseren Gärten und Feldern Birnbäume. Während des Tages streifen die Rabenkrähen in den Feldern und Wiesengründen umher und kundschaften mit scharfer Aufmerksamkeit und offenbarer Befähigung, aus ihren Erfahrungen Schlüsse zu ziehen, die Gegend, welche zu ihrem ziemlich umfangreichen Wohngebiete gehört, aus. Da bietet sich ihnen im Frühling Gelegenheit zur Nahrungsausbeute durch den pflügenden Landmann dar, welcher mit der Pflugschar ihre Lieblingskost zu Tag fördert, die Menge der Würmer, Engerlinge und anderer Larven. Da begrüssen sie mit verständlichem Zeichen des Geschreis den Sämann, der die Körner der Getreide- und Hülsenfrüchte ausstreut, und wenn die Körner theilweise schon sofort von ihnen angegangen werden, so reissen sie, nachdem dieselben gekeimt sind, viele noch mit ihrem derben Schnabel aus. Und wenn der Mai gekommen ist, und mit ihm die Flüge der Maikäfer, so geht für die Rabenkrähen eine sehr beliebte Jagdzeit an. Von Bäumen lesen sie die festsitzenden Käfer ab, und da, wo der rüttelnde Wind auf Wegen und unter Baumgruppen dieselben zu Boden geworfen hat, entdeckt sie alsbald ihr reger und ewig wacher Spähersinn. Mit nicht geringerem Eifer stellen sie den Junikäfern und vielen anderen Käfern auf der Flur und an Baumorten nach. Aber auch die Mäuse haben in ihnen unversöhnliche und gefährliche Feinde. Beim Mäusefang beweisen die Rabenkrähen Ausdauer im Lauern an den Mäuselöchern, Gewandtheit im Fangen, denn sie stürzen sich eilend, oft mit Hilfe des Flügelschlags, über sie hin, und erfahrungsmässige Kenntniss der Eigenthümlichkeiten dieser Nager, wodurch ihnen grosser Erfolg gesichert wird. Ihr schreitender Gang auf dem Boden ist ein förmliches Stolziren, welches mit plumperem Hüpfen zuweilen unterbrochen wird; letzteres ist auch öfters mit dem Auffliegen verbunden. Der Flug ist schwerfällig und langsam in gewöhnlichen Fällen zu nennen, bei Verfolgung von Raubvögeln wird er jedoch mannichfaltiger und gewandter in seinen Wendungen und Sturzbewegungen. Eine grosse Unruhe treibt sie schon mit Tagesanbruch zum Sammelpunkte, von wo aus sich die Bewohner eines Gemarkungsgebietes oder mehrerer Gemarkungen laut gleichsam begrüssen und nun sich in die Felder verbreiten. Unaufhörlich ist ihr Sinn auf Nahrung bedacht, und wo sie irgend einen Auftritt anderer Vögel oder Ihresgleichen wahrnehmen, der ihnen Beute verspricht, so sind sie alsbald da, und zwar nicht blos aus nächster Nähe, sondern auch aus der Ferne. Auffallende derartige

Erscheinungen gehen gleichsam durch Telegraphendrähte nach den verschiedenen Richtungen hin, und oft begreift man es nicht, auf welche Weise in der Ferne weidende Raben so ausserordentlich rasch Kenntniss erlangen können von dem alarmirenden Ereigniss der Flur. Sie selbst machen es sich aber auch zur Aufgabe, andern Vögeln dienlich und nützlich zu werden, indem sie den Raubvogel mit Geschrei anfallen und in seinen Raubunternehmungen stören. Da kommt es denn bisweilen vor, dass der Spiess umgedreht wird, und der starke, schlagfertige Hühnerhabicht eine zu kühn und dreist auf ihn eindringende Rabenkrähe schlägt und davonträgt, während das Geschrei der zusehenden Gefährten sich mehrt und über das ganze Contingent der Rabenkrähen des Feldes sich verbreitet und alle Standesgenossen in wahre Empörung ausbrechen über die blutige That. In solchen Fällen folgen die verschiedenen Rabengruppen weithin dem Habicht und beruhigen sich erst wieder nach einiger Zeit. Treue Begleiter der Staare und Bachstelzen sind unsere Raben allezeit, wenn nicht die ehelichen und häuslichen Verhältnisse beiderseits sie auseinanderhalten. Zur Mittagszeit tritt für die Rabenkrähen gewöhnlich eine längere Ruhezeit ein, wo sie sich der behaglicheren Verdauung und Beschaulichkeit hingeben. Aber nach dieser Zeit geht das Suchen, Spähen und Mahlzeithalten von Neuem an und dauert bis zum Abend. Die einzeln oder in kleinen Gesellschaften Zerstreuten sammeln sich dann wieder in Feldgehölzen oder Hochwäldern, wo sie ihre Ruhestätten haben. Dort fallen sie mit grosser Vorsicht und unter Prüfung der Umgebung ein. Sobald sie etwas Verdächtiges in der Nähe entdeckt haben, fliegen sie hinaus in's Freie, erheben sich hoch und umfliegen in weiten Kreisen den Ort, selbst wenn es schon dunkel geworden ist. Erst bei völliger Sicherheit schwingen sie sich dann spät wieder in den Bäumen ein. Harte Winter veranlassen die Rabenkrähen, die unstreitig Standvögel sind, zu Strichwanderungen. Im Frühling leben sie natürlich paarweise. Das mit gesträubten Kopffedern und stolzer Haltung herumwandelnde Männchen stösst zur Minnezeit einen weithin hörbaren Gluckston aus, der jedesmal bei eigenthümlicher Haltung des Vorderkörpers hervorgebracht wird. Der Rücken wird stark gekrümmt und der Hals weit nach vorn ausgereckt. Dann erfolgt aus vollem Halse, an dem die Federn abstehen, der Ruf. Übrigens haben wir diesen eigenthümlichen, oft wiederholten Ruf auch ausser der Paarzeit, im Herbste vernommen.

Ende März oder zu Anfang des Aprils wird entweder der vorjährige Horst benutzt und ausgebessert oder ein neuer errichtet, meistentheils auf hohen Bäumen und immer auf guter Grundlage. Die zwischen drei und sechs schwankende Eierzahl ist bis zur Mitte des Monats April fertig gelegt und wird ohne Beihülfe des Männchens bebrütet. Die Grundfarbe der Eier ist blaugrün und mit mehr oder weniger dichten Flecken von schwärzlicher, dunkelgrauer und olivengrüner Farbe bedeckt. Die Hingabe des Männchens

an die Bewohnung des Nestes und seine Sorge um die Lebenssicherheit des Weibchens ist in einzelnen Offenbarungsfällen wahrhaft überraschend. Es wird uns von einem tüchtigen Gewährsmann folgende Thathsache berichtet. Er näherte sich mit der Doppelflinte dem Horste, auf welchem ein Rabenkrähennest stand, in welchem das brütende Weibchen sass, das in der Nähe weilende Männchen, scharfsinnig, verstandesgemäss aus Erfahrungen schliessend, stürzt sich stossend auf das brütende Weibchen und nöthigt es zur zeitigen Flucht.

Die Nahrung der Rabenkrähe besteht im Winter hauptsächlich aus Abfällen, im Sommer dagegen vorzugsweise aus Vegetabilien und Vogeleiern. Unter Insekten und Aas räumt sie zu einigem Nutzen auf. Sie ist ein den Klein- und Mittelvögeln sporadisch oder lokal und individuell sehr gefährlicher Feind. Vermöge ihrer Langsamkeit im Fluge kann die Krähe den älteren Kleinvögeln nichts anhaben. Allein beobachte man den klugen Dieb nur zur Zeit seines Nistens! Schon Ende März oder Anfangs April verübt er seine Unbilden an den Nestern des Edelfinken, indem er die Eier raubt und die Nester zerzaust; die Nester der Ackerlerche, des Baumpiepers, des Goldammers, der Wiesenschmätzer sowie vieler anderer Erdnister zerstört er ebensowohl vielfach. Hierbei halten manche männliche Rabenkrähen planmässige Suche nach Nestern im Gras, in der Saat, an Rainen und Gebüschen, auf Baum und Strauch. Später gehen sie den ausgeflogenen Jungen nach. Wir haben mehrmals gesehen, wie sie junge, ausgeflogene Steinschmätzer (Suxicola oenanthe) aus ihren Verstecken aufstöberte, sie verfolgte, indem sie raubvogelartig, wiewohl plump und ungeschickt, auf die Fliehenden stiess. Nach solchen Fehlversuchen, als sich die verfolgten Thierchen in die Crescenz des nahen Feldes geflüchtet, durchschritt der Verfolger mit aufgeschürzter Haltung und hochgehobenem Kopf die Gegend, woselbst die Vögelchen eingefallen waren und sich drückten, hin und wieder, kreuz und quer, scharf spähend mit dem wachsamen Auge, welches bald die Versteckten ausgekundschaftet und um deren Leben es dann oft geschehen war. Solchen Verfolgungen gesellen sich leicht andere Krähen zu, und in einem von uns beobachteten Falle betrieben die herbeigeeilten gemeinschaftlich das Jagen. Bei anderen Gelegenheiten haben wir aber auch wieder gesehen, dass andere, gerade in der unmittelbaren Nähe befindliche Krähen sich an solchen Jagden nicht betheiligten, ja dass diese sogar sie nicht im Mindesten anregten: ein Zeichen, dass nicht jede Krähe diese Nachstellungen verübt, dass also der Trieb oder die Neigung zu Vogeljagden bei dieser Art individuell erscheint. Den jagdbaren Thieren sind die Rabenkrähen theilweise sehr gefährlich. Rebhuhn- und Wachtel-Bruten werden von den in der Schule der Erfahrung auf Gelege lüstern gewordenen Individuen ausgeraubt. Junge Häschen fallen ebenfalls dem wachsamen, sich im Feld umhertreibenden Räubern zum Opfer, und was die eine der

Diebinnen nicht bemerkt, kundschaftet die andere aus. Zur Zeit der Jungenpflege sind die Alten doppelt emsig im Nahrungsuchen. Sie warten in stiller Lauer die Abwesenheit eines rutvogels Bab, um sich dann über das Gelege unbarmherzig herzumachen; sie lauschen nach den Stimmen der jungen Vögel, um sie jählings anzufallen oder sie auf der Erde zu beschleichen. Bei diesen Räubereien vermeidet der Vogel das Aufsehen. Er jagt zwar den brütenden Vogel in manchen Fällen, wo er sich sicher glaubt oder längeren Wartens müde, ohne Weiteres vom Neste; allein seine Regel bei Ausübung solcher Beeinträchtigungen fremden Eigenthums ist kluges Abwarten und hinterlistiger Raub. Hingegen erhebt die Rabenkrähe beim Ansichtigwerden und Verfolgen eines jungen Häschens meist sofort Signalrufe, auf welche hin Helfershelfer erscheinen, um sodann die Jagd auf den armen Lampe um so erfolgreicher und gemeinschaftlich zu betreiben. Wir waren Augenzeugen davon, wie eine männliche Krähe, eines halbwüchsigen Häschens auf einem Kleeacker ansichtig werdend, plötzlich sich erhob und sogleich auf die Beute stiess. Auf den Alarmruf waren auf einmal wie schwarze Luftgeister mehrere andere Krähen erschienen, welche vereint mit der ersteren nun das Häschen unter beständigem Niederstossen dermassen ängstigten, dass dasselbe in der Verzweiflung sich in einen nahen Durchlass des Weges flüchtete. Die Rabenkrähe ist ein Allesfresser. Was unser gemeiner Spatz im Kleinen, das ist unsere Krähe im Grossen, sie theilt mit ihm die Vorsicht und Frechheit. Letztere tritt immer da zum Vorschein, wo sie sich sicher fühlt. An Bächen lauert der schwarze Geselle mit grosser Geduld auf Krebse und Fische und weiss dieser Beuten sich zur rechten Zeit zu bemächtigen, wie z. B. Abends, wenn der Krebs an und auf das Ufer krabbelt, sowie bei niedrigem Stand des Wassers und auf überschwemmten Wiesen, denen durch die Fluth Fische zugeführt werden, wo er letzterer besser habhaft werden kann. Wenn die Schafe vor der Schur in den Bächen gewaschen werden, so erscheinen die Fische eine beträchtliche Stelle von der Reinigungsstätte stromabwärts todt oder matt auf der Oberfläche des verunreinigten Wassers. Gleich sind die Alleswisser Krähen zur Ausbeute der todten oder matten Fische da. — Auch die Neugierde spielt, wie in der ganzen Rabenfamilie, unter den Krähen eine grosse Rolle. Es gibt nicht leicht ein Ereigniss in der Flur und in Vorhölzern, das der stets wachsame Vogel nicht bemerkt. Beim Blatten auf Rehböcke sind uns öfters schon die neugierigen Krähen, das Terrain ausspürend, angestrichen; beim Fuchsreizen, d. h. beim Nachahmen des Klagegeschreis eines sterbenden Hasen von Seiten des Jägers, ist gewiss bald die unvermeidliche Rabenkrähe, zuweilen neben dem Eichelheher und der Elster, bei der Hand. Nachgeahmte Stimmen sterbender Vögel oder das Mauspfeifen reizt sie nicht minder. Aber bei ihrem Nahen concurriren immer Neugierde und Vorsicht als zwei mächtige seelische Eigenthümlichkeiten in dem

Thiere, in welchem fast regelmässig die letztere Eigenschaft als die stärkere die Oberhand behält. Die Krähen sind die Überall und Nirgends der Flur; Alles wollen sie sehen, und Alles gewahren und beäugen sie, bei Allem wollen sie Zeugen sein, und wo sie keine Gefahr fürchten oder zu fürchten brauchen, mischen sie sich in jedes Vorkommniss. Ein geselliges Zusammenrotten vieler Krähen beobachteten wir in den Tagen, wo der Brach- oder Sonnenwendkäfer (Melolontha solstitialis) in ungewöhnlicher Menge um eine alte Ruine schwärmte und den Tag über an Büschen und Bäumen des Berges hing. Diese Nahrungsquelle wurde von den Rabenkrähen entdeckt, und nun führten Dutzende ihre grossgewordenen Familienglieder hin, um in Gemeinschaft mit Dohlenfamilien aus einer benachbarten Colonie von einer Waldtrifft die Käfer in Menge zu verzehren.

Aus unseren Erfahrungen geht nun hervor, dass die Rabenkrähe neben individueller, durch erfolgreiche Lebenserfahrung ausgebildeter oder verschärfter Neigung lokal oder sporadisch als empfindliche Räuberin an den Bruten unserer kleinen Vögel und des mittleren Jagdgeflügels auftritt, dass sie aber in fruchtbaren Gegenden, wo ihr die gewöhnliche Kerbthier- und pflanzliche Nahrung nicht mangelt, sich anders verhalten kann.

Eine der Rabenkrähe sehr nahe verwandte Art ist die

Nebelkrähe, Corvus cornix.

Die Grösse beider Arten stimmt überein, ebenso der Bau und die characteristische Haltung. Mit Ausnahme des Kopfes, Vorderhalses, der Flügel und des Schwanzes, welche Theile sämmtlich schwarz sind, ist die Nebelkrähe hellaschgrau. Die Jungen zeigen dieses Aschgrau übrigens noch in trüber, schmutziger Erscheinung. Ihre Verbreitung erstreckt sich über Scandinavien, den grössten Theil Russlands, Norddeutschland, Galizien, Ungarn, Steiermark, Süditalien, Griechenland, Egypten, sowie über Mittelasien. Die strenge Kälte nöthigt die nördlichen Bewohner nach südlicheren Gegenden Streifzüge zu unternehmen, und so kommt es, dass man sie an vielen Orten, wo niemals ein Paar nistet, im Winter unter den Rabenkrähen die Fluren, Gärten und Dörfer nach Nahrung durchsuchen sieht. Die südlich wohnenden Nebelkrähen erweisen sich dagegen als ruhigere und an das heimische Wohngebiet stets gefesselte Standvögel. Es würde nur eine Wiederholung des von der Rabenkrähe Gesagten sein, wollten wir Lebensweise, Ehe- und Familienleben, überhaupt Thun und Treiben der Nebelkrähe eingehend schildern. Wir bemerken nur, dass wir der Annahme nie und nimmer beipflichten können, Rabenkrähe und Nebelkrähe bildeten nur eine Art, und die verschiedene Färbung sei auf klimatische Einflüsse zurückzuführen. Sollte die aschgraue Farbe ein Erzeugniss des nordischen Klima's sein, dann müssten die Nebelkrähen des Südens diese unterscheidende Färbung nicht an sich tragen. Unserer Annahme, dass man hier mit zwei getrennten Arten

zu thun hat, steht Naumanns Beobachtung gewiss nicht entgegen, dass nämlich ein Rabenkrähenmännchen sich mit einem Nebelkrähenweibchen paarte, nachdem ersterem das gleichartige Weibchen weggeschossen worden war. Die Jungen, welche solcher Mischehe entsprossen, tragen entweder vorzugsweise das Kleid des Vaters oder das der Mutter oder auch ein mischfarbiges Gefieder, welches auf beide Eltern gleich sehr zurückweist. Die Blendlinge paaren sich auch untereinander, und man will beobachtet haben, dass deren Junge immer wieder in die beiden Hauptarten zurückschlagen, also entweder das Rabenkrähen- oder Nebelkrähengefieder erhalten. Auf diese Erscheinung gründet sich die Annahme von einer einzigen Art der Raben- und Nebelkrähe. Wir stimmen mit Brehm überein, der sagt, dass wir aus Mangel an genügender Erfahrung noch nicht wissen, ob sich eine Bastardfärbung wirklich durch Geschlechter hindurch erhält oder nicht.

Die Saatkrähe. Corvus frugilegus.

Die Grösse dieser Krähe stimmt ungefähr mit derjenigen der vorhergehenden Art überein, doch ist ihre Gestalt und ihr Schnabel gestreckter, auch der Flügel länger. Über dem bläulich-schwarzen Gefieder liegt Purpurglanz.

Bezüglich ihres Verbreitungskreises erscheint sie beschränkter als die Rabenkrähe, indem sie mehr dem Süden angehört, auch ist der Vogel an sich seltener und endlich nicht Standvogel, sondern Wanderer nach den südlichsten europäischen Ländern.

In der Wahl ihres Aufenthaltes ist die Saatkrähe eigensinnig, und es lässt sich oft nicht die wahre Ursache ergründen, warum sie Plätze zur Niststätte nicht ausersieht, die allen Bedingungen ihrer Ansprüche zu entsprechen scheinen, andere wieder bevorzugt, die sich kaum von andern passenden Gelegenheiten unterscheiden. Aber wo eine ganze Colonie zu entscheiden und sich zu verständigen hat, fällt vielleicht die Wahl des dauernden Wohnorts schwerer wie in den alltäglichen Fällen, wo die Übereinkunft nur zwischen dem Männchen und Weibchen des einzelnen Paars stattzufinden braucht und die Entscheidung regelmässig von dem in Nestbauanlagen das Wort führenden Weibchen getroffen wird.

Die Gebirgsgegenden werden von der Saatkrähe entschieden gemieden. Sie liebt die Ebenen, wo fruchtbare Felder sich ausdehnen und Vorwälder, vorzüglich Feldgehölze vorhanden sind, in denen selbstverständlich der Hochwald vertreten ist, und zwar speciell der Buchenhochwald. Das sogenannte Ossenheimer Wäldchen bei Friedberg in der Wetterau, welches eine entsprechend grosse Fläche von mindestens 90 bis 100 Morgen einnimmt und mitten im Felde auf allmälig ansteigender Anhöhe liegt, herbergte vor mehreren Jahrzehnten viele Jahre hindurch eine Saatkrähencolonie. Im Frühjahre sammelten sich die Paare zur grossen Schaar in dem Buchen-

hochwalde an und suchten sich, die Zweige und Äste durchwandernd, geeignete Stellen zur Anlage ihrer Nester aus. Nachdem jedes Paar sein Plätzchen geprüft und auserwählt hatte, begann das Sammeln des Materials. Das war ein Hin- und Herfliegen, ein Suchen nach Reisern auf dem Boden des Hochwaldes, auf Schneissen und Wegen, in Obstbaumanlagen und auf dem Felde, ein fortwährendes Geschrei, dass alles andere Vogelleben gänzlich übertäubt wurde. Bei irgend einem gemeinsamen Interesse, welches die Colonie in Anspruch nahm, drängte sich die Schaar dicht zusammen und hielt einen ohrzerreissenden Lärm. Erst nach Beendigung des Baues der vielen Nester, von denen auf einzelnen umfangreichen Bäumen 15 bis 20 standen, und zur Zeit des Brutegeschäftes trat eine wohlthuende Ruhe ein. Aber damit hörte die Belästigung des Publicums nicht auf, welches in dem Wäldchen lustwandelte. Die Verunreinigung durch die Excremente, namentlich zur Zeit der Jungenpflege war so gross und ekelerregend, dass der Hochwald auf höheren Befehl gefällt wurde. Das gab nun grosse Verlegenheit für die gestörte Colonie. Aber siehe, im nächsten Frühjahre siedelte sie sich in einem Feldgehölze bei Wixstadt, eine Stunde von dem Ossenheimer Wäldchen entfernt, an. Noll berichtet über eine Saatkrähencolonie in Frankfurt a/M Folgendes:

„Vor dem Eschenheimer Thurme auf den hohen Platanen der städtischen Promenade hat sich dieses Frühjahr (1869) eine kleine Colonie von Saatkrähen zum Nisten eingestellt. Nachdem am 23. April erst ein Paar den Nestbau begonnen, fanden sich bis zum 27. desselben Monats bereits 7 Paare ein, die mit dem Aufbau ihrer Nester äusserst rasch voranrückten. Ungescheut um den Lärm, der unter ihnen am Halteplatze der Droschkenkutscher auf der vielbefahrenen Strasse und den belebten Promenadenwegen vom frühen Morgen bis in die späte Nacht herrschte, trieben sie oben in den Zweigen ihr lärmendes Spiel, das erst einem ruhigeren Benehmen Platz machte, als das Eierlegen anfing. Das Material zu den Nestern lieferten dieselben Bäume, auf denen sie wohnten, indem sie dürre und selbst saftige Reiser der Platanen dazu verwendeten, wie herabgefallene Stücke bewiesen. Da sie in mehr als einer Hinsicht lästig wurden, so suchte man dadurch ihrem Treiben ein Ende zu machen, dass man mehrmals nach ihnen feuerte. Doch hat dies keinen Erfolg gehabt und die Vögel fahren ruhig bei ihrem Brütegeschäfte fort. Auffallend ist es, dass dieselben Bäume im Jahre 1855 schon einmal von einem Paare Saatkrähen als Nistplatz auserwählt waren, dass aber damals die Vögel geschossen wurden, nachdem das Wegnehmen ihrer Nester sie nicht vertrieben hatte, sie vielmehr an derselben Stelle einen neuen Bau anfingen. Nachkommen jenes ersten Paares können die jetzigen Colonisten also unmöglich sein.“

Die Grundfarbe der vier bis fünf Eier ist blassgrün, die darüber verbreiteten Flecken sind aschgrau und braun.

Wenn die Jungen aus den Eiern geschlüpft sind, werden sie von dem Weibchen, das sie mit treuer Hingebung ausgebrütet hat, noch einige Tage warm gehalten, während das Männchen Nahrung zuträgt für Gattin und Kinder. Dann aber wetteifern beide Alten im Herzutragen der Nahrung, die in reichem Masse von den Jungen verlangt und mit heisshungrigem Geschrei empfangen wird und in Würmern, Nacktschnecken, Engerlingen, Käfern, glatten Raupen und Mäusen besteht. Um sich die Maikäfer anzueignen, schütteln die Saatkrähen zuweilen förmlich die Äste der Bäume, indem sie dieselben durch Hüpfen nach schwanken Zweigen, sowie durch Flügelschlag in Bewegung bringen; die herabfallenden Maikäfer werden dann im Einverständniss mit den Schüttelnden von lauernden Gefährten aufgelesen. Zunächst mag eine zufällige Entdeckung sie dazu führen, nachdem sie aber einmal die Wirkung ihrer Schaukelbewegungen und Flügelschläge auf den Zweigen in Erfahrung gebracht haben, führen sie solche Thaten absichtlich aus. Mit ausserordentlicher Fertigkeit bohren die Saatkrähen in der Ackerkrume und verfolgen sogar die Gänge der Feldmäuse mit bohrendem und wühlendem Schnabel. Auch die Maulwurfsgrille wissen sie sich bohrend in der Erde anzueignen. Brachkäfer und Pferdemistkäfer vertilgen sie in grosser Anzahl. In Folge des Bohrens wird der um die Wurzel des Schnabels befindliche, in der Jugend des Vogels befiederte Theil zum haarlosen Lederhautkranz. Übrigens sind auch die Klagen über Belästigung und Schaden der Saatkrähen wohlbegründet. Sie folgen dem Sämann und stehlen die ausgestreuten Saatkörner. Sie gehen die Saaterbsen in gleicher Weise an und picken später die Schoten auf, um sich die jungen Erbsen des Feldes anzueignen. Die aufgekeimten Getreidekörner werden aus dem Boden gehoben und verzehrt. Selbst die Jungen werden schon reichlich mit milchhaltigen Weizen- und Roggenkörnern und auch mit Kirschen gefüttert. Sie reissen die Ahren nieder und plündern die Weizenäcker. Wir können ihnen nicht mit solcher Parteinahme das Wort reden, wie es von Andern geschehen ist. In der Nähe der Colonie wird wahrlich den Felderzeugnissen mehr Schaden, als Nutzen durch diese gefrässigen Früchtefresser gebracht.

Die Sippe der Dohlen, Monedula, zeichnet sich durch das Merkmal des wenig gebogenen, kurzen und starken Schnabels aus.

Die Dohle. Monedula turrium.

Dieser Rabenvogel ist etwa 15 cm. kleiner als die Saatkrähe und trägt wenigstens einige Abwechslung in der Färbung, indem sie auf dem Oberkörper blauschwarz, auf dem Unterkörper dunkelschieferfarben, am Hinterkopf und Nacken aschgrau, auf der Stirne und dem Scheitel echt schwarz ist.

Ihre Verbreitung ist eine viel grössere, als diejenige der Saatkrähe, denn sie ist in den meisten Ländern Europa's und einem grossen Theil Asiens heimisch.

Unstreitig ist die Dohle unter den geschilderten Raben die gewandteste, anmuthigste und netteste Art. Das sieht man schon an den Flugbewegungen, die viel mannigfaltiger, schneller und flinker sind, als bei den Verwandten. Wenn man an Thürmen, wo die Dohlen in Colonien nisten, im Frühjahr das rege Leben der Paare beobachtet, so überzeugt man sich alsbald, welche Vorzüge das Wesen und Thun der Dohlen auszeichnet. In der Burg und Stadt Friedberg, ebenso auf den Burgruinen Gleiberg und Vetzberg bei Giessen nisten alljährlich ganze Schaaren dieser Vögel und werden durch ihr lautes und unaufhörliches Geschrei, durch die Verunreinigung und den zeitweiligen Schaden in den Feldern, welchen sie bereiten, oft recht lästig, so dass die Polizei das Abschiessen derselben gestatten musste. Sie nahmen in Friedberg zeitweise derartig überhand, dass sie trotz der Vertheilung an die verschiedenen Thürme nicht alle Platz zum Nisten finden konnten. Da gab es denn zur Zeit der Nestbereitung viel Zank und Streit, die einzelnen Paare suchten einander zu verdrängen und gegenseitig sich die bereits herzugetragenen Reiser zu entwenden. Es dauerte immer lange, bis Friede und Ordnung in der Gesellschaft hergestellt war, und schliesslich mussten sich überflüssige, nicht zur Einnahme einer geeigneten Niststätte gelangte Paare bei Seite begeben, um sich Mauerlöcher an der alten Festungsmauer auszusuchen. Einzelne Nester der Dohlen waren uns auf dem Stadtkirchthurme zugänglich und mehrmals fanden wir sogar zwei der Nester in einer breiten Mauerhöhle dicht neben einander gebaut. Die gewöhnliche Unterlage des kunstlosen Baues besteht aus Reisern und Stroh, ausgefüttert ist das Innere mit getrocknetem Gras, Federn und Haaren. Bei dem Zutragen der Reiser in die Höhlung passirt es öfters, dass die Stärke und Länge des Reises das Hineinzwängen in diesellbe nicht möglich macht, weil es in der Mitte mit dem Schnabel gefasst ist. Da probirt nun die Dohle längere Zeit mit sichtbarem Unwillen und Zorn, ihre Absicht durchzusetzen, bis sie endlich, von der Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen überzeugt und unfähig, sich des praktischen Vortheils durch Anfassen des Reises an einem Ende zu bedienen, dasselbe zu Boden fallen lässt. Dadurch dass die Dohlen zur Nestbereitung die Kronenzweige der Bäume abreïssen und so viele derselben verschleudern, werden sie offenbar den Baum-Gärten und Feldern schädlich. Das Gelege enthält vier bis sechs bleichblaugrüne, schwarzbraun bepunktete Eier. Die Alten tragen den Jungen eine ungeheuere Menge von Kerbthieren, Würmern, Schnecken und zuletzt auch Mäuse zu. Es ist wahr, dass die Dohlen im Frühjahr auch Sämereien und Getreide und im Sommer Erbsen und Obst fressen und so lokalen Schaden anrichten, allein wo sie auf ausgedehntere Bodenflächen mit ihrer Ernährung

angewiesen sind, überwiegt ihr Nutzen sicherlich den Schaden. Die Alten fliegen mit ihren Jungen später in's Feld und beuten gemeinschaftlich mit ihnen die Nahrungsquellen aus, kehren auch gegen Abend und mehrmals im Laufe des Tags zu den Thürmen zurück, um zu ruhen und zu schlafen. In den Waldungen benutzt die Dohle zur Anlage ihres Nestes hohle Eichen, meist aber an den Waldrändern; auch auf Triften werden Gruppen alter, hohler Eichen von kleineren Gesellschaften zu Familienwohnstätten erwählt. In solchen Fällen beobachtet man nicht selten Streit mit den Staaren um die Plätze. Die Dohle ist im Ganzen zutraulicher als die Rabenkrähe und Saatkrähe. Es mag diese Zutraulichkeit zum Theil in dem Umstande begründet sein, dass sie sich durch ihr Nisten in der Nähe bewohnbarer Orte an den Anblick und die Nähe des Menschen gewöhnt hat. Dabei verliert sie aber den wachen Sinn und das Verständniss der Rabenvögel nie, und einmal gewitzigt, wird sie scheu und vorsichtig. Das Wegschiessen von Dohlen an ihren Brutplätzen gelingt mit Erfolg nur den ersten Tag; dann muss es auf längere Zeit eingestellt werden, wenn es nicht sehr unergiebig und eine grosse Geduldprobe sein soll.

Eine interessante, eigenthümliche Jagd auf die Maulwurfsgrille beobachteten wir an Herbsttagen. Die Dohlen zogen auf und ab auf einer Wiesenfläche, ähnlich wie die Saatkrähen auf ihrem Zuge sich einzeln in schiefer Richtung erhebend und darauf wieder senkend, um beim Niedersteigen oder Niederfallen zuweilen auf den Boden zu fussen und die Maulwurfsgrille zu fangen. Das ganze Schauspiel war eben so auffallend als schön: denn der Flug der Dohlen, welche in Zwischenräumen von einer halben Minute einzeln kamen und gingen, gestaltete sich wie ein Luftspiel, und doch galten die Bewegungen hauptsächlich der Ernährung.

Im Spätherbste ziehen die Dohlen schaarenweise, grossentheils mit den Saatkrähen vereinigt, nach Süden. Mit grossem Geschrei sieht man sie dann gewandte Flugbewegungen unternehmen und namentlich bei stürmischem Wetter den Vortheil des seitlichen Lavirens und Sichtreibenlassens beachten.

Die Sippe der

Elstern, Pica,

hat ihre Unterscheidungs-Merkmale hauptsächlich in dem langen, oft sehr stufigen Schwanz, den kurzen runden Flügeln, dem kurzen und stumpfen Schnabel, sowie endlich in den schwächeren Füssen. Das Gefieder bietet weit mehr Farbenabwechslung, als das der anderen Krähen und ist zum Theil zarter und zerschlissen.

Die Elster, Pica caudata,

erreicht durch ihren ausserordentlich langen Schwanz eine Grösse von 40 cm. Das Gefieder besteht in Schwarz und Weiss, schwarz mit Glanz und reichem Schiller überzogen ist der Körper mit Ausnahme der Schulter und des

Bauches von weisser Farbe. Europa und ein grosser Theil Nordasiens sind ihre Heimath. Ihr Aufenthalt bilden Feldgehölze, Parks, baumreiche Gärten, Pappel- und Ulmenbäume in der Nähe der Dörfer.

Es war im Herbste, als wir am Ufer der Nidda in der Heimath unseres Vaters die Schmeissangel nach Hechten auswarfen, und ziemlich verborgen hinter einer Hecke standen, welche den schönen Park bei Staden in der Wetterau an seinem unteren Theile umgibt, als wir, durch den Schrei einer Elster aufmerksam geworden, entdeckten, dass an einem nahestehenden sogenannten Weidenstück eine Elster und zwei gemeine Krähen ein ganz bestimmtes Plätzchen umkreisten. Der Allarm, welcher sich unter den Meisen erhob, welche die alten Weiden gerade wandernd durchzogen, liess uns die Anwesenheit eines Raubvogels vermuthen. Vorsichtig schlichen wir uns hinzu und gelangten unbemerkt beinahe bis an den jenseitigen Rand des Weidenstücks. Da entdeckten wir ein Völkchen Feldhühner, die sich auf ein kleines Plätzchen dicht zusammengedrängt hatten und ihre Schnäbel in die Höhe gerichtet hielten, um die Abwehr der Angriffe von Seiten der Elster und der beiden Krähen zu versuchen. Die Krähen stiessen aus der Luft in mancherlei Wendungen nach den Hühnern; diese aber schnellten die eingezogenen Hälse jedesmal empor und empfingen die Stösse mit geöffneten Schnäbeln. Die Elster, im Fliegen unbeholfener als die Krähen, stiess von den Weidenbäumen herab und schalt nach misslungenen Versuchen stets in ihrer rauhen, gemein klingenden Art, oder sie hielt sich einen Augenblick auf einem Punkte in der Luft einige Fuss über den Hühnern und liess sich dann im Grase nieder, sich hoch emporrichtend und scheu umblickend. Es war uns klar, dass die drei Jagdgenossen in ihrem Unternehmen vollständig einig waren, sonst hätten sie sich wohl zuweilen gegenseitig abgewehrt. Aber auch darüber konnten wir nicht zweifelhaft sein, dass die Hühner, obgleich der Gefahr sich bewusst, die Feinde gewissermassen geringschätzten. Gegen einen Habicht würden sie schwerlich Front gemacht haben, sondern sie hätten sich möglichst schnell verborgen oder bildsäulenähnlich mit niedergehaltenem Kopf an eine Scholle gedrückt. Leider sollte das Schauspiel beendet werden, denn die schlaue, wachsame und scharfblickende Elster wurde des Beobachters ansichtig und verrieth uns den schwarzen, schreienden Gesellen. Kaum hatten die Feinde den Kampfplatz verlassen, liefen auch schon die Feldhühner auseinander, und in ihrer entbundenen Wachsamkeit, welche sie nun wieder beobachteten, entdeckten sie uns. Die ganze Kette von zehn Stück „stand auf“ und „strich“ davon. Sämmtliche Hühner waren vollkommen gesund und flugfähig, kein einziges verrieth irgend ein Anzeichen der Verletzung, die wir darum vermutheten, weil Elstern und Raben gewöhnlich nur das Rebhuhn in solchem Zustande verfolgen und angreifen.

Wir gedenken eben lebhaft eines Ereignisses zur Brütezeit der Elster.

Eine volle Stunde stehe ich nun schon hier in der Nähe des Baumes, auf welchem das Nest eines Elsterpaares steht. Das brütende Weibchen war bei meiner Ankunft zu früh von dem Neste abgestrichen, als dass ich es mit meiner Doppelflinte hätte erreichen können. Ich stehe vollständig gedeckt, aber die Elster bleibt dennoch aus. Offenbar sind die Eier schon kalt geworden, und der Frau Elster mag es auf dem Herzen brennen, dass sie so lange ihre Mutterpflichten versäumen muss. Eine Viertelstunde will ich noch warten, aber länger nicht, und ich würde längst in meiner Ungeduld heimgegangen sein, wenn ich nicht den Schaden vor Augen hätte, den die Elstern im vorigen Sommer unter den Vögeln dieses Parks angerichtet haben. Aber was war das? Sah ich nicht einen Schatten über das vom Sonnenstrahl erleuchtete, schmale Streifchen Boden huschen? Sollte ich den Augenblick verpasst haben, wo die Ersehnte zum Neste zurückkehrte, indem ich meinem Genick zu liebe einmal den Kopf neigte? Doch siehe, dort sitzt ja das Männchen auf der Spitze einer hohen Pappel. Wie glänzt sein Gefieder! Eben streicht es ab und — wahrhaftig! dem Neste zu. Dort lässt es sich hinter einem dichtbelaubten Zweige nieder. Soll ich oder soll ich nicht? Mein Gewehr trägt weit, und ich sehe wenigstens einen Theil des langen Schwanzes. — So weit ging mein Selbstgespräch. — Ihm folgte rasch der Schuss, auf welchen die Beute mit ausgebreiteten Flügeln in schiefer Richtung mir nahe zu Füssen stürzte. Mein Auge richtete sich aber sogleich wieder auf das Nest, aus welchem in der That das Weibchen sich flüchtete. Der zweite Schuss ging fehl, und die glücklich Entronnene suchte das Weite. Es war genug, denn die Brut war zerstört. Freuet euch, ihr harmlosen Sänger meiner Heimath, ihr dürfet jetzt mit mehr Zuversicht euere Nester bauen; denn ein Hauptfeind euerer Eier und Jungen ist aus dem Wege geschafft. Ach, da höre ich ja die herrliche schwarzköpfige Grasmücke wieder, die so viele fremde Strophen in ihren Gesang einmischt und ihn mit einem so reinen, vollendeten Überschlag schliesst. Wie süss sind die Erinnerungen, die du mir weckst, glücklich zur Heimath wiedergekehrter Vogel! Hier ist die Hollunderstaude, hier an der Stelle, wo dünne Zweige in einem Knotenpunkt vereinigt sind, hat im vorigen Jahre dein Nest gestanden! Täglich besuchte ich diesen Ort und wartete auf das Auskriechen deiner Söhne und Töchter. Ich weiss es noch, bald guckte ein braunes, bald ein schwarzes Köpfchen über den Rand des Nestes herab, denn du halfst deiner Gattin getreulich die Eier ausbrüten und die Jungen warm halten. — Eines Morgens komme ich frühe hier zur Stelle. Da fliegt nahe vor mir diese Elster aus dem Gebüsch unter lautem Geschrei. Ich trete näher und — alle Wetter! Dein Nest ist zerrissen, und nur ein einziges, während der Nacht aus der Schale geschlüpftes Junges hängt noch an einer Wurzelfasser des zerstörten Nestes. Wie tief hatte die Mörderin eingegriffen in ein kaum begonnenes Familienglück! Ich hörte dich mit der armen

Gattin die Töne der Angst und der Verzweiflung ausstossen, ich sah dein schwarzes Haupthaar, deine friedliche Mönchskutte sich zu Berge stellen ob des grausamen Frevels. Aber schau' her, ich habe dich gerächt, die Mörderin ist vernichtet! — Es ist, als ob der Farbenglanz der schönen Flügeldeckfedern der todten Elster abgenommen habe. Ja, der Tod macht blass, dieser schlimme Feind prachtliebender Geschöpfe. Wie stolz marschirte diese Elster noch vor Kurzem in ihren preussischen Farben dort hinter dem Bosquet auf der Wiese umher! Wie aufgeschürzt, sauber und blank geputzt stolzirte sie! Der Bauer hinter dem Pfluge durfte sich ihr auf dreissig Schritte nahen, aber wenn sie mich auf 150 Schritte Entfernung sah, eilte sie schon misstrauisch davon. Wir haben ihren Charakter in unseren Thierwohnungen gewiss treffend geschildert, wie nachstehende Worte, die wir zum Theil jenem Buche entnehmen, beweisen mögen. Eine wunderbare Schärfe des Blicks, „eine nie nachlassende Wachsamkeit und ein tiefgewurzeltes Misstrauen, verbunden mit äusserer Klugheit — diese Eigenschaften zeichnen die Elster aus. Sie gehört zu denjenigen Vögeln, die von andern nicht abhängen mögen, sondern stets ihre eignen Wege gehen, abseits der Raben, sich auf die feste Grundlage ihrer Selbständigkeit stützend. Nur die Glieder einer und derselben Familie bleiben gerne bis in den Winter hinein vereint. Vermöge ihrer Aufmerksamkeit, ihres Scharfsinns und richtig leitenden Naturtriebes findet sie die Nester in Wäldern, Gärten und Fluren, so dass ihr selbst die Eier des Rebhuhns im Klee oder im Rasen des Rains nicht immer verborgen bleiben. Schlau benutzt sie die sie umgebende Vogelwelt, namentlich den scheuen, die Gefahr anzeigenden Eichelheher zur Mehrung ihrer Sicherheit. Sie lehrt so auf die Zeichen der Zeit achten, aus Merkmalen und Zuständen der Mitwelt mit prophetischem Auge in die Zukunft schauen und zu guter Zeit sich zum Rückzuge anschicken. Ihre Politik ist freilich eben so wenig ehrlich, als diejenige menschlicher Machthaber, aber auch nicht eigensinnig. Hat sie einmal eingesehen, dass ihr Plan unausführbar und gefährlich für sie ist, dann weicht sie der auf sie einstürmenden Warnung des befiederten Volkes, ohne dadurch das Ansehen einer Grossmacht zu verlieren.

Zu diesen prägnanten Eigenschaften gesellt sich noch ihr Diebessinn, namentlich ihre Vorliebe für Alles, was glänzt. In der Gefangenschaft stiehlt sie silberne Löffelchen, Ohr- und Fingerringe, Brochen u. dgl. mehr und trägt sie an eine verborgene Stelle zusammen. Will man die vermissten Sachen finden, dann legt man ihr irgend ein lockendes Blendwerk in den Weg, das sie zu den gestohlenen Gegenständen trägt." Hierzu treibt sie wohl eine harmlose Freude an Schmucksachen, wie etwa den uncultivirten, kindlichen Sohn der amerikanischen Urwälder. Wir wollen uns darüber den Kopf nicht zerbrechen, aber so viel können wir beurtheilen, dass wenn die Diebe unter den Menschen nach der That mit einem so unbefangenen

Wesen wie die Elster vor Gericht zu erscheinen verständen, manche Halunken sich durchlügen würden.

Zu welchem Schlussurtheil gelangen wir nun über den Charakter der Elster? Wir behaupten: sie hat Eigenschaften, die auf dem Gebiete eines ehrlichen Wirkens unberechenbaren Nutzen brächten. Aber ihr Charakter ist nach menschlichen Begriffen und Sittlichkeitsregeln grundschlecht. Schlauheit im Bunde mit Perfidie, Lüsternheit, Feigheit, ein auf den Ruin Anderer, zugleich ängstlich auf Selbsterhaltung gerichtetes Bestreben, sowie Fertigkeit in der Verstellungskunst — alle diese Eigenschaften verdienen nicht unsere ehrliche Zuneigung. Noch bleibt uns übrig, des merkwürdigen Nestes der Elster zu gedenken.

Ehe die Elstern nisten, finden sehr auffallende Werbungen der Männchen um die Gunst der Weibchens statt. Zu solcher Zeit vereinigen sich oft sechs bis acht Stück, worunter zwei Weibchen sind, welche von den zudringlichen Männchen überall hin unter lautem Geschrei begleitet werden. Die Männchen verfolgen sich feindselig und schnellen sehr oft in Affekt den langen Schwanz in die Höhe. In den Stunden der Werbung führt auch das Männchen im Sonnenschein schöne Bogenschwingungen von einem erhabenen Aste in die Luft aus, wobei es zuweilen von dem Hühnerhabicht überrascht und geschlagen wird. Das Geschrei der erschreckten Gefährten ist dann doppelt laut und angstvoll und währt sehr lange. Einzelne Männchen lassen mit ihren zudringlichen Liebeswerbungen selbst zu der Zeit noch nicht nach, wo das beneidete Paar bereits das Nest zu bereiten begonnen hat. Dornen und dürre Reiser werden als Grundlage zuerst auf den Baum getragen und zwar planlos durcheinandergelegt. Hierauf aber folgt der sorgfältig gefertigte Theil des Nestes, welcher sich aus der losen Unterlage geradezu herausheben lässt. Reiser von verschiedener Dicke und untermischte Queckenwurzeln werden in einander geflochten und zwischen und über dieselben Lehmklumpen angebracht, die theils unverarbeitet bleiben, theils aber auch auseinander geschmiert und mit dem Schnabel geglättet werden. Die Wandung dieses massiven Theils ist 7—8 cm dick, wird aber nach dem Nestrande hin dünner. Endlich folgt die Auspolsterung mit feinen Wurzeln bis zur Dicke von einigen Centimetern. Aber hiermit begnügen sich die Elstern noch nicht. Sie errichten ein Dach über demselben von Dornen und Reisern, wobei sie zur Seite ein Schlüpfloch offen lassen. Offenbar wird dieses Schutzdach gegen Angriffe der Raubthiere angebracht. Dies tritt deutlicher noch hervor in den Fällen, wo die Elstern ausnahmsweise in einen Busch, z. B. einen Stachelbeerbusch von beträchtlichem Umfang, bauen. Stets bemühen sich da die Vögel, das Dach undurchdringlich zu machen und verwenden viele Dornen. Die sieben bis acht Eier sind grün von Grundfarbe und haben braune Sprenkel. Das Weibchen brütet mit ausserordentlicher Hingebung, und die Eltern füttern die Jungen treu

und fleissig mit Kerbthieren, Schnecken, Würmern, kleinen Nagern und jungen Vögelchen. Merkwürdiger Weise sahen wir im Spätherbste einmal eine Menge Elstern von mindestens 50 Stück auf einem kleinen Felde vereinigt.

Die Sippe der Baumkrähen, Garrulinae, ist gekennzeichnet durch kurzen, stumpfen Schnabel mit öfters vorhandenem schwachen Haken am vorderen Ende des Oberkiefers, schwache Füsse, sehr kurze, gerundete Flügel, verhältmässig langen Schwanz und reiches, weiches, zerschlissenes, buntes Gefieder.

Der Eichelheher. Garrulus s. Corvus glandarius.

Dieser schöne Vogel mit strahligem, seidenartigem Gefieder und sehr beweglichen Haubenfedern trägt graubräunliche Hauptgrundfarbe, die oberseits dunkler, unterseits heller erscheint. Auffällige Abzeichen bildet der schwarze Backenstreifen beiderseits, die weisse Kehle, der weiss und schwarz gestreifte Vorderkopf, die mit weissem Fleck und unmittelbar an demselben mit schönblauem Spiegel gezierten schwarzen Flügel, die schwarze Steuerfeder und das weisse Hintertheil. Auch die hellblaue Farbe des Auges ist eigenthümlich. Die Grösse beträgt 32—33 cm.

Ganz Europa, mit Ausnahme der nördlichsten Länderstriche, Nordwestafrika und Mittelasien bilden sein Verbreitungsgebiet. Er ist in unseren deutschen Wäldern in grosser Anzahl vertreten, und zwar im Gebirge wie in der Ebene, im Laub- wie im Nadelholz der kleinen und grossen Waldungen, aber auch der Feldgehölze und der Parkanlagen. Dass ihn die Eichwälder vorzüglich anziehen, geht schon aus seinem Namen hervor.

Wir möchten bezweifeln, dass es einen schlimmeren Feind der kleineren Vögel, insbesondere der Sänger des Waldes und der Gärten gibt, als den Eichelheher, welcher zur Sommers-Zeit Bäume und Büsche täglich durchsucht, um die Nester zu plündern, aus denen er bald die Eier, bald die Jungen stiehlt. In Gegenden, wo dieser Räuber zahlreich vertreten ist, können diejenigen Singvögel, welche ihre Brut glücklich durchbringen, unter die besonders begünstigten gezählt werden. Wir haben in Waldhegen Dutzende von Nestern gefunden, welche alle von Hehern ihres Inhaltes beraubt wurden. Die alten Vögel erheben ein lautes Gezänke, wenn sich der Heher dem Brutorte derselben mit feindseliger Absicht nähert. Den brütenden Vogel sucht er vom Neste zu verscheuchen, dieser aber faucht und schreit ihm entgegen, ruft dadurch den Ehegatten herbei, welcher ebenfalls mit geöffnetem Schnabel und Flügelschlägen gegen den Verhassten anstürmt. Die Lärmscene veranlasst auch andere Vögel der Umgegend, sich zu nähern und mit zu schelten. Sehr oft zieht sich unter solchen Umständen der Räuber kluger Weise zurück, weil der Aufruhr das Gefühl seiner eignen Sicherheit



Eichelheher, junge schwarzköpfige Grasmücken raubend.

beeinträchtigt. Aber er gönnt nur den nackten Kleinen im Neste eine kurze Galgenfrist. Er erlauert den Zeitpunkt, wo die todesmuthigen Vertheidiger ihrer Jungen abwesend sind; schnell reisst er die Vögelchen aus dem Neste und verschlingt sie, während er die schon befiederten unter die Krallen nimmt und mit dem Schnabel rupft und zerreisst, um sie stückweise zu verzehren. Zuweilen ergreift er aber auch einen alten Vogel, der ihm in der Vertheidigungswuth zu nahe kommt und tödtet ihn, den verzweiflungsvoll Schreienden, mit Schnabelhieben. Nach Naumann ist es sogar das Sing-Drosselweibchen, welches ihm beim Neste zur Beute wird. Dadurch, dass er im Durchkriechen der Gezweige grosse Gewandtheit zeigt und ewig lüstern die verborgensten Plätzchen untersucht, wird er in seinem Treiben so gefährlich und schädlich. Die Vögel sind seinen Wandel mitten durch ihr Aufenthaltsgebiet gewohnt und betrachten ihn gar nicht als Feind, darum nisten sie auch in Rücksicht auf seine Nähe unbesorgt, es sei denn, dass die wiederholte schlimme Erfahrung sie gewitzigt hätte, in welchem Falle sie den Ort, wo sie durch ihn Nachstellungen und Plünderungen erlitten haben, fliehen. Er bewährt sich nicht blos als scharfer Späher, sondern auch als feiner Lauscher. Das Gezirp der Futter empfangenden Brut lockt ihn an und leitet ihn auf seinen Schleichwegen. Selbst die ausgeflogenen Vögelchen, welche, anstatt die Flucht zu ergreifen, sich regungslos niederdrücken, weiss er auszukundschaften und zu erhaschen. Mit scheinbarer Arglosigkeit führt er seine Thaten aus. Gleichsam spielend kommt er zum Ziel. Munter sträubt er die Scheitelfedern, hebt er den Schwanz, singend oder bauchrednernd hüpft er von Zweig zu Zweig, als ob er die ausersehenen Opfer in Sorglosigkeit einwiegen wollte, bis der Zeitpunkt eines günstigen Eingriffs in das Familienleben der Betrogenen gekommen ist. Wahrlich, man sollte den schönen, heiteren Vogel für einen friedlich gesinnten halten. Aber er ist eine jener täuschenden Doppelnaturen. Wie hinter den Tönen her, welche er den lieblichen Sängern nachahmt, der Schrei des Falken oder das Miauen der Katze wie frevelnder Hohn klingt, so lauert hinter dem tändelnden Wandel der mörderische Sinn, die raublüsterne Absicht. Mit der Miene des Freundes schleicht er sich in die Gesellschaft und mit der Erbarmungslosigkeit des barbarischsten Feindes misshandelt er sie. Wie ist's möglich, dass dieser verschlagene und verschmitzte Räuber Andern trauen mag? Den Menschen flieht er, obgleich dieser ihn leider nur allzu unbehelligt gewähren lässt, den Habicht, Sperber und Wanderfalk fürchtet er so sehr, dass er nur mit grosser Behutsamkeit über Felder und sonstige freie Flächen dahinfliegt. Niemals sieht man mehrere neben einander, sondern stets nur einen in ziemlich bedeutendem Abstand hinter dem andern her rudern. Der Vorderste ist Führer und offenbar der Kühnste, die nachfolgenden Genossen ziehen ermuthigt dieselbe Strasse. Trotz aller Vorsicht des Hehers aber stösst ihn der Habicht wie der

Wanderfalk mit Leichtigkeit, denn er ist in freier Luft langsam und unbeholfen. Auch der Sperber raubt ihn, das alte, stärkere Weibchen erwürgt ihn ohne längeren Kampf auf dem Boden, das jüngere und schwächere und das Männchen haben jedoch Mühe, ihn nach und nach zu überwinden, denn der Heher wehrt sich mit Füssen und Schnabel möglichst seiner Haut. Der Kampf wird unter Gewimmer des Sperbers und rauhem Klagegeschrei des Hehers geführt.

In Folge seiner geringen Flugfertigkeit ist der Heher nicht im Stande flugfähige Vögel zu fangen, es seien denn kranke, lahme oder vom Frost matt gedrückte. Im Winter stösst er bisweilen unter einen Flug Sperlinge und Ammern, die sich in Höfen und auf Futterplätzen sorglos und selbstvergessen niederlassen. Wenn ihm der Versuch glückt, wiederholt er ihn öfters und verzehrt auf derben Baumästen die in Sicherheit getragenen Vögel. Übrigens würden derartige Räubereien seinem Ruf nicht schaden, wenn er im Sommer eben so wenig sündigte. Auf Waizen- und Kornhaufen unweit des Waldsaumes kann man seine Räubereien an den Feldfrüchten ebenfalls wahrnehmen. Wir sahen schon grosse Vereinigungen der Hehere, welche der Ernte empfindlich Schaden zufügten. Während der unwirthlicheren Jahreszeit nährt sich der Heher fast nur von Eicheln, Bucheln, Nüssen und Beeren aller Art. Die ersteren erweicht er im Kropfe durch die Säuere, speit sie alsdann aus und öffnet sie mit dem Schnabel, welche letztere Operation er mit den gestohlenen Nüssen sofort vornimmt. Aas geht er mit Vorliebe an, wenn er sich dabei sicher weiss. Überhaupt ist er ein Allesfresser. Kerbthiere und deren Larven und Würmer eignet er sich in Menge an. Zu diesem Zweck kratzt und hackt er Stellen im Walde blos. Auch durchsucht er die Ameisenhaufen nach Larven und macht sich zu diesem Zweck die Höhlungen zu nutz, welche der Grünspecht in dieselben gehackt hat. Ein Grünspecht hatte sich als unermüdlicher Pionier tief über seine Leibeslänge in einen Waldameisenhaufen gearbeitet und lugte nun bei seiner bekannten Vorsicht von Zeit zu Zeit aus seinem kleinen Laufgraben hervor. Eben war er nach längerem Verweilen im Inneren wieder zum Recognosciren an das Tageslicht gekommen, als ihn der ewig bewegliche Wächter der Wälder, unser Eichelheher, sichtig wurde, der seine Entdeckung sofort mit einem „Jääk“ unter dem obligaten Schnellen seines Schwanzes und Lüften seiner Haube kundgab. Allein der Minirer am Boden liess sich hierdurch nicht stören und schanzte im Ameisenhaufen weiter. Sogleich kam der Heher näher, überschaute sich von einem niederhängenden Buchenaste das Terrain und fusste alsbald vor dem Loche, worin der Specht sein Wesen trieb. Jetzt kam derselbe wieder lugend hervor, und in diesem Momente bot sich ein interessanter Anblick dar: beide Vögel stellten sich zum Kampf. Der Heher richtete sich bald hoch auf, bald senkte er Brust und Kopf unter starkem Schwanzschnellen mit abwechselnd auf- und niedersteigendem

Federbusche, schoss dann auf den Specht los, der den zuvor eingezogenen Hals nun urplötzlich mit lautem Ticken und unter Sträuben seines rothen Schopfes nach dem Angreifer vorschnellte. Dem Schnabelhiebe ausweichend, schwenkte der Heher über den Kopf des Spechtes auf einen nahen Ast, stiess aber sogleich wieder nach dem Spechte, der wiederum den Angriff wie zuvor abwehrte. Nun häuften sich die Angriffe des Hehers, der gleich einem von allen Seiten attaquirenden Reiter immer wieder von dem stets bereiten Bajonett-Schnabel des Spechtes abgeschlagen wurde. Von der Erfolglosigkeit seiner Angriffe überzeugt, fusste nunmehr der Heher auf einem Aste, mit seinen klugen und wachen Augen nochmals die Position und das Objekt des Kampfes, den Ameisenhaufen, neugierig und scharf beschauend. Dann plötzlich flog er waldein mit erheblichem Geschrei, das ich noch lange immer lauter vernehmen konnte. Gespannt rührte ich mich nicht an meinem Platze. Alsbald nach Entfernung des Ruhestörers ging der Specht wieder an seine Arbeit, aber bedächtiger wie zuvor; denn er ging nur zögernd in den Tunnel und, kaum eingeschlüpft, drehte er sich in demselben schon wieder um, den Kopf herauszustrecken und Umschau zu halten. Doch mochte ihn die Kost der aufgefundenen Ameisenpuppen bald mehr an das Innere fesseln, denn er verweilte jetzt wieder länger in dem Haufen. Aber nach Verlauf einiger Minuten zog sich mit einemmale ein neues Kriegswetter über den stillen Schanzer zusammen. Mit mehreren lauten „Jääk“ und „Gääk“ kamen wie eben so viele dii ex machina fünf Hehere herangeflogen, offenbar von unserem Bekannten angeführt, der sich sogleich wieder über den inzwischen auf das Kriegsgeschrei zum Vorschein gekommenen Specht hermachte. Sofort secundirten die andern Hehere dem Angreifer, und nun endlich musste der von allen Seiten angegriffene Specht der Übermacht weichen; er erhob sich zuerst tickend, dann aber laut schreiend in die Lüfte und strich in grossen Bögen einem nahen Fichtenhorste zu. Die siegreichen Hehere aber machten sich alsbald über den eroberten Ameisenhaufen her, dessen Tunnel sie durch kräftiges Picken mit den Schnäbeln um die Reihe zu erweitern suchten, wobei sie jeden Augenblick um die vom Spechte blosgelegten Ameisenpuppen in Streit geriethen.

In der Art und Weise dieses Kampfes, welcher sich wahrscheinlich je nach Gelegenheit bei den erfahrenen Hehern wiederholen wird, erblicken wir gewiss das Vermögen der Vögel, durch Schrei und Locktöne sich zu verständigen, Auch möchte die Ausbeutung der Ameisenhaufen, besonders der einmal von Spechten ausgehöhlten, durch solche Hehere, welche bei Siegescontributionen, wie die beschriebene, in der Schule der Erfahrung sicherlich lernen, sehr wahrscheinlich sein. Wenigstens glauben wir zu solchem Schlusse berechtigt zu sein, da wir nach der geschilderten Beobachtung zweimal schon gesehen haben, wie die Hehere an angebohrten Ameisenhaufen pickten, um die Öffnungen zu erweitern.

Im März nistet der Heher, so dass zu Anfang des Aprils schon das Gelege vollzählig ist, welches in fünf bis sieben auf schmutziggelbweissem oder weissgrünlichem Grunde überall mit graubraunen Tüpfeln und Punkten, am stumpfen Ende gewöhnlich kranzartig gezeichneten Eiern besteht. Das Nest steht selten hoch, hier nahe am Schafte, dort im Wipfel, anderswo aussen in den Gezweigen. Dadurch, dass die Jungen mit Räupchen, Larven, Käfern und andern Kerbthieren in allen Stadien und mit Würmern anfänglich gefüttert werden, nützt der Heher zur Brutzeit ein wenig, aber später maht er dadurch alles wieder schlimm, dass den flüggen Jungen junge Vögelchen zugetragen werden. Übrigens betreibt der Heher auch die Mäusejagd nicht ohne Geschick und Erfolg.

Die Familie der Staare. Sturni.

Diese munteren, klugen und gesellig lebenden Vögel tragen folgende charakteristischen Merkmale an sich. Der Schnabel ist kegelförmig gestaltet, meist gerade oder vorn auf der Firste sanft gebogen und zeigt zuweilen einen seichten Ausschnitt vor der Oberschnabelspitze. Der Lauf ist vorn getäfelt. Bei den Bewohnern der alten Welt sind 10, bei den amerikanischen Arten 9 Handschwingen vorhanden. Wir schildern unseren deutschen Vertreter eingehend.

Unser Staar. Sturnus vulgaris.

Das alte Männchen prangt und glänzt im schönen Kleide, nämlich in schwarzem, das grün und purpurn schillert. Auf den Flügeln und dem Schwanz lichtet sich die Farbe durch die grauen Federränder. Auch die Rückenfarbe ist mit graugelblichen Spitzenflecken untermischt. Auffallend sind auch der röthliche Schnabel, der rothbraune Fuss und das lebhafte braune Auge. Im Herbst zeigt das Gefieder weissliche Spitzen und der Schnabel verliert seine röthliche Farbe. Seine Verbreitung erstreckt sich über den grössten Theil Europa's. Übrigens ist er nicht durchweg Standvogel, sondern auch Zug- und Strichvogel.

Am liebsten sehen wir diesen Freund des Volkes, den treuen Gast der Städte und Dörfer, die ihm das Bürgerrecht bieten, in Würdigung seiner Verdienste um die ackerbautreibende Menschheit, wenn er vom Wonnegefühl der Frühlingsempfindung erregt ist, schlagend mit den Flügeln und balzend mit schwellender Brust und Kehle im knospenreichen Busch oder Baum, versunken in die sich verjüngende Welt. Alles Winterleid ist vergessen. Das sanguinische Naturell hilft ihm rasch über die Unannehmlichkeiten des Lebens hinweg. Die schlechten Zeiten sind ja überstanden. Feurig wirbt er um des Weibchens Gunst, und wenn Flügelschlag und Balzen noch nicht hinreichend scheinen, dann erhebt sich das liebeselige Männchen und schwebt im Sonnenschein langsam mit ausgebreiteten Schwingen auf- und absteigend

durch die Luft. Hören wir dem singenden Staar mit Aufmerksamkeit zu, so finden wir, dass er mit weit mehr Talent zur Zusammenstellung von Melodien und Rufen anderer Vögel begabt ist, als mit der zur Darstellung nothwendigen Ausbildung des Stimmorgans. Zuweilen gelingt es zwar der ringenden Kehle, die Melodie der Amsel oder des Pirols laut und klar wiederzugeben, aber im Übrigen beschränkt sich sein Vortrag auf den bekannten, den meisten Staaren eigenthümlichen Schäferpfiff, auf knappende, balzende, heisere, scheinbar mühsam herausgepresste Strophen und Andeutungen charakteristischer Weisen der ihn umgebenden oder auf seinen Streifzügen zufällig gehörten Vögel. Seine Stimme hat etwas von einem Bauchredner, und das Ohr täuscht sich daher oft in der Annahme der Richtung, von der die Klänge kommen, wenn der Urheber derselben nicht sichtbar ist. Neben den melodiöseren Tönen des Waldes und Feldes klingen uns, wenn wir den Staar belauschen, auch die dumpfen der sumpfigen Gründe, der Moore und Teiche zu Ohr. Da einigen sich in der Kehle des kleinen Künstlers die erbitterten Gegner, Freund und Feind, Raubvogel und harmloser Sänger, der Weih mit dem langgezogenen Pfiff und der Frosch mit seinem Quaken, der Sperber mit dem Gewimmer der Befriedigung beim Forttragen einer schweren Beute und der Sperling mit dem behaglichen Lockton, der die Gefährten zur Mahlzeit in den Bauerngehöften einladet. Man hört dem Frühlingsconcert des Virtuosen an, dass er seine Wanderungen und Bekanntschaften mit Nutzen gemacht, dass er sich dem Einflusse anderer befiederter Völkerschaften nicht verschlossen, sondern neben der heimathlichen auch fremde Sprachen und Dialekte sich angeeignet hat. Und solches Streben nach Vielseitigkeit ist löblich, noch anerkennenswerther aber der Fleiss und die Ausdauer, mit welchen er die Schwierigkeiten zu besiegen sucht, welche ihm seine schwache Stimme und die geringe Geschmeidigkeit seiner Stimmritze bereiten. Arbeitet denn nicht der ganze Vogel, wenn er singt? Drückt nicht selbst der eingekniffene Schwanz den Ton nach oben? Wahrlich, dieser Sänger würde bei der Gabe eines ausgebildeten Stimmorgans mehr als alle andern Virtuosen leisten, denn sein Gedächtniss ist wie Vogelleim, an dem Alles hängen bleibt; dann würde sich auch sein Kunstgeschmack vielleicht mehr in den Formen der echten Classicität bewegen, als in dem barocken Stile der Widerspruchseffekte.

Als echter Höhlenbrüter verschmäht es der Staar, ein solides, kunstvolles Nest zu bauen. Hätte ihn die Natur angewiesen, im Freien vor den Augen der Welt seine Hütte zu errichten, so würde die zerstörungdrohende Macht der Elemente es erfordern, dass er eine dauerhafte Arbeit unternähme. Unser Staar greift zum Theil ohne besondere Auswahl zufällig dargebotene Stoffe auf, und bei dieser Gelegenheit schont er eben so wenig die Kunstwerke seiner befiederten Nachbarn, wie der rohe Krieger die edelsten Baudenkmäler. Baumeisterin Fink muss es nicht selten mit tiefer Betrübniss und Entrüstung

sehen, wie von dem Vandalen Staar sein mustergiltiges Kunstgebilde zerstört und in Fetzen in die Höhle getragen wird. Das beraubte und beleidigte Finkenweibchen protestirt vergeblich mit erregtem Geberdenspiele und lautem „Pink"; der freundnachbarliche Sperling zankt umsonst, seiner eignen Frevelthaten gegen Frau Schwalbe und selbst Frau Finke nicht gedenkend; der kleine Zaunkönig richtet auch nichts aus, wenn er mit über die senkrechte Stellung hinaus erhobenem Schwänzchen und missbilligendem „Zerr" in die Nähe des Schauplatzes des Gewaltstreichs heranrückt, und die Bücklinge des neugierig zuschauenden Hausrothschwanzes dürften, wenn der Dieb sie überhaupt zu deuten vermöchte, von ihm eher als Zeichen der Aufmunterung und Schadenfreude, denn als Kundgebungen der Missbilligung betrachtet werden. Sicherlich ahnt dieser Rothschwanz nicht, dass später ein viel tieferer Eingriff in sein Familienheiligthum von Seiten des Staars vielleicht zu erwarten steht. Und solche Eingriffe kommen wirklich vor, denn wir haben gesehen, dass junge Stärlinge von den Alten mit nackten, jungen Rothschwänzchen gefüttert wurden.

Nehmen wir, um das Sündenregister des Staars voll zu machen, zuerst die Besitzer der Kirschbaumwäldchen oder die Pächter der Kirschbaumalleen in Verhör! Sie zeugen laut gegen den angeklagten Plünderer, der in Gesellschaft seiner Kinder, seiner Ehehälfte, seiner Vetter, Basen und sonstigen Seitenverwandten gierig die Früchte anfällt und weit mehr derselben nur anbeisst und zu Boden wirft, als gänzlich verzehrt, gegen welchen Unfug aber alle Mittel zwecklos sind, denn Klappern, rothe Lappen und Popanze aller Art werden von dem frechen Diebe gar bald als ungefährliche Mittel zu seiner Einschüchterung erkannt. Als weitere Belastungszeugen treten die Weinbauern auf, welche sich seiner nicht erwehren können, wenn die Trauben zur Reife gelangt sind, es sei denn, dass sie zu dem energischen Mittel des Schiessens schritten und blutige Exempel statuirten. Endlich tritt der Kunstgärtner als Kläger auf; er sagt dem Staar nach, er reisse die edelsten Blumenstöcke und jungen Pflanzen aus dem Boden. Was wollen nun aber die Belastungszeugen gegen die Menge der Entlastungszeugen ausrichten? Tausende von Obstbaumzüchtern können die Wirksamkeit des Staares als Feind der schädlichen Raupen und Käfer, namentlich der Maikäfer, nicht genug rühmen. Tausende von Wiesenbesitzern sehen den emsigen Vertilger der Nacktschnecken und Würmer auf der kaum geschorenen Wiese mit erstaunlichem Erfolge seine Thätigkeit entwickeln. Tausende von Ackerbauern kennen ihn als steten treuen Begleiter hinter dem Pfluge, wo er mit Raben-, Saat- und Dohlenkrähen im Auflesen der blossgelegten Engerlinge und sonstigen Insektenlarven, der Schnecken und Würmer wetteifert. Aber der aufmerksamere Landbewohner kann auch bemerken, wie der Staar in Flügen alle jene trockenen Stellen in Wiesen, Feldern, Triften und Angern wiederholt und emsig suchend und im Boden visitirend und bohrend besucht,

wenn der Frühling herankommt und die Maikäferlarven und andere Kerfe sich der Oberfläche des Bodens nähern. Hier zehntet der ewig bewegliche Staar die gefährlichsten Feinde der Wiesen-, Feld- und Gartenwirthschaft. Tausende von Weinbauern haben ihn, wenn auch als Traubendieb, so doch auch als den besten Vertilger der Weinbergsschnecke erkannt undbeobachtet. Und wenn er eine Pflanze mit dem Schnabel misshandelt, so geschieht das wahrlich nicht aus Muthwillen, noch viel weniger auch aus etwa vermutheter Neigung zu derartiger Nahrung; vielmehr ist das Ziel seiner Bestrebung ein Wurm oder eine Schnecke oder eine Insektenlarve an der Wurzel der Pflanze. Nun ja, es kommt zur Zeit der Weibchen- und Jungenpflege auch hier und da vor, dass er statt eines frischen zarten Baumblattes ein Pflänzchen aus der Rabatte in seine Höhle zur kühlenden Unterlage trägt, die er möglichst reinlich zu halten liebt.

Ja, mit Recht, nutzenspendender Staar, baut man dir Brutstätten auf Bergen und im Thal, am Hause, im Hofe und Garten; mit gutem Grunde ruft man dir zu: sei fruchtbar und mehre dich! Denn wie man am Verbrauche der Seife den Culturgrad eines Volkes bemessen kann, so darf man getrost nach der Bevölkerungszahl der Staare einer Gegend, wie überhaupt nach der Hege und Schonung unserer nützlichen Thiere, das Gedeihen und die Erträgnisse der Acker-, Wiesen- und Gartencultur, abgesehen von sonstigen in Rechnung zu ziehenden Einflüssen und Hauptfaktoren, bemessen. Vom frühen Morgen, wenn im Thaue der Wurm und die Schnecke sich lüstern nach der Pflanze dehnen, bis zum Strahle der untergehenden Sonne bist du den aufstrebenden Garten- und Felderzeugnissen dienstbar. Die Ruhepausen sind der Toilette und dem Gesang gewidmet, doch beide treten zurück, wo die Pflichten des Familienlebens unausgesetzte Arbeit und den Ernst der Versorgung erfordern. Ende April findet man in den Staarnestern fünf bis sechs rauhschalige, glänzendlichtblau gefärbte Eier, die das Weibchen mit treuer Hingebung allein ausbrütet. Während der Brütezeit versorgt das Männchen die Gattin mit Nahrung, singt in unmittelbarer Nähe fleissig, hält Wache, schlüpft auch öfters, ohne Nahrung im Schnabel zu haben, in die Höhle zu ihm und entfernt die Excremente, wie dies von den Eltern später zur Zeit der Jungenpflege geschieht. Die zähen Brocken werden eine Strecke vom Nistorte erst fallen gelassen. Wenn die Jungen im Neste von Katzen oder sonstigen Feinden bedroht werden, so schreien die Alten in Angst und Besorgniss laut und hart „deck“. Das den Jungen gebrachte Futter besteht hauptsächlich aus Nacktschnecken und Würmern, weniger und seltner aus glatten Raupen. Sind die Jungen ausgeflogen, so werden sie von den Alten geführt, und es vereinigen sich dann viele Familien der Gegend zu grossen Flügen, wobei man die genaue Unterscheidung der Eltern bezüglich ihrer eignen Kinder von der Menge anderer Jungen zu bewundern Gelegenheit hat. Das ist denn ein rauschendes

Durcheinander und ein futtergieriges Geschrei in Wäldchen, Gärten, Büschen, auf Feldern und Wiesen. Nicht so selten, als es neuerdings behauptet wird, kehren die alten Staare zur zweiten Brut zurück, die weniger ergiebig, als die erste ist. Sie verhalten sich dabei stiller, und darum fällt diese zweite Brut nicht so sehr auf. Vorzugsweise schreiten die älteren Paare zur zweiten Brut. Im Herbste, ja schon im Nachsommer ziehen sich kleinere Schaaren zu grösseren zusammen und es beginnt dann ein reges Leben auf der Flur und ein hastiges Ausbeuten der nahrungsreichen Plätze. Die grosse Unruhe treibt die Hinteren halb fliegend, halb laufend über die Vorderen hin, und so stellt sich uns mit dem Nahen der rauheren Jahreszeit ein Bild des rastlosen Umherziehens dar.

Nachdem wir den Wandel des Staars vom ersten Grün des Lenzes bis zum falben Herbstlaube geschildert haben, gedenken wir eines merkwürdigen Staarexemplars, dessen Leib nun längst in Staub- und Dunstatome zersetzt ist. O, das war ein Erzstaarenmännchen, ein Göthe unter den Dichtern, ein Mozart unter den Componisten, ein Bismarck unter den Diplomaten. Beleckt von der Hochkultur, hatte er sich doch die liebenswürdigen Eigenschaften des Naturkindes erhalten, die bei ihm oft recht rührend und entzückend zum Durchbruch und zur Geltung kamen. Früh von einem Mainzer Schuhmacher aus dem Neste genommen, und als Waise mit der besten Gefangenkost gefüttert, wuchs der zartflaumige Staarenknabe zum dichtbefiederten Jünglinge heran. Sein Herr, der Schuhmacher, wurde sein Lehrmeister. In ununterbrochener Reihenfolge sprach ihm der mit chronischem Schnupfen behaftete Meister Pfriem folgende Worte vor: „Halt! Wer da? Jakob, hol' die Wacht! Du Spitzbub'! Marie, koch den Kaffee! Gretchen, mach' die Thür' zu! Babettchen, steh' auf! — Ja! — Lottchen, küss mich! (nun folgte ein täuschendes Schmatzen) Röschen, Julchen, schön Staarchen!“ Der Lehrling ahmte getreu Betonung und Charakteristik des Vortrags nach und lernte in mehreren Monaten sämmtliche Sätze musterhaft sprechen. Der kostbare Vogel kam durch Zufall in unseren Besitz, und wir hatten die Freude, in ein wahres Freundschaftsverhältniss zu ihm zu treten. Täglich öffneten wir ihm die Thüre des Käfigs und liessen ihn ein Bad in einem Schüsselchen mit frischem Wasser nehmen. Hinderten wir ihn an dem Hineinsteigen mittelst der Hand, so hackte er leidenschaftlich darauf los und warf höchst possirlich die erlernten Worte durcheinander. Selbst Abends bei Licht, wenn wir ihn aus dem Schlafe weckten, konnten wir ihn zu einzelnen Worten bewegen. Diese klangen allerdings gar schläfrig-müde, und unter dem Flügel, wenn er den Kopf bereits geborgen, tönte manchmal noch leise einer der Mädchennamen oder „schön Staarchen“ im Traume nach. Hätte nicht jedesmal nach dem Vortrage der Worte der scharfe, ohrzerreissende Schäferpfiff den wohlthuenden Eindruck beeinträchtigt, wir würden den unterhaltenden Schwätzer gewiss nicht in die einsame Stube verbannt haben, von wo aus er eines Tags bei geöffnetem Fenster aus dem Käfig ins Freie entkam.



Kämpfende Pirole.

So lange man das Schätzenswerthe besitzt, würdigt man es zu wenig — das sollte sich nun bewahrheiten. Wir empfanden den Verlust schmerzlich und boten Alles auf, den Entflohenen wieder ausfindig zu machen. Doch vergeblich musterten wir die wilden Brüder auf den Dächern und Bäumen; vergeblich lauschten wir, ob nicht ein Wort des liebenswürdigen Plauderers aus der Höhe zu uns niedertöne. Der ganze Ort war auf den Beinen und forschte spähend und horchend, denn der Vogel war populär geworden, und die Leute aus der Umgegend hatten, von dem Wundervogel in Kenntniss gesetzt, Überlandmärsche unternommen, um sich selbst zu überzeugen, dass er sprechen könne. Da regte sich denn auch in dem einen und andern Bauern die Phantasie, und es lief der Bericht ein, der entflohene Staar habe mitten unter seinen uncultivirten Brüdern und Schwestern wie ein belehrender Missionär gesessen und die erstaunten Naturkinder hätten vor Verwunderung die Schnäbel aufgesperrt und wie versteinert zugehört. Aber ihr wilder Pfiff sei ihnen doch lieber gewesen, und stets, wenn der Missionär den Schäferpfiff oder sonst einen Naturlaut habe hören lassen, seien sie hoch erfreut gewesen und hätten lustig in den erquicklichen Ton eingestimmt. Schliesslich seien sie seiner herzlich müde geworden und hätten ihn als zudringlichen Störer ihrer gewohnten Ordnung weggebissen und von dannen gejagt. Beruht der Bericht auf Wahrheit, so geht daraus eine treffliche Lehre hervor: „Eines schickt sich nicht für Alle," und insbesondere für unseren Staar die Anregung zu einer Hymne auf die unersetzlichen Güter der Natur und Freiheit.

Die Sippe der Pirole. Orioli.

Die Merkmale sind der zusammengedrückte, hinten zwischen den kahlen Nasenlöchern verbreiterte grosse Schnabel, die kurzen Füsse, die langen schlanken Flügel und die gestreckte Gestalt. Unverkennbar nimmt der Pirol eine Zwischenstellung zwischen den Raben und den Drosseln ein. Ersteren ähnelt er in der Bildung des Schnabels, Kopfes und der Füsse. Letzteren, namentlich der Amsel, gleicht die Gestalt, und die Lebensweise gemahnt ebenfalls an die Drosseln, freilich mit dem Unterschiede, dass er den Boden meidet.

Der Pirol. Oriolus galbula.

Ein Vogel von Singdrossel-Länge, der als Männchen im Prachtkleide in goldgelber Farbe mit Ausnahme der schwarzen Flügel und des schwarzen Schwanzes prangt, welche wenigstens je einen gelben Fleck, erstere an der Wurzel der Schwungfedern, letztere an den Spitzen der Steuerfedern haben. Der röthliche Schnabel, das karminrothe Auge und der bleigraue Fuss sind ebenfalls hervorzuheben. Ausnahmlich der nördlichsten Gegenden, geht seine Verbreitung über ganz Europa, auch bewohnt er grösstentheils Mittelasien. Die Laubwälder bilden seine Lieblingsaufenthalte; besonders Eichen- und

Birkenwälder. Die Ebenen zieht er dem Gebirge vor. Spät im Frühjahre kehrt er bei uns ein, weshalb er auch Pfingstvogel genannt wird, und schon in den ersten Tagen des Septembers zieht er weg.

Bezüglich der Färbung ergänzen wir noch unseren in den „vorzüglichsten deutschen Singvögeln“ niedergelegten Anmerkungen die Darstellung durch Nachstehendes: „Der Unterschied im Gefieder und der Grösse ist bei den Pirolen einer und derselben Gegend zu bemerken. Die Ursachen der Färbung sind in dieser Hinsicht auf das Alter, die der Grösse auf dasselbe und die bei der Brut der Vögel überhaupt bemerkbare Verschiedenheit der Ausbildung der Geschwister zurückzuführen. Die rothgelberen, zuweilen stärkeren (runderen) Exemplare sind jünger, als die blassgelben: denn wie wir bei den Männchen aus dem Grün der ersten Jahre heraus sich das Gelb erst im dritten Jahre entfalten und im vierten Jahre sich reiner und vollkommener färben sehen, so gestaltet es sich auch im höheren Alter — ähnlich wie das Roth in Gelb beim Bluthänfling — in das an manchen Exemplaren einer und derselben Gegend bemerkbare hellere, blassere Gelb um.“ Bei diesen blassgelben Exemplaren verräth sich das höhere Alter auch schon durch die eckigen Formen des Kopfes.

Hervorragend ist unser Pirol in der Nestbaukunst. Wir haben seiner künstlerischen Fertigkeit umständlich und eingehend in der Abhandlung über die Baukunst der Vögel gedacht. Aber auch als Sänger nimmt der Pirol in gewisser Hinsicht eine höhere Stellung ein. „Ein Gruss, der in die Seele dringt“ so sagen wir in den oben erwähnten Schilderungen — „eben weil das Lied einfach und heiter, aus der Tiefe der Brust kommt, sind die Gesangsrufe des Pirols, deren einförmige Tonbewegungen im eigentlichen Sinne des Wortes zwar kein Lied genannt werden können, aber doch in ihren Wirkungen die schwellende Seligkeit des Maisegens verkünden. An Stärke und Fülle sind die Töne des Pirols einzig in ihrer Art. Sie erinnern wohl an Flötentöne, aber es liegt in ihnen, ganz abgesehen von der grösseren Kraft und Abrundung, eine so reine Ursprünglichkeit, so viel Naturwüchsiges, dass der Vergleich lange nicht ausreicht. Der ganze Vortrag besteht meist aus drei verschiedenen und getrennten Strophen. Die erste Tonbewegung geht von einer mässigen Höhe in drei Tönen abwärts, die Sylben „hidelu“ in rascher Folge bildend, dann folgt ein noch etwas tieferer Ton, der sich zur Quinte im eiligsten Anschlag erhebt und in die alte Lage schleifend zurückkehrt. Die ganze Strophe lässt sich ungefähr mit: „Hideluaja“ bezeichnen. Die zweite Strophe besteht aus vier bis fünf Tönen, die in Quinten und Terzen auf- und niedersteigen. Die Dritte endlich hat nur drei Töne, deren ersterer mittlerer Lage ist, deren zweiter die Terze nach oben, und deren dritter die Terze nach unten bildet. Letzere Tonbewegung ist im rechten Sinne des Wortes ein Ruf zu nennen. Das Gezwitscher, welches zwischen den einzelnen Strophen in einem Zuge fortgeht, ist scharf

und unangenehm und nur in der Nähe des Vogels hörbar, dagegen ist das oft wiederholte rasch hintereinander ausgestossene „Kräh — kräh‘ ein widerliches Geschrei, das weithin ertönt. Die einzelnen Tonbewegungen ändern nach Gegenden, wie bei der schwarzköpfigen Grasmücke die Überschlagsstrophe, ab, aber der Grundcharakter bleibt immer derselbe.

Der Mai hat uns süssen Duft, helles Grün, blauen Himmel und den Pfingstvogel gebracht. Schon von ferne hören wir den Ruf. Wir eilen einem Buchenstangenwalde zu. Hier und da steht eine alte Eiche. Bald sind wir dem Vogel ziemlich nahe, der uns jedoch durch sein unruhiges, unsichtbares Wandern wie ein musikalisches Gespenst neckend von einer Stelle zur andern führt. Wir machen allerlei vorsichtige Versuche, ihn wenigstens mit einem Blick zu erhaschen, und zuweilen kommt es uns vor, als sei sein schimmerndes Gelb im Flug über eine Stelle, wo sich das Laubdach öffnet, sichtbar geworden. Doch halt! wir wollen uns ruhig hinter dieser Eiche verbergen. Uns dünkt als komme der Vogel näher — aber horch! nun ruft er nicht mehr vor, sondern neben uns — und jetzt kräht er gar hinter uns ganz nahe. Kaum haben wir uns umgedreht, ist er schon wieder ferne laut. Er hat uns bemerkt. Suchen wir am Saume des Stangenholzes unweit einer zweiten Eiche im dichten Gebüsch ein Plätzchen. Aber jetzt gilt es, den Augenblick zu benutzen, wo der Pirol sich auf einer freien Stelle zeigt. Wir ahmen seinen Ruf nach — er antwortet — wir locken ihn näher und näher — o herrlich! Da überrascht uns ein drei- bis vierjähriges Männchen. Wie ein Fremdling in tropischer Schönheit glänzt sein ganzes Gefieder im Strahle der Maisonne. Nach und nach scheint er sich sicher zu fühlen, er schüttelt und putzt sich und flötet eifriger sein Solo in recitativischer Form. Wie arbeiten Brust und Kehle! Deutlich vernehmen wir ein Geräusch der Anstrengung, welches jeder Strophe vorausgeht. Aber horch! Dort antwortet ja ein zweiter Pirol. Auch er kommt näher. Siehe, welche kampfesbereite Stellung plötzlich der erste, freisitzende Vogel einnimmt! Höre, wie er das „Kräh — kräh“ leiser und rascher noch, als sonst, hervorstösst, siehe, wie er gleich einem Raubvogel dieSchwingen lüftet, den Schwanz fächert, den Hals vorbeugt und den Schnabel ein wenig öffnet! Was huscht mit flüchtigem Schimmer dicht über ihn hin? Warum drückte er dabei den Kopf nieder und riss den Schnabel so weit auf? Wahrlich dort hat sich in gleicher Stellung der zweite Pirol ihm gegenüber niedergelassen. Beide sind wie gebannt. Jetzt flattern sie gegen einander, nun sind sie verschwunden — doch nein, dort fliegen sie im Bogen um die Eiche, in hastiger Verfolgung begriffen, ein- — zwei- — dreimal — und nun zieht sich die Jagd fort in den Wald hinein. Wir hören wieder nach verschiedenen Richtungen hin Rufe, ein Zeichen, dass die Kämpfenden Waffenstillstand geschlossen und sich getrennt haben.“

Das Weibchen des Pirols ist auf dem Oberkörper grüngelb gefärbt,

wovon die Flügel und Schwanzfedern schwärzlich abstechen, der Unterkörper ist mattweissgelb mit länglichen dunkelgrauen Flecken bedeckt, seine Kehle aschgrau. Es legt einmal im Jahre und zwar, bis zum Anfang des Juni das Gelege vollendend, vier bis fünf glänzende Eier, die auf weissem Grunde spärlich mit schwarzbraunen Punkten gezeichnet sind. Das Nest hängt in der beschriebenen Weise zwischen einer Zweiggabel hoch oder niedrig vorzüglich auf Eichen und Birken, in Baumpflanzungen, aber auch auf Apfelbäumen. Die Jungen zirpen beim Empfang des Futters laut. Ihre Fressgier ist gross und treibt sie zuweilen vorzeitig aus dem Neste, so dass die Alten genöthigt sind, sie auf dem Boden in Laub und Gras aufzusuchen, wobei sich das Männchen sehr zurückhaltend und vorsichtig benimmt.

Im August wandert schon der Pirol einzeln und begibt sich um diese Zeit im Gebirg gerne an die Bäche, die reich mit hohen Erlenbäumen bewachsen sind, überhaupt aber in die Nähe der menschlichen Wohnungen in Parks, Gärten und Baumpflanzungen. In südlichen Ländern wechselt er sein Gefieder.

Über seinen Nutzen und Schaden sprechen wir uns dahin aus, dass er ein sehr gefrässiger, eifriger Vertilger der Raupen, sogar auch behaarter, sowie der Käfer und der Abend- und Nachtschmetterlinge ist, die er von den Blättern und Ästen der Bäume und Gebüsche abliest. Auch hascht er das Insekt öfters durch einen Aufschwung aus dem Laubdunkel in die freie Luft, kehrt aber dann eilig wieder zu den Zweigen zurück, um sich unsichtbar zu machen. Unruhig hin und her wandernd, ist er beständig mit scharfem Auge auf das Erspähen von Beute bedacht, durchsucht er in der Höhe wie in der Tiefe das Gezweige. Ob man ihn gleich selten auf dem Boden sieht, so liebt er doch die Würmer nicht wenig. Früh am Morgen zieht er an Pfützen und Gruben dieselben aus den Erdlöchern oder liest sie auf, wenn sie sich über den Boden hinschlängeln. Ein grosser Freund des Obstes, namentlich der Kirschen, begibt er sich zur Zeit der Reife derselben in die Gärten und Alleen und richtet durch seine Gefrässigkeit und dadurch, dass er viele Kirschen zu Boden wirft, örtlichen nicht unbeträchtlichen Schaden an. Doch der Nutzen überwiegt um Vieles.

Die Familie der Drosseln. Turduidae.

Eigenthümliche Merkmale dieser Familie sind: beinahe gerader, scharfkantiger, mittellanger, gegen die Spitze hin seitlich ein wenig zusammengedrückter Schnabel, dessen Oberkiefer leicht gebogen und nach vorn etwas eingekerbt ist. Die Füsse sind kräftig, von mittlerer Höhe, breit getäfelt die Flügel von mittlerer Länge. Kurzer oder mittellanger Schwanz, enganschliessendes weiches Gefieder. Die Meisten sind Zugvögel.

Die Sippe der Walddrosseln. Turdi. Sie leben in Wäldern und Vorhölzern.

Die Singdrossel. Turdus musicus.

Länge 21 bis 22 cm. Oberseite olivengrau mit rostgelben Deckfedernspitzen, Unterseite auf der Brust gelblichweiss mit verkehrt herzförmigen, schwarzbraunen Flecken, Bauch weiss, sparsam braun punktirt, Unterseite der Flügel blassrothgelb. Iris dunkelbraun, Schnabel hornbraun, an der Wurzel des Unterschnabels gleich der Farbe der Füsse, horngelb. Heimath: Nord- und Mitteleuropa, Nord- und Ost-Asien bis China. Im Winter trift man sie in Südeuropa, Syrien, Nordafrika und Madeira eingewandert an.

Der Aufenthalt der Singdrossel ist an den Wald gebunden, und nur einzelne Paare nisten in Lustgärten und Feldgehölzen. Bedingungen sind Oberständer der Laub- oder Nadelhölzer und junge Hegen. Wiesengründe Fluss- und Bachufer sind sehr beliebt. Das Gebirg wie die Ebene herbergt diese echten Waldvögel. Die Ankunft in der Heimath fällt der Regel nach in den Anfang des März. Es gibt indessen Jahre, wo Einzelne schon im Februar, ja Ende Januar erscheinen, wie wir es zu unserem Erstaunen bei mildem Wetter wahrgenommen haben. Je nach der Witterung im März halten sich die Drosseln in grösseren Zügen in Feldgärten, Baumstücken und an Flussufern längere Zeit der Nahrung wegen auf oder sie dringen rascher in die Wälder vor. Selbst bei günstigem Wetter im April sieht man noch Einzelne in Gärten und kleinen Gehölzen mit Hartneckigkeit verweilen. Die Standvögel behaupten sogleich ihre Standorte und kehren dahin immer wieder zurück, wenn sie sich Würmer suchend entfernt haben, während die weiterziehenden Individuen an den Rasttagen ihre gastliche Eigenschaft durch Aufsuchen der Nahrung spendenden Wiesen und angrenzenden Felder verrathen und weniger laut singen. Hunderte vom beunruhigenden Drange des Zugs hergeführte Drosseln beleben im März das Gebüsch und den Hochwald. Das ist ein Geschwätz, dass man in der Nähe sein eignes Wort kaum versteht. Wohlthuend für das Ohr und erhebend für die Seele übertönt das volle, markige, weithin schallende Lied des Standvogels das verwirrende Gezwitscher. Diese Rufe, welche das Echo des Waldes beantwortet, sind die Klänge der reinsten Waldpoesie. Kein ursprünglicher Vogelgesang, mit Ausnahme desjenigen des Sprossers kommt den Sylben und Worten der menschlichen Sprache so nahe, als die deutlichen Strophen der Singdrossel. Aber das klingt nicht wie die Sprache der gelehrten Vögel, nachäffend, mechanisch, plapperhaft, das sind Seelenklänge, die nicht abgemessen, abgewogen und zergliedert werden können. Während ein Name, ein Wort, ein Ruf dieser Waldeskehle unser Ohr trifft, spricht, jauchzt der Vogel aus unserer Seele heraus, weckt er Erinnerungen und zaubert er Bilder vor unseren Geist, die mit Personen solcher Namen in gar keiner Beziehung stehen. Die Sprache der Singdrossel ist die Geschichte unserer Jugend, unserer Liebe, unseres Schicksals. Wer wollte es zerlegen, dieses

Urlied, in seiner edlen Einfachheit, in seiner getragenen Würde, in seinem reichen Zauber bei der Tiefe und Höhe der Töne, in seiner belebenden, verjüngenden und doch wieder das Herz des sterblichen Menschen wehmüthig berührenden Weise? Wer die Drossel in ihrer vollendeten Meisterschaft hören will, der muss sie früh Morgens und Abends in der Dämmerung belauschen. Wenn das Morgenroth hinter den Bergen aufsteigt und die weckende Himmelskönigin Sonne dem Gesichtskreise naht, dann hebt die Singdrossel ihr Lied an. Auf dem Zweig eines Buchenreidels im Stangenholz oder auf freiem Aste der hervorragenden Eiche, Fichte oder Buche sitzt sie gewöhnlich, dem Morgen zugekehrt. Immer rascher, feuriger, aneinanderhängender reihen sich die Liedesstrophen und fesseln den Hörer durch den Sprudel der Begeisterung. Das ist die glänzende Morgenfeier unserer Singdrossel. Abends ist's umgekehrt; das laute Getön geht allmählich über in einen zusammenhängenden, mannigfaltigen, zwar leiseren, aber um so feurigeren und schnelleren Vortrag. Die Drosselmännchen der Nachbarschaft wetteifern mit unserem Meister und kommen oft ganz in seine Nähe, um ihn zu übertönen und zu überbieten. Immer düsterer wird es im Walde, immer mehr verhallen die Stimmen, bis endlich von der ausgesuchten Schlafstätte aus die letzten Töne wie im Traume verklingen, während der Kopf des Vogels schon unter dem deckenden Flügel sich birgt.

„Welch ein unbeschreiblicher Abstand" — so charakterisiren wir in unserem Gefangenleben — „in Schönheit, Mannigfaltigkeit und Kunstfertigkeit des Vortrags bekundet sich aber unter den Singdrosseln. Von dem elendesten Stümper, der neben einem einförmigen Gezwitscher nichts weiter hören lässt, als ein paar grell hervorgestossene laute Töne, durchläuft der Drosselschlag die Stufen der mittelmässigen und guten Leistungen bis zur bewundernswürdigen Virtuosität, kraft welcher die Drossel ohne Zweifel mit der Nachtigall um Rang und Vorzug am ersten zu streiten berufen ist. Zur Vollkommenheit ihres Schlages gehört aber eine ganze Reihe von Forderungen, die theilweise eine so feine Unterscheidungsgabe des Kenners bedingen und wohl auch von dem Geschmack des Hörers gestellt werden, dass sie unmöglich alle zu nennen sind. Vor allem muss die Stimme den eigenthümlichen Silberton haben, welcher wohl zu unterscheiden ist von dem Schreiton, und, obgleich weithin erschallend, das Ohr doch nicht beleidigt. Ferner ist ein bedeutender Umfang der Stimme erforderlich, damit die Töne in ihrer Lage die nöthige Abwechslung bieten. Hiermit steht in enger Beziehung der Reichthum der Touren oder Strophen und die ansprechende Bildung derselben. Weiterhin ist es von der grössten Wichtigkeit, dass eine Strophe, so angenehm sie an sich auch klingen mag, nicht als bevorzugte Lieblingsstrophe jeden Augenblick wieder hervortritt; auf der andern Seite aber dürfen auch die schönsten und melodischsten Theile, die interessantesten Wendungen und Übergänge nicht zu selten wiederkehren. Je

deutlicher, wir mögten sagen, sprechender die Rufe tönen, desto unterhaltender und fesselnder wird der Drosselschlag. Das Volk hat in der That nicht Unrecht, wenn es diese Rufe in Worte übersetzt, nur ist es dem nachahmenden Volksmunde dabei von jeher auf einen Zusatz oder eine Entstellung mehr oder weniger nicht angekommen. Hinsichtlich der Unterschiede, welche zwischen den Sängern walten, haben wir Brüder sehr übereinstimmende Beobachtungen gemacht. Der Gesang unterscheidet sich vor allem nach den verschiedenen Gegenden, in welchen die Drosseln leben. Die Ebene hat ihre eigenthümlichen Rufe wie das Gebirge. Innerhalb der Ebene, ja sogar innerhalb der einzelnen Auen und Walddistricte nimmt man Abänderungen wahr. Die Lokalunterschiede zeigen sich gleichfalls im Gebirge. Nie und nimmer geht dadurch auch im Entferntesten der Grundcharakter des Drosselgesangs verloren. Man hört bei noch so grosser Verschiedenheit der Vorträge doch nirgends Anderes, als eben Drosselschlag. Innerhalb dieser Abtheilungen charakteristischer Sänger kommen aber auch Individuen vor, die durch ihre Geringfügigkeit ihren Nachbarn in jeder Beziehung nachstehen. Andererseits treten einzelne vortreffliche Sänger auf, die gleichsam ausserhalb der Nation stehen und die Eigenthümlichkeit der Unterscheidungsmerkmale verwischen. Das können nur neu erschienene oder auf dem Zug aufgehaltene, oder aber vom Wandertrieb weit über die Grenze ihrer ursprünglichen Heimath hinausgeworfene Drosseln sein."

Der Nestbau der Singdrossel ist in der allgemeinen Abhandlung über Nestbaukunst eingehend geschildert, weshalb wir ihn hier übergehen können. Er beginnt Ende März oder Anfangs April. Das Gelege besteht aus vier bis sechs blaugrün gefärbten, mit schwarzbraunen Punkten und runden, am stumpfen Ende dichter stehenden Flecken versehenen Eiern, die innerhalb sechszehn Tagen von dem Weibchen ausgebrütet werden. Die Eltern umkreisen ängstlich wetternd und „Dock" rufend das Nest und die ausgeflogenen Jungen, wenn den Nestlingen oder diesen Gefahr droht. Eine zweite Brut kommt nach dem Selbständigwerden der Jungen zu Stande.

Die Nahrung besteht aus Regenwürmern, Schnecken, verschiedenartigen Kerbthierlarven und aus Beeren, namentlich Hollunderbeeren, welche im Herbste in grosser Menge von ihnen verzehrt werden.

Das Wesen der Singdrossel ist beim Laufen und Hüpfen auf dem Boden ein, wenn auch gewandtes und rasches, doch immer bedachtsames und vorsichtiges. Auf den Zweigen schlägt sie in der Erregung den Schwanz in die Höhe bei herabhädgenden Flügeln, und das „Tack tack" erklingt häufig. Beim Anblick des Raubvogels ertönt das scharfe warnende „Bick." Der Flug ist leicht, schön und ausdauernd. Zur Gesselligkeit neigend, leben sie mit den umwohnenden Vögeln und auch untereinander in Frieden. Nur im Lenz bekämpfen sich die Männchen, und diese jagen in erhitztem Triebe die Weibchen im Gezweige vor sich her. Die Paare grenzen sich in

mässigem Abstand von einander ab. Im Herbste, wenn die Mauser still in den Dickungen vollzogen ist, einigen sich die Drosseln familienweise und nachbarlich, ziehen dann umher und verlassen uns in grösseren und kleineren Schaaren im Oktober.

Die Roth- oder Weindrossel. Turdus illiacus.

Länge 21 bis 21,5 cm. Oberseite olivengrünbräunlich, Unterseite weisslich, die Federn mit olivenbraunen Endflecken, an den Flanken und unter den Flügeln rostroth, an den Bauchseiten je ein grosser Fleck, Unterflügeldecken und Achsel zimmetroth; Schwingen dunkelbraun mit olivenbraunen Aussensäumen. Zur Seite der Kehle laufen drei Reihen schwarzer Längsstreifen, welche theilweise zusammenfliessen und einen breiteren Streifen bilden. Vom Schnabel läuft bis hinter die Schläfe ein rostgelblicher, von dem Mundwinkel auf die Halsseiten und in einem grösseren Flecken endend ein zweiter. Iris dunkelbraun, Schnabel mit Ausnahme der horngelblichen Wurzelhälfte des Unterschnabels hornschwärzlich, wie die Füsse.

Verbreitung: Europa, im Norden nur brütend, ebenso im östlichen Asien und nordwestlichen Himalaya vorkommend.

Da die Rothdrossel in einzelnen Paaren brütend auch in Deutschland gefunden worden ist, so wollen wir sie nicht übergehen. Erlen- und Birkenwälder zieht sie den übrigen Holzarten vor. Ehe sie sich wohnlich niederlässt und einrichtet, zieht sie öfters in Gesellschaft mit der Singdrossel längere Zeit umher. Sie folgt auf dem Zuge den Flussthälern und hält sich hauptsächlich an den Waldrändern, auch vorübergehend in Gärten, die an Wiesen grenzen, auf. Ausnahmsweise und nur bei sehr günstigen Witterungseinflüssen erscheint die Rothdrossel, in ihren Vorboten vertreten, schon Anfangs März, die grösseren Züge treffen erst in der zweiten Hälfte des Monats bis in den April hinein bei uns ein und überziehen unsere Wälder, die reich an Wiesen und sonstigen freien Bodenflächen sind, auf welchen sie Würmer und Schnecken erbeuten. Auch auf dem Laubboden des Waldes ist sie thätig, um den Insekten und deren Larven und Puppen nachzustellen. Ihr Gesang ist ein unbedeutendes Gezwitscher, nur durch einzelne etwas wehmüthig klingende Rufe verbessert. Ihr Wesen stimmt mit dem der Singdrossel ziemlich genau überein. Der Lockruf ist ein lautes „Zieh“ und ein „Jack“, der Angstruf ein Schnarren. Sie baut nahe am Boden in eine Zweiggabel. Das Nest wird durch Lehm fest an die Grundlage angeheftet, dann folgen Stengel, Halmen, Moos und Flechten als äussere Hülle, welcher feine Grashalmen und Blättchen nebst Würzelchen als innere Auskleidung sich anreihen. Die vier bis fünf Eier sind auf blaugrünem Grunde lehm- oder rostbraun punktirt und beschmitzt.

Der Herbstzug geht im Oktober von Statten.

Die Wachholderdrossel. Turdus pilaris.

Länge 25 cm. Oberseite auf dem Rücken und den Schultern braun, auf dem Kopf, Nacken und Bürzel aschgrau; die Schwung- und Schwanzfedern schwarz, letztere weiss gesäumt, Schwingen und Flügeldeckfedern mit aschgrauen Rändern. Unterseite am Hals dunkelrostrother Grund und schwärzliche Flecken, bräunliche weisslich geränderte Brust, weisser Bauch. Schnabel gelblich, Füsse dunkelbraun, ebenso Iris. Heimath: Europa und Asien, hauptsächlich die nördlichen Gegenden. Im Winter Aufenthalt in Südeuropa, Syrien, Palästina, Nordafrika und Kaschmir.

Die Lieblingsaufenthalte der Wachholderdrossel sind Gebirgswaldungen, wo sie Wachholdersträuche, deren Beeren ihre bevorzugteste Nahrung bilden, in genügender Menge findet. Im Norden bewohnt sie fast ausschliesslich die Birkenwaldungen und errichtet darin in Wahrheit förmliche Siedelungen, so dass oft auf einem Baume neben und übereinander viele Nester zu finden sind. Sie liebt feuchte Ebenen, welche aus Eichen, Birken und Erlen gemischte Bestände enthalten, die mit Ackerland und Triften abwechseln, zu Brutplätzen. Bei uns im Vogelsberg und in dem früheren Hessischen Hinterlande nisten nicht wenige Paare alljährlich. Auch in Thüringen, der Lausitz, Schlesien und andern Provinzen unseres Vaterlandes, wie Brehm berichtet, brüten viele Paare. Nach Liebe nisteten sie im Elstergebiete anfänglich in kleinen Gesellschaften von drei bis sieben Paaren und wählten in Ermangelung von Birken, welche im Elsterthale in grösseren Beständen nicht vorkommen, zu ihren Siedelungen entweder Erlenbäume oder junge Eichen. Die Nester befinden sich etwa in doppelter Mannshöhe dicht am Stamme auf jungen Astbüscheln. Einzelne Paare haben sich sogar jetzt baumreiche Gärten in den Dörfern zum Nistgebiete erwählt. A. v. Homeyer weist mit Recht im Maiheft des 1868er Jahrganges der Zeitschrift: „Der zoologische Garten“ auf das Schriftsteller-Dogma hin, die Wachholderdrossel sei gleichsam in ihrem Nisten an die Birke gebunden. Wir fanden ihr Nest im Hessen-Darmstädtischen, also in Strichen Mitteldeutschlands bis jetzt nur sporadisch, aber ebensowohl im Laub- als Nadelholz, einmal im Biberthal, 2 Stunden abseits von Giessen in einer Buchenhege nicht weit von einer Wiese, mehrere etwa in Manneshöhe, dann auch noch in einem von Feld und Haide durchbrochenen Wald des ehemaligen Hessischen Hinterlandes 3 Nester 4 Meter hoch auf einer Fichte neben dem Stamme. A. v. Homeyer sagt über des Vogels Aufenthalt Folgendes: „Grosse geschlossene Hoch- oder Buschwaldungen liebt sie nicht, wohl aber Feldhölzer, welche in leicht hügeligem Terrain stehen und zu einander kleinere oder grössere Gruppen bilden, während Wiesen, namentlich nasse Wiesen dazwischen liegen und sich ein Bach oder grösseres Wasser vorbeischlängelt. Sind im Walde selbst noch offene, namentlich Wiesenplätze und Wasserlöcher mit

gutem Wasser, während einzelne Bäume den gemischten Wald überragen oder auch wohl vereinzelt auf den angrenzenden Wiesen stehen, so ist damit ein Lieblingsplatz für die Brut geschaffen, der noch sich verbessert, wenn warmes Ackerland (insektenlarvenhaltig) und Viehweiden sich nachbarlich anschliessen." Diese Beschreibung passt sprechend für die zerstückelten, vielfach verwahrlosten Bauern-Waldungen („Triescher") des ehemaligen Hessischen Hinterlandes und des Hessischen Odenwaldes, woselbst wir schon von 1852 ab die Wachholderdrossel als Brutvogel entdeckten, jedoch nie in grossen Gesellschaften. — „Der Vogel" — berichtet Homeyer weiter a. a. O. — „liebt den freien Anflug und die freie Umschau. Ist ihm beides geboten, so bleibt er gern daheim, d. h. er liebt es nicht, weit über offenes Feld zu fliegen."

„Im Sommer ist unsere Drossel übrigens ein ganz anderer Vogel als im Winter. So scheu, wie sie in der Regel bei kalter Jahreszeit ist, so heimisch und traut ist sie zur Sommerszeit. Sie fliegt dann nur bis auf die benachbarte Weide oder sucht selbst mit Vorliebe ihre Nahrung auf den Waldwiesen, von wo sie auch vornehmlich das Nistmaterial (Galium u. Agrostis) entnimmt. So lärmend wie der Vogel zur Winterzeit, so still ist er am Brutplatz, d. h. so lange er ungestört ist. Tritt aber Störung ein, z. B. durch einen Eiersammler, dann allerdings ändert sich das Bild, und es entsteht in einer gut besetzten Colonie ein Lärm, dass man fast sein Wort nicht versteht."

Da, wo die Drossel wie gewöhnlich sich in Gesellschaft eingenistet hat, bezeichnet der Genannte den Stand der Nester in benachbarter Anlage, offen und sichtbar angebracht oft zu 2 und 3 auf einem Baume, jedoch in Bezug auf den Stand sehr abwechselnd hoch und niedrig, gewöhnlich nach dem Baumwuchse ändernd, auch bald dicht am Hauptstamme, bald 5 bis 10 Fuss davon entfernt, bald in der obersten Hauptgabelung junger Bäume, bald auf dem vorderen Theil langer Seitenäste. Auch die ganze Formung der Nester, welche, wie Homeyer richtig bemerkt, sehr compact (auch massig) mit hohen aufrechten Wandungen gebaut sind, macht sich von Weitem schon kenntlich.

Interessant ist die Beobachtung des genannten aufmerksamen Vogelkundigen über den Nestbau des Vogels, und wir geben diese Beobachtung hier ausführlich mit den Worten des Beobachters, weil nach Einer Richtung die Bethätigung des bauenden Vogels von der von uns als wesentliche Regel wahrgenommenen etwas abweicht.

„Ich habe," sagt Homeyer, „genau beobachtet, wie Turdus pilaris bei seinem Nestbau verfährt: der Vogel schmiert Lehm auf die betreffende Neststelle," (gerade so wie anfänglich unsere Schwarzamsel) „legt darauf Halme und selbst einige trockene Blätter und formirt so die Basis des Nestes. Beim Höheraufbau wird Lehm an die nebenstehenden starken Äste

geschmiert, und Halme werden mit diesem und dem der Unterlage in Verbindung gebracht. Steht das Nest frei, vielleicht auf einem wagerechten Aste, so wird zur Unterlage mehr Lehm verwendet, d. h. das Nest förmlich angeklebt. Ist so die feste Anlage beendet, so wird das schön napfförmige Flechtwerk aufgebaut, welches sofort innerlich wieder mit Lehm dünn aber fest bis fast oder gar bis an den oberen Innernestrand ausgeklebt wird. Nun wird der obere Rand von Aussen her (!) fest überflochten, worauf der innere feste Lehmnapf eine weiche Grasfütterung erhält, welche nicht geflochten, aber glatt gewunden wird. Steht das Nest in einer Gabelung, so geht das äussere Gewebe nicht um die Gabeläste herum, wenigstens werden diese nicht bis zum Nestrand hin verbunden, sodass das Nest auch hier ganz frei steht, während es auf einem Seitenast wie aufgeleimt aussieht. — Oft sieht die innere Lehmausschmierung durch das äussere Gewebe hervor, auch werden die äusseren Halme stellenweise mit Lehm verschmiert und so innigst verbunden. Demnach ist, was den inneren Napf anbetrifft wegen der guten Halmfütterung Nichts von Lehm zu sehen, weshalb es in dieser „neuen“ Anlage sehr an das innere Nest der Amsel (Turdus merula) erinnert. Dieses Ansehen behält es bis zur Zeit kielstössiger Jungen. Diese treten die durch Brut- und Blutwärme spröde gewordene Halmfütterung gewöhnlich derartig nieder, dass die Lehmwand zum Vorschein kommt, weshalb ein solches Nest, d. h. sein innerer Theil, an das innere Nest der Singdrossel (T. musicus) erinnert.“

Der Kenner unterscheidet auf den ersten Blick ein Nest der Wachholderdrossel von denjenigen der Schwarzamsel und der Singdrossel. Schon der äussere Umfang, die Masse, welche A. v. Homeyer richtig in viel grösseren Dimensionen angibt, als die der Nester der gedachten Verwandten unseres Vogels aufweisen, sowie die innere Bekleidung und Structur im Vergleich mit dem Amsel- und Singdrosselneste lässt bei dem aufmerksamen Vogelkundigen eine Verwechslung nicht zu. Dem Neste der Wachholderdrossel fehlt vor Allem die gewöhnliche vorwiegende Bekleidung von Haidewurzeln die das Amselnest auf dem Rand und in der Mulde charakterisiren, während ihm andererseits im Vergleich mit dem Singdrosselneste die glatte, pappdeckelartige Auskittung des Nestnapfes von der letzeren Art abgeht. Die mit Waldgräsern ausgelegte Mulde des Wachholderdrosselnestes zeigt, bis auf ihre innere Lehmbekleidung blosgelegt, eine gröbere Erdstructur. Als wir die ersten Nester der Wachholderdrossel im Odenwalde und ehemaligen hessischen Hinterlande entdeckten, erkannten wir sie sogleich auch ohne den Anblick der Nistvögel als von denjenigen ihrer einheimischen Verwandten verschieden. Die Anwendung gewisser Baustoffe bei der Wachholderdrossel wie z. B. das von Homeyer im Allgemeinen richtig als spärlich betonte Astmoos (Hypnum), ferner gewisses Reiserwerk, wie von der Weide und Ulme, zur äusseren Bekleidung und des Rostes ändert bei aller Neigung des Vogels

zu gewissen Bestandtheilen je nach der Localität ab. So haben wir bei einigen von uns entdeckten Nestern verschiedene Arten Astmoose gerade nicht in untergeordneter Weise verwendet und den Rost und das äussere Flechtwerk mit dürrem Fichten-, Sahlweiden- und Buchenreisig belegt gefunden. Dagegen bekleidet die Wachholderdrossel charakteristisch die Nestmulde und den Rand mit Waldgräsern, namentlich mit einigen Arten Rispengras, Poa nemoralis et trivialis, mit dem feinrispigen Straussgras, Agrostis vulgaris, und andern Arten, während die Schachtelhalme, wie auch Homeyer angibt, Equisetum palustre et sylvaticum, im äusseren Aufbau des Nestes fungiren.

Wie Liebe, so gibt auch Homeyer an, dass die Vögel gewöhnlich auffallend spät nisten, im Mai oder Juni, jedoch auch schon im April oder Anfangs März — alles Erscheinungen, welche die Launenhaftigkeit und das an Willkür Grenzende in dem Wesen und Wandel des Vogels bestätigen hilft. Das Gelege gleicht ausserordentlich dem der Amsel, wechselt aber in Anzahl, Färbung und Zeichnung fast ebensosehr wie das ihrer schwarzen Verwandten.

Wir brachten die Mittheilungen A. v. Homeyer's, namentlich die über den Nestbau mit freudiger Regung und unter Anderem als einen Beweis, dass dieser Vogelkundige auch hier den Weg exacter origineller Beobachtung geht, weit ab von der gewöhnlichen Bummelstrasse des Herkommens, das für die Nistweise der Vögel, insbesondere für deren Baubethätigung nur oberflächliche Blicke hat. —

Die Jungen werden treu gepflegt, lange geführt und angeleitet. Im Herbste schaaren sich die alten und jungen Wachholderdrosseln zusammen. Sie sind ausserordentlich scharfsichtige, wachsame und vorsichtige Vögel und wissen die Gefahr schon von ferne auf Grund von Erfahrungen zu erkennen. Liebe schildert die Alten als muthige Vögel. „Täglich“, sagt derselbe, „sehe ich, wie nicht blos Elstern und Krähen, sondern auch Gabelweihen, Bussarde und Wespenbussarde, welche über den Brutplätzen kreisen wollen, von ihnen angegriffen werden, und wie sie dabei eine Flugfertigkeit entwickeln, welche man bei ihnen nicht gesucht hätte. Gewandt, oft in senkrechtem Fluge, heben sie sich über den grossen Räuber empor, stossen in jähem Bogen von hinten und oben auf dessen Rücken nieder, dass nicht selten Federn stieben, und steigen wiederum aufwärts, bevor jener auch nur sich wenden kann. Thurmfalken pflegen sie mit lautem Geschrei zu verfolgen; auf Sperber und Habichte aber habe ich sie niemals stossen sehen.“ Sonst ist ihr Flug schwankend und etwas flatternd. Ihre Fortbewegung auf dem Boden geschieht in grösseren Sprüngen. Auf den Bäumen schnellen sie den Schwanz öfters empor und zucken dabei mit den Flügeln, lassen auch ihren Ruf: „Schackschackschack“ und „Widwid“ vernehmen. In der Angst und Gefahr schreien sie gellend. Der Gesang ist unbedeutend, ein

wirres Durcheinander von Gezwitscher, Lockrufen und rauhem Getön. Im Oktober beginnt ihre Verfolgung auf Vogelheerden.

Einzelne Vorzügler zeigen sich ausnahmsweise da und dort schon Ende September, sie bestehen in jungen Vögeln, welche früher als die alten von der Unruhe des Umherwanderns ergriffen werden. In der zweiten Hälfte des Oktobers findet der eigentliche Zug statt, der im November noch durch grössere Schaaren vermehrt wird.

Die Misteldrossel oder der Ziemer. Turdus viscivorus.

Länge 25 bis 26 cm. Oberseite gelblich olivengraue Färbung, schwarze hellgraugeränderte Schwung-, weissbindige Steuerfedern und mit schmalen weissen Binden versehene Flügel. Unterseits auf weisslichem Grund längliche und weiter unten dunkelbraune Flecken. Iris tiefbraun, Schnabel graubräunlich, Füsse gelblichgrau.

Heimath: Europa, Aufenthalt im Winter Nordafrika und Himalaya. Sie kommt als Brutvogel im hohen Norden vor und liebt Gebirgswaldungen insbesondere Hochwälder und zieht das Nadelholz entschieden dem Laubholz vor. Wir fanden sie vorzugsweise an den lichten Nadelwald gebunden. Überhaupt sind ihr freie, vom Wald umschlossene Plätze, Wiesen, Anger, Viehweiden etc. sehr willkommen. Vom Boden nehmen sie ausser Würmern, welche sie in grosser Menge verzehren, auch Schnecken, Insekten und deren Larven und Puppen auf. Frühe im Jahre verkündet sie den Frühling mit ihrem elegischen Flötengesang, und schon im März baut das Paar sein Nest in den Wipfel oder auf den wagerechten Ast eines Nadelbaumes im Hochwalde. Übrigens haben wir es auch öfters in Buchwäldern, gewöhnlich über Mannshöhe auf einem wagerechten Aste nahe am Stamme oder in einer starken Zweiggabel an einem unteren Aste der Buchen gefunden. Es ist gross und flachrandig, aus Moos, Reisern, Wurzeln und Bartflechten (Usnea barbata et longissima), die an den Wandungen des Nestes oft auffällig herabhängen, bereitet. Inwendig sind zärtere Wurzeln und Halmen, sowie manchmal auch Thierhaare verwendet. Die vier bis fünf blassgrünlichen Eier sind violetfarben oder kastanienbraun gezeichnet und weichen vielfach in der Färbung ab. Manchmal überrascht Schnee- und Hagelwetter die brütende Misteldrossel, die wir in unablässiger Hingabe an das Gelege mitten unter Schneelagen Nest und Eier hüten sahen. Nach treuer Wartung und Pflege der Jungen und längerer Führung und Anleitung derselben entsteht im Juni eine zweite Brut von drei bis vier Jungen.

Schwerfälliger noch als die Wachholderdrossel erscheint die Misteldrossel. Dies zeigt sich in den Bewegungen beim Hüpfen wie beim Fliegen, welch letzteres mit vielen Flügelschlägen begleitet ist und ungleichmässig in Schlangenlinien dahin geht. Der Lockton lautet: „Scherr,“ dem in der Erregung rasch ein „Rettattaterr“ folgt. Die Vereinigung zu kleineren

Flügen ist eine lockere zu nennen, die heute geschlossen wird und bald darauf sich wieder lösen kann. Die Vögel neigen mehr zur Absonderung hin. Misstrauen, Vorsicht, Klugheit und Wachsamkeit bilden die Grundcharakterzüge. Sie sind sehr beliebte Heerden- und Donenvögel.

Die Sippe der Schwarzamsel, Merula, unterscheidet sich von den Drosseln durch die verhältnissmässig kurzen, stumpfen Flügel, sowie den langen, etwas abgerundeten Schwanz und das düstere, mehr einfarbige Gefieder.

Die Schwarzamsel. Turdus merula.

Länge 25 cm. Schwanz allein 11 cm. Ganz schwarz mit Ausnahme des hochgelben Schnabels und Augenrings. Füsse dunkelbraun. Weibchen oberseits schwarzbraun, unterseits schwarzgrau mit helleren Rändern, Brust und Kehle auf grauschwarzem Grunde weisslich und braunröthlich gefleckt; Schnabel schwarzbraun. Bei den jungen Männchen färbt sich der Schnabel erst gegen das Frühjahr mit der Jährigkeit ganz gelb. Verbreitung: Europa, Westasien und Nordafrika.

Ihr Aufenthalt erstreckt sich über die Wälder der Ebene wie des Gebirgs, über die Vor- und Feldgehölze, Lustgärten, Feld- und Hausgärten, ja selbst eine dichte Hecke mit wenigen hohen Bäumen genügt ihr als Wohn- und Brutort. Wiesen und Ackerland, Bach- und Flussufer sind ihr in der Nähe ihres Standortes sehr willkommen. In Städten und Dörfern dienen ihr sogar die Häuser zu Standorten für ihren Gesangsvortrag, mitunter sogar zu Niststätten. Obgleich die Amsel Wanderungen unternimmt, hängen doch die meisten Paare mit ausserordentlicher Treue und Zähigkeit an dem eingenommenen Wohngebiete. Selbst durch die strengsten Winter weiss sich der dicht befiederte, hohe Kältegrade vertragende Vogel ritterlich durchzuschlagen. Die verschiedenartigsten Beeren dienen ihm da zum Lebensunterhalt, in der Nähe der menschlichen Wohnstätten genügen ihm Abfälle der verschiedensten Art. Die Amsel führt ein abgeschiedenes Leben und vereinigt sich nur mit den Familiengliedern im Herbste und mit anderen Individuen ihrer Art im Frühling, wenn tiefer Schnee fällt und die wenigen Nahrungsquellen die zahlreichen Paare einer Gegend zusammenführen. Die Bewegungen der Amsel auf dem Boden, welchen sie mit Sprüngen streckenweise durchmisst, sind gewandt und schnell, wenn auch unter Bewahrung gemessener Haltung. Vor Gefahr huscht sie schnell in's Gebüsch. Dies vermag sie auch durch jähe Wendungen des Flugs, welcher der kurzen Flügel wegen nicht fördernd ist, wovon man sich überzeugen kann, wenn die Amsel ausnahmsweise in höherem Aufschwung entfernterem Ziele zustrebt. Sie schnellt im Sitz und Sprung häufig den ausgebreiteten Schwanz hoch empor und ruft dabei „Tack tack". Erregt, lässt sie eine wetternde Strophe hören, namentlich am Abend oder Morgen; als Warnungssignal für die Vogelwelt erschallt ein feiner Ton, der wie „Sieh" lautet und dem dann



Schwarzamseln mit Nest.

ein metallisch klingender, lang und oft wiederholter Ton folgt, welcher dem Klingen von Silbergeld vergleichbar ist. Man kann ihn mit den Silben: „tack, tack, tack, driiii, trock, trock!“ bezeichnen, denen häufig bei starker Erregtheit noch längere Zeit wiederholt ein sehr scharfes „Bick“ oder „Bix“ angehängt wird. Männchen und Weibchen, wie sämmtliche Glieder der Familie im Nachsommer oder Herbste lassen bei ihrem Wandel von einem Ort zum andern ein lockendes, die Richtung anzeigendes „Srie“ hören. Der Nestbau beginnt im März. Wir übergehen denselben an dieser Stelle, weil er eingehend in der Abhandlung über die Nestbaukunst der Vögel enthalten ist.

Die Eier sind, drei bis sechs an Zahl, auf hellerem oder dunklerem blaugrünem Grunde lehm- und rostroth, häufig verwaschen gefleckt und überhaupt sehr verschieden gefärbt und gezeichnet. Fünfzehn bis sechszehn Tage brütet das Weibchen und zwar allein. Die Jungen werden sehr sorgfältig gepflegt und gefüttert und wahrhaft ängstlich bewacht. Eine zweite Brut erfolgt im Juni, zuweilen auf derselben Nestgrundlage.

Laut flötend und belebend durchtönt den Wald im Frühling das Lied der Amsel. Es ist eine sprechende, volltönende Melodie, welche bei den meisten Exemplaren wenig Abwechslung bietet und, in der Nähe öfters gehört, in der That sehr ermüden kann. Ausgezeichnete Sänger haben mehr Abwechslung im Gesang. Der Charakter dieses Liedes ist elegischer Natur und erinnert mehr an die dunklen Nadelholzwälder, als an den heiteren Laubwald. Während des Brütens lässt das Weibchen im Neste in der ersten Zeit zwitschernde, wohlklingende Töne vernehmen, wovon wir uns zu unserer Überraschung mehrmals im Walde überzeugten. Die Nahrung der Amsel besteht hauptsächlich aus Würmern, Schnecken, Insekten und deren Larven, sowie aus Obst und Beeren.

Neuerdings will man hin und wieder da, wo sich die Schwarzamsel in grösserer Anzahl in Gärten und Parkanlagen der Landgüter und Städte und an anderen menschlichen Wohnplätzen ansiedelte, diesen Vogel als einen Nestplünderer erkannt haben. Zu verwundern ist sich nur über das Eine, dass man diese ausschreitende Bethätigung der Amsel in ihrer Lebensweise erst jetzt an von ihr so bevorzugten Orten gewahrte.

Es bestätigen diese Erscheinungen an der Schwarzamsel wie an dem Staare durchaus keine sehr seltenen oder auffallenden Thatsachen im Gesammtthierleben. Wie wir neben der Beobachtung beim Staare an unserem Kukuk zufolge individueller Neigung und Eigenthümlichkeit des Vogels Nestplünderungen an Eiern und jungen Vögelchen gewahrten, wie wir den entschiedenen Kerffresser wiederum aus Noth Wachholderbeeren im Heisshunger haben verschlucken sehen; wie wir ferner im Magen eines Hausmarders bedeutende Quantitäten Mehl, in dem eines anderen Erbsen fanden und in dem eines dritten eine Menge Leinsamen entdeckten: so kann aus diesen und ähnlichen Erfahrungen heraus, zusammengehalten mit denjenigen

über die Amsel, doch nur die einfache Schlussfolgerung gestattet sein, dass die Amsel in den besonders häufig von ihr bevorzugten Wohnorten an Städten aus ihrer normalen Lebensweise hin und wieder heraustritt, theils durch individuelle Anlage und Neigung, theils durch äussere Einflüsse, wie Zufall, Gelegenheit und daraus hervorgehendes Gelüste nach jungen Vögelchen. Aber dieser Schluss muss angesichts der nur vereinzelten Erfahrungen noch der weiteren Beschränkung unterliegen, dass die Nestplünderung der in der Nähe bewohnter Orte nistenden Amsel eine nur manchen Individuen innewohnende Untugend, nicht aber ein allgemein herrschender Charakterzug sei. Es wirkt bei dichtem Zusammenwohnen von Amseln gewiss die Gelegenheit verführerisch und endlich beim Einzelwesen dominirend.

Aber es bedarf eigentlich nicht einmal zur Erklärung vorliegender Thatsachen bei der Amsel des Beispiels von andern Vögeln oder Thieren. Die Ursache der immer nur vereinzelt oder ausnahmsweise vorkommenden Nestplünderungen von unserem Vogel findet der aufmerksame, erfahrene Beobachter schon in der Ernährungsweise zur ausserwinterlichen Zeit. Diese Nahrung besteht in entschieden vorwiegender Menge aus Würmern, Nacktschnecken und Insektenlarven. Zur Erbeutung der Würmer hackt die Amsel mit wuchtigen Schnabelhieben bedeutende Löcher in die Erde. Es kommt natürlich sehr in Betracht, ob das Gewürm mehr an der Oberfläche liegt oder tiefer steckt; darnach richtet sich die geringere oder vermehrte Arbeit des thätigen Vogels. Man hat fast jederzeit Gelegenheit, sich von der Gewalt und Ausdauer zu überzeugen, mit der die Amsel Plätze bearbeitet, an denen sie sich Beute verspricht. Schon dieser kräftige Gebrauch des Schnabels, verbunden mit der derben Natur und dem starken Körperbau erklärt die Rücksichtslosigkeit, mit der sie unter Umständen die nackte Brut kleiner Vögel behandeln mag. Nackte Nestlinge haben aber in den Augen eines Vogels, der eine grosse Menge animalischer Nahrung in Gestalt von Würmern, Schnecken und Insektenlarven verzehrt, sicherlich ein verführerisches Aussehen. Das beweist uns der Staar, dessen Missethaten an nackten Rothschwänzchen wir selbst beobachtet haben.

Jedenfalls aber spielen, wie bemerkt, Zufall und Gelegenheit eine hervorragende Rolle bei Raubthaten der Amsel. Es braucht nur durch irgend ein Missgeschick, z. B. durch heftigen Wind oder Sturm, ein nacktes Vögelchen aus dem Neste eines kleinen Sängers zu Boden geschleudert zu werden und eine alte Amsel, zumal eine ihre eigne Brut versorgende, dasselbe zu entdecken (und sie wird es vermöge ihrer Wachsamkeit meistens gewahren): so wird es gewiss keinen Kenner der Vögel befremden, wenn sofort die Aneignung durch den rücksichtslosen Schnabel erfolgt. Nun kommt dieselbe Amsel in einem unbewachten Augenblick einem Neste nahe, oder es trägt sich zu, dass die Jungen verwaisen oder auch nur das Weibchen verungückt, geraubt wird; die Amsel sieht die winzigen Thierchen im Neste,

deren Anblick unzweifelhaft sogleich an die dem guten Gedächtniss eingeprägte, gelegentlich ausgeführte That auf dem Boden erinnert, und die Plünderung des Nestes erfolgt trotz des Geschreies und des Flatterns der beraubten Eltern oder des übriggebliebenen Gatten. Von solchen Ereignissen ist nur ein einziger Schritt zur Auskundschaftung anderer Nester, zu häufigeren Plünderungen und Räubereien.

So wie wir die gewöhnliche Nahrung der Amsel zur besseren Jahreszeit in erster Linie als die Ursache der besprochenen Ausschreitung betrachten, so möchten wir die Einwirkung der Fleischfütterung im Winter erst in zweiter und dritter Linie als Ursache des Vogelraubes gelten lassen. Wie das rohe Fleisch durch seine Ähnlichkeit und Verwandtschaft mit Wurm- und Schneckennahrung von der Amsel gesucht und geliebt wird, so führt es auch wie diese Nahrung durch ähnlichen, verwandten Geschmack zur Aufnahme von nackten Vögelchen. Und wo in Bosquets eine grössere Anzahl von Nestern auf kleinerem Raume zusammengedrängt ist, ergibt sich selbstverständlich auch häufiger Gelegenheit zur Versuchung und Verführung, als in Wäldern, wo die Amsel mehr sporadisch vertreten ist. Obgleich unsere in der Nähe der Städte wohnende Schwarzamsel wohl nach und nach ihr scheues, vorsichtiges Wesen ablegt, stets aber der misstrauische, scharfsinnige, alles in seinem Bereiche merkende Vogel bleibt: so nimmt er eben wegen dieser Aufgewecktheit auch leicht Anderes auf. Warum sollte der wache Vogelkopf nicht Untugenden und Diebereien von anderen Vögeln oder von räuberischen Individuen seiner Art abmerken und sich aneignen können? Es liegt solche Annahme sehr nahe. Wo aber das aufmerksame Auge des Vogelkundigen solchen ausschreitenden Individuen begegnet, gebietet immerhin deshalb die verhütende Vorsicht Vertilgung gefährlicher Exemplare.

Doch stellen wir nun diesen einzelnen Vorkommnissen, diesen an manchen Orten mehr oder minder stattfindenden Ausnahmen das Gesammtbild unserer Erfahrungen über die Amsel in ihrem Verhältniss zu andern Vögeln gegenüber. Wir kommen dann zu einem sicheren, gerecht abwägenden Schluss. Da steht oft ein Amselnest mit Jungen in unmittelbarer Nähe mehrerer Nester kleiner Vögel, die ebenfalls und zwar ganz junge Brut enthalten: — trotzdem sind diese nicht gefährdet — ein Beweis, dass die Neigung zum Raub bei der Amsel individuell ist. Wie oft haben wir beobachtet, noch vor kurzer Zeit gesehen, dass junge Amseln und junge Klappergrasmücken (Curruca garrula) kaum meterlang von einander entfernt auf einer Gartenlaube unbehelligt grossgezogen wurden; in wie unzähligen Fällen fanden wir in Fichtenhegen ein Dutzend Hänflingsnester in der Umgebung von Amselnestern, und es blieb die Eintracht beider Vogelarten die ganze Brutperiode hindurch ungestört.

Schon aus unserer frühen Jugend können wir Beispiele anführen, dass

nicht blos die Spechtmeise (Sitta europaea) sondern auch die Kohlmeise im Herbste in Sprenkeln und Schlaggärnchen gefangene Rothkehlchen und Laubvögelchen überfallen und ihnen das Hirn ausgehackt hat. Man muss nur den Eifer gesehen haben, welchen das Flattern gefangener Vögel auf Meisen ausübt, um hieraus direct zu schliessen, dass Gelegenheit Diebe, resp. Mörder macht. Wer kennte nicht die Vorliebe der Kohlmeise für Fleisch, vorzüglich für Speck? Wer sah nicht schon Meisen Löcher in gerupftes, vor dem Fenster aufgehängtes Geflügel und in Fleischstücke und Speckseiten an Metzgerläden hacken? Wir zweifeln gar nicht daran, dass im Winter jedes gerupfte Vögelchen sofort von Meisen angegangen und verzehrt wird, da wir mehreremal als Modelle zum Zeichnen benutzte ungerupfte Kleinvögel, welche wir nach dem Gebrauche im Winter in's Freie geworfen hatten, von Kohl- und Blaumeisen sogleich anhacken und grossentheils verzehren sahen. Bewachten und vertheidigten die Eltern ihre Jungen nicht so todesmuthig — wer weiss ob nicht die Kohlmeise binnen Jahresfrist als Nestplünderin an den Pranger gestellt würde? Es ist auch gar nicht undenkbar, dass das eine oder andere nackte Vögelchen von den unternehmungslustigen entschiedenen Meisen als willkommene Beute behandelt wird. Haben wir doch in Schlaggarnen alte Kohlmeisen dadurch zufällig gefangen, dass wir junge schwarzköpfige Grasmücken zur Anlockung der Alten unter die Sprungweite desselben versetzten! Die Ursache davon, dass die Meisen ins Schlaggarn gingen, war offenbar die geweckte Raublust. Wie nun? Soll darum den Meisen, diesen allernützlichsten Baumthieren, der Krieg erklärt werden?

Es ist eine Verwechslung der Ursachen, wenn behauptet wird, unsere Singvögel würden von den Amseln aus Standorten vertrieben, die Nachtigallen seien an gewissen Orten, wo sie früher in grosser Anzahl gewohnt, in Folge der Verbreitung und Vermehrung der Amseln verschwunden.

Was vertreibt unsere Singvögel, namentlich die eigensinnigen, empfindlichen und wählerischen Nachtigallen? Die fortwährend Wechsel bringende Cultur, das bewegliche Agens der Gesellschaft, das „alle Welt beleckt" und auch die Hecken unserer Hage, Gärten und Bosquets, das Dulden der Katzen und anderer Raubthiere an ihren Aufenthaltsorten, sowie das Nachstellen von Seiten der Vogelsteller. Man gehe nach Bad Nauheim, Frankfurt a. M., Darmstadt, in Gegenden des Odenwaldes und sehe, wie dort Amseln in Menge und Nachtigallenpaare in den Parkanlagen und Wäldern allsommerlich in Frieden bei einander wohnen und nisten. Im Nauheimer Park wohnen ausserdem Grasmücken aller Art, Bastardnachtigallen, Rothkehlchen u. a. m. in grosser Anzahl. Wir haben an verschiedenen Orten und Gegenden wahrgenommen, dass, wenn einmal die Nachtigallen weggefangen oder durch störende Eingriffe vertrieben werden, oft ein Jahrzehnt und noch längere Zeit vergeht, bis wiederum Paare sich niederlassen und

ansiedeln, selbst wenn an solchen Plätzen früher ein wahrer Reichthum an diesen Sängern vorhanden gewesen ist. Oft ist die Ansiedelung eines neuen Paares glücklicher Zufall, und dann kommt es auf das Gedeihen der Brut an, ob im nächsten Jahre Zuwachs an nistenden Paaren zu erwarten ist. Überall, auch in den bestgelegenen Nachtigallengegenden gibt es sozusagen Nachtigallenperioden, d. h. längere oder kürzere Reihen von Jahren, wo die günstigsten Umstände zur Anlockung und Vermehrung von Nachtigallen zusammenwirken. Da darf eine tief eingreifende Veränderung z. B. in der Erbauung einer Eisenbahn erfolgen, welche Ausrodung eines Theils buschreicher Anlagen erfordert, und siehe, die Nachtigallen bleiben aus, sind verschwunden. Es ist eine wirkliche Verblendung, welche die Amseln für die Sünden der Cultur, der Vogelsteller und sonstigen Feinde der Nachtigallen, ja selbst für die Launen dieser Vögel verantwortlich machen will. Wo es aber gilt, ihres Gesanges und ihrer Nützlichkeit wegen lieb gewonnene heimische Vögel vor Verläumdung und unverdienter Verfolgung zu behüten, da werden wir uns berufen fühlen, Einsprache zu erheben!

Die Steindrosseln, Petrocincla, bilden eine Sippe, welche in felsigen Gegenden, besonders im Gebirge leben. Sie werden unter die Felsschmätzer registrirt und haben mehr Ähnlichkeit mit den Rothschwänzen und Steinschmätzern in Hinsicht des Betragens und der Eigenthümlichkeiten, als mit den Drosseln. Indessen ähneln sie doch letzteren auch unverkennbar in der Gestalt des Kopfes und Vorderkörpers überhaupt. Sie haben kräftigen Leib, mittellangen, pfriemenförmigen, seitlich zusammengedrückten, nach vorn gebogenen Schnabel ohne Auskerbung, mittelhohe, kräftige Füsse, lange, spitze Flügel, verhältnissmässig kurzen Schwanz, der entweder gerade abgeschnitten oder etwas gerundet erscheint.

Die Steindrossel. Petrocincla saxatilis.

Ihre Länge erreicht nicht ganz die der Singdrossel. Blaugrauer Kopf, Hals und Bürzel, dunkel schieferfarbige Schultern und Schwingen, brauner Oberrücken, weisslicher Unterrücken, rostgelber Bauch — das alles kennzeichnet das Männchen; schmutzigbraune Oberseite mit weisslichen Federrändern, hellrostrothe Unterseite mit weisswelligem Halse das Weibchen. Die mittleren Schwanzfedern graubraun, die äusseren rostroth. Iris braun, Schnabel hornblau, der untere horngelb, Füsse hornfarben.

Heimath: Südeuropa, hier und da Mitteldeutschland, ein grosser Theil Asiens. Winteraufenthalt nach Nordafrika sich erstreckend. Einsames Leben.

Die Steindrossel oder der Steinröthel liebt als Aufenthaltsort Felsen, die mit einigen Bäumen oder Sträuchern bewachsen sind, Berghänge, Burgen, dann Flüsse und Bergruinen. Die einzelnen Paare grenzen sich sehr eifersüchtig von einander ab und verlangen ein ziemlich ausgedehntes Wohngebiet; sie gerathen dabei in heftige Streitigkeiten. Als unruhige Vögel

durchstreifen sie hüpfend nach Art der Steinschmätzer und mit ähnlichen Flugbewegungen wie diese die Umgegend ihres Wohnplatzes. Nur wenige Zeit der Ruhe widmen sie den Tag über der Verdauung und dem Gesang. Während des Gesanges steigt das Männchen mehrere Meter öfters in die Höhe und kehrt zum Sitz oder in die Nähe nach einigem Schweben in der Luft in schönen Wendungen zurück. Das Zucken mit dem Schwanz und das Zittern mit demselben ist sehr charakteristisch. Es geschieht nach streckenweisem Hüpfen beim Haltmachen, vermehrt sich lebhaft, wenn der Vogel, aufgescheucht, eine weite Strecke in raschem Flügelschlag durchmessen und sich auf einen Stein oder Zweig niedergelassen hat. Der Gesang ist in den Flötenpartien wohltönend, in den gurgelnden, rätschenden und pfeifenden Lauten nicht einschmeichelnd, je nach der individuellen Anlage mehr oder weniger gut. Ausgezeichnete Exemplare sind vorzügliche Nachahmer anderer Vogelgesänge, von denen einzelne Strophen und Theile wiedergegeben werden. Das Nest steht in Mauerspalten, unter Steingerölle, in Nischen und Höhlungen und besteht aus Moos, Wurzeln, Halmen und Grasklümpchen, inwendig aus feinen Wurzelfasern. Im Mai ist das Gelege vollzählig. Die vier bis sechs Eier sind grünlichblau, mitunter bleichröthlich gefleckt. Insekten bilden die Hauptnahrung, Beeren die seltenere.

Sippe Wasseramsel. Cinclus.

Die Merkmale sind: gedrungene Gestalt, schmaler, schwacher, seitlich zusammengedrückter und eingedrückter, oben etwas aufwärts gebogener, nach der Spitze sich schmal verjüngender Schnabel, kräftige, hohe Füsse, deren mittellange Zehen stark gekrümmte Nägel haben, sehr kurze Flügel, breiter, abgerundeter Schwanz und sehr reiches, dichtes, aus Oberfedern und flaumartigen Unterfedern zusammengesetztes Gefieder. Was den inneren Bau anlangt, so tritt die starke Entwicklung der Singmuskeln auf, desgleichen der Bürzeldrüsen zum Einölen des den Schwimmvögeln zu vergleichenden Gefieders und der Nasendrüsen. Die Knochen sind, mit Ausnahme einiger Schädelknochen, nicht luftführend.

Der Wasserschwätzer oder die Wasseramsel. Cinclus aquaticus.

Länge 20 cm. Weibchen kleiner als das Männchen. Kopf bis zum Hinterhals erdbraun, im Übrigen oberseits aschgrau mit schwarzbraunen Federrändern, Backe, Kinn und Kehle weiss, Brust röthlichbraun gefärbt, gegen den Bauch hin und über denselben in's Dunkelbraune gehend. Iris lichtbraun, Schnabel schwarz, Füsse bläulichgrau. Heimath: Deutschlands Gebirgsgewässer.

An die Forellengewässer des Gebirgs musst du herauf wandern, willst



Artist. Anst. v. Th. Fischer, Cassel.

Wasserschwätzer.

du diesen merkwürdigen Vogel in seinem Freileben kennen lernen, der in den Künsten des Wadens, Schwimmens und Tauchens so grosse Fertigkeit zeigt. Hier, wo der Erlenwuchs in Gestalt üppig emporstrebender Bäume wie in düstergrünen Büschen seine Schatten wirft und seine verzweigten Wurzeln über und in das Wasser ausstreckt; hier, wo Felsblöcke bald zerstreut, bald zur Menge angehäuft, aus dem Bett hervorragen, an denen das hochangeschwollene, erzürnt tobende Flüsschen alljährlich mächtig rüttelt, wenn auf den Höhen die Schnee- und Eismassen geschmolzen sind, oder bei Gewittern wolkenbruchartige Schleussen sich öffnen: — hier tritt an unsere Seite, geneigter Leser, und lass dir die Geheimnisse eines Vogels anvertrauen, den die Natur mit reichen Gaben ausgestattet und vor Allem durch ein Gemüth bevorzugt hat, welches klar und heiter ist bis auf den Grund, wie das Flüsschen, an dem er lebt.

Wohl weht bei uns hier oben rauher die Luft, als drunten in der Ebene, und der Winter ladet gewiss nicht zu Gebirgswanderungen ein; dennoch möchten wir dich mitten im Januar an eine Gebirgsmühle führen, an deren eingefrorenem Rade lange Eiszapfen herabhängen, in denen sich die Strahlen der Morgensonne krystallisch glitzernd spiegeln. Still ist zwar die Luft, aber kalt, sehr kalt — das Termometer zeigt im Schatten 10 Grad Reaumur.

Woher bei dieser Winterstrenge der eigenthümlich schlagartige Vogelgesang? Es schnalzt und balzt und tönt wie Wellengeriesel, dann geht's in Schnurren und Zwitschern über, immer aber dringt es zu Ohr mettallisch, wie klingender Münze Ton.

Jetzt zeigt sich der Urheber der Töne frei auf dem Rade mit Knicksen uns begrüssend, wobei der Schwanz hoch empor gerichtet wird, die Flügel dagegen etwas herabhängen — es ist unser Wasserschwätzer. Seine Komplimente sind in der That keine Bücklinge, wie die Rothkehlchen und Rothschwänze sie machen, auch keine Erscheinungen, wie wir sie bei der Nachtigall und Amsel beim Schwanzschnellen wahrnehmen, keine Verneigungen sondern wirkliche Knickse, denn der Leib wird in der erwähnten unveränderten Haltung des Schwanzes und der Flügel nur rasch hinter einander mehrmals senkrecht niedergedrückt und wieder erhoben.

Der Vogel traut uns nicht vollkommen, denn er behält uns fortwährend im Auge. Ob er singt, ob er am Ufer wie eine Bachstelze dahinläuft, ob er sich in's Wasser stürzt, ob er taucht und schwimmt, immer wieder sucht er sich zu sichern durch stete Wachsamkeit und scharfes Ermessen der Entfernung und der Bedrohlichkeit des verdächtigen Auftritts. Denn er ist klug und zu Schlüssen aus Erfahrungen wohl befähigt. Die Bewohner der Mühle lässt er ziemlich nahe an sich vorübergehen und achtet kaum ihres Treibens in seiner Umgebung, den Fremdling aber betrachtet er misstrauisch, und wenn er Nachstellungen erfährt, entzieht er sich ihnen durch

weiten Abflug von der gefährlichen Stelle, und dabei folgt er zwar im Allgemeinen, wie sonst immer, dem Laufe des Gewässers, schweift jedoch, um auszuweichen, in grösseren Bogen zur Seite ab, um dann wieder in die gewohnte Linie einzubiegen, oder er verbirgt sich in Schlupfwinkeln am Ufer, stets die Brust vom Sitz aus dem Wasser zukehrend.

Wir sehen, dass das eiskalte Bad ihn nicht im Mindesten empfindlich berührt, auch kein Tropfen Wasser dringt zur Haut, vom dichten, glatten, eingeölten Gefieder läuft es augenblicklich ab, wenn er heraufkommt. Ist's nicht ein wahres Vergnügen, solch unverdrossenem, munterem Sänger mitten im Winter zu lauschen, solchen kühnen Verächter des härtesten Frostes zu beobachten?

Aber auch die Gluth des Sommers stimmt sein fröhliches Wesen und seine Munterkeit nicht um. Das leuchtende Frühroth weckt ihn aus seinem kurzen Nachtschlummer an geborgenem Plätzchen. So lang es Tag ist, unterbricht er selten, am liebsten und der Regel nach in den heissen Nachmittagsstunden, seine Thätigkeit, die der Aneignung von Nahrung, der Bewegung zu Wasser und zu Land, dem Gesang und den Sorgen und Freuden des Ehelebens gewidmet ist.

Müller und Fischer kennen ihn wohl und lassen ihn unbehelligt. Letztere wissen zwar, dass er ihnen Concurrenz macht, aber sie schlagen dieselbe nicht hoch an. Nur selten wurden von dieser Seite Stimmen laut, welche ihn als schädlichen Räuber der jungen Fische und des Fischlaichs anklagten.

Bis heute hat noch kein Forscher beobachtet, wie der Wasserschwätzer im Freien fischt und in welcher Ausdehnung er den Fischfang betreibt. Der von uns hochgeschätzte Dr. Girtanner in St. Gallen hat zwar festgestellt, dass der Vogel in der Gefangenschaft kleine Fische frisst; und seine Beobachtungen werden in ihrem Werthe respectvoll anerkannt; aber damit ist uns keine Kenntniss geworden über seine Thätigkeit nach dieser Richtung hin im Freileben. In der Freiheit gestaltet sich das Thun und Treiben der Thiere oft sehr verschieden von ihrem Verhalten in der Gefangenschaft. Denken wir im vorliegenden Falle nur an die Einwirkungen der Bewegung, der Luft, der Sonne, des Wassers und bringen wir den hiermit verbundenen Stoffwechsel in Anschlag!

Wohl wissen wir die Beobachtung der Thiere im Gefangenleben und die Untersuchungen erlegter Exemplare mit dem Secirmesser gebührend zu schätzen, denn wir haben in beiderlei Hinsicht reiche Erfahrungen gemacht, lohnende Resultate erzielt. Doch die von Opfern aller Art begleitet gewesenen Forschungen im Freien sind die wahren Lichtpunkte in unserem wissenschaftlichen Streben, wir dürfen sagen, auch in unserem Leben.

Schon vor einem Jahrzehnt hatte der eine von uns (Karl) das Glück, zufällig beim Forellenangeln einen Wasserschwätzer in unmittelbarer Nähe

von deckendem Erlenbusch aus ein Fischchen von der Grösse einer Stecknadel fangen und, nachdem er es auf den Stein aufgeschlagen hatte, verschlucken zu sehen.

In den Monaten Februar und März des Jahres 1879 gelang es uns, mit Hülfe eines guten Doppelperspectivs den interessanten Vogel als unvergleichlichen, leidenschaftlichen Fischer unter verschiedenen Umständen gründlich kennen zu lernen.

Als unter der strengen Herrschaft der Winterkälte unser Flüsschen Schwalm mit einer dicken Eisdecke überzogen wurde und nur die rauschenden Wehre und diejenigen Stellen Widerstand leisteten, wo der Zufluss von Quellen der unmittelbaren Nähe und der starke Fall des Wassers keine hemmende Schranke dulden, da kamen die Wasserschwätzer zu den offenen Stellen und gaben sich fast den ganzen Tag über der Fischjagd hin. Der Vogel spähte von einem hervorragenden Stein oder von dem Rande der Eisdecke hinab, schnellte stramm und hoch den Schwanz empor, reckte den Hals aus und stürzte sich in die Tiefe. Gleichsam fliegend unter dem Wasser durchmass er zwei bis drei Meter weite Strecken rasch und behende, machte hier und dort eine flinke Schwenkung und drehte sich zuweilen im Kreise um sich selbst herum, fortwährend der Beute nachjagend. Nach einem Aufenthalt von 10 bis 15 Secunden unter dem Wasser oder der Eisdecke kam er empor, ein Fischchen von der Grösse einer langen Stecknadel ungefähr in der Mitte quer im Schnabel und dasselbe nach ein- oder zweimaligem Aufschlagen verschlingend. War das Fischchen ein wenig grösser, so zerschlug es der Vogel und verschlang es in zwei Portionen. An einer offnen Stelle des Mühlgrabens unterhalb eines kleinen Wehrs beutete ein Paar dieser Vögel täglich während der grossen Kälte den schlammigen Rasen und die verfaulten Schilfpartien auf dem Grunde an beiden Ufern aus, wo eine unzählige Menge von Flohkrebsen (Gammarus pulex) angehäuft war, Thierchen, welche eine Länge von 20 mm erreichen und eine Lieblingsnahrung der Forellen bilden.

Durch das eintretende Thauwetter und die dadurch erzeugte Fluth, die eine ausserordentliche Höhe erreichte, wurde uns Gelegenheit gegeben, weitere Beobachtungen anzustellen. Wir fanden die Wasserschwätzer an den breiteren Stellen des Flüsschens, die bei normalem Wasserstande gerade die seichtesten und an Schilfpartien und Raseninselchen so reich sind. Unruhig flogen sie hin und her, bald da, bald dort sich auf die Lauer setzend oder am Rande des Hochwassers nach Nahrung suchend. Die trübe, reissende Fluth hinderte sie am Fischen. Auf dem Grablande eines Gartens an der Mündung des Mühlgrabens untersuchte der hungrige Vogel den lockeren Erdboden, an dessen Oberfläche sich in Folge der auffallend warmen Witterung das Gewürm zeigte. Sowohl unmittelbar am Wasser wie von der Wasserfläche pickte der geschäftige Schnabel fortwährend winzige

Insekten, Eriopteraarten, weg, die zu jener Zeit schon in ungeheurer Menge entwickelt waren und Ende Februars oft schon ganze Eisflächen überziehen, wo sie zusammengeschaarten, auf dem Zuge befindlichen Bachstelzen zur Nahrung dienen.

Schon am andern Tag war die Fluth so weit zurückgetreten, dass die grünen Inselchen hier und da zum Vorschein kamen. Zwei Paare der Wasserschwätzer trafen wir bei Ausübung der Fischjagd an. Sie wetteiferten wahrhaft im Tauchen, Schwimmen und Fangen. Die Beute wurde meistens nur auf die Wasserfläche aufgeschlagen und sogleich verschlungen, nur grössere Fischchen trugen sie auf einen Stein oder an's Ufer und behandelten sie dort derber, zu grosse wurden dagegen nur getödtet und entweder der Fluth übergeben oder auf dem Trocknen ohne Weiteres liegen gelassen. Es fiel uns auf, dass trotz des noch vielfach getrübten Wassers der Fischfang ausführbar, ja ziemlich erfolgreich sein konnte. Jedenfalls sieht der Wasserschwätzer im Wasser haarscharf, und nur dadurch ist ein Erfolg selbst bei noch nicht völliger Klärung desselben möglich. Ausserdem aber verfährt dieser Fischer nicht etwa wie der Eisvogel, der als Stossfischer immer nur dann zum Sturz in's Wasser sich anschickt, wenn er den Fisch vom Lauersitz aus wahrgenommen hat, sondern er taucht unzählige Mal unter, ohne irgend eine Bewegung des Fischs zu sehen, untersucht das Wasser, stört die Fische auf und ergreift sie entweder durch eine flinke Wendung, ein pfeilschnelles Nachschiessen oder, wie es vorwiegend der Fall ist, in dem Augenblick, wo sie sich an einen Gegenstand, etwa einen Stein oder einen Baumstrunk anlehnen, in einen Schlupfwinkel flüchten wollen oder an dem Ufer oder auch durch Niederdrücken auf den Grund Schutz suchen.

Als das Wasser mehr und mehr sich verlaufen hatte, konnte man die unermüdlichen Fischer unmittelbar am Ufer wadend fischen sehen. Meistens stromaufwärts rückten sie voran, untersuchten tastend mit dem Schnabel den Rasen und das verfaulte Schilf und zogen oft tief aus der Crescenz die Fischchen hervor, ein Beweiss, dass der Schnabel auch als Tastwerkzeug dient. Sobald ein Fischchen aufgestört enteilen wollte, tauchte der Fischer ihm nach und brachte es gewöhnlich nach wenigen Secunden herauf. Innerhalb 8 Minuten raubte ein Vogel 7 Fischchen. Immer von Neuem fanden wir Anlass zur Verwunderung über das seltene Fehlschlagen des Unternehmens. Die leidenschaftliche Hingabe an den Raubfang, die Feinfühligkeit beim Untersuchen, die hochgespannte Aufmerksamkeit auf jede Regung in unmittelbarer Nähe, die entschlossene Haltung, die hartnäckige Verfolgung, die Leichtigkeit und Geschmeidigkeit der Schwimm- und Tauchbewegungen, das sichere Erfassen und Festhalten der Fische — alle diese Kundgebungen schufen ein höchst fesselndes Bild vor unseren Augen.

Nach viertelstündiger Thätigkeit verliess der Fischer zuweilen das

durchforschte Jagdgebiet, erhob sich und flog eine Strecke auf- oder abwärts an einen andern Platz, den herbe und mettallisch klingenden Lockton „Berst“ mehrmals ausstossend. Bisweilen blieb er aber auch eine Stunde und länger noch an dem Lieblingsorte, setzte sich zeitweise mit aufgeblasenem Gefieder auf einen Stein oder ans Ufer, stets mit dem Vordertheil uns und dem Wasser zugekehrt, ölte das Gefieder ein und sang dann sein Liedchen, während das Weibchen stillschweigend in der Nähe ebenfalls am Ufer, mit dem Ordnen des Gefieders beschäftigt, hockte oder noch weiter fischte.

Wenn nun das späte Mittagslicht in den Wellen sich brach, und wir schauten durch das Doppelperspectiv über die Wasserfläche nach den Vögeln hinüber, so stellte sich unsern Augen auf dem weissen Vordertheil derselben entzückend schön das Regenbogenfarbenspiel dar. Herrlich leuchtete am unteren Rande des weissen Spiegels ein breites Violettband, und die Kehle strahlte in intensivem Roth.

Beginnt das Fischen wieder, so reckt sich der Vogel langsam aus der Ruhe empor, rückt schwanzschnellend und mit seitlichen Wendungen vor, dehnt den Hals und wirft Gewöll aus; dann begibt er sich laufend, mitunter auch fliegend und durch einen Sturz jäh den Flug unterbrechend in das Wasser. Der Wasserschwätzer erscheint, wie schon bemerkt, in der Ruhe plump und selbst fliegend ziemlich unbeholfen, wiewohl er bei Zurücklegung grösserer Strecken in einem Zuge, sowie durch seitliche Schwenkungen unter deckende Büsche oder Wurzelausschläge nicht gerade den Eindruck der Ungewandtheit macht. Aber das Wasser ist sein belebendes Element. Hier zeigt er neben den schon erwähnten Kunstfertigkeiten, dass er auch auf dem Boden der Gewässer laufen kann. Da ist er in der That ein Anderer, als auf dem Lande und in der Luft, stets erregt, hochgelaunt, das Bild leibhaftiger Unruhe, überraschender Gewandtheit und entzückender Anmuth. Jetzt taucht er hier unter, im nächsten Augenblick kommt er dort herauf, schwimmt geradeaus oder im Kreise herum, erhebt sich und stürzt sich wieder kopfüber in die Fluth, in die Stromesschnelle, in den Schaum und Gischt des brausenden Mühlrades, in das klingende und rauschende Spiel des Wasserfalls. Wo es tobt und braust, wo es klappert und schäumt, da ist sein rechtes Heim, da zieht's ihn immer wieder hin, wenn die Unternehmungslust und das Nahrungsbedürfniss ihn zu Streifereien bewogen haben, da und unter wildverschlungenen Wurzeln, unter Brückenbogen und in Mauernischen der plaudernden Mühlgräben ist seine Zuflucht, sein Schutz vor den Feinden. Und mitten im Flussbette auf Felsblöcken zeugen seine kalkweissen Excremente von der Vorliebe für solche heimlichstille Plätzchen, wo es nur plätschert und rieselt, und verrathen dem kundigen Blicke das erhabene Thronen des Vogels im Bereiche des Fischjagdgebietes. Denn ein Romantiker ist dieser befiederte Wellenkönig, dazu geschaffen und er-

zogen von der wilden Gebirgsnatur und unterstützt von dem Grundzuge der Ungeselligkeit und des Einsiedlerlebens, welcher nur die Ehegemeinschaft duldet. Dieser ist der Vogel aber auch mit musterhafter Treue während des ganzen Jahres hingegeben, im Frühling und Sommer zum Zweck der Fortpflanzung in engstem, während der übrigen Jahreszeit in mehr oder weniger loserem Verbande. Ja, das selbstsüchtige, unduldsame Herrscherpaar durchmisst sein Gebiet auf- und abwärts bis zu zwei Kilometer und grenzt es genau ab gegen die Nachbarpaare. An der Schwalm wohnen die Paare jedoch etwas näher zusammen, so dass von Alsfeld bis zur letzten Mühle jenseits des Dorfes Altenburg, auf einer Strecke von 3 bis 4 Km, an dem Flüsschen und dem Mühlgraben 3 bis 4 Paare ihr Heimgebiet haben.

Unwillkommene Begegnungen, vorzüglich zur Minnezeit, führen zu erbitterten Kämpfen, die zu Wasser und Land ausgefochten werden und nicht eher aufhören, bis der Eindringling gewichen und die Alleinherrschaft hergestellt ist. Nur die Noth führt nicht selten vorübergehend die Paare zusammen, der sehr strenge Winter und die Hochfluth. Selbst die Nachkommenschaft, ob sie gleich mit hingebender Liebe und Sorge gepflegt und erzogen wird, muss der Macht des selbstsüchtigen Herrschertriebes der Eltern weichen, sobald die gehörige Selbstständigkeit in Ernährung und Fortkommen erreicht ist. Niemals macht das alte Paar einem jüngeren Platz sämmtliche Kinder müssen auswandern, im günstigsten Falle nicht weit, im ungünstigsten oft in andere Flussthäler. So kommt es, dass ein altes Paar zehn Jahre lang dasselbe Gebiet bewohnen kann. Hier begegnen wir einer grundzüglichen Wahrheit, dass die Unduldsamkeit und unbedingte Alleinherrschaft im Leben solcher Vögel in engstem Zusammenhang steht mit dem Ernährungsbedürfniss. Ein Paar braucht zu seiner gedeihlichen Existenz ein gewisses Gebiet, welches unbeeinträchtigt bleiben muss. Dagegen lebt unser Fischer mit Eisvögeln, Gebirgs- und Bachstelzen und anderen befiederten Flussbewohnern in Frieden.

In dem Rauschen, Toben und Schäumen der Bäche und Flüsse, unter dem Klappern der Mühlenwerke erblickt gemeiniglich auch der Wasserschwätzer das Licht der Welt. Im Gemäuer oder in einer Nische der Wasserstube, oft dicht hinter dem Wasserfall des Mühlrades, in Schaufeln lange stillstehender Räder, gesichert vor dem Raube der Katzen, Marder, Iltisse und Wiesel bringt der Vogel sein Nest an, welches aus Reisig, Wurzeln, Stengeln und Blättern des Grases, Strohhalmen, Erd- und Wassermoos zwar lose, aber doch dickwandig, tiefhalbhohlkugelig, mit engem Eingang erbaut und mit Baumblättern, in der oberen Schwalm-Gegend häufig mit Erlenblättern, ausgelegt wird. Die Sorge der Erbauer ist darauf bedacht, die Höhle, in der es steht, vollkommen auszufüllen; wo dies jedoch wegen der Weite derselben nicht mög-

lich ist, da wölben sie es mit einem Moosdach zu und lassen ein enges Schlupfloch, dem ganzen Bau durch reichliche Zugabe von Moos überhaupt grössere Festigkeit und Haltbarkeit gebend. Gleiche Sorgfalt verwendet das Paar beim Bauen, wenn, wie es bei uns an der Schwalm zuweilen geschieht, das Nest auf einen Felsvorsprung an dem Ufer frei in das Pflanzen- oder Erlenwurzelgewirre gebaut wird. Ende März oder anfangs April beginnt das Nisten, gegen die Mitte des letzteren Monats das Eierlegen. Von den vier bis sechs glattschaligen, glänzendweissen Eiern verderben aber gewöhnlich in Folge der feuchten Lage mehrere, so dass selten eine grössere Anzahl von Jungen erzielt wird. Sehr fest sitzt das Weibchen auf den Eiern, so dass wir das Nest beim Fischen schon mehrmals fast mit dem Fusse streiften, ohne den brütenden Vogel von dem Gelege zu vertreiben. Das Männchen begibt sich oft an sehr weit von der Brutstätte gelegene Plätze des Gewässers, um Nahrung für sich und die brütende Gefährtin zu erbeuten. Kleine Fischchen, mit welchen es die Gattin reichlich den Tag über versorgt, trägt es, quer in der Mitte gefasst, im Flug nach der Wohnung. Hier zersückt es die grösseren Exemplare auf Steinen und reicht die Beute brockenweise dar. Die Brut wird anfänglich mit Wassermotten, Haften, Mücken, Käferchen, Flohkrebsen u. dergl. mehr gefüttert, später auch mit kleinen Fischchen. Die Eltern zerschlagen nur die allerkleinsten Fischchen nicht, die andern aber zerstücken sie und füttern alsdann ihre Kleinen. Sehr interessant ist die Art und Weise, wie sich der alte, erfahrene Vogel die unter den kleinen Steinen im Wasser verborgenen Flohkrebse aneignet. Wir sahen ihn am 7. Mai des Jahres 1879 am Ufer des steinreichen Flüsschens, etwa 600 Schritte von Alsfeld entfernt, stromabwärts vor uns her laufen und eifrig Steine von Knabenfaustdicke mit dem Schnabel umwälzen, von deren umgewandter Fläche er hastig kleine Thierchen abpickte. Auch vom Grunde des Bodens im seichten Wasser holte er diese mit dem dienstfertigen Schnabel herauf, wenn sie durch die Flucht unter andere Steine Schutz suchten. Wir begaben uns an Ort und Stelle und nahmen beim Umwenden der Steine viele Flohkrebse wahr, die durch die Störung veranlasst wurden, sogleich einem andern Schlupfwinkel zuzustreben. Diese vom ihm sehr bevorzugte Nahrung war es, welcher der kluge Vogel mit unverkennbarer Hingebung nachstellte. Kaum sind die Jungen flügge geworden, so stürzen sie sich bei Störungen aus dem Neste sofort in das Wasser, gebrauchen wie die Alten ihre Flügel zum Rudern und verkriechen sich, am Ufer emporgekommen, unter Wurzeln, in Höhlungen und im Steingeklüfte. Gewöhnlich begnügt sich das Paar mit einer einzigen Brut im Jahre, zumal wenn die Ungunst der Frühlingswitterung ihre Verzögerung verursacht.

Möge der liebenswürdige Bewohner der Gebirgsgewässer wenigstens überall in einzelnen Paaren geschont und der Schaden, den er dem Fisch-

bestande zufügt, nicht allzuhoch angeschlagen, namentlich aber nicht in annähernd gleiche Linie gestellt werden mit dem Raube, welcher von unseren zahmen Enten in unseren Forellenbächen an Fischen und Fischlaich verübt wird. Denn es wird mit dem milderen Wetter der beginnenden sommerlichen Jahreszeit die Fischjagd des Wasserschwätzers durch die Menge der Insekten wesentlich eingeschränkt. Da summt, schwirrt, krabbelt und schwimmt es überall um den Vogel herum, und er braucht nur zuzugreifen, um der Nahrungsfülle theilhaftig zu werden, welche ihm zu jeder Stunde des Tags geboten ist. Indessen lässt es sich nicht leugnen, dass er den Laich von Weissfischen im Sommer sowohl, als auch den der Forellen im Spätherbste zehntet, und er während des Winters auf Fischchen neben Flohkrebsen angewiesen ist. Dennoch neigt sich die Wage zu seinen Gunsten, denn die Schale, in der seine Vorzüge angehäuft sind, wiegt bei Weitem am schwersten.

So lange im Gebirge Crystallwellen über Kiesgrund rieseln, schaumbenetztes Felsgestein das bemooste Haupt aus der Strömung erhebt, geschwätzige Mühlen aus den Erlenwäldchen hervorschauen und die muntere Forelle aus der Stromschnelle emporspringt dem Sonnenstrahl entgegen: so lange soll auch der Wasserschwätzter einstimmen in das Murmeln und Klingen hier oben, und seine belebende Erscheinung der Gebirgsnatur Anmuth und Reiz verleihen! —

Die Familie der Sänger. Sylvidae.

Der bei den Singvögeln überhaupt sich geltend machende Singmuskel erscheint hier vorzüglich ausgeprägt, der einen oder andern Art nach jedoch mehr oder weniger entwickelt. Der Lauf ist vorn getäfelt, der Schnabel mit seichter Kerbe vor der Oberkieferspitze und mit grossen Bartborsten versehen. Die Familie zählt meist kleinere, zierliche und anmuthige, sowie gegen rauhe Witterung empfindliche Arten Sommervögel, welche von Kerbthieren, theilweise und zeitweise auch von Beeren leben. Unter ihnen ist das Gesangsvermögen in allen Graden und Stufen der Güte vertreten.

Die Sippe der Busch- oder Erdsänger, Sylviae, zählt schlanke, zarte Vögel mit bedeutendem Kopf, grossen Augen, hohen, gestiefelten Läufen, lockerem Gefieder, schwachem, geradem, weit gespaltenem Schnabel. Der Aufenthalt ist an Wälder, Haine, theils auch an Parkanlagen und baum- wie buschreiche Gärten gebunden.

Die Nachtigall. Sylvia luscinia.

Die Grösse beträgt 16 cm. Die Färbung ist auf der Oberseite fahl rostbraun, die braunen Schwingen haben dunkle Aussensäume, über die Unterseite zieht sich ein schmutziges Grauweiss, welches am Kropf, Hals und an den Flanken in's Bräunliche spielt. Oft ist die Kehle leuchtend

hell, beihnahe weisslich. Die oberen Schwanzdecken und Schwanzfedern sind rostroth, mitunter fast leuchtend, die unteren Schwanzdecken fahl rostgelb, die unteren Flügeldecken dagegen ein wenig dunkler. Braune Iris, hornfarbener Ober-, hellbrauner Unterschnabel, hellbraune Füsse. Die Gestalt ist kräftig, erscheint jedoch der hohen Füsse wegen schlank.

Die Verbreitung geht über den grössten Theil Europa's und einen Theil Westasiens. Auf ihrem Herbstzuge dringt sie bis ins Innere Westafrika's. Zu ihrem Aufenthalt wählt die Nachtigall Haine, Waldränder, mit Bächen und Flüssen durchzogene Thäler, Flussufer, Parkanlagen, buschreiche Gärten, Feldgehölze etc., jedoch unter der Voraussetzung, dass es an dichtem Unterwuchs und geigneten Oberständern im Walde oder Obstbäumen in Gärten nicht fehlt. Die Höhe der Gebirge und den tiefen Wald meidet sie entschieden. Überhaupt zeigt sie sich in der Wahl ihrer Sommeraufenthalte meist sehr wählerisch, und gewisse Gegenden werden von ihr unverkennbar bevorzugt.

Wir wollen sogleich die Beschreibung des ihr innig verwandten Sprossers, Sylvia philomela, folgen lassen.

Der Sprosser zeichnet sich vor der Nachtigall durch etwas überragende Grösse, sowie durch kräftigeren derberen Bau aus; auch ist die Färbung dunkler, der Schwanz nicht so hell leuchtend rostroth, vielmehr in's Braune übergehend. Die Oberbrust hat dunkle Wolken oder Muschelflecken, jedoch treten dieselben bei dem einen Individuum mehr als bei dem andern hervor. Beim Emporheben des Schwanzes im Affekte zeigt sich zwischen Nachtigall und Sprosser der Unterschied, dass erstere ihn nur gerade in die Höhe schnellt, während der Sprosser ähnlich wie der Würger ihn auch gerne zur Seite geschmeidig hin und her wendet.

Seine Verbreitung erstreckt sich im Osten Europa's über Dänemark und Scandinavien, er bewohnt aber auch theilweise als Brutvogel Deutschland. Österreich, Ungarn, Theile von Russland herbergen viele Paare. Sein Zug geht im Herbst je nach der Heimath bis Westasien und Nordostafrika.

Der Aufenthalt des Sprossers ist weit mehr beschränkt, als derjenige der Nachtigall, denn er ist an die Ebene und die Ufer der Flüsse gebunden. In Bezug auf die Holzarten ist er ebenfalls viel wählerischer als seine Verwandte. Letztere lebt in jeglicher Art von Laubhölzern, vorzüglich gern in untermischten, während der Sprosser Erlen- und Weidengebüsche mit aller Entschiedenheit vorzieht. Da, wo die Cultur nicht störend eingreift und die Hand des Vogelfängers nicht in das Leben dieser edlen Sänger räuberisch eingreift, sind die Sprosser wie die Nachtigallen an Lieblingsplätzen sehr zahlreich vertreten.

Die Nachtigall erscheint bei uns frühestens in der Mitte des Monats April, in Jahren, wo Spätfröste und überhaupt rauhe Witterung in diesem Frühlingsmonat herrschen, jedoch erst zu Ende desselben, ja bisweilen sogar

erst in den ersten Tagen des Mai. Gewöhnlich erscheinen in den südlichen Gegenden Deutschlands einzelne Vorläufer schon in der ersten Hälfte des April. Stets ziehen die Männchen den Weibchen um mehrere Tage voraus. Die vorausgeeilten Männchen locken durch Rufe und Gesang die nachziehenden Weibchen an sich, und wenn die Ungunst der Witterung die Reise in die Heimath verzögerte, erscheint mitunter das Paar, welches sich unterwegs vereinigte, zusammen an dem geliebten Wohnort. Der Zug findet stets während der Nacht und zwar einzeln, im eben erwähnten Falle allerdings paarweise statt. Wir haben in mondhellen Aprilnächten, die warm und windstill waren, das Nachtigallmännchen bei seiner Ankunft in einem Park beobachtet. Wir vernahmen von ferne erst einige Strophen in der Luft und unmittelbar darauf ertönte der laute Schlag zusammenhängend im Park wie Begrüssungsjubel. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Paare vom vorigen Jahre die alte Heimath, sogar den beliebten Busch, den Nistort, den Standort wieder aufsuchen, dass das Männchen den Zweig oder Ast, auf welchem es im vorhergehenden Frühling vorzugsweise gerne seinen Gesang hören liess, auch sofort nach der Wiederkehr aus der Fremde bevorzugt.

Auch der Sprosser zieht Nachts, und das Männchen kehrt etwas früher heim, als das Weibchen; auch er hält an dem alten Wohnplatz gerne fest, vorausgesetzt, dass Störungen eingreifender Natur unterbleiben.

Ehe die Paare der Nachtigallen und Sprosser zur Nestbereitung und Abgrenzung ihres Gebietes schreiten, finden Kämpfe mit den Nachbarn um den Besitz bevorzugter Stellen statt. Gewöhnlich haben die alten Paare mit ihren eignen Jungen zu streiten, denn letztere kehren zur Stätte, wo sie geboren wurden, zurück. Aber auch Fremdlinge drängen sich ein und veranlassen Kampf. Zunächst sind es die Männchen, welche den Strauss unternehmen. Oft aber besteht derselbe nur in einem herrlichen Wettgesang, welcher durch die Steigerung der eifersüchtigen Erregung zur höchsten Meisterschaft emporgetragen wird. Wir haben solche Wettgesänge beobachtet, sie finden manchmal zwischen einem halben Dutzend Männchen statt. In einem Busch vereinigt, nehmen sie Stellung gegen einander und suchen sich zu überbieten. Dabei schlagen sie abwechselnd den ausgebreiteten Schwanz hoch bis zum Rücken hinauf und rücken in den Zweigen vor. Solche Wettstreite beschränken sich aber fast nur auf die Zeit, wo die Weibchen oder wenige derselben erst angekommen sind. Später geht das Jagen und Verfolgen, das erhitzte Abschlagen vor sich. Wir sahen auch Weibchen sehr heftig sich befehden. In einem Falle, wo neben einem Paare ein überzähliges Weibchen sich niedergelassen hatte, dauerte der Kampf zwischen dem gepaarten und diesem Weibchen acht Tage lang. Unter solchen Umständen vernimmt man auch gesangsähnliche Strophen von den Weibchen. Ein Gleiches ist der Fall, wenn das Männchen sein Weibchen

durch Baum- und Buschgruppen, über Blössen und in Bogen um Bäume verfolgt. Die Liebe macht dann beredt.

Es ist beachtenswerth, wie verschieden der Frühlingszug von dem Herbstzuge sich verhält. Ersterer geht stürmisch von Statten und wird nur durch die Macht ungünstiger, die Ernährung beeinträchtigender, mithin auch den gewaltigen Trieb zum Aufbruch dämpfender Witterung aufgehalten. Hier und dort hört man in Gegenden, die keine Nachtigallen aufzuweisen haben, plötzlich im April eine Nachtigall schlagen. In der kommenden Nacht verschwindet sie wieder. Auf dem Herbstzuge begegnen wir dagegen Nachtigallen, die sich lange Zeit an einem und demselben Platze aufhalten; auch werden da Orte besucht, die im Frühling streng gemieden erscheinen. Entfernen sich doch schon Ende Juli die jungen Nachtigallen von den Eltern und ziehen oft weithin an fremde Orte, um da ihren Federwechsel zu bestehen und alsdann den Zug zum Winteraufenthalt zu unternehmen.

Das Nest legt die Nachtigall in dichtem Gebüsch, auf üppigem Unterwuchs, auf einem Baumstumpf zwischen wuchernden Schösslingen, in einem Dornbusch, einem Reiserhaufen, ja selbst auf dem flachen Boden an. Es besteht aus dürren Blättern der Eiche, Stengeln und Halmen, die nicht kunstvoll geordnet sind. Würzelchen, Rispen, Grashälmchen, zuweilen auch Pferdehaare und Pflanzenwolle bilden die Auskleidung des tiefnapfförmigen Nestes. Das Weibchen bebrütet die fünf bis sechs zartschaligen, glänzend-blass-grünen oder graugrünen oder auch rothbraunen, braunroth gestrichelten, am stumpfen Ende gewölkten Eier unter geringerer Betheiligung des Männchens. Die Eier des Sprossers sind von gleicher Zahl und gleicher Färbung. Die Bebrütung derselben stimmt mit der der Nachtigallen überein. Während der Brütezeit begibt sich der Vogel zeitweise, zumal zur warmen Mittagszeit aus dem Neste, spannt sich aus, dehnt sich, streckt abwechselnd Flügel und Fuss links wie rechts nach hinten und stürzt in eiligem Hin- und Herflug von Zweig zu Zweig. Während dieser Zeit entwickelt sich der Schlag des Männchens zur vollen Blüthe und Kraft. Wir sagen in unserem Buch über die nützlichsten Säugethiere und Vögel über diesen Schlag Folgendes: „Mitten in das Singen und Zwitschern der bereits heimgekehrten Sänger schmettert gegen das Ende des April eine während der Nacht angelangte Nachtigall einen Triller, dessen Klang uns zauberhaft berührt, und nun folgt Strophe auf Strophe des Liedes in innigem Zusammenhang. Es ist, als habe sich ein Schweigen gebietender Moment der übrigen Vögel bemächtigt, denn ringsum verstummen auf einige Augenblicke die Kehlen, und nur die Meisterin des Gesanges, die Königin Nachtigall schlägt. Ja, sie schlägt, denn edler Metallklang tönt aus ihrer Stimme in der Höhe, wie in der Tiefe. Keiner derselben ist unbedeutend, alle sind raumbeherrschend auch in ihrer sanften, zarten, klagenden Flötenweise. Selbst der Lockton „Uit“ und das darauffolgende Knarren ist von edlem

Gepräge. Seele spricht aus diesem Schlag. Seufzen und Klagen, Kraft, Würde und Erhebung, Entzücken und Jubel drücken sich darin aus. Dieses Thierchen ist keine Maschine, es ist ein seelenbegabtes Wesen. In diesem kleinen Herzen wohnen Empfindungen, die in rascher Folge wechseln und in der Wundergabe des Gesanges ihren Ausdruck finden. Glühendes Abendroth oder goldener Frührothschein oder weiche, mondbeglänzte Mainacht gehört zu diesem Gesang. Sanfter Hauch vom Himmel, würziger Duft von Blüthen und Blumen müssen wehen, heimliche Stille, mit der nur das Gemurmel des Bachs und das Summen der Bienen und Käfer in wohlthuendem Einklang steht, muss herrschen, vor allem aber ein sinniges Gemüth, ein für die Natur und ihre Gebilde, ihr Wirken und Schaffen hoch schlagendes Herz befähigen den Hörer zum Verständniss des Nachtigallenschlags. Ein Vogel, dessen Brust solche Töne entströmen, muss ein bedeutender sein. Und das ist die Nachtigall in Wahrheit. Ihr Feuer und ihre Lebendigkeit gibt sich schon im häufigen Aufschlag des Schwanzes kund. In weiten Sprüngen hüpft sie am Rande des Gebüsches hin; ein Käferchen erblickt ihr grosses Auge; nicht hastig und gierig fällt sie darüber her, nein, als wolle sie sich die Beute erst prüfend beschauen, hält sie den Kopf schief und nimmt dann dieselbe mit dem Schnabel auf. Vor unserem Anblick huscht sie zur Seite in das Gebüsch zurück oder sie fliegt eine Strecke an der Erde her und verschwindet mit einer Seitenwendung im Dickicht. Das Weibchen kommt uns seltener zu Gesicht, es hält sich stiller und lockt nur zuweilen. Wird das Nachtigallenpaar den Sommer über im Park oder Garten bleiben? So fragen wir besorgt. Feinde stellen diesen Vögeln nach, vor allen leidenschaftliche Menschen, welche sie, von rohem Erwerbsinn geleitet, in den grösseren Städten zu Markte tragen und in den Häusern der Vogelliebhaber feil bieten. Wir können uns beruhigen, denn schon am ersten Morgen der Anwesenheit ist von dem Besitzer des Grund und Bodens das Nachtigallengärnchen gestellt und das Männchen ein- oder mehrmal gefangen und wieder freigelassen worden, bis es nicht mehr anbiss trotz des zappelnden Mehlwurms. Nun mögen die Vogelsteller mit Tagesanbruch sich hereinschleichen, ihre Fangversuche werden misslingen.“

Die Nahrung der Nachtigallen besteht in Kerbthieren und deren Larven welche sie auf dem Boden durch Untersuchen des dürren Laubes, Mooses und verfaulter Holzstöcke grossentheils sich aneignet; hauptsächlich lebt sie von kleinen Regen- und Holzwürmern, glatten Räubchen, Fliegen, Motten und Käferchen. Im Spätsommer geht sie rothen Hollunder- — später auch schwarzen — und Faulbeeren nach. Ende Juni verschmäht sie auch die Johannisbeeren nicht. —

Die Ernährungsweise des Sprossers stimmt mit derjenigen der Nachtigall überein, nur bieten sich ihm, der mehr wasserreichen Aufenthaltsorte zufolge, theilweise andere Insekten dar. Je mehr die Jahreszeit vordringt,

desto abgebrochener und von Pausen unterbrochen wird der Schlag des Sprossers sowohl wie der Nachtigall, bis derselbe allmälig ganz verstummt. Schon die Jungenpflege um Johanni ist bei den meisten die Ursache des Schweigens. Nur das „Uit“ hört man dann oft von beiden Eltern als Ausdruck der Besorgniss rasch hinter einander ertönen.

Es sind Vergleiche gezogen worden zwischen dem Nachtigallen- und dem Sprosserschlage, und viele geben letzterem den Vorzug. Wir sind zu dem entgegengesetzten Urtheile gelangt, nachdem wir lange Jahre gründliche Vergleiche angestellt. Schon der Lockton des Sprossers ist schärfer, das „gaar“ rauher. Sprechender, recitativischer, würdevoller, imposanter singt allerdings kein Vogel, als der Sprosser. Hierdurch erinnert er nicht wenig an die Singdrossel, deren Strophen ja auch fast wie Worte klingen. Allein in Rücksicht auf diese unbestreitbaren Vorzüge diesen Schlag über denjenigen der Nachtigall stellen, dünkt uns wahrhaft verwegen. Freilich wenn man eine schlechte Nachtigall neben einem vorzüglichen Sprosser hört, so gibt man mit Recht letzterem unbedingt den Vorzug, aber vergleicht man den besten ungarischen Sprosser mit unserer besten Nachtigall, die ihren Vortrag zur Maizeit innerhalb 50 kürzerer oder längerer Touren ausdehnt: und kein gerecht Urtheilender wird noch im Zweifel darüber sein, dass an die Nachtigall selbst der General-Sprosser nicht hinanreicht. Dem Sprosser fehlt unter allen Umständen der Schmelz, die Weichheit, das wunderbar wirkende Steigen und Sinken des Tons, sowie die ausserordentliche Abwechslung und der Reichthum der Touren, was Alles die gute Nachtigall so vortheilhaft auszeichnet. Indessen verfehlt das Markige, Runde, Volle, Raumbeherrschende, Tiefe, wir möchten sagen, Männliche und doch wieder Tonweiche im Vortrag des Sprossers seine einnehmende Wirkung gewiss nicht. Dass eine Mondnacht den Zauber des Schlages erhöht, versteht sich von selbst. Zu solcher Zeit ist auch der Sprosser gleich der Nachtigall der dichterischen Productivität fähig, mehr ist dies jedoch bei der Nachtigall der Fall. Aber wir möchten hier auf einen Mangel aufmerksam machen, der bis jetzt noch von keinem Kritiker des Vogelgesanges hervorgehoben worden ist. Der Gesang des Sprossers ist vielfach unmotivirt in seinen Verbindungen und Übergängen. Von der Höhe zur Tiefe und von dieser wieder zu jener springen oft die Töne gewissermassen planlos, so dass der Gesang in dieser Hinsicht des logischen Fortgangs und Flusses — der Gliederung — entbehrt. Hierzu kommt eine Art anfänglichen schwerfälligen Hervordrückens der Töne bis zum vollen, ausgeprägten Vortrag und eine häufig stattfindende Einleitung der Touren durch höhere Töne, die z. B. wie „Hidid“ lauten und namentlich in der Nähe des Vogels störend wirken Das Alles nimmt man bei der Nachtigall nicht wahr. Ihr Schlag ist formreicher, logisch gegliederter, klarer, durchsichtiger. Dass jene Mängel bei ausgezeichneten Sprossern weniger fühlbar sind, versteht sich von selbst.

Wir möchten übrigens nur den ächten Wiener und ungarischen Sprossern das Wort reden, nicht den Russen. Weniger schätzbar sind auch die Pommern, die unangenehmes Zischen und froschartiges Quaken in ihren wogenden Gesang einmischen. Am wenigsten werthvoll ist der Sächsische Sprosser, der durch seine Annäherung im Gesang an die Nachtigall an ursprünglicher Eigenartigkeit einbüsst und nur mässigen Ansprüchen genügt. Übrigens schliesst dieses allgemeine Urtheil nicht Ausnahmen von der Regel aus, die jedoch selten vorkommen.

Die Mehrzahl der Sprosser steht an Fleiss im Singen den meisten Nachtigallen nach, gewöhnlich ist auch ihre Gesangszeit von kürzerer Dauer. Öfter jedoch, als die Nachtigall leistet der Sprosser zur Nachtzeit Vortreffliches. Ja, es gibt sogar unter den Sprossern viele Nachtschläger, während die ächten Nachtvögel unter den Nachtigallen selten sind. Häufiger trifft man Repetiervögel an, d. h. solche, welche nur einzelne Touren während der Nacht höen lassen.

Die dem Neste entflogenen jungen Nachtigallen suchen sich auf dem Laub- oder Rasenboden im Gebüsch oder auf einem dichten Busch nahe der Erde zu verbergen und werden fleissig von den besorgten Eltern gefüttert; dabei geben die Kleinen schnarrende Töne von sich. Sie ähneln den jungen Baumrothschwänzchen durch ihr punktirtes Gewand sehr. Sobald sie allein fressen können, werden sie von den Alten weggebissen und entweder an nahegelegene Aufenthaltsorte getrieben oder gar zur Wanderung in entfernte Gegenden gezwungen. Von nun an führen die alten Nachtigallen ein stilleres, heimliches Leben im Dunkel des Dickichts. Namentlich ist dies während der Mauser der Fall. Das Gefühl des Unvermögens, den Nachstellungen der Feinde in der sonst gewandten Weise entgehen zu können, trägt wohl die Ursache hierzu. Sie sind aber auch zu solcher Zeit oft ganz matt und zu starkem Herzklopfen bei der geriugsten Verfolgung geneigt.

Die eigentliche Zugzeit, welche unsere Nachtigallen in die Winterherberge entführt, findet zu Anfang des Septembers, theilweise auch schon Ende August statt.

Das Blaukehlchen. Sylvia cyanecula.

Die Länge ist 15 cm. Das Männchen hat bräunliche Oberseite, hellrostfarbene Schwanzwurzeln, nach dem Ende zu ist der Schwanz braun. Weisser Augenstrich und schwarzer Zügel treten am Kopf auffallend hervor. Die Unterseite hat trübes Weiss, graubraunen Anhauch Flanke und Hintertheil. Ein lasurblaues Feld dehnt sich über die Kehle herab aus. Auf dessen Mitte steht entweder ein zimmetrother oder gewöhnlicher ein weisser Stern; zuweilen fehlt aber derselbe ganz. Eine schware Binde grenzt das

blaue Feld nach dem Bauch hin quer ab, und diese wird wieder von einem halbmondförmigen Bändchen oder gewellten Brustflecken begrenzt. Das alte Weibchen hat zwei lange bläuliche Streifen an den Halsseiten, die bei dem jungen Weibchen nur angedeutet sind, ferner gelblichweisse Oberkehle mit zwei schwarzen Längstrichen. Die jungen Vögel sind oberseits rostfarbig betupft, die Grundfarbe ist braun, die Kehle weiss, und dunkle Striche stehen auf grauer Unterseite. Die Verbreitung geht über Europa und Asien bis zum 70. Grad nördlicher Breite. Besonders hervorzuheben sind: Scandinavien, Nordrussland und Sibirien. Der Herbstzug geht bis Südindien, Senar und Abessinien.

Der Aufenthalt dieses lieblichen, anmuthigen Vögelchens, welches in seinem Laufen und in dem Wippen mit dem Schwanz an die Btachstelzen erinnert, ist an wasserreiche Länderstriche, buschreiche Flussufer, Brüche etc. gebunden. Selbst auf dem Zuge, vorzüglich dem Frühlingszuge, hält es sich an solche Gegenden. Die Blaukehlchen bewohnen nicht blos die Ebenen, sondern auch breite Gebirgsrücken, welche Sümpfe und Moräste enthalten. In Norddeutschland nistet das Vögelchen an zahlreichen geeigneten Wohnplätzen. Wir haben auf dem Zuge die Thierchen im März und noch anfangs April in den an Wiesengründen hinziehenden Hecken, an Fluss-, Bach- und Teichufern und in Gärten, die Sumpfgräben enthielten, häufig und zahlreich entdeckt. Sie nährten sich fast nur von Regenwürmern, und nur selten sahen wir sie ein fliegendes Insekt erhaschen. Während sie im Frühjahre dem Thalzuge, dem Lauf der Flüsse und Bäche folgen, schweifen sie im Herbste, im September, auf dem Zug zur Fremde mehr ab und zeigen sich in Feldern und Gärten, die Krautäcker, Bohnenfelder und Hecken durchwandernd. Wiewohl sie unter einander sehr zänkisch sind, so haben wir sie doch in beliebten Hecken bis zu einem Dutzend auf dem Frühjahrszug vereinigt gesehen. Übrigens halten sie sich auch da von einander, der Absonderungsneigung jedes Einzelnen gemäss, entfernt. Die Weibchen ziehen mehrere Tage später. Das Wesen des Blaukehlchens ist munter, keck, nicht scheu, aber doch vorsichtig, gewandt, hurtig und reizvoll in Haltung und Bewegung. Öfters hebt es den Schwanz wie die Nachtigall, mehr aber noch wippt es mit demselben. Rasch ist sein Laufen und Springen, geschickt sein Kriechen durch das Gestrüpp. Auch sein bogenförmiger Flug ist rasch und fördernd, obgleich derselbe niedrig am Boden von Statten geht.

Am Brutort bekämpfen sich die Männchen sehr hitzig und hartnäckig. Schliesslich grenzen sich die Paare in respectabler Entfernung von einander ab. Mit der übrigen Vogelwelt leben die Blaukehlchen in Frieden. Tief im dichten Gebüsch oder Gestrüpp wird das Nest angelegt. Bemooste und von Schlingpflanzen überzogene Zweige, Wurzelgruppen, Erdhöhlen etc. bieten die Plätzchen zur Herrichtung des aus Laub, Stengeln, Moos und

dürren Hälmchen bestehenden Nestes, dessen Inneres mit Rispen, Weidenwolle und Pferdehaaren ausgepolstert ist und fünf oder sechs lichtblaugrüne Eier von zarter Schale enthält. Männchen und Weibchen brüten abwechselnd und füttern getreulich die Jungen. Gewöhnlich erfolgt eine zweite Brut von drei bis vier Jungen. Die Nahrung der alten und jungen Vögel besteht in Wasserkerbthieren und deren Larven, Gewürm, kleinen Schnecken und sonstigen kleinen Wasserthierchen. Im Herbste gehen sie Beeren an, vorzüglich Hollunder- und Faulbeeren. Neben dem tackenden Lockton lässt es den vielen seiner Verwandten eignen Ziehton vernehmen, welcher bei Annäherung eines Raubvogels ertönt. Schnurrend und pfeifend beginnt es in der Regel mit dem charakteristischen ursprünglichen Gesangstheil. Hieran schliesst sich in buntem Durcheinander, was es aus der Tonwelt anderer Vögel zufällig aufgefangen und im Gedächtniss aufbewahrt hat. In den Sümpfen hat es den Kibitz, die Beccassine, den Frosch, die Ralle belauscht, in den Wäldern die Singdrossel und Amsel, im Felde die Lerche, im Garten die Nachtigall und Grasmücke, die Meise, Schwalbe und andere Sänger und Schreier. Selbst Stimmen aus dem Hof des Federviehs sind manchmal eingemischt in das Allerlei seines Vortrags. Seine Stimmwerkzeuge sind nicht bedeutend, daher vermag es volle und klangreiche Rufe und Strophen nur schwach und unvollkommen wiederzugeben, dagegen haben seine schwatzenden und kreischenden Tonpartien oft täuschende Ähnlichkeit mit den Vorträgen der belauschten Urheber derselben. Unfähigist das Blaukehlchen, das ganze Lied eines Vogels oder grössere Strophen von Gesängen vollendet vorzutragen. Nur kleine Stellen vermag es wiederzugeben. Immerhin aber bietet der Gesang eines Meisters Unterhaltendes. Häufiger, als gute Sänger, findet man jedoch unter den Blaukehlchen mittelmässige und schlechte.

Das Rothkehlchen. Sylvia rubecula.

Es ist 14 cm. lang. Die Oberseite ist schmutzig olivengrün, die Unterseite graulich, auf dem Bauch weisslich, die Stirne, die Kehle und Oberbrust gelblichroth. Braunes Auge, schwärzlicher Schnabel, Füsse bei dem Männchen dunkel, bei dem Weibchen hornfarben. Die Jungen sind oberseits olivenfarben grundirt und rostgelb gefleckt, auf der Unterseite rostgelb überhaucht und grau gefleckt. Vom Polarkreis an bis zum äussersten Süden ist das Rothkehlchen in Europa daheim. Auf dem Zug dringt es im Spätherbste bis Nordafrika und Madeira vor.

Die Brutorte dieses volksthümlichen Vögelchens sind im Walde, ausnahmsweise in grösseren, busch- und heckenreichen Gärten und Feldgehölzen. Sowohl die Waldsäume und jungen Hegen, welche an Wiesen und Felder grenzen, als auch die Tiefen der Wälder werden von ihm bewohnt und belebt. Dabei kommt es in Rücksicht der Holzarten überall vor; es liebt eben so sehr die Laubhölzer wie die Tannen und Fichten oder die

gemischten Bestände. In der Ebene wie im hohen Gebirge zeigt es sich zahlreich vertreten, namentlich bevorzugt es aber heimliche, schattige Orte, einerlei, ob Buschwerk vorhanden ist oder nicht. Im Laubholz wählt es gerne Stangenhölzer mit Moosgrund. Auch in Fichtenbeständen haben wir es sehr häufig angetroffen, die des Unterwuchses gänzlich entbehrten, aber reich waren an moosigen Felspartien. Nachdem die Rothkehlchen in kleinen Gesellschaften ihre Reise zur Nachtzeit zurückgelegt, sich je nach der Gunst oder Ungust der Witterung im März in Feld- und Hausgärten, Feldhecken und Feldgehölzen, an Bach- und Flussufern umhergetrieben, begeben sie sich an ihre Standorte und grenzen paarweise ihr Wohngebiet gegen einander ab. Einzelne Rothkehlchen wählen auffallend früher als andere feste Wohnorte und schreiten darum auch früher zur Brut als andere Paare. In Grasgärten sahen wir Ende März an Tagen, wo noch Schnee gefallen war Dutzende von Rothkehlchen vereinigt, welche die entblössten feuchten Stellen besuchten um der Nahrung willen und auf einem Apfelbaum oft dicht neben einander friedlich sassen. Sobald aber der Schnee geschmolzen war und die Quellen der Nahrung reichlicher sich wieder erschlossen, erwachte auch die Streitlust und die Gesellschaft gerieth in Unfrieden. Die Rothkehlchen sind unter sich sehr eifersüchtig und unverträglich, und im Frühjahre streiten die Männchen hartnäckig mit einander. Die Männchen singen vorsugsweise gegen Abend und Morgen sehr fleissig. Sie schwingen sich auf einen freien, erhabenen Zweig und wetteifern mit einander. Es liegt etwas Feierliches in diesem Liede, namentlich in dem solcher Sänger, welche sich durch herrliche Molltöne auszeichnen. Gute Sänger setzen an das Tremulo noch eine tiefe glockenartige Schlusstour; auch bemerkt man in dem Gesange mancher vom Gesange anderer Vögel Entlehntes. Noch in der späten Dämmerung, bei Einzelnen sogar in völligem Abenddunkel ertönen Strophen des verhallenden Liedchens, welches dem Waidmann den Schnepfenstrich so sehr verherrlicht.

Das Vögelchen ist flink, behende huschend, hält sich stolz, macht anmuthige Bücklinge und schlägt den Schwanz hoch über die hängenden Flügelenden hinauf. Sein Hüpfen von Ast zu Ast oder von Stelle zu Stelle auf dem Boden geht in leichten Sprüngen vor sich. Sein Flug geht ruckweise im Gezweig, im Freien in Schlangenlinien und ruckweise voran; plötzlich aber weiss es ihn durch eine Schwenkung zu unterbrechen.

In den ersten Tagen des Mai beginnen die meisten Rothkehlchen bei uns ihren Nestbau. Entweder steht das Nest nahe an oder auf der Erde, in der Höhle eines Baumstamms, unter einem bemoosten Stein oder Block, zwischen Wurzelverzweigungen, in Felsspalten, hinter Grasbüscheln, im Moose oder auch in Erdhöhlen, beispielsweise alten Mauslöchern. Auch an Köhlerhütten haben wir Nester gefunden. Dürre Blätter, Stengel, Grashalmen und Grasblätter dienen zur Umhüllung, Wolle, Federn und Haare

zur Auskleidung des Nestes. Über dem Neste baut, wenn kein natürliches Schutzdach durch die Örtlichkeit gegeben ist, das Vögelchen zuweilen wohl selbst ein Moosdächelchen. Die fünf bis sieben zartschaligen Eier sind von gelblichweisser Grundfarbe, fahl dunkelrostfarben bespritzt und punktirt. Das Männchen löst das Weibchen im Brüten ab. Für die Jungen offenbaren die Eltern zärtliche Besorgniss, die sich namentlich in einem unermüdlich wiederholten feinen, ziehenden Ton kund gibt. Die Nahrung besteht aus Kerbthieren, vorzüglich aus Käferchen, sodann aus Gewürm, Schnecken und allerlei Beeren, wie Heidel-, Hollunder-, Johannis-, Seidelbast-, Faulbaum-, Ebereschen-, Spindelbaum-, Hartriegel-, Kreuzdorn-, Mistel-, im Nothfall, wie Brehm sagt, selbst Wachholderbeeren. Gar lieblich nimmt sich das Vögelchen unter den Pfaffenhütchen im Herbste aus, deren Farbe mit dem Orange seiner Kehle und Oberbrust übereinstimmt. Schon im Hochsommer kommen die jungen Rothkehlchen, ihren Geburtsort verlassend, theilweise in unsere Gärten und machen da die Mauser durch. Später, im September folgen andere junge und die alten Rothkehlchen nach und füllen Büsche und Hecken mit ihrem schnalzenden Lockton, der wie „Bist“ klingt und im Eifer zum Triller sich steigert. Der October entführt uns die lieblichen Vögelchen, doch bleibt manches derselben in gelinden Wintern auch bei uns, den Kampf um's Dasein unter empfindlichen Entbehrungen oft kämpfend. Da kommt es auf Miststätten, in Böden und Holzställe, selbst in die Wohnhäuser herein, um seinen Hunger zu stillen.

Die Rothschwänze. Ruticillae.

Sie bilden offenbar eine Übergangsform von den Nachtigallen, Blau- und Rothkehlchen in der Familie Busch- oder Erdsänger und der Familie Schmätzer, neigen sich jedoch in Gestalt und Wesen mehr den letzteren zu. Sie haben schlanken Leib, pfriemenförmigen, an der Spitze hakigen, nicht eingeschnittenen Schnabel, schlanke, schwächliche, ziemlich hohe Füsse, mittellange Flügel, abgestutzten Schwanz und lockeres Gefieder.

Der Hausrothschwanz. Ruticilla tithys.

Die Länge beträgt 15 cm. Oberseite aschgrau, Unterseite weisslichgrau; auf dem Flügel steht ein weisslicher Längsfleck; Bürzel hellroth, Schwanz dunkler rostroth. Beim alten Männchen erscheinen Kopf, Kehle und Oberbrust schwärzlich.

Die Verbreitung geht über ganz Europa und Westasien. Der Wanderzug erstreckt sich nach Südeuropa und bis Nordafrika.

Es verkündet frühe, schon in der ersten Hälfte des März, den beginnenden Frühling und die Ankunft der Waldschnepfe. Sein munteres, sanftes, zutrauliches Wesen, sowie seine Nützlichkeit als gieriger Insektenfresser sichern ihm überall die Zuneigung und Schonung von Seiten der Menschen.

Es wählt seine Brutstätte in vielen Fällen in Spalten der Fels- und Mauerwände, in den Löchern der Lehmwände, unter den Dachtraufen, in Giebeln, nicht selten sogar frei auf einem Balken oder Vorsprung, sobald ein Überbau einigen Schutz gegen den Regen gewährt, wohl aber sehr selten in Baumhöhlen. Bei der Paarung wandelt die Eifersucht seine sanfte Natur in eine sehr leidenschaftliche, rauflustige und zänkische um. Die Männchen jagen mit wetternden, gesangartigen Tönen einander auf und nieder, hin und her, verfolgen den Gegenstand ihrer Wahl und buhlen um Gunst. Kommen sie hart aneinander dann stellen sie sich mit ausgebreitetem, zu Boden gedrücktem Schwanz einander gegenüber und geberden sich zornig. Sobald der Kampf entschieden und der Nebenbuhler abgeschlagen und die Standorte abgegrenzt sind, beginnt der Nestbau. Von besonderer Kunst kann dabei nicht die Rede sein, jedoch richtet sich Grösse und Bauart des Nestes je nach der Wahl des Standortes. Wird es in Spalten oder Höhlungen angebracht, so besteht es eben nur in einer einfachen Unterlage von Wurzeln, Stengeln, Halmen, Haaren und Federn, steht es aber frei, so ist wenigstens die Mulde mit Haaren und Federn künstlicher ausgebaut. Das Weibchen legt zum erstenmale ein halbes Dutzend zierlicher, glänzendweisser Eier, das zweitemal drei bis fünf. Im Brüten steht ihm das Männchen bei, und Beide versorgen sich gegenseitig mit Insekten und deren Larven. Sie sind oft so zutraulich und arglos, dass sie sich um das Geräusch und Getöse menschlicher Gesellschaft wenig kümmern. Auf Balken der Kegelbahnen sitzt das alte Vögelchen ruhig über den Eiern, achtet der rollenden Kugeln nicht und lässt die Gäste dicht an sein Nest herantreten. In einem Badehäuschen nistete ein Paar auf einem kleinen Mäuerchen dicht an der Stelle wo die Badegäste Toilette zu machen pflegten. Die Jungen, fünf an der Zahl, haben wir täglich beobachtet und mit wahrem Vergnügen gesehen, dass sie, flügge geworden, aus dem Nest hüpften und auf der Mauer lockend hin und und her spazierten. Dann kehrten sie wieder zum Neste zurück und drückten sich ächt geschwisterlich aneinander. Nach dreizehntägigem Brüten schlüpfen die Jungen aus, um welche die Eltern in rührender Weise besorgt sind. Sie umflattern jeden nahenden Feind und rufen in immer stürmischerem Tempo „fid fid fid ga ga ga“. Ihre Sorge wird aber noch bedeutend vermehrt, sobald die Jungen flügge sind, denn diese wagen sich hinaus, noch ehe sie gehörig fliegen können und sind der Gefahr eines Plätzchens im Winkel, im Gras im Hofe, am Wege oder in einem Holzstalle preisgegeben. Nach kurzer Führung von Seiten der Eltern werden sie jedoch selbstständig und trennen sich von diesen und von einander. Die Eltern schreiten zur zweiten Brut, während noch die Jungen, obgleich allein fressend, dann und wann gefüttert werden. Nicht selten wird das alte Nest wiederholt benutzt und zu diesem Ende zuvor ausgebessert. —

Das Gartenrothschwänzchen, Ruticilla phoenicurus, ist ein buntes hübsches Vögelchen, von derselben Grösse des vorgehenden Verwandten. Oberschnabel, Wangen, Kehle und Gurgel sind beim Männchen schwarz eingefasst. Die weisse Stirne hängt mit einem gleichgefärbten Streifen über den Augen zusammen. Die Oberseite ist aschgrau, die Unterseite rostroth mit sanftem Verlauf nach unten. Bürzel und Schwanz sind fuchsroth. Sein Wesen ist übereinstimmend mit dem bereits geschilderten des Hausrothschwänzchens, nur hält es sich heimlicher und zeigt sich bei Liebeshändeln noch zorniger und leidenschaftlicher, so dass es oft mit dem Nebenbuhler, tief nach Athem schnappend, mit ausgebreitetem Schwanz und Flügel am Boden liegend, von uns gesehen worden ist. Hausgärten, Viehweiden, auf denen Bäume mit Höhlungen stehen, namentlich Weidenstücke, aber auch tiefe Waldungen wählt das liebliche Vögelchen zu seinem Aufenthalt. In Baumhöhlen, in Löchern der Gartenhäuschen und alten Mauern, ja selbst in Reiserhaufen bringt es sein Nest an. Ausgangs März kommt es an und erfreut durch seinen mitunter durch Einmischung von Gesangstrophen anderer Vögel und klangreiche Töne verschönerten Gesang, den es meist von hohem Standort aus vernehmen lässt. Das Weibchen, welches eintönig und bleicher gefärbt ist, verweilt mehr in der Tiefe und hält sich stille und heimlich. In Höhlen von verschiedener Weite und Tiefe wird das Nest angebracht, dem wenig künstlerische Form eigen ist. Grosse Büschel Moos, an welchen häufig noch Erdklümpchen oder Rindenstückchen hängen, Würzelchen, Halmen und dann und wann auch sehr feine Reiserchen bilden die Hauptmasse. Die Ausfütterung besteht aus Federn, Wolle und Haaren. Das Weibchen beginnt, von dem Männchen zeitweise abgelöst, wenn die Ankunft nicht verspätet wurde, gegen den achtzehnten und zwanzigsten April zu brüten, und aus den fünf bis sieben lebhaft blaugrünlichen, zartschaligen Eiern schlüpfen am dreizehnten oder vierzehnten Tage die Jungen aus. Während das Weibchen mit grosser Geduld und Ausdauer auf dem Neste festsitzt, bewacht das fütternde Männchen die Brutstätte mit Treue und verräth seine Besorgniss häufig durch sein „Uit dick dick“, das von dem gewöhnlichen, äusserst zart und heimlich klingenden Lockton „Uit“ durch seine Stärke und Erregtheit sowohl im Grundton, als auch durch die angehängte Silbe „dick“ oder „pitt“ verschieden und dem Kenner bemerkbar wird. Ebenso wachsam und ängstlich sind beide Eltern, wenn sie Junge haben. Letztere ähneln nicht nur durch ihre rostgelben Flecken, sondern auch durch ihren schnarrenden Lockton den jungen Nachtigallen. Die zweite Brut findet statt, sobald die Jungen der ersten sich selbstständig ernähren können. Die Nahrung der Rothschwänzchen machen allerlei Insektenlarven aus, die sie theils in der Luft schwebend von Gegenständen abzupicken verstehen, theils an Bäumen, theils auf der Erde, wo sie auch Würmer aufnehmen, sich aneignen. Bücklinge und ein eigenthümliches

Zittern des Schwanzes von oben nach unten offenbaren ihre Heiterkeit und Lebhaftigkeit in demselben Masse, wie bei der vorhergehenden Art. Im Herbste trifft man sie einzeln in Gärten im Gemüse, aber auch in den Hollunderbüschen an, deren Beeren, rothe wie schwarze, um diese Zeit eine Lieblingskost für sie sind.

Im Herbste sitzen die alten und jungen Männchen gerne auf Bohnenstangen und lassen leise ihren Gesang hören. An recht warmen Sonnentagen verweilen sie da oft stundenlang mit geringer Unterbrechung, welche der Ernährung gilt, auf heimlichem Lieblingsplätzchen.

Die Sippe der Steinschmätzer. Saxicolae.

Sie sind kleine oder mittelgrosse Singvögel mit an der Wurzel dreikantigem, schwachem, geradem, auf der Firste des Oberkiefers sanft gebogenem Schnabel, kurzem, breitem, gerade abgestutztem Schwanz, hoch- und dünnläufigen Füssen, ziemlich langen Flügeln und dichtem, strahligem Gefieder. Sie leben in offener, freier Gegend, auf Wiesen, steinigen Wüstungen und Triften.

Das Braunkehlchen. Saxicola rubetra.

Das Vögelchen ist 13 cm. lang. Die Oberseite hat schwarzbraunen Grund und rostbraune oder gelbgraue Flecken, die Unterseite rostgelblichweise Grundfarbe. Über dem Auge, unter dem Schnabel, an einem Theile des Halses und auf der Mitte der Flügel ist die Farbe weiss. Der schwarze Schwanz hat braune Schäfte. Schwärzlich sind Schnabel und Füsse. Das Weibchen ist nicht so lebhaft wie das Männchen gefärbt, hat keine weisse Schultern und einen rostfahlen Augenstreifen.

Europa bis zum 67. Grad nördl. Breite und das westliche Asien bilden die Heimath.

Das Schwarzkehlchen. Saxicola rubicola.

Die Grösse stimmt mit der des Braunkehlchens überein. Schwarz sind Oberseite und Kehle, rostroth ist die Unterseite mit Ausnahme des weissen Bauchs und Bürzels. Die Halsseiten und Flügel tragen weisse Flecken. Das Schwarz geht beim Weibchen in Schwarzgrau über, seine Unterseite ist rostgelb.

Die Verbreitung erstreckt sich über die gemässigten und südlichen europäischen und asiatischen Länder, der Winteraufenthalt bis in die Gleicherländer Afrika's und nach Südindien.

Der Steinschmätzer oder Weissschwanz. Saxicola oenanthe.

Die Länge beträgt 15,6 cm. Die hellaschgraue Oberseite sticht gegen die schwarzen Flügel ab. Die mittleren Federn des Schwanzes sind schwarz,

die andern am Grunde weiss, am Ende schwarz; der Bürzel ist weiss. Weisser Stirn- und Augenstreif, schwarzer Zügel. Rostgelblich überhauchte Brust, weisser Bauch. Schnabel wie Füsse schwarz. Das Weibchen ist im Ganzen gleichmässig aschgrau von Farbe.

Die Verbreitung geht weithin, im hohen Norden beider Welten bis zum 75. Grad, aber auch bis nach Kleinasien andererseits, und im Winter erstreckt sich der Aufenthalt bis Indien und einen grossen Theil Nordafrika's.

Das Braunkehlchen bewohnt besonders gerne heckenreiche Hage und Raine, aber auch verwahrloste Waldstriche, denen es an Gestrüpp und Büschen nicht fehlt. Hier durchwandert es täglich sein ziemlich umfangreiches Wohngebiet mehrmals. Lauernd sitzt das Vögelchen auf Zweigen, emporragenden Stengeln oder Halmen und stürzt sich auf Inseckten, die es am Boden bemerkt. Vorher verrathen die Braunkehlchen ihre Erregung durch Bücklinge und Auf- und Niederwippen des Schwänzchens. Das Wesen ist munter und unruhig, der Gesang sehr unbedeutend, entfernt an den Rothschwanzgesang erinnernd, im Grundton krächzend und unmelodisch; der Flug geht hüpfend tief am Boden hin, beim Abgang sich schief hinabsenkend, am Ziele in derselben Richtung aufsteigend. Der Lockruf ertönt wie „Tzau teck" und besteht in einem Pfiff und einem darauffolgenden Schnalzen. Das Nest wird in einer Erdvertiefung angelegt und aus Grashalmen, Würzelchen und Pferdehaaren oder feinen Rispen vom Gras gut versteckt erbaut. Das Gelege zählt fünf bis sehs glänzend blaugrüne Eier.

Das Schwarzkehlchen oder der Wiesenschmätzer liebt die fruchtbaren Länderstriche, insbesondere Wiesenflächen mit unbebuschten Bächen. An Fluss-, Bach- und Teichufern, an Sümpfen und Brüchen wohnt dieses Vögelchen gerne und zieht entschieden die Ebene der Gebirgsgegend vor. Auch sein Wesen ist munter und lebhaft, immer wach und rege. Flachbogiger Flug, hurtiges Hüpfen, Art der Aneignung der Insekten — das Alles stimmt überein mit den Eigenthümlichkeiten des Braunkehlchens. Sein Lockton klingt wie „Wied" oder „Uit", dem ein „Tek" oder „Tak" und ein „Wist Tza" folgen. Der Gesang ist bei den meisten Exemplaren kurz und unbedeutend, jedoch von mehr wohltönenden Lauten untermischt, als derjenige der vorhergehenden Art. Einzelne Individuen eignen sich Strophen aus den Gesängen anderer Vögel an und leisten viel Besseres als ihre Nachbarn. Das Nest steht gewöhnlich in Wiesen, an Hügelchen, Rainen, Böschungen oder auch häufig am Fuss eines kleinen Busches. Nest, Eier und Jungenpflege sind denen des Braunkehlchens ähnlich. Quecken, dürre Grashalmen, Erdmoos und dünne Pflanzenstengelchen sind zu einem lockeren Gefüge verwebt, und inwendig ist das Nest mit Wolle und Haaren bepolstert. Die Farbe der Eier ist sehr lebhaft. Die alten Vögel klagen sehr besorgt, wenn die Sense Störungen in ihr Familienleben gebracht hat. Sie fliegen dann unruhiger noch, als gewöhnlich, hin und her, setzen sich auf

die schwanken Halmen, dass diese sich zur Erde beugen, und man muss sich wundern, dass von diesen die Thierchen getragen werden können.

Im Gegensatz zu den Wiesenschmätzern wählen die Steinschmätzer Steinwüstungen, alte Steinkauten, sowie offene, etwas verödete Strecken in Feldern und Hagen zum Aufenthalt; auch Wege und Hochstrassen, an welchen Klaftersteine aufgeschichtet und gemauerte Raine aufgeführt sind, werden zum Besuch und zu Nistgelegenheiten mitunter ausgesucht, vorausgesetzt, dass öder, steiniger Länderstrich in der Nähe sich befindet.

Mit den Wiesenschmätzern haben sie das bewegliche, unruhige Wesen gemein. Sie sind thätig von dem frühen Morgen bis zur eintretenden Dämmerung, wie es scheint, unempfindlich gegen Sonnenbrand, Nässe und rauhe Witterung. Sie laufen und springen ausgezeichnet, halten öfters ein, machen Bücklinge, wippen auf und nieder mit dem leuchtenden ausgebreiteten Schwanz und schauen von einem Stein oder einer Scholle umher oder nach einer verdachterweckenden Erscheinung. Ihr Flug ist von raschen Flügelschlägen begleitet und geht gerade fort, stets aber nur selten mehr als zwei Meter über dem Boden hin, welche Eigenthümlichkeit sich sogar beim Niederflug in die Tiefe der Steinbrüche offenbart.

Unbedeutend ist der kurzstrophige, krächzende Gesang, wie „Deck“ und „Gief“ klingend der Lockton. Mit dem Ende des März oder den ersten Tagen des April kommen sie zu uns, und im Oktober ziehen sie in die Fremde, wie wir annehmen, familienweise. Das Nest wird weniger häufig in Holzstössen, unter Baumwurzeln und in Erdhöhlen der Raine und Wandungen, als in Steinspalten, Steinhaufen und Mauerlöchern angelegt und besteht aus Wurzeln, Genist, Halmen, Federn und Haaren, inwendig zur flachen Mulde geformt, welche das Gelege von fünf bis sechs trübgrünlichweissen, verhältnissmässig grossen Eiern enthält, welche fast nur von dem Weibchen ausgebrütet werden. Die Jungen werden mit grosser Sorge aufgefüttert und von den aufmerksamen Eltern bewacht und vor Gefahr gewarnt.

Die Familie der Grasmücken. Curucae.

Die Grasmücken sind kenntlich an dem unscheinbaren, lockeren Gefieder, welches oberseits grau oder bräunlichgrau gefärbt ist, an dem kegelig pfriemenförmigen, an der Wurzel gleich breiten wie hohen, an der Spitze ein wenig übergebogenen Schnabel, an den ziemlich langen, etwas gerundeten Flügeln, an dem langen oder mittellangen Schwanz und an den deutlich beschilderten kurzen Läufen. Ihre Haltung ist bei vielen Arten eine vorgebeugte.

Die Sperbergrasmücke. Curruca nisoria.

Die grösste unserer Grasmücken. Sie ist 18 cm. lang. Die Oberseite ist olivengraubraun, auf dem Oberkopf etwas dunkler. Auf der Stirne und über

den Augen stehen schmale, weissliche Spitzen, der Zügel ist grau, Bürzel und obere Schwanzdecken haben schmale weissliche, innen schmal schwärzlich geränderte Endsäume. Die Unterseite ist weiss. Die Seiten des Kopfes, des Halses und des Leibes nebst Kinn und Kehle haben dunkle Endsäume, die unteren Schwanz- und Flügeldecken dunkle Keilflecken. Dunkelbraun sind die Schwingen und Steuerfedern und aussen schmal weisslich, innen breiter weisslich gerändert, ebenso gesäumt sind die Armschwingnn und deren Decken und die grössten oberen Flügeldecken, die drei äusseren Schwanzfedern haben breite weise Enden. Iris citrongelb, Oberschnabel hornbraun, Unterschnabel horngelb, Füsse hellgelb. Das Weibchen ist blasser gefärbt und hat lichtbraune Iris. Die Verbreitung erstreckt sich über Süd- und Mitteleuropa und Westasien. Der Aufenthalt dieses in der Wahl des Sommerortes sehr eigensinnigen Vogels beschränkt sich nur auf Laubwaldungen der Ebene, und zwar auf buschreiche, nicht zu trocken gelegene und nicht der Tiefe des Waldes angehörende Partien. Untermischte Laubholzhegen, welche dicht und unterwüchsig genug sind, zieht sie einförmigen Holzarten vor; auch liebt sie die also bewachsenen Teich-, Fluss- und Stromufer, sowie Inselchen. Empfindlich gegen rauhere Witterung, erscheint die Sperbergrasmücke erst Ende April oder Anfangs Mai bei uns. Da wo mehrere oder viele Paare neben einander wohnen, entstehen zur Paarzeit Streitigkeiten unter den Männchen, die sich gegenseitig in hohem Grade erregt durch die Zweige der Büsche und Bäume jagen. Dabei wird öfters der rauhe Lockton „Tscheck“ und ein „Rrr“, sowie ein schnarrender Laut ausgestossen. Der Gesang ist je nach der Armuth oder dem Reichthum angeeigneter Gesangstheile anderer Lieder unbedeutend oder vorzüglich, vorherrschend unangenehm oder wohlklingender und interessant. Was Köppen von dem Gesang dieser Grasmücke sagt, wollen wir als zutreffend und mit unseren Erfahrungen ziemlich übereinstimmend anführen. Über zwei Exemplare verbreitet er sich folgendermassen: „Ich konnte die eine mit dem Mönch und der Gartengrasmücke vergleichen. Der Gesang lässt die Grasmücke nicht verkennen, ähnelt besonders dem unserer Gartengrasmücke, hat aber ausser dem bezeichnenden Schnarren und Trommeln viel Fremdes, weshalb gerade diese Art Mischer genannt werden muss. Wie bei allen Vögeln, welche andern Sängern etwas ablauschen, sind die letzteren entnommenen Strophen verschieden, je nach dem Lehrmeister. Meine beiden Sperbergrasmücken hatten in ihrem Gesange den Pfiff des Pirols, Strophen des Amselgesanges, einzelne Theile aus dem Schlage der Singdrossel gemeinsam, ausserdem unterscheiden sie sich jedoch ganz ungemein. Die eine brachte mit Vorliebe die Strophen des Goldammers, Theile des Liedes der Feldlerche, des Hänflings, den Ruf des Rebhuhns und Angelerntes vom Staar, besonders das Knappen; das Lied der andern war edler, enthielt vorzüglich nachgeahmte Strophen der Nachtigall, brachte den Pfiff des

Pirols, einzelne Theile des Gesangs der Amsel und der Singdrossel in vollendeter Weise; doch fehlte auch ihm es nicht an minder ansprechenden Tönen, musikalischen Gemeinplätzen, wenn ich mich so ausdrücken darf: denn der Vogel brachte den Frühlingslockruf der Kohlmeise und machte verunglückte Versuche, den Finkenschlag nachzuahmen. Kein einziger meiner Vögel trug den Gesang mit solcher Kraft und Fülle vor, auch schwoll derselbe niemals zu dem Fortissimo des Schwarzkopfs an, bewegte sich im Allgemeinen vielmehr in der Stärke des Mönchsgesanges mit Ausnahme des Rufes oder Überschlags. Eine Eigenthümlichkeit meiner Stubengenossen war, gegen Abend nochmals halblaut zu singen, gleichsam die Strophen wiederholend, welche am andern Morgen laut und ohne Fehler vorgetragen wurden."

Die Nahrung der Sperbergrasmücken ist nicht verschieden von derjenigen der Grasmücken überhaupt. Unermüdlich in unruhigem Wandel das Gezweig durchhüpfend, lesen sie von diesen und den Blättern kleine glatte Räupchen in Menge ab, ebenso kleine Käfer, Blatt-, Sonn- und Rüsselkäfer, Nachtschmetterlinge, Fliegen und Mücken. Aber auch Obst und Beeren lieben sie sehr, ja letztere Nahrung bildet zur Zeit der Reife des Berg-Hollunders und vieler anderer Waldbeeren die bevorzugte. Das Nest steht nicht hoch im Gebüsch und ist ein kunstloses Halm-Gewebe. E. F. v. Homeyer berichtet neuerdings in seinem Werkchen: „Reise nach Helgoland, den Nordseeinseln Sylt, Lyst etc." von der Sperbergrasmücke Folgendes: „Interessant war mir, zu erfahren, dass Curruca nisoria in manchen holsteinischen Mooren lebe und in Salix cinerea niste. Bei Husum sei sie nicht selten in jungen Stockausschlägen der abgetriebenen Wälder. Verschiedentlich habe ich die Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie Curruca nisoria in eine Gegend kam, wenn sie die Bedingungen fand, die ihr zusagten, und dieselbe verliess, wenn die Lokalität ihr nicht mehr passte. Sie verlangt Gebüsch von einer gewissen Höhe, doch muss es bis auf den Boden dicht sein. Fängt das Gehölz an, sich unten zu lichten, so verlässt sie den Platz. Dorn ist ihr aber besonders lieb und da lebt sie oft auch im Niederen und sehr lückenhaften Gesträuch, wenn es nur eben Dorn ist, dass sie aber in mit einzelnen Weidenbüschen bestandenen Mooren lebe, war mir neu."

Wie sehr diese Grasmücke Dorngebüsch liebt, beobachteten wir in dem bei Stammheim in der Wetterau gelegenen sogenannten Hegwalde zur Zeit, wo die Bedingungen durch Unterwuchs daselbst noch für sie gegeben waren, in den Vierzigerjahren. Jedes Jahr nisteten mehrere Paare in dem kleinen am Felde gelegenen Wäldchen und immer suchten sie sich die am Rande stehenden Dornbüsche aus. In einem und demselben grossen Dornbusch fanden wir alljährlich ein Nest. Das Gelege besteht aus vier bis fünf grauweissen oder weisslichen, grau gefleckten Eiern. Die Jungen wachsen schnell und werden bald selbstständig.

Die graue oder Gartengrasmücke. Curruca hortensis.

Die Grösse misst 15 cm. Die Oberseite ist olivengrau, die Unterseite hellgrau, an Kehle und Bauch ein wenig heller, Schwingen und Steuer haben etwas dunkleres Grau. Iris licht bräunlich. Schnabel und Füsse sind bläulichgrau. Das Männchen ist nicht, wie behauptet wird, bedeutend grösser, als das Weibchen. Bei vielen Paaren hat unsere Untersuchung ergeben, dass bald das Männchen, bald das Weibchen grösser ist. Das Männchen zeichnet sich durch heller leuchtende Unterseite aus und zuckt beim Hüpfen gewöhnlich mit dem Schwanz und den mehr hängenden Flügeln; auch ist es oft, in die Gefangenschaft gebracht, an dem ängstlichen Gätzen mit begleitendem Hin- und Herwenden des Körpers, vorzüglich auch durch Taktschlagen mit dem Schwanze zu erkennen.

Die Verbreitung erstrekt sich über Mitteleuropa und geht bis zum nördlichen Schweden und weissen Meere. Die Überwinterung nach dem Herbstzug findet in Südeuropa, Westasien und Afrika statt.

Die graue Grasmücke kehrt in den ersten Tagen des Mai's zur Heimath zurück, es kommen aber auch, durch ungünstige Witterungsverhältnisse veranlasst, Fälle vor, dass die Ankunft bis zum achten oder zehnten Mai verzögert wird. Sogleich am ersten Morgen nach der Ankunft verkündet das in der Nacht angekommene Männchen seinen wohlklingenden, volltönenden Flötengesang. Wir schildern diesen Gesang in unseren „Singvögeln“ also: „Voll und rund entströmen Flötentöne ihrer Kehle, die sich kräftig ausdehnt unter der Wucht derselben; rein rollen sie gleichsam dahin wie die Silberwellen des Fels-Bachs und schlagen als echte Waldtöne an unser Ohr. Besonders mächtig ist ihr Eindruck, wenn der Vogel dem Hörer sehr nahe kommt und ungesehen seine Töne mit der ganzen Kraft seines Stimmorgans zu Tage fördert. Es liegt in diesem Gesang keine Melodie, er ist vielmehr der rastlose Fortgang einer gewissen Monotonie, die ermüdend sein müsste, wenn nicht Zauber und Erhebung auf das menschliche Gemüth durch den Gesammteindruck wirkte. Eine Fülle von Klang und Wohllaut ist in den Ton gehaucht, er ist derartig, dass er gleichsam Gestalt vor uns gewinnt. Erfrischend und waldesduftig weht der Strom der tiefen Molltöne an unser Ohr. Doch diese herrlichen Töne wechseln leider mit scharfen Zischtönen ab. Sehr viele graue Grasmücken tragen am Schluss ihres Gesanges den Überschlag des Mönchs theilweise vor.“ Die wahren, seltneren Meister zeichnen sich durch besonderen Silberklang aus, haben keine rauhere Beimischung und geben zugleich das Beispiel der Mannigfaltigkeit in der Verwebung von Anklängen an die Lieder anderer Sänger. Solche Exemplare, die wir mit Staunen und Bewunderung vernahmen, nehmen als Künstler einen ausserordentlich hohen Rang in unserer Registrirung der Singvögel ein. In keiner andern Gegend unserer Forschungsgebiete haben

wir so wunderbare Sänger gehört, als in den Gärten der Stadt Alsfeld. Vom vollen, tiefen Flötengesang geht der Meister über in ein nicht zu beschreibendes zauberhaftes Geschwätz von reicher Abwechslung, das sich mit der Fülle einschmeichelnder Silbertöne fortspinnt in ununterbrochenem Zuge und den liebenswürdigen Tondichter als Märchenerzähler erscheinen lässt, der mit dem staunenden Hörer selbstvergessen in die schöne Traumwelt immer tiefer eindringt.

Das Wesen der grauen Grasmücke drückt sich in grosser Unruhe aus, welche sie von Busch zu Busch, Baum zu Baum, Zweig zu Zweig treibt. Gewöhnlich deckt den Sänger das Laub vor dem Blick des Beobachters; zur Zeit der Minne sitzt jedoch das Männchen oft lange Zeit, unermüdlich und sehr erregt singend auf freiem, erhabenem Zweig. In solchen Fällen kommt die Meisterschaft zum wahren Ausdruck. Die Haltung des Vogels beim Hüpfen durch die Zweige ist eine vorgebeugte, der Flug anscheinend mühsam, etwas flatternd bei kurzen Strecken, aber weitgehend leicht und bogenförmig. Auf dem Boden sind die Grasmücken nicht daheim, selten nur berühren sie ihn; entdecken sie auf der Erde im Gebüsch ein begehrtes Insekt, so hüpfen oder flattern sie an den Sträuchern bis zum Boden hinab, um es von einem Ästchen erreichen zu können.

Keineswegs wählerisch bezüglich des Aufenthaltsortes, belebt die graue Grasmücke Gärten, Parkanlagen, junge Hegen der Waldungen und fühlt sich im Laubholz eben so heimisch wie im Nadelholz. Sie baut ein sehr lockeres, kunstloses Nest aus dürren Grashalmen, dessen Inneres mit wenigen Pferdehaaren ausgefüttert wird, in mässiger Höhe von dem Boden auf Zweige des Gebüschs, auf Rosenbäumchen, auch in das Innere der Johannis- und Stachelbeerbüsche, auf Laubhütten etc. Oft steht das Nest fast unmittelbar am Boden in mit Gras überwuchertem, niederem Gestrüpp, zuweilen aber auch auf hohen Lindenbäumen der Alleen, wie wir uns überzeugt haben. Letzteres ist jedoch ausnahmsweise der Fall und stets durch be sondere Umstände veranlasst. Das Männchen baut Blendnester, d. h. es macht da und dort durch Zusammentragen von Halmen Nestanfänge, ehe es sich an dem vom Weibchen in der Stille begonnenen Familienbau betheiligt. Im Neste singt das Männchen während der Bauzeit oft lange still sitsend. Drei bis fünf gelblich grauweise Eier mit ölgrauen, zuweilen ein wenig variirenden Flecken werden von beiden Eltern abwechselnd ausgebrütet. Die Jungen entschlüpfen gerne sehr frühe dem Neste. Deshalb muss man jegliche Störung desselben vermeiden, denn die Kleinen stürzen sich, aufgerüttelt, wenn sie halb flügge sind, auf den Boden hinab und locken erst, sobald sie sich ganz sicher fühlen. Die Alten aber schreien hitzig und angstvoll „deck deck deck“ in rascher Aufeinanderfolge und suchen den Feind durch Flattern vom Neste abzulenken. Die Alten theilen sich zuweilen in der Weise in die Führung und Fütterung der ausgeflogenen

Jungen, dass Männchen wie Weibchen einen Theil derselben übernimmt, so dass oft schon in den ersten Tagen nach dem Verlassen des Nestes seitens der Kleinen eine völlige Trennung der Pflege stattfindet. Wird unter solchen Umständen das alte Männchen oder Weibchen weggefangen oder verunglückt es, so sind die in specielle Pflege genommenen Jungen manchmal verloren, denn selbst in unmittelbarer Nähe des anderen Pflegers gebracht, werden sie nicht beachtet, weil nur die seither von ihnen getrennt gewesenen Geschwister gefüttert werden. Kommt eine zweite Brut zu Stande, so findet sie zur Zeit der Reife des rothen Berghollunders statt, mit dessen Beeren die Jungen theilweise gefüttert werden. Die erste Brut wird nicht selten im Walde mit Erdbeeren geäzt.

Im August verlassen viele graue Grasmücken schon ihre Brutorte und ziehen sich nach den Beeren hin. Auch sieht man sie in Feld- und Hausgärten um diese Zeit die Raupen des Kohlweisslings vom Kraut ablesen. Überhaupt besteht ihre Insektennahrung vorzugsweise in glatten Räupchen der Bäume, Büsche und Gartengewächse. Im September kommen die grauen Grasmücken zu dem schwarzen Hollunder und sammeln sich an ergiebigen Plätzen oft zu Dutzenden an, abwechselnd Beeren verschlingend und die Inseckten auf den angrenzenden Gartenbäumen und dem Strauchwerk aufsuchend. Wir beobachteten eine ausgemauserte, alte graue Grasmücke Ende August an sehr warmen, sonnigen Tagen, wo sie fliegende Insekten durch Aufschwung in die Luft erhaschte und auf einen Zweig oder Ast sich niederliess, um sie zu verzehren.

Wie der Mönch sitzt diese Grasmücke auf den Hollunderbäumen oft lange träge, der Verdauung hingegeben und immer wieder von Neuem sich mit Ballast beschwerend. Welch ein Unterschied zwischen dem feurigen, unermüdlichen Frühlingssänger und dem faulen Fresser des Herbstes! —

Die schwarzköpfige Grasmücke oder der Mönch. Curruca atricapilla.

Von gleicher Grösse wie die graue Grasmücke, sind einzelne Exemplare grösser oder kleiner als jene, die in Bezug auf Länge und Stärke ebenfalls verschieden sind.

Dunkelgraue Oberseite, beim Männchen schwarze Kopfplatte, beim Weibchen und den Jungen braune, heller graue Unterseite mit weisslicher Kehle und mit etwas olivenfarbig angehauchten Flanken und Brustseiten. Schnabel schwärzlich, Füsse bleifarbig.

Verbreitung: Europa, das westliche Asien, auf den kanarischen Inseln auf Madeira. Im Winter bis zum Gambia und Ostafrika bis nach Oberabessinien.

Früher, als ihre nahe Verwandte in grauem, eintönigem Gewande erscheint die schwarzköpfige Grasmücke in der Heimath. Von der Mitte des Aprils an darf man ihre Ankunft erwarten, die durch Gunst oder Ungunst



Schwarzkopf, graue Grasmücke, Klappergrasmücke oder Müllerchen, Rothkehlchen. Zaunkönig und Baumrothschwänzchen im Hollunderbusch zur Herbstzeit vereinigt.

der Witterung etwas früher oder später erfolgt. Bei warmer Witterung kündigt das gesangslustige Männchen gleich am ersten Morgen von den hohen Zweigen der Büsche und von den Bäumen seine Anwesenheit an. Ist aber der Luftzug rauh oder tritt gar noch Spätfrost oder Schnee ein, dann hüpft das Vögelchen bolzenartig aufgeblasen tief im Gebüsch umher, besucht die sumpfigen Stellen der Gräben, Rasenplätze und Wiesen und begibt sich nicht selten ziemlich fern vom Gehölz auf den Boden, auf den Flug anderer kleiner Vögel zur Nahrungsquelle achtend. Rasch aber ändert sich sein Wesen, wenn milde Witterung eintritt. Aufwärts zieht die Sonne den Sänger, der zur Zeit der Noth und Entbehrung höchstens einmal abgebrochen den Überschlag herauspresste. Nun ertönt derselbe laut und herrlich, bei guten Sängern in der Erregung mehrmals und in Variationen hinter einander. Zur Minnezeit erreicht der Gesang den Höhepunkt der Entwicklung. Wir schildern den Gesang in unseren Stubenvögeln: „In Wäldern oder Parkanlagen, wo viele Paare neben einander nisten, überzeugt man sich von dem verschiedenen Werthe der Männchen. Wie bei der Nachtigall und Drossel, so ist's hinsichtlich der Gesangsunterschiede auch bei den Schwarzköpfen, doch sind die Abänderungen des Überschlags nur nach Gegenden, nicht oder selten nach Distrikten wahrzunehmen. Reist man aber stundenweit, um Beobachtungen hierüber anzustellen, so entdeckt man je nach den Gegenden eine ganz auffallende Abwechslung des Tonsatzes im Überschlag. Was den übrigen Theil des Vortrags anlangt, so besteht derselbe ausser einzelnen Zwitscherstellen, die wir überall wiederfinden, in einem Gemisch von angeeigneten Rufen, gewöhnlich nur aus Strophen-Theilen, seltener aus ganzen Strophen. Je lauter, deutlicher und getreuer diese Nachahmungen sind und je mehr sie durch Mannigfaltigkeit und melodichen Klang fesseln, desto werthvoller erscheint der Vogel. Das Zanken und Wettern der Schwarzamsel, der Ruf des Pirols, der Singdrossel und des Raubvogels, Töne des Finken, der Lerche und des Rothkehlchens — diese und andere erborgte Weisen hört man nicht selten von guten Sängern täuschend vorgetragen. Ganze Gegenden aber sind an solchen Meistern arm.“ Wir haben einen Schwarzkopf belauscht, der ausser seinem vollen, schönen, mehrmals wiederholten Überschlag folgende Gesangstheile laut vortrug: das Lied der Misteldrossel, der Amsel, fünf bis sechs sehr schöne hohe, wie tiefe Sing-Drosselrufe, die feierliche Rothkehlchen-Strophe, das Lied des Baumrothschwänzchens, des schwarzflügeligen Fliegenfängers, des Grauhänflings, Einiges von der Bastardnachtigall, mehrere Gluckstöne und Nachtigallentriller sowie Schnalztöne, einige sehr kräftige Rolltouren der grauen Grasmücke und Theile des Lerchenliedes.

Beim Nestbau liebt es auch das Schwarzkopfmännchen, Blendnester zu bauen, wobei viel, jedoch meist zwitschernd gesungen wird, bis das Weibchen den ernsten Anfang zur Familienwohnung gemacht hat. Das Nest

ist mit Halmen dünn verwebt und an den Zweigen mit Hülfe von Spinnengeweben und Raupengespinsten angeheftet. In Wäldern gibt es bisweilen solidere Baumeister, welche ihrem Neste aussen durch Flechten und Moos, im Innern durch mehr glättende Sorgfalt und zarteres Material bessere Form und grössere Festigkeit geben. Die Eier, vier oder fünf an der Zahl, haben fleischfarbigen Grund und dunkelbraunrothe Flecken und sind gelbbraun marmorirt. Männchen und Weibchen brüten abwechselnd. Die Jungen verlassen, schnell sich entwickelnd, sehr oft schon halb flügge das Nest, wenn irgend welche Störung eintritt. Die Alten umkreisen Nest, Junge und Feind flatternd und ängstlich rasch hinter einander ihr „Deck“ ausstossend. Die flüggen Jungen sitzen gern dicht neben einander auf einem Zweige oder Ästchen und lassen sich von den Eltern mit grünen Räupchen füttern. Sie empfangen dieses und anderes Insekten- oder Beerenfutter unter begehrlichem „Giäk“. Das alte Männchen zieht den flugfähigen Jungen mit angenehm und leise klingendem Lockton, der einem Schnurrpfeifchen ähnlich lautet, voran. Johannis-, Hollunder- und Faulbeeren etc. verzehren sie später gemeinschaftlich. Im August tritt die Mauser ein, nachdem gewöhnlich noch eine zweite, weniger fruchtbare Brut zu Stande gekommen. Im September vereinigen sich ganze Familien mit andern Grasmücken in den Hollunder-Büschen und Bäumen. Da sieht man denn ganz braunköpfige, zum Theil mit Schwarz untermischte braunköpfige und vollends schwarzköpfige Junge in Gesellschaft der Alten. Das vollendete durchmauserte Herbstkleid zeigt weniger hervortretend das Aschgrau an Wangen, Hals und Brust, sondern mehr ein mattes, trübes Gelbgrau. Junge wie alte Vögel zwitschern in den Büschen und zuweilen ertönt auch an sonnigen Tagen in den Frühstunden noch einmal der Überschlag ziemlich laut.

Die Klappergrasmücke oder das Müllerchen. Curruca garrula.

13 cm. lang. Von dem bräunlichgrauen Rücken unterscheidet sich der aschgraue Oberkopf und der dunklere Flügel. Die Unterseite ist weisslich, an der Brust und den Bauchseiten matt gelblichbraun angehaucht. Schnabel und Füsse sind hornschwärzlich. Die Heimath ist das gemässigte Europa und Asien. Der Winteraufenthalt erstreckt sich von Südeuropa nach Südindien und Nordafrika. Im April erscheint dieses den Aufenthalt mit dem Mönch und der grauen Grasmücke vielfach theilende Vögelchen schon frühe, gewöhnlich vor der Mitte dieses Monats. Dieser Sänger durchzieht die Gebüsche schwätzend und trillernd und erfreut das Auge des Beobachters durch seine Munterkeit und Unermüdlickeit. Der Gesang besteht aus fortgehendem leisem Gezwitscher und einer lauten Schlussstrophe, welche die Veranlassung zu dem Namen Müllerchen gegeben hat. Einzelne Exemplare mischen erborgte Weisen in ihren Gesang ein und werden dadurch interessanter. Im Affect sträubt die Klappergrasmücke, wie die Dorngrasmücke

die Kopffedern und lässt ein feines „Deck" vernehmen. Zwischen und vor dem Gezwitscher heben sich sehr scharfe hohe, nur in der Nähe des Sängers hörbare Laute von den übrigen Silben des nicht unangenehmen Geplauders ab. Die Nestbereitung stimmt mit der des Schwarzkopfs ziemlich überein. Zu der Befestigung des Nestes an den Quirlästchen oder den Zweigen verwendet das Müllerchen viel Spinnewebe und Raupengespinnste. Es baut in Hecken, Zäune, Büsche, Sträucher und auf kleine Stauden mit Grashalmen sein kleines, durchsichtiges Nest, in welches vier bis sieben Eier gelegt werden, die weissgrundig und braun gefleckt sind. Die Jungen werden fleissig gefüttert und dadurch zum raschen Wachsthum befördert, ängstlich behütet und bewacht, muthig gegen den Feind vertheidigt, der durch Verstellung der alten Vögelchen und ihr Flattern am Boden hin von der Brut abgelenkt wird. Die Nahrung besteht in Räupchen, Käferchen, Insekteneiern, später auch theilweise in Beeren.

Die Dorngrasmücke. Curruca cinerea.

14 cm. lang. Die Oberseite ist aschgrau mit fahlem oder rostbraunem Überhauch, die Unterseite weisslich mit röthlichgrauem Überhauch auf der Brust. Schwingen und Steuer schwärzlichgrau. Die Flügeldeckfedern sind rostroth gerändert, Schnabel und Füsse gelblich oder röthlichgrau.

Die Verbreitung erstreckt sich über ganz Europa und Westasien. Der Herbstzug geht bis Abessinien auf die Kanarien.

Der Aufenthalt sind Wälder, Gärten, Feldhecken, Hage und Dornraine; in der Flur genügt mitten in den Getreidefeldern oft nur eine geringe Anzahl von Weissdornbüschen. Die Ankunft geschieht in der ersten Hälfte des April und wird verkündigt durch den Zwitschergesang, der etwas lauter vorgetragen wird, wenn sich das Vögelchen im Mai einige Meter hoch im Zickzackflug erhebt und wieder in scharfer Wendung auf einen Dornbusch niederlässt. Das Wesen ist munter und unruhig, der Wandel verborgen im Gebüsch und Gestrüpp, welches geschickt durchkrochen wird. Nur beim Sicherfühlen kommt das Vögelchen auf freie Zweige, wo es das schmal gehaltene Schwänzchen hebt und wie der Mönch und bisweilen auch die graue Grasmücke und das Müllerchen die Scheitelfedern hebt. Der Flug ist tauchend und hin und her schwankend, der Lockton klingt wie „gät" oder „däck"; ausserdem hört man ein leises, wohltönendes und tiefes „däh" oder „döh", welches Behaglichkeit ausdrückt. Zuweilen lässt die Grasmücke auch ein lauteres „Woät, woät, woät" hören. Die Nahrung besteht in Insekten, deren Larven und Eiern, besonders aus Käferchen, im Nachsommer und Herbst in Beeren. Das Paar baut zweimal ein tiefes Nest von Grashalmen in's Gebüsch und die Dornhecken, manchmal auch auf den Boden in's Gestrüpp und Gras, und das Weibchen legt vier bis fünf sehr verschieden gefärbte Eier, die weiss oder grüngrau grundirt und dunkler gefleckt sind. Die

Jungen verlassen frühe das Nest und verbergen sich, von den Alten ängstlich und sorgsam bewacht und gefüttert, im Gras und Gestrüpp.

Die Sippe der Laubvögel. Phyllopneuste.

Sie sind Insektenfresser und Bewohner der alten Welt, kleine Vögel mit pfriemenförmigem, an der Wurzel etwas verbreitertem, nach der Spitze hin zusammengedrücktem Schnabel, mässig hohen, schwachen Füssen, mittellangen Flügeln, entweder gerade abgestutztem oder wenig ausgeschnittenem Schwanz und lockerem, dem Laube ähnlichem Gefieder. Sie gehören zu der Familie der Laubsänger.

Der grosse Weidenlaubsänger oder Fitis. Phylopneuste fitis sive trochylus.

Länge 11,25 cm. Im Frühling ist die Oberseite olivengraugrün, die Unterseite weiss, jedoch auf der Brust gelblich überzogen. Über dem Auge steht ein weisser Strich, der Zügel ist dunkelgrau. Im Herbste hat die Unterseite eine lebhaftere gelbe Färbung, der Rücken leuchtenderes Grün. Augenstern dunkel, Schnabel und Füsse horngrau.

Die weite Verbreitung geht nördlich bis zum Polarkreis, östlich in's westliche Indien. Der Winteraufenthalt erstreckt sich in Afrika bis Natal

Wir lassen sogleich die Beschreibung des kleinen Weidenlaubsängers folgen und schildern beide Arten zusammen.

Der kleine Weidenlaubsänger, Phylopneuste rufa,

ist nur 10 cm. lang. Die Oberseite trägt die olivengraue, die Unterseite die weisslichgraue Farbe, die schmutziggelb gestrichelt ist. Das Herbstkleid ist lebhafter. Der Verbreitungskreis erscheint weniger ausgedehnt, als derjenige des Fitis.

Zuerst von den beiden lieblichen Sängern erscheint im Frühling der kleinere bei uns, schon in der zweiten Hälfte des März. Ungefähr zehn Tage später trifft der grössere Vetter ein.

Der Aufenthalt des Fitis erstreckt sich auf Gärten, Parkanlagen und Waldungen. Nicht blos auf dem Zuge und im Anfang des Verweilens in der Heimath besucht der Fitis gerne die Weidenbäume und Weidenbüsche der Fluss- und Bachufer, sowie die Weichhölzer der sumpfigen Orte, sondern auch bei seiner dauernden Niederlassung werden gerne Örtlichkeiten berücksichtigt, welche derartige Bedingungen bieten. In Wäldern und Parkanlagen winken im April dem Vögelchen schon die leuchtenden Kätzchen der Sahlweide. „Da“ summen“, sagen wir in unseren „nützlichen Vögeln“, „die honigsüssen Bienen und die Mücken tanzen und die Käferchen stecken ihre Köpfe in die Blüthen hinein oder verkriechen sich ganz darin. „Fiet“ und „schnapp“ klingt es jeden Augenblick, und leicht wie ein Weidenkätzchen tanzt und flattert der

lustige, lenzestrunkene Weidenzeisig zwischen Bienen Mücken und Blüthen, und versunken in dieses Bild unter kaum fühlbarem Südhauch, wird es uns kindlich-träumerisch zu Muthe. Leise wie ein Ammenmährchen an der Wiege des wach träumenden Kindes verklingt das lauter begonnene Liedchen des herzigen Vögelchens und endet in rührendem, hinsterbendem Geflüster.“ Und in unseren „Singvögeln“ schildern wir den Gesang und das Wesen des Vögelchens, wie wir es heute nicht besser können. „Zur Paarzeit im April lässt der Fitis am lautesten und innigsten sein Frühlingsschalmeichen erklingen, und der Liederwettkampf der Hähnchen in den jungen Vorhölzern und Lustgärten zwischen dem heimlichen Murmeln und Rauschen der Bäche, dem hellen Blick des Himmels und dem sanften Wehen des die Blüthenkätzchen fächelnden Westes weckt idyllisches Lenzgefühl. Ein wahrer Seelenerguss scheint den sich Antwortenden zu entströmen, und bei manchen Sängern irrt der Ausdruck wahrhaft von der höchsten Höhe des Jubels im Eingang der Strophe bis zum tiefsten, hinsterbenden Decrescendo und Ritardando des Schlusses herab. Es ist die innerste Melodie der sich in Wonne enthüllenden Sanftmuth und Grazie und darum so unvergleichlich anmuthig und reizend für unser Ohr.“ Mit dem Weibchen baut sich der Fitis ein verhältnissmässig grosses, aber sorgfältiges Nest aus Moos, Halmen und Federn in Backofenform, welches in einer mit dem Schnabel ausgehauenen Vertiefung am Boden steht, aus welch letzterer Veranlassung das Vögelchen vom Volksmunde Backöpfchen genannt wird. Die sechs weissen, violettbesprengten Eierchen werden von beiden Eltern abwechselnd ausgebrütet. Die Jungen werden emsig gefüttert, fast ausschliesslich mit glatten Raupen, und sind bald selbstständig. Der Lockton der Alten klingt wie „Fit“ oder „Hoid“ und folgt bei Warnungen rasch nach einander. In unseren „Thierwohnungen“ theilen wir die Beobachtung eines alten Paares mit, welches seine Jungen in dem Neste, über welches glücklicherweise die Sichel des Mähers ohne eine Verletzung zu verursachen hingestrichen war, noch eben so fleissig fütterte, als Tags zuvor, wo die Jungen kaum seit drei Tagen ausgeschlüpft waren. „Das Weibchen brachte ihnen kleine Insekten, welche es theils von den Zweigen ablas, theils in der Luft fing und setzte sich nach zwei- bis dreimaligem Füttern über die Kleinen. Das Männchen brachte dagegen grüne, glatte, oft nahezu einen Zoll lange Raupen, lieferte sie dem Weibchen im Neste ab und flog eilig wieder davon. Die alten Vögelchen hüpften stets auf denselben Zweigen des über dem Neste stehenden Rosenstöckchens herab. Das Männchen sang gewöhnlich, die Raupe im Schnabel festhaltend, sein Liedchen, ehe es mit etwas wippendem Schwanz und wenig vom Leibe geschnellten Flügeln den Jungen sich gänzlich näherte. Blieb das Männchen zu lange aus, so begab sich das Weibchen wieder auf die benachbarten Bäume, um selbst Nahrung zu suchen. Als die Jungen flügge geworden waren, traten wir dicht an das

Nest heran und betrachteten uns die niedlichen Kleinen. Zwei davon sassen ganz ausserhalb des Nestes, andere zwei halb und nur das Nesthockerchen ganz darin. Eine leise Berührung des Nestes verursachte ihr Davonfliegen und Verbergen in dem nächststehenden Gebüsch. Wir hoben das defekt gewordene Nest aus der ziemlich ungleichen Erdvertiefung heraus und fanden es an mehreren Stellen an Pflanzenstengeln mittelst Moos und Halmen befestigt und so geschickt an den Erdboden angedrückt, dass es aussah, als wäre es demselben entwachsen.“

„Man kann sich leicht denken,“ so schildern wir die jungen Fitise, „welche niedliche Geschöpfe sie als Miniaturbilder ihrer Eltern sind. Eben erst ausgeflogen, sehen sie mit ihren kurzen Schwänzchen allerliebst aus. Die ihnen reichlich zugebrachte Insektennahrung fördert sie bald zu selbstständigen Wesen, die sich nach und nach in Sträuchern und Baumzweigen auf der Fliegen- und Schmetterlingsjagd einüben. Da ist's denn sehr ergötzlich anzusehen, wenn die Schüler es den gewandten alten Meistern im Schnappen und Flughaschen gleichthun wollen. Manchmal bringt die Hitze der Verfolgung das Völkchen bis auf die Erde oder nahe an Menschen und Thiere heran, wo es dann bei deren Anblick plötzlich aus der Leidenschaft erwachend, im Schreck spitz zusammenfährt und auf Augenblicke scheu und flüchtig wird.“

Der kleine Weidenlaubsänger theilt mit dem Fitis so ziemlich den Aufenthalt, wählt aber mehr Lustgärten und die Ränder der Hegewälder. Sein Lockton klingt weniger melodisch als der des Fitis und sein Gesang ist die ewige Wiederholung der Strophe: „Dizudizudieldeldieldel dizudizudieldeldieldel,“ welche hin und wieder von einer ebenso einförmigen Zwischenstrophe „Grrr! Drrr!“ unterbrochen wird, wobei das Schwänzchen hin und her sich mit dem Hinterkörper taktartig wendet. Wesen und Flug theilt es mit dem flinken, hurtigen Vetter. Das Nest haben wir eingehend in den „Thierwohnungen“ geschildert. „Im Gestrüpp, sehr gerne in Ginstergestrüpp und in Wachholdersträuchern oder auch in kleinen, sehr dicht belaubten, geschlossenen Büschen der Buchenhegen nistet dieser Laubsänger. Das Nest hat das Ansehen einer Kuppel, im Ganzen die ovale Form. Sein Eingang ist aber viel grösser, als bei den Nestern des Zaunkönigs und der Schwanzmeise, ungefähr zwei Zoll (= 5 cm) hoch und breit, und ist der Theil über ihm etwas übergebaut, sei es, dass das Weibchen ein dürres Buchen- oder Eichenblatt über den Eingang derartig breitet, sei es, dass Grashalmen dicht neben und über einander in einer Beugung vorwärts geknickt werden, so dass sie ebenfalls ein kleines Vordach gegen Regen bilden. Der Oberbau (die Kuppel) ist durchgängig von leichterem Material, wie Grashalmen, Moos und wenig dürren Blättern gefertigt, hingegen erscheint beim Unterbau zur grösseren Festigkeit erstlich das Material dichter geschichtet, und sind dann die Schichten aus gröberen Stoffen gefertigt; sie

bestehen aus dürren Blättern der Buche, Eiche, Aspe und Birke, aus Riedgrasblättern, Bastschnüren und Theilen von Rinde und groben Strohstengeln. Die unterste Lage bilden Blätter (etwa drei bis vier Lagen) dann folgen die andern genannten Materialien in wagerechter Lage verflochten. Erst bei einer Dicke von 0,6 cm. der Grundlage erhebt sich das Geflecht senkrecht zum Aufbau. Die längsten Halmen und Stengel werden hierzu einerseits von unten bogenartig über die Kuppel hinauf und an der andern Seite wieder bis zum Grundbau heruntergeführt und mittelst horizontalem Geflecht fest verwebt, auch mit Blättern durchwirkt. Dies ist die äussere, rohe Seite. Beim Aufbau derselben zieht der Vogel die Halmen öfters quer durch seinen Schnabel, offenbar, um ihnen durch seinen Speichel eine grössere Haltbarkeit im Geflecht zu geben. Namentlich thut er dies bei den längeren in Vertikalbögen über die Kuppel geführten Halmen und bei dem Blättergrundbau. Nach Vollendung des Aussenbaues schreitet er zum inneren. Dieser ist nun eine Schicht leichteren, zarteren Materials, meist kleiner, dürrer Grashalmen, die an die grösseren Stoffe des Aussenwerks, hin und wieder auf die breite Fläche von Blättern mittelst Wolle und Speichels angeklebt werden, um einen innigeren Zusammenhang dieser feineren Schicht mit dem äusseren Gerüste zu bewerkstelligen. Diese Lage wird von unten nach oben immer dünner bis in das obere Gewölbe in derselben Weise wie das Aussenwerk geführt. Jetzt wird das Allerheiligste ausgepolstert. Der Vogel nimmt gewöhnlich zu demselben an der Berührungsfläche des Grashalmengeflechtes Hasen- oder Schaafwolle und bringt erst auf dieser Zwischenlage ein Polster von Federn, meist von zahmem Federvieh an. Die Dicke des Polsters beträgt etwa 0,6 cm und füllt ungefähr ein gutes Drittel des unteren, 7,5—8 cm. breit. Der Vogel baut grösstentheils von innen, dem Mittelpunkt, im Kreise über und um sich herum, ordnet aber auch von aussen, also von der Peripherie aus. Die Zeitdauer des Nestbaues schwankt je nach der Witterung und der leichteren oder schwierigeren Erlangung der Baustoffe zwischen fünf und acht Tagen.“ Die Eier sind weiss und haben spärliche, deutliche und grosse dunkelrothe Punkte. Am 8. Mai entdeckten wir ein Nest mit zarten Jungen, welche graue Mausfedern auf gelblicher Haut und gelbliche Füsse hatten. „Sie waren im Ganzen sehr zierlich gebaut. Das Weibchen besorgte sie allein. Alle drei bis fünf Minuten brachte es Futter, kleine Insekten, Räupchen, erstere in der Luft haschend, letztere auf Blättern suchend. Nach drei bis vier Touren wurden die Jungen vom Weibchen ungefähr zehn Minuten lang erwärmt. Gegen sechs Uhr Abends trat Feierabend ein, wonach das Weibchen über den Jungen blieb. Das Männchen that nichts, als auf einem benachbarten Oberständer seine Alltagsleier erschallen zu lassen. Übrigens rief es, sobald wir uns dem Neste näherten, wie das Weibchen „hoid“ und blickte neugierig und besorgt auf uns nieder.“ Im Herbste durchstreifen alte und junge

Weidenlaubvögelchen Hecken, Bäume und Gemüsefelder der Gärten und ziehen im Oktober in die Fremde.

Der grüne Laubvogel oder der Buchenlaubvogel. Phylopneuste sibilatrix.

Die Grösse stimmt mit der des Fitis ungefähr überein. Die Oberseite ist gelblichgrasgrün oder wie das junge Buchenlaub, die Unterseite am Bauch und After weiss, an den Brustseiten und unter den Flügeln gelb; über dem Auge steht ein gelber Streifen. Iris dunkelbraun, Schnabel schwarzbraun, an den Schneidenrändern und der Wurzel gelb, Füsse röthlichbraun. Seine Heimath sind das gemässigte Europa und das westliche Asien. Der Herbstzug dringt bis Abessinien vor.

Der Aufenthalt dieses in den letzten Tagen des Aprils oder in den ersten des Mai's zur Heimath zurückkommenden Laubsängers beschränkt sich nicht blos auf Laubholzbestände, sondern auch auf gemischte und auf Nadelwälder. Die Stangenhölzer werden entschieden von ihm bevorzugt. Sein angenehmer Lockton klingt wie „Düdüdü". Sobald Gefahr droht, lässt das Vögelchen einen Warnungsruf vernehmen, der gedehnt klagend klingt. Man kann das Männchen durch Nachahmung des Lockrufs bewegen, dicht heranzukommen; neugierig schaut es dann in gebeugter Haltung und mit etwas vom Leib gehaltenen Flügeln auf die befremdende Erscheinung nieder. Sein Gesang ist ein fein und metallisch klingendes Liedchen, dessen Töne wir Balztöne nennen wollen. Sein Flug im Wald von Baum zu Baum oder Ast zu Ast ist ein Schwirren und Schweben, zumal wenn Minne und Sonnenschein seine Seele erregen und zum fleissigen Singen aneifern. Die Nahrung besteht in Fliegen, Mücken, Schnaken, Nachtfaltern, kleinen Käferchen, Blattläusen und kleinen Spinnen. Das Paar baut auf oder nahe an die Erde, in's Gestrüpp oder unter Baumwurzeln und alte Stümpfe ein backofenförmiges Nest ähnlich wie der Fitis. Es besteht äusserlich aus dürren Grasblättern und Halmen, welche mit Erdmoos verarbeitet sind; inwendig sind zärtere Halmen und Pferdehaare verwendet. Die fünf bis sechs kleinen Eier von weisser Grundfarbe und rothbraunen Punkten werden in 13 Tagen fast nur von dem Weibchen ausgebrütet. Gegen Ende des August, spätestens Anfangs September verlässt uns dieser Laubsänger.

Die Bastardnachtigall oder der Gartenlaubvogel. Hypolais hortensis.

14 cm. Länge. Oberseite grüngrau, an den Rändern der Schwingen und Steuerfedern grünlich; Unterseite blassgelb. Auge dunkel, Schnabel an der Wurzel röthlichgelb, inwendig orangegelb, vorn graubraun. Füsse hellgraublau.

Der grösste Theil Europa's herbergt den Vogel, der Winteraufenthalt ist Nordafrika.

Die Gartensänger, Hypolais, welche, obgleich auf's Innigste mit den Laubsängern verwandt, werden neuerdings doch von ihnen geschieden, weil sie regsamer, wie Brehm sagt, lebhafter, gewandter und selbstbewusster sind, sich im Sitzen meist aufrecht halten, lüften, wenn sie etwas Auffallendes gewahren, die Kopffedern sträuben, mit den schnellsten Wendungen im Gebüsch fliegen.

Die der Bastardnachtigall zur Nahrung dienenden Insekten kommen erst mit dem Mai zum genügenden Vorschein, weshalb unser Sänger, der ausserdem empfindlich gegen rauhere Witterung ist, erst zur Zeit der Blätterentwicklung, also Anfangs Mai, in die Heimath zurückkehrt. Hier verkündet er seine nächtliche Ankunft alsbald am frühen Morgen zunächst durch Lockrufe, welche wie „Deteroï“ und weiblicherseits wie „Deterä“ klingen, und dann durch seinen an Beigaben fremder Weisen reichen Gesang. „Es gibt“, sagen wir in unseren Stubenvögeln, „schlechte, mittelmässige und vorzügliche Sänger. Letztere erlangen eine höchst staunenswerthe Fertigkeit in der Nachahmung und geschickten Verbindung und Verarbeitung des Angeeigneten mit Eigenthümlichem, Ursprünglichem. Der Vortrag sprudelt wahrhaft, in kurzer Zeit führt uns der interessante Sänger eine ganze Reihe der verschiedenartigsten Erinnerungen an bekannte Vogelstimmen vor. Rufe der Raubvögel, des Feldhuhns, gewisser Wasservögel, der Dohle, den Schlag der Wachtel, Strophen aus den Gesängen der Grasmücken, der Drosseln, der Schwalben, der Finken und anderer Sänger vernehmen wir zwischen und neben eigenthümlichen, flötenden Tönen, die etwas Besonderes, Charakteristisches haben und durch Anmuth und Schönheit den Eindruck kreischender und wahrhaft gemein klingender Gesangstheile wieder abschwächen. Es lässt sich schwerlich eine Bastardnachtigall ausfindig machen, die nicht hier und da scharfe, rauhe, die Gehörnerven angreifende und den Geschmack des Hörers verletzende Töne vortrüge.“ Dieser Umstand setzt diesen Sänger einige Stufen tiefer, als er sonst verdienen würde.

Da das Nest der Bastardnachtigall in der allgemeinen Abhandlung über die Nestbaukunst eingehend beschrieben worden ist, so verweisen wir auf jene Schilderung und beschränken uns auf die Beschreibung der Eier, die auf rosenrothgrauem Grunde schwärzlich punktirt sind und ein Gelege von vier bis fünf Stück bilden. Ausserordentliche Zärtlicheit zeigen die Alten gegen ihre Jungen und werden sehr erregt, wenn Gefahr naht. Rasch aufeinander folgen die Lock- als Warnungsrufe und in der leidenschaftlichen Angst stossen sie ein auch im Zorn beliebtes „Hettetett“ aus. In den Waldhegen, welche die Bastardnachtigall sehr liebt, wenn sie an Wiesenthäler grenzen und Süd-, Südwest- oder Südosthänge bilden, fanden wir die Nester in Büschen und auf Stauden selten unter, öfters in Mannshöhe, noch häufiger drei bis vier Meter hoch. In Gärten sind uns einzelne merkwür-

dige Fälle vorgekommen, wo diese Vögel, entgegengesetzt ihrer sonstigen Gewohnheit, verfuhren. Einmal baute das Paar, von Katzen im Gebüsch beunruhigt, mitten in den Obstbaumgarten in die Krone eines freistehenden Zwetschenbaumes. Neuerdings hatten wir Gelegenheit, im Badeorte Salzschlirf zu beobachten, dass die Bastardnachtigall in den Grasgärten, welche mit Obstbäumen reich besetzt sind und Hütten und Hecken aufweisen, vorzugsweise nicht allzu starke Obstbäume zur Anlegung ihres Kunstbaues auswählt. Wir haben mehrere Nester auf Zwetschenbäumen sowohl, als auch auf Birnbäumen gefunden, die, von Weitem betrachtet, für Nester des Stieglitzes gehalten werden konnten. Die Vögel suchen sich mitunter derbe Äste mit tiefem Quirl, häufiger jedoch solche Unterlagen, wie sie der Stieglitz liebt. In den engen Thälern des Vogelsbergs kommt die Bastardnachtigall häufig vor, und gerne sucht sie sich die Südhänge der Gärten und Waldhegen aus.

Unbestritten bilden die Hauptnahrung der Bastardnachtigall kleine glatte Räupchen, welche von Zweigen und Blättern abgelesen werden, und andere Kerbthierlarven der Blüthen und Blätter, aber der Vogel eignet sich auch das fliegende Insekt an, welches er oft beim Fall in die Tiefe bis zum Boden verfolgt. Fliegen, Mücken, Nachtfalter, Spinnen und Käferchen werden ihm zur Beute. Im Nachsommer geht er aber auch rothe und später schwarze Hollunderbeeren, freilich in sehr mässigem Grade an. Ende August oder Anfangs September zieht er in die Fremde.

Die Rohrsänger. Calamodytae.

Sie sind schlanke Vögel, mit enganliegendem Gefieder, kegelig pfriemenförmigem Schnabel, mittellangen, kräftigen, grosszehigen und krummnageligen Füssen, kurzen, abgerundeten Flügeln, mittellangem ab- oder zugerundetem, auch zuweilen stufenförmigem Schwanz. Sie leben an fliessenden und stehenden Gewässern im Rohr, Schilf und Weiderich, tiefnapfförmige Nester bauend.

Die Rohrdrossel. Calamodyta turdoides.

Länge 20 cm. Die Oberseite ist rothgelbbraun, die Unterseite rothgelblichweiss, Kinn und Kehle sind lichter. Über dem Auge steht ein rostgelber Streifen. Iris dunkelbraun, Schnabel dunkelbräunlich, Füsse trüb fleischfarbig, in's Gelbröthliche gehend. Die Verbreitung umfasst das gemässigte und südliche Europa, Grossbrittannien ausgenommen, und Westasien bis zum Kaspischen Meere. Winteraufenthalt Afrika.

Gewöhnlich mit dem Ende des April oder dem Anfang des Mai erscheint dieser eigenthümliche Sänger bei uns. Wählerischer, als mancher seiner Verwandten, in Bezug auf Nistplatz, macht er zur Bedingung seines Bleibens das Vorhandensein bedeutender Rohrwaldungen und Schilfgewächse

Namentlich liebt er es, wenn sich diese über das Fluss-, Bach- oder Teichufer hinaus in Wiesen den Gräben entlang erstrecken, und einzelne Stellen wenigstens durch das Dasein breit- und dichtblätteriger Sumpfgewächse als vorzügliche Mittel zu seiner Verbergung dienen. Der Gesang dieses Vogels ist zuweilen in seinem schlagartigen Theil so klangvoll und weithin schallend dass wir ihn auf mehrere hundert Schritte vernahmen. Eine vorübergehende Erinnerung an den Schlag der Drossel und Nachtigall lässt er wohl bei oberflächlicher Beobachtung zu, aber in der That stellt er sich dem Kenner meist nur als eine Aufeinanderfolge der Sylben „orre arre, erre ri und ütt" dar. Exemplare, welche sich durch etwas mehr Abwechslung in Tönen und Strophen auszeichnen, sind äusserst selten. Uns ist es nur ein einziges Mal begegnet, dass wir ein Rohrdrosselmännchen hörten, das vermöge seiner ausserordentlichen Abweichung vom Geleier seiner Brüder uns lange fesselte. Es entzog sich unseren beobachtenden Augen durch Schlüpfen und verborgenes Wandern von Stelle zu Stelle. Wenn wir den Vogel eben verschwinden sahen, hörten wir ihn im nächsten Augenblick zwanzig bis dreissig Schritte weiter oben oder unten einige Töne ausstossen, welche jedoch stets durch Ängstlichkeit niedergehalten wurden. An Stellen, welche wir leicht übersehen konnten, weil sie wegen ihrer Lage in der Wiese von allen Seiten für uns zugänglicher waren, wollten wir ihn uns durch Aufscheuchen zu Gesicht führen; allein wir überzeugten uns, dass er, anstatt über den freien Boden zu fliegen, es vorzog, im Gewirr der Sumpfgewächse, theilweise ganz nahe am Boden, mit überraschender Schnelligkeit sich unserer Verfolgung zu entziehen. Sehr bald gab er alsdann das Singen auf, und erst nach langer Pause und eingetretener vollständiger Ruhe in seiner Umgebung erhob er verzagt seine Stimme wieder. Ert nach Sonnenuntergang hörten wir ihn laut wie bei der Entdeckung seiner Anwesenheit singen. Noch spät in der mondhellen Nacht vernahmen wir ihn. Übrigens währt der Nachtgesang nur in der ersten Zeit der Ankunft des Vogels. Das Männchen zeigt sich während der Paarung sehr erregt. Bei der Verfolgung durch die mancherlei Schlupfwinkel, in welche das Weibchen vor ihm her flieht, lässt es knarrende und schnarrende Töne vernehmen. Ein leises Zittern mit den Flügeln, ein Sträuben der sehr beweglichen Scheitelfedern und ein Andrücken des Schwauzes an den Gegenstand, auf welchem er gerade fusst, ist mit Annäherung der Gefährtin verbunden. Der Vereinigung beider Geschlechter geht oft ein tanzartiges Gebahren des Männchens unmittelbar voraus, Auch während des Singens offenbart sich das Feuer der Triebe durch zeitweises Auf- und Niedergehen der Scheitelfedern und durch das volle Aufgeblasensein der Kehle. Haltung des Schwanzes und Flügel, sowie das Emporrichten des Schnabels erinnern an die Stellung der schlagenden Nachtigall.

Das Nest der Rohrdrossel ist sehr hoch im Verhältniss zur Weite, hat

starke, dicke Wände, deren oberer Rand einwärts in die Mulde sich neigt. Diese Mulde enthält Würzelchen und verschiedene Lagen von feinen Halmen und Grasblättern, welche nach aussen hin immer gröber und dicker werden. Andere dieser Nester zeigen uns inwendig trockne Grasrispen, Rosmarinkronen und Pferdehaare, während im Übrigen Bastfäden von Nesseln, Weiderich, Samenwolle, Raupengespinnste, Hanf- und Wollfäden verarbeitet werden. August Müller hat im Bau befindliche oder bereits fertige und noch leere Nester dieses Vogels stets durch und durch feucht, ja geradezu durchnässt angetroffen, wenn auch viele Tage vorher die schönste Witterung geherrscht hatte, so dass an ein Durchnässen durch Regen nicht zu denken war. „Enthielten die Nester erst eins oder zwei Eier, ja war mit dem Bebrüten des bereits vollzähligen Geleges noch nicht begonnen worden, so fühlten sich die Nester immerhin noch mehr oder weniger feucht an, und erst, nachdem die Eier bereits Spuren von begonnener Bebrütung zeigten, waren die bezüglichen Nester vollständig trocken. Es liegt somit auf der Hand, dass auch nasses Material für den Nestbau benutzt wird. Immer fand ich die Nester auf neuem Rohre.“ Die Eier, deren man in der Mitte des Juni vier bis fünf unter dem zu brüten beginnenden Weibchen findet, haben bläulichen oder graugrünlichweissen Grund und sind dunkelolivenbraun, aschgrau und schieferfarbig gefleckt, punktirt und geschmitzt. Das Brüten dauert vierzehn Tage, während welcher Zeit die Rohrdrosseln durchaus nicht gestört werden dürfen. Die Jungen erlangen sehr bald eine grosse Kletterfertigkeit und Selbstständigkeit.

Verschiedenartige Insekten bilden die Nahrung der Rohrdrossel. Käfer werden von den Rohrstengeln und den Rohrblättern abgelesen, Libellen im Sitz, seltner im Flug erhascht.

Der Zug in die Fremde beginnt Ende August.

Der Teichschilfsänger. Calamodyta arundinacea.

Länge 15 cm. Oberseite rostgelbbraun, Unterseite rostgelblichweiss, Augenbrauenstreifen rostgelb. Schwingen und Schwanzfedern olivenbraun. Iris dunkelbraun, Schnabel hornbraun, Füsse hornbräunlich. Heimath: Das mittlere Europa, Westasien und Nordwestafrika. Winteraufenthalt: bis in die Kapländer.

Der Teichschilfsänger begnügt sich mit kleineren Gewässern, unter der Bedingung, dass Rohr oder Schilf nicht fehlt. Bisweilen siedelt er sich sogar in an den Gewässern nahe gelegenen Hecken, Gebüschen, Gartenhütten, sogar Kieferpflanzungen an. Von Mitte April bis zu Ende Mai dauert die Zeit, wo diese Vögel an den geeigneten Plätzen zu erwarten sind, denn sie wandern vielfach noch nach dem Zug in der Heimath umher. Viele Paare leben oft an beschränkten Wohnungsplätzen zusammen, die einzelnen Paare grenzen sich jedoch eifersüchtig ab. Mit grosser Gewandt-

heit durchklettern diese Vögel Rohr, Schilf und Hecken, insbesondere unruhig in den Morgen- und Abendstunden. Bei Kämpfen mit Nebenbuhlern oder Nachbarn fliegt das Männchen über Blössen am Ufer und den Wasserspiegel wiederholt hin und her, beim Gesang steigt es wenig über die Rohrspitzen, und auch beim Verfolgen eines Insekts kommen Männchen wie Weibchen häufig in's Freie. Der Gesang ist unbedeutend, von schnarrenden und schwatzenden Lauten gebildet, und ermüdet um so mehr, als er fast den ganzen Tag und selbst einen Theil der Nacht hindurch ertönt. „Es bewegt sich der Gesang" — so sagen wir in der Schilderung des Gesangs der Schilfsänger überhaupt — „in ewigem Einerlei, und das Knarren und Quaken der unermüdlichen und darum desto mehr langweilenden Kehlen kann in keiner Weise befriedigen. Ginge der Gesang in rascherem, leichterem Tempo voran, so würde er sicherlich schöner klingen. Aber der Emsigkeit und Gewandtheit des Vogels durchaus nicht entsprechend, kommen die Töne schwach, scheinbar mühsam und in ihren Eindrücken schwerfällig, selten anders als abgerissen, gleichsam als Stosseufzer uns zu Ohr Dieses charakteristisch Träge und Schwermüthige zeigt sich bei der einen Art mehr als bei der andern."

Das Nest des Teichschilfsängers steht im Schilf oder Rohr, auch im Gebüsch. Ungefähr 1 Meter über dem Wasserspiegel findet man es gewöhnlich in der Nähe des Ufers. In dem Theile über die Nestbaukunst der Vögel haben wir des Nestes in Wort und Zeichnung ausführlich gedacht.

Eine auffallende Erscheinung ist das vom Sumpf und Gewässer ziemlich entfernt stattfindende Nisten einzelner Paare. Wir haben in einem Sommer vier Paare unmittelbar an Wohngebäuden im Gebüsch eines Parks, 300 Schritte vom sumpfigen Gewässer entfernt nistend, beobachtet. Häufig fanden wir das Nest auch in dichten Laubhütten fern vom Wasser. Vier bis fünf Eier werden in 14 Tagen gezeitigt; sie sind länglich, auf unentschieden grünlich-grauem Grunde ölfarben und dazwischen dunkelbraun getupft.

Ende August oder Anfangs September verlässt uns der Teichschilfsänger.

Der Uferschilfsänger. Calamodyta phragmitis.

Länge 13 cm. Oberseits ölbrauner Grund mit dunkleren Flecken. Dunkelbraune Schwingen, deren Aussensäume und Deckfedern, sowie die Steuerfedern dem Grundton der Oberseite entsprechend. Obere Schwanzdecken und Bürzel rostbräunlich. Oberkopf schwarzbraun mit einem Mittellängsstreifen von mattbräunlicher Farbe und dunklen Schaftstrichen. Durch Auge und Zügel geht ein dunkler Streifen. Der Streifen über dem Auge, die Kehlseiten und die Unterseite sanft rostgelblich, nach dem Bauch zu und an den

unteren Schwanzdecken mehr weisslich. Iris dunkelbraun, hornbrauner Ober-, horngelblicher Unterschnabel, horngelbliche Füsse.

Heimath: ganz Europa, Westsibirien und Nordafrika. Der Winteraufenthalt erstreckt sich bis zu den Nilquellen und anderwärts in's innere Afrika.

Auf dem Frühlingszug durchwandern die Uferschilfsänger nicht blos die Büsche und Sumpfgewächse an Gräben, Flüssen, Teichen und kleinen Seen, sondern sie lassen sich auch fern vom Wasser und Sumpf nicht selten in Gärten und dichten Feldhecken nieder, wo wir im April ihren Gesang häufig vernehmen. Tritt rauhe Witterung ein, so werden sie dreister und verbergen sich nicht mehr so scheu und bedachtsam im Gezweig, Rohr und Schilf. Sie haben dann alle Sorge und Regsamkeit der Aufsuchung von Kerfen zugewendet. Der Eintritt schöner, warmer Tage aber führt sie rascher an die eigentlichen Heimstätten, wo nun das rege Frühlingsleben der flinken Vögelchen beginnt. Ihre Fertigkeit in den Künsten des Schlüpfens, Huschens, Kriechens, Emporkletterns, Verschwindens und Wiederauftauchens erschwert dem Beobachter von geringer Ausdauer den tieferen Blick in ihr Thun und Treiben. Kein Gestrüpp ist zu dicht — der Uferschilfsänger durchschlüpft es, kein Binsenhalm zu dünn und schlank — er erklettert ihn, und sollte er sich auch unter des Vogels Last beugen, dass diesen das Wasser benetzt. Nur Geduld! wir kommen dem heimlichen Schilfbewohner doch hinter seine Schleichwege. Gut gedeckt, bleibt man regungslos am Beobachtungsposten stehen. Bald wird sich das Rohr oder Schilf an irgend einer Stelle bewegen. Wie sich der Lauf der Wasserratte an solchen Bewegungen der Ufergewächse verräth, so ist's auch mit diesem befiederten Vertrauten der Schlupfwinkel. Forschend kommt der Kleine an einem Stengel oder Halm empor, forschend hauptsächlich an der ihm verdächtig scheinenden Stelle. Das Gefühl der Sicherheit gibt sich im Schütteln und Aufblasen des Gefieders und im Locken kund, welch letzteres in einem schnalzenden Ton besteht. Hierauf beginnt der Gesang, der anfänglich noch abgebrochen und ängstlich gedämpft, dann aber bei völligem Vergessen der Gefahr vertraut und in der gewöhnlichen Stärke sich erhebt. Ein Nachbarmännchen lässt sich jetzt als Rivale vernehmen. Schnurrend fliegt der Eifersüchtige dicht über Schilf und Wasserfläche hinüber und greift jagend und zankend den Eindringling an, bis dieser dem ungestümen Muth des Angreifers völlig wenigstens auf einige Zeit weicht. Hat er nun Ruhe gefunden von den Störenfrieden, so gibt er sich ganz der Wirkung seiner inneren leidenschaftlichen Erregung, seinem Minnetriebe hin. Schon in dem Gesang gibt sich dies kund. Aber nicht genug. Von dem Rohrstengel, auf welchem er dem Weibchen ein Ständchen bringt, treibt es ihn, aufwärts zu streben, dem blauen Himmel, der goldnen Sonne zu. In schiefer Richtung erhebt er sich, als wolle er mit der Dorngrasmücke wetteifern, und stürzt sich entweder rasch in das Dickicht zurück, oder er hebt die Flügel-

spitzen hoch über den Rücken hin, dass sie sich fast berühren, und schwebt wie ein Federball mit aufgeblasenem Gefieder nach Baumpieperart auf den vorigen oder benachbarten Standort zurück. Ein anderes Mal treibt es ihn, das Weibchen in neckendem Spiel und heftigem Andrang zu verfolgen, wobei es leicht fällt, das Paar im Fluge genau zu beobachten. Dieser ist sehr unregelmässig; schwerfällig und flatternd erscheint er, wenn das Männchen in Bogen oder kleine Strecken geradeaus das Weibchen verfolgt, gewissermassen hüpfend, wenn das Weibchen dem Männchen auf Augenblicke sich entzogen hatte, und letzteres nun zum neuen Andrang auf jenes zueilt; aufsteigend und dann pfeilartig niedertauchend, wenn das Männchen dem durch plötzliche Wendungen und Entrinnungsversuche flüchtenden Weibchen so zu sagen auf der Ferse folgt. Immer aber beweist der Uferschilfsänger, dass er ein sehr mittelmässiger Flieger, gleich seinen Verwandten, ist, und, sich dessen wohlbewusst, versteigt er sich nur im Liebeseifer zu einer Höhe von vier Metern über das Schilf oder Rohr in die Höhe. Gerade in den Augenblicken des Sichvergessens greift ihn zuweilen der gedeckt hinter dem erhöhten Ufer daherstreichende Sperber oder der Baumfalk.

Das Nest des Uferschilfsängers, welches im Seggengras tief im Sumpf, nicht über ½ Meter über dem Schlammboden zwischen Halmen und Zweigen der Pflanzen mittelst Halmen und Gespinnsten befestigt und angehängt wird, besteht aus dürrem Gras, Stoppeln, Halmen, zarten Wurzeln, grünem Laubmoos, und ist mit zarteren Halmen, Federn und Pferdehaaren ausgelegt. Die Stoffe sind dicht verwebt, und das Nest durch Halme und Gespinnste dergestalt befestigt, dass es durch den Einfluss der wüstesten Witterung nicht leicht zerstört werden kann. Schon Anfang Juni ist das Gelege von vier bis sechs unten sehr stumpfen und oben eben so auffallend spitz geformten Eiern vollzählig. Die oft in das Grünliche spielende, schmutzigweisse Grundfarbe der Eier ist braungrau oder grau punktirt, befleckt und bekritzelt. Das Weibchen brütet allein, während das Männchen singt und ihm Nahrung zuträgt; letzteres theilt die Liebe des ersteren zu den Jungen, die, ausgeflogen, längere Zeit sich nur durch Kriechen und Schlüpfen im Bereich der Sumpfgewächse fortbewegen.

Der Sumpfschilfsänger. Calamodyta palustris.

Länge 14 cm. Oberseite verloschen grün, Unterseite geiblichweiss, am Bürzel ölfarbig. Täuschend ähnlich der Bastardnachtigall in Färbung und Gestalt.

Heimath: Mittel und Süd-Europa, Westasien und Nordwestafrika. Herbstzug bis in die Kapländer.

Wir kennen einen Lieblingsaufenthalt des Sumpfschilfsängers, ein Gebirgsflüsschen, wo dicht aneinander die Erlen stehen, deren Wurzeln in das

Wasser hineinragen. Kies und Steine bilden vielfach den Grund. Breitere Wasserpflanzen decken an vielen Stellen die Oberfläche des Wassers. Auch in niederen Lärchenwäldchen und im Haselgebüsch dicht am Ufer haben wir den Sumpfschilfsänger paarweise gefunden. Erst der vorgerückte Mai führt uns diesen zarten Sänger zu. Auch auf dem Zuge trifft man mehrere Männchen an beliebten Stellen mitunter in unmittelbarer Nähe zusammen an, ohne dass das eine oder andere die Absicht hat, sich da gerade dauernd niederzulassen. Dieser emsig auf Büschen, Bäumen und in Wasserpflanzen Kerfen suchende Sänger lässt häufig während dieser Thätigkeit, also ohne ruhig zu sitzen, sein Lied ertönen. Sein Schlüpfen und Sichverbergen, sein Fliegen und sein Betragen überhaupt erinnert jeden guten Beobachter an seine Vetter. Dagegen zeigen höchstens nur gering begabte Exemplare einige Ähnlichkeit im Gesang mit diesen. Eher lässt sich der Vortrag des Sumpfschilfsängers mit dem der Bastartnachtigall vergleichen. Aber auch sie schwatzt im Vergleich zu diesem Componisten viel albernes Zeug und reicht nur in ihren ausgezeichnetsten Vertretern bis zu seiner Höhe hinan. Nicht nur Theile aus dem Bereiche der Gesänge anderer Vögel trägt der Sumpfschilfsänger vor, nein, auch ganze herrliche Gesänge, und zwar oft noch schöner, wenigstens fertiger, als die Meister, denen er sie abgelauscht hat. Wir haben Exemplare gehört, welche, wie man zu sagen pflegt, in einem Athemzug fünfzehn, zwanzig und mehr Gesangstheile und ganze Gesänge und Schläge vortrugen. Mit ausserordentlicher Schnelligkeit reiht sich Theil an Theil. Wo wäre ein Sänger der bekannten einheimischen Arten, welcher nicht wenigstens durch einen Lockton uns vorgeführt würde? Und diese Reinheit des Tons, diese unbeschreibliche Gewandtheit und Geschmeidigkeit im Vortrag, dieses immer Neue und doch Bekannte — welche Zaubermittel gegenüber dem feinen Hörer! Aber dennoch anders klingt die tiefende oder schmetternde Strophe der Nachtigall aus ihrer Kehle, als aus der seinigen, anders der Schlag des Edelfinken von diesem selbst, anders und doch dieselbe Melodie singt die Amsel. Die Nachahmung beschränkt sich eben nur auf das oberflächliche Äusserliche. Die Empfindung, welche im Nachtigallenschlag sich ausprägt, die Frühlingsfrische, die dem Edelfinkenschlag eigen ist, den elegischen Charakter des Amselliedes vermag der kleine Tausendkünstler bei allen seinen trügerischen Fertigkeiten nicht wiederzugeben. Er ist gleichsam ein fliessender Leser ohne feinen Ausdruck.

Sehr genau hält der Sumpfschilfsänger bestimmte, zum Vortrag ausersehene Plätzchen inne, zu denen er immer wieder zurückkehrt. Nur das geübte Auge entdeckt den gewöhnlich verborgen sitzenden und bei verdächtiger Annäherung sich meisterhaft deckenden Vogel im Erlen- oder Haselgebüsch. Flatternd und zögernd durchfliegt er kleine Strecken von Busch zu Busch, beschreibt sanfte Bogen, steigt und lässt sich wieder langsam

nieder, folgt dem angepaarten Weibchen durch das Gewirre der Wasserpflanzen, taucht hier und dort spähend unter einem Blatt auf und verschwindet eben so schnell wieder. Immer beweglich und zum Gesang geneigt, aber auch ausserordentlich gierig nach Nahrung, treibt er sich in dem ziemlich beschränkten Kreise seines Aufenthaltes umher, und selbst des Nachts, namentlich bei Mondhelle und Windstille singt er stundenlang in der Nähe des Weibchens und des Nestes. Entgegengesetzt seinen Verwandten, besucht er höhere Bäume, die am Ufer stehen, selten jedoch begiebt er sich in die Kronen derselben, sondern bleibt für gewöhnlich im unteren und mittleren Gezweige. Kleine Käfer liest er von diesem und den Pflanzen ab, stürzt sich hastig auf Libellen und zeigt sich in der Wahl der Insekten und deren Larven keineswegs so beschränkt, als die Rohrdrossel und der Teich- und Uferschilfsänger.

Auch in der Nestbereitung zeichnet sich der Sumpfschilfsänger vortheilhaft aus. Das Weibchen erscheint auch hier wieder, wie fast durchgängig bei den befiederten Wohnungsbereitern, als der bei Weitem geschäftigste Theil, wiewohl auch das Männchen nicht müssig ist und vorzüglich im Anfang durch Herbeischaffen des Materials jenes zu überbieten strebt. Es nimmt gerne viele Grashalmen und Grasblätter, von denen das Paar nicht nur zwischen dem Gestrüpp bereits abgefallene aufliest, sondern auch festhängende loszerrt, zusammen und trägt sie dem Nistorte zu. Gut verborgen im Rohre, in Kräutern und im Gebüsch, das mit jenem wild verwachsen ist, steht das tiefe Nest, welches die charakteristische Form der Nester der Rohr- und Schilfsänger trägt. Die Halmen und Blätter sind schön verschlungen, die Rändertheile, welche an Stengel oder Zweige angelehnt sind, erscheinen in ihrer Fortsetzung als geflochtene Bänder, welche, durch Speichel und Gespinnste haltbarer gemacht, um jene sorgfältig verschlungen sind. Wir haben wiederholt die Beobachtung gemacht, dass das Paar gerne da baut, wo am Flüsschen oder Bach ein mit Kräutern, Rohr oder Gebüsch dicht bewachsener Graben einmündet, oder der Bach selbst an breiteren Stellen in seichten Lagen ausgetrocknet ist, und nur in Bettrinnen das Wasser fliesst. Sehr gerne wählt der Sumpfschilfsänger zu seinem Wohnorte auch Roggen-, Weizen- und Rapsfelder, in deren Nähe sich Hecken und Gewässer befinden. Wir haben das Paar aber auch im Getreidefelde fern von allem Gewässer und Heckenwachsthum während der Minne- und Brutzeit beobachtet. Die Getreidehalmen dienten wie Schilf und Binsen den Rohrsängern zum kletternden und schlüpfenden Wandel des beweglichen Paares. Das Männchen kam singend an freie Stellen und verweilte auf solchen Lieblingsplätzchen oft lange Zeit stillsitzend und seinen Vortrag in höherer Erregung in ununterbrochenen Fluss bringend.

Vier bis fünf bläulichweisse, aschgrau und braun gefleckte Eier liegen in dem tiefen, mit Pferdehaaren ausgelegten Neste. Die Jungen sehen in

der ersten Zeit unproportionirt und unschön aus, später aber, wenn sie ausgeflogen sind und im Rohre und Gebüsch von den Eltern geleitet und gefüttert werden, bilden sie mit diesen eine allerliebste, nette Familie und zeichnen sich durch flinke Bewegungen und geschicktes Durchkriechen der Gebüsche aus. Selbstständig geworden, vertheilen sie sich längs des Wassers im Bereiche der beliebten Gewächse und erheben an schönen Augusttagen ein wirres Geschwätz, das als Grundlage künftiger Meisterschaft keine Spur erkennen lässt. Ende August beginnt der Zug.

Die Familie der Schlüpfer. Troglodytae.

Die charakteristischen Merkmale der Schlüpfer in Bezug auf äussere Gestalt bestehen in dem vorn sehr zusammengedrückten, dünnen, länglichen und schwachgebogenen Schnabel, den kurzen, abgerundeten Schwingen, von denen die vierte die längste ist, und dem zugerundeten Schwanz. Die Farbe ist gewöhnlich rothbraun, dunkler gewässert, an den Flügeln und dem Schwanz durch dunkle Wellenlinien ausgezeichnet. Die Mitglieder der Sippe sind klein und von lebhaftem Wesen.

Der Zaunkönig. Troglodytes parvulus.

Die Grösse schwankt zwischen 7,5 cm und 9 cm.

Oberseite von dunkelrostbraunem Grund und schwärzlichen Querstreifen, Unterseite auf Brust und Bauchmitte bräunlichweiss, sonst hellrothgrau oder blassrothgelblich, überall mit verloschenen dunklen Querlinien, welche am deutlichsten auf den Flanken und unteren Schwanzdecken erscheinen. Flügel, Schwanz und obere Schwanzdecken sind etwas dunkler als der Rücken. Neun braunschwarze Querbinden stehen auf dem Schwanz, sechs gleichgefärbte Querlinien auf der Aussenfahne der Schwingen, sechs hellere auf den Handschwingen. Kleine weisse, dunkel gesäumte Spitzenflecken bilden auf den mittleren oberen Deckfedern eine Querbinde. Iris dunkelbraun, ungefähr ebenso Schnabel und Füsse.

Heimath: ganz Europa und das gemässigte Asien.

An Unterholz reiche und schattige Wälder, Schluchten, Bäche und sonstige Gewässer, die Gebüsch aufweisen, Hecken und Gärten wählt er zum Aufenthalt. Er ist in der Ebene und im Gebirg daheim und wird eben so wohl im tiefen, einsamen Wald, wie inmitten der Städte und Dörfer an geeigneten Plätzen angetroffen. Aufgeschichtetes Holz, namentlich Wellen- und Reiserhaufen, mit Wurzelverzweigungen reich versehene Ufer der Teiche, Bäche und Flüsse, alte zerfallene Gebäude und Mauerruinen, überhaupt solche Bedingungen und Gelegenheiten, welche seiner grossen Vorliebe zum Schlüpfen und Kriechen entsprechen, locken ihn an. Er weiss sich sehr gut zu verbergen und gegen den Beobachter zu decken, oft treibt ihn aber gerade eine auffallende Erscheinung aus der Verborgenheit hervor auf freiere

Zweige und erhabene Gegenstände anderer Art. Das kleine Schwänzchen wird dann stramm bis zum Rücken emporgerichtet, Bücklinge folgen rasch auf einander und der schnarrende Lockton „zerr“ erschallt. Man sieht dem Vögelchen die ausserordentliche Lebendigkeit, die Unruhe und die immer heitere Laune an. Dicht am Boden her geht sein schwerfälliger, schnurrender Flug. Auch sein Wandel ist meistens an die Tiefe gefesselt, selten erhebt sich der Vogel zu den Baumkronen. Im Frühling ist dies freilich anders, da sieht man ihn hoch auf Dächern und Bäumen sitzen und hört sein dem Kanarienvogelgesang ähnliches Liedchen singen. Oft sitzt er im Morgensonnenschein anhaltend eine halbe Stunde lang, dem Minnegesang hingegeben. Auch im Winter singt er über der Schnee- und Eisdecke seine einfache Weise, wenn ihm die Sonne lacht. Im März wirbt er um des Weibchens Gunst, wobei das Schwänzchen in lebhafter Regung neben Gesang und Complimenten eine ausdrucksvolle Rolle spielt. Er ist ein sehr zärtlicher Werber. Mit ausgebreiteten Flügeln rückt er, possirlich sich geberdend, der Erwählten nahe, der seine ganze Zärtlichkeit und sein klangvolles Liedchen zugewendet ist. Naumann schildert die Minnegeberden des Männchens sehr treffend in den Worten: „Dasselbe bläht sich mächtig auf, lässt Flügel und Schwanz nachlässig herabhängen und zittert damit wie mit dem aufgespannten, etwas in die Höhe gerichteten Schnabel in gleichmässigen mit dem Abstossen der Töne übereinstimmenden Zuckungen, so dass dabei fast der ganze Körper zu arbeiten scheint.“

Schon Ende März oder Anfangs April bauen die Zaunkönige. Das Männchen errichtet besondere Wohnungen, welche es aus ungestümem Trieb theils unvollendet lässt, theils mehr ausführt und sehr fest formt. Wir haben in der allgemeinen Abhandlung über die Nestbaukunst der Vögel so eingehend über den Nestbau des Zaunkönigs berichtet, dass wir, um Wiederholung zu vermeiden, darauf verweisen müssen. Das Gelege besteht der Regel nach aus sechs bis acht verhältnissmässig grossen Eiern von rundlicher Gestalt und rein- oder gelblichweisser Grundfarbe, welcher kleine rothbraune oder blutrothe Pünktchen beigegeben sind. Männchen und Weibchen brüten abwechselnd die Eier in 13 Tagen aus und füttern die Jungen mit grosser Sorgfalt. Diese bleiben ihnen indessen zuweilen zu lange im Neste sitzen, und wenn das Vorenthalten des Futters auf Augenblicke und die lockende Aufforderung zum Ausfliegen nichts helfen, so schreiten die Eltern zu dem gewaltsamen Mittel des Herausdrängens und Herauszerrens.

Der Zaunkönig bleibt den Winter über bei uns und durchstreift alle möglichen Schlupfwinkel, um den Insektenlarven beizukommen. Die Hauptnahrung scheint indessen aus Spinnen zu bestehen. Das fliegende Insekt wird kaum einmal dann und wann im Flug erhascht. Kerbthiere in allen Verwandlungsstadien werden von Zweigen, Blättern, vom Boden abgelesen, aus den Spalten der Mauern, den Löchern der Wände, unter der Rinde und

Borke der Bäume, kurz aus jedem zugänglichen Schlupfwinkel hervorgeholt. Im Herbste bilden nur wenige Beeren eine Beikost zur Kerbthiernahrung.

Sehr treu durchwandert der Zaunkönig im Herbste und Winter die beliebten Plätze täglich. Verfolgt man seinen Wandel bei frisch gefallenem Schnee, so sieht man, wie er jedes von der Sonne freigeschmolzene Plätzchen des Gehölzes oder die durch irgendwelchen Schutz unbedeckt gebliebene Örtlichkeiten ausforscht und eventuell ausbeutet. Bei seinem Suchen nach Nahrung unter Dach und in Schlupfwinkeln beweist er seine Befähigung, an düsteren Stellen die kleinste Beute zu erspähen. Ohne diese Schärfe des Gesichtes, ohne diese grosse Wachsamkeit und ausdauernde Beweglichkeit würde das Vögelchen sich sicherlich nicht durch den Winter durchschlagen können. Es macht sich beim Zaunkönig im Herbste auch eine gewisse Neigung zur Geselligkeit in so weit geltend, als er dem Zuge der Meisen und Goldhähnchen sich in loser Verbindung anschliesst und gewöhnlich hintendrein in der Tiefe der Hecken und des Unterwuchses der Gehölze folgt. Doch ist sein täglicher Wandel auf einen kleineren Kreis beschränkt.

Die Familie der Flüevögel. Accentores.

Die Merkmale sind kräftiger Bau, ziemlich gerader oder ein wenig aufwärts gebogener Schnabel, der an der Wurzel dick, an den Schneiden eingezogen, an der Spitze pfriemenförmig, am Oberkiefer seicht ausgeschnitten ist, die mittelhohen Füsse, die langen Flügel, der ziemlich kurze, seicht ausgeschnittene Schwanz und das lockere Gefieder.

Die Heckenbraunelle. Accentor modularis.

Länge 15 cm. Oberseite auf dem Rücken lerchenfarben, aber mehr in's Zimmtbraune spielend, mit schwarzen Schaftflecken, auf den unteren Schwanzdecken braun mit weisslichen Rändern. Schwingen braunschwarz mit rothbraunen Aussenrändern, entsprechend den blasser gesäumten Schwanzfedern. Kopf, Kehle, Hals und Kropfgegend aschgrau, auf ersteren braune Schaftflecken. Ohrgegend mit hellbräunlichen Stricheln. Mantel und Schultern auf röthlichbraunem Grund mit breiten dunklen Schaftstrichen, Oberschwanzdecken nebst Bürzel graubraun. Iris hellbraun, Schnabel schwarz, Füsse hellgelblich. Heimath: ganz Europa und Westasien. Herbstzug bis Nord-Ost-Afrika und Nord-Afrika.

Die Braunelle liebt geschlossene Hegwaldungen mit dichtem Unterwuchs, die mit Oberständern versehen sind. Aber sie nistet auch in Parkanlagen, Haus- und Feldgärten. Anfangs März erscheint sie schon in der Heimath, wenn die Witterung günstig ist, sonst erst zu Ende dieses Monats oder selbst erst zu Anfang des Aprils. Ihr Aufenthalt ist im Allgemeinen

das Mittelgebirg. Ihr Wesen und Wandel erinnert theilweise an den Zaunkönig, denn sie verbirgt sich geschickt, schlüpft behende durch die Zäune und Büsche und hält sich meist dicht am und auf dem Boden. Ihr Flug ist geradeausgehend und schnurrend, nur am Ziele durch Wendungen öfters scharf unterbrochen. Auf dem Boden bewegt sie sich, kurze Strecken hüpfend, recht gewandt. Hier sucht sie kleines Gewürm, Schnecken und Insekten und pickt auch Gras- und Unkrautsamen auf. Im Herbste geht sie in den Gemüsegärten vorzugsweise verschiedenartige, mit Vorliebe auch ölige Sämereien an. Der Gesang ist ein kurzstrophiges Liedchen, welches zur Zeit der Minne auf freiem Zweig sehr eifrig vorgetragen wird. Das Paar baut niedrig über der Erde in Fichten-, Buchen-, Dorn- oder Zierbüsche oder in's Gesträuch gut verborgen aus Genist, grünem Erdmoos und Pflanzenstengeln ein recht künstliches Nest, dessen tiefer Napf feine Grashalmen, Haare, Federn und Wolle als Polster enthält. Mitte April ist das Gelege schon völlig, welches vier bis sechs glänzend blaugrüne Eier zählt, die innerhalb 13 Tagen ausgebrütet werden. Die ausgeflogenen Jungen halten sich viel am Boden und tief im Gestrüpp auf und zeigen grosse Gewandtheit im Schlüpfen und Kriechen. Gewöhnlich begnügen sich die Braunellen mit einer Brut während eines Sommers. Gestattet indessen die Gunst der Witterung die frühzeitige Rückkehr in die Heimath und die alsbaldige Entwicklung der Vegetation, so kommen häufig zwei Bruten zu Stande.

Der Zug in die Fremde erfolgt spät im Herbste.

Die Familie der Stelzen. Motacillae.

Die allgemeinen Merkmale dieser Vogelgruppe sind folgende: Die Läufe erscheinen hoch und vorn getäfelt, der Schnabel ist dünn, gerade, pfriemenförmig, auf der Firste kantig, nach der Spitze des Oberkiefers hin seicht ausgeschnitten, der Leib schlank, mit weichem, lockerem Gefieder bedeckt, der Flügel lang und zugespitzt. Unter den neun Handschwingen ist die erste und zweite mit der hintersten von gleicher Länge. Der Schwanz, abgeschnitten oder gegabelt, erscheint lang und schmalfederig, die hintere Zehe meist lang, bei manchen sehr lang, wodurch die Stelzen in Verbindung mit ihren hohen Fersen als treffliche Läufer sich bekunden.

Wir reihen ihnen die Pieper (Anthi) an, die mit ihnen wie mit den Lerchen Ähnlichkeit haben. Diese nähern sich bezüglich der Zeichnung sowohl als auch des „Sporns“ den Lerchen, der Schnabelbildung nach jedoch und rücksichtlich ihres Wesens den Stelzen. Diese sind gewandte, anmuthige Läufer, die viel, fast beständig mit dem Schwanze wippen und an feuchten Wiesen, an Gräben, Bächen, Flüssen, Teichen, Pfützen etc. kleine Kerbthiere jagen. Auch die Pieper laufen gut und wippen ebenfalls mit dem Schwanze.

Die Sippe Bachstelzen (Motacillae) zeigt lebhaft gefärbte, gestreckt gebaute, hochläufige Vögel mit kurzer Kralle an der langen Hinterzehe. Der Schwanz lang, schmal und abgestutzt.

Die weisse oder gemeine Bachstelze. Motacilla alba.

Ihre Gesammtlänge beträgt 20, die Breite 28, die Schwanzlänge 9,8 cm. Der schwarze Kopf ist auf Stirne und Vorderkopf, an den Schläfen und den Kopfseiten und der Ohrgegend weiss, der gleichfalls schwarze Hals mit breitem weissem Streifen versehen, die Oberseite aschgrau, die Unterseite weiss, zur Seite aschgrau; die Schwingen sind schwarz, grauweiss gesäumt, die Armschwingen haben breite weisse Ränder. Zwei weisse Querbinden stehen auf dem Flügel. Die zur Seite grau gesäumten oberen Schwanzdecken sind schwarz, ebenso die Schwanzfedern, mit Ausnahme der beiden äussersten, die weiss mit schwarzem Rand erscheinen. Die Farben des Weibchens, namentlich das Weiss, sind nicht so rein und leuchtend. Ihre Verbreitung erstreckt sich durch ganz Europa, West- und Mittelasien, Lappland, Grönland, Island und in's Innere Afrika's.

Gebirgsgegenden wie Ebenen herbergen diesen häufigen, fast allen Örtlichkeiten in der Nähe der Städte und Dörfer sich anbequemenden Vogel. In den Höfen und Strassen sieht man die anmuthigen, flinken, ewig heiteren Vögel jagd-, rauf- und lebenslustig wandeln. Früh im März kommen sie von ihrer Reise in der Heimath an und erst zu Ende des Oktobers oder Anfangs November verlassen sie uns wieder. Von der Sehnsucht nach der Heimath oder aus anderen Ursachen bewogen, erscheinen einzelne Bachstelzen früher an heimischer Stätte. Dank der Gunst des Himmels, welche eine Masse kleiner Insekten hervorgelockt hat, welche sich an sonnigen Plätzchen sammeln und von der Bachstelze mit sichtlichem Wohlbehagen gefangen und verzehrt werden. Aber am Abend dreht sich der Wind nach Norden und bringt uns während der Nacht Kälte und Schnee. Doch droben unter dem Dachziegel der Firste oder in hohlem Gebälk schläft die Bachstelze sicher. Aber schon vor Tagesanbruch erwacht der hungrige Vogel und schwingt sich im Bogenflug aus seiner Schlafhöhle in's Freie. Da hindert ihn der fusshohe Schnee an gewohnten Plätzen sich niederzulassen, flatternd umkreist die Stelze die beliebten Orte, sinkt mehrmals im Schnee bis zur Brust ein, erhebt sich wieder und eilt davon, hinaus in's Weite. Zu solchen Zeiten bitterer Noth muss das Vögelchen an Gossensteinen, Ställen und unter dem Fenster, aus welchem mitleidige Seelen die nothleidenden Vögel füttern, mit allerlei Abfällen Vorlieb nehmen. Sein Vertrautsein mit dem Menschen und dessen Umgebung rettet das Thierchen unter solchen Umständen vor dem Untergang. Zunächst schmilzt der Schnee in den Gehöften auf den wärmeren Miststätten und gleichzeitig kommt das erstarrte Insektenleben auch wieder zur Geltung und Bewegung im wirken-

den Sonnenschein. Auch an den Bächen und sumpfigen Stellen der Wiesen, namentlich an quellenreichen Plätzchen bieten sich den hungrigen Bachstelzen Kerbthierchen zur Nahrung dar. Die winzigen Schnakenarten werden schon bei geringer Wärme in's bewegte Dasein und Leben gerufen und bilden durch ihre unzählige Menge immerhin genügenden Nahrungsstoff für die scharfsichtigen Vögel dar. Da diese Schnecken immer um diese Zeit an Sonnenplätzen sich aufhalten, ziehen die Bachstelzen ihnen aus dem Schatten zu den von den Strahlen beleuchteten Plätzen nach. So sieht man die unruhigen Bachstelzen auf der Eisdecke des Flusses oder Baches hastig dahineilen. Sobald eine Stelle ausgebeutet ist, eilen sie zur folgenden, und oft erscheint dieses Dahineilen wie eine Wanderung.

In Bezug auf Ernährung ist die Bachstelze vielseitiger als ihre Verwandten. Auf dem Ufersand, auf schlammigem Boden, auf Felsblöcken, geschorenen Wiesen, am Ausfluss der Kanäle, auf Miststätten und in Gossen, überall sehen wir sie das ausgebildete Insekt den Larven vorziehen. Auf Wiesen und in Wiesengräben fängt sie viele Sommerfadenspinnen (Aranea obtextrix), welche durch ihre Fäden das Futter verderben. Snell hat gleich uns beobachtet, dass die Bachstelzen bei ungünstiger Witterung im ersten Frühlingsnahen fast ausschliesslich von Erioptera-Arten, kleinen Wasserinsekten, winzigen Schnaken sich ernähren. Wir sahen Ende März ungefähr vierzig Bachstelzen auf dem Eis Jagd auf diese Insekten machen. Aber auch hinter dem Pfluge her läuft das Vögelchen als Freund des Landmanns und liest blosgelegte Kerfe auf. In der Nähe der Schafhürden, wo Insekten sich ansammeln, die von den Excrementen der Schafe sich nähren, ja selbst auf dem Rücken der Schafe sehen wir die Bachstelze der Jagd auf fliegende Kerbthiere obliegen.

Zur Minnezeit zeigt sich unter den Bachstelzen ein gar heiteres und muthwilliges Treiben. Da wird gelockt mit dem hellklingenden „Tziui“ und gebuhlt und eifersüchtig gezankt und gerauft, indem die Nebenbuhler aufsteigend in die Luft gegeneinander anprallen. Da zwitschern wirr durcheinander gegenseitig erboste Männchen, die sich gegenüber gestellt haben auf dem Dach und wie Bolzen aufgeblasen gegeneinander vorrücken. Laut zankend greifen sie einander an und jagend verfolgt das eine Männchen das andere. Haben sich die einzelnen Paare geschieden und ihrem Standorte nach abgegrenzt, so beginnt der Nestbau. Die Wahl des Nistplatzes ist eine sehr verschiedene, bald ist's eine Höhlung im Giebel oder Gesimse des Dachs oder auch nur ein genügend tiefer Gang unter gehobenen Ziegeln, bald ein Loch oder eine Spalte in der Mauer oder im Felsen, im Baum oder Steinhaufen, in der Hohlwegwand, unter Baumwurzeln, eine geeignete Stelle im Reiserhaufen oder in Holzkästen etc., welche zur Anlegung des Nestes benutzt wird. Das Gefüge ist wirr und lose aus Wurzelfasern, Strohhalmen, Reiserchen, Moospartien, Grasstöckchen, Grashalmen und dürrem

Laub gebildet. Das Nestinnere besteht aus feineren Stoffen, nämlich aus zarten Würzelchen, Halmen und Grasblätterchen, und zuletzt tragen zur Wärme des Nestes auch noch Wolle, Thierhaare, Flachs, Flechten und allerlei zufällig aufgegriffene Weichstoffe bei.

Wir fanden einst ein Bachstelzennest auf zwei nebeneinander gespannten Seilen unmittelbar unter dem Hausdach, wo ein gehobener Ziegelstein von aussen den Zutritt der Vögel gestattete. Das Nest hing förmlich zwischen den Seilen auf der Grundlage von starken Strohhalmen. Es zeugt dieses Beispiel von Vielseitigkeit der Wahl hinsichtlich der Örtlichkeit des Nistens, aber auch wieder von der Höhlenbrütereigenthümlichkeit, da das Schlupfloch unter dem Ziegel vorhanden war. Das Männchen füttert sein brütendes Weibchen sehr emsig und sammelt oft viele kleine Kerbthiere erst im Schnabel an, bis es dieselben dem Neste zuträgt. In gleicher Weise verfahren beide Eltern den Jungen gegenüber. Diese letzteren empfangen die Nahrung gierig unter dem Ruf: „Zihihihihi". Sind sie ausgeflogen, so laufen sie schon von Weitem den futterbringenden Alten unter solchem feinen Gewiher entgegen.

Die Eier, fünf bis sieben an der Zahl, sind zartschalig und bläulich- oder gelblichweiss grundirt mit violettgrauen Unterflecken, grauen oder gelbbräunlichen Oberflecken reich versehen, am stumpfen Ende nicht selten kranzförmig gezeichnet. Das Männchen löst das Weibchen nur wenig im Brüten ab.

Die Bachstelzenfamilien der ersten und zweiten Brut sammeln sich auf geschorenen Wiesen und beuten da die feuchten und sumpfigen Gräbchen aus. Gewürm dient ihnen da zur Nahrung, und das fliegende Insekt wird mit gewandtem Aufschwung in die Luft erhascht, oft auch durch raschen Lauf mit vorgebeugtem gestrecktem Vorderkörper vom Boden aus. Im Herbste kommen ganze Schaaren Abends unter fortwährendem Locken zu den Kastanien-, Platanen-, Ahorn-, Linden-, Nuss-, Akazien- und hohen Birnbäumen geflogen, um sich im Laube Schlafstätten auszusuchen. Auch im Weidengebüsch der Bach-, Fluss- und Teichufer übernachten sie gerne und häufig. Hier greift sich der spätstreichende Raubvogel nicht selten noch den einen oder anderen der Vögel, die sonst immer muthig und erzürnt die Raubvögel verfolgen und der sie umgebenden Vogelwelt durch die zeitige Ankündigung der Unholde grosse Dienste leisten.

Die Schafstelze oder gelbe Bachstelze. Motacilla flava.

Sie ist etwas kleiner als die Bachstelze und gänzlich anders gefärbt. Vom Schnabel bis zum Nackenende herrscht das Aschgrau, nur die Kopf- und Halsseiten sind schwefelgelb, und über die Augen zieht sich bis zu den Schläfen ein weisser Streifen. Dann folgt das Olivengrün oberseits bis zum schwarzen Schwanz. Die braunschwarzen Schwingen sind fahl gesäumt

und mit lichter Querbinde versehen. Die beiden äussersten Schwanzfedern weiss, ausser dem weissen Kinn ist die ganze Unterseite schwefelgelb.

Das Weibchen hat dunkelolivengrünen Oberkopf und gleiche Oberseite, der Augenstreifen ist rostfarben, die Unterseite blassgelb.

Die Verbreitung geht über Europa, Asien, Afrika und das nordwestliche Amerika, wenn man die verschiedenen Formen, in denen sie auftritt, in's Auge fasst.

Ein Bewohner der Ebene, liebt sie sumpfige Wiesengründe und theilweise auch ausgedehnte Waldflächen in wasserreichen Gegenden. In der letzten Hälfte des April erscheint sie bei uns und kündigt sich durch den feinpfeifenden und scharf ausgestossenen Lockton an. Diese Stelzen laufen im Gras und zwischen den Binsenstengeln mit grosser Gewandtheit umher, fliegen leicht und schnell wie die Bachstelze, in weitausgedehnten Bogen auf- und niedertauchend und eignen sich in derselben Weise wie jene die Nahrung an. Ausser den Fliegen, Mücken, Motten, Schnaken, Bremsen und kleinen Käferchen dienen ihnen zur Nahrung auch Heuschrecken, Cicaden, Springkäfer, kleine Nachtschmetterlinge, selbst kleine glatte Raupen und Blattläuse. Das Nest steht in einer Vertiefung am Boden im Gras, an den Rändern der Gräben oder unter Erdschollen, zuweilen in alten Steinkauten und enthält gewöhnlich fünf graue, gelbliche oder röthliche Eier mit vielen dunklen Flecken. Sie ziehen die Jungen mit grosser Sorgfalt und ängstlicher Wachsamkeit gross, bestehen nur eine Brut und vereinigen sich später mit anderen Familien zum Übernachten im Rohr.

Die Berg- oder Gebirgsstelze. Motacilla sulfurea.

Diese ebenfalls an Grösse der Bachstelze nachstehende, jedoch langschwänzigere Stelze hat olivengrauen Kopf und gleichgefärbte Oberseite; über dem Auge steht ein weiser Streifen, Kinn und Kehle sind schwarzbeschildet und durch weissen Bartstreifen eingefasst. Die Unterseite ist gelb, zu den Seiten bleicher, Bürzel olivengelb, die Schwanzdecken sind gelb, Schwingen braunschwarz, theils olivenfarben, theils gelblichweiss gerändert, die Schwanzfedern theils braunschwarz mit matt olivengrünen Säumen, theils weiss. Das Weibchen ist nicht so lebhaft wie das Männchen gefärbt und hat an der Kehle untermischte weisse Federn.

Die Verbreitung geht über Europa und Afrika, wo sie überall die Ebene meidet und dem Gebirge sich zuwendet. Hier im Gebirge liebt sie die rauschenden Bäche und Flüsschen, welche an Steinen und Felsblöcken reich sind, Mühlräder treiben und Wehre enthalten. Die Stellen, wo das Wasser braust, zischt, stürzt oder murmelt, bewohnt diese munterste, flinkste und scheuste unserer Stelzen mit unverkennbarer Neigung. Sie bleibt häufiger über Winter bei uns, als die anderen deutschen Arten; weiter als bis Südeuropa geht sie im Winter nicht. Auf hervorragenden Steinen, Blöcken,

Baumästen, stehenden Mühlrädern, Wehren etc. sitzt sie gerne, um von da aus die verschiedenen Kerbthiere zu jagen, darunter viele Wasserinsekten. Der Lockton dieser Stelze ist der schärfste und lautet wie: „Zizi“ und „Ziziss“. Droht den Jungen Gefahr, so wird dieser Ruf zum rasch und häufig wiederholten Warnungsruf, und es reiht sich dann bei steigender Aufregung der besorgten Eltern eine wetternde Strophe an. Der Gesang, wenn auch immerhin unbedeutend, übertrifft doch den der beiden geschilderten Verwandten an Deutlichkeit und Wohllaut sehr. Das Nest steht in Höhlungen der Uferwände, Mauern, steinernen Brücken oder auch unter Wurzelgeflecht etc. und birgt vier bis sechs hellgelblich oder hellblauweiss grundirte mit bald mehr, bald weniger gelbbraunen Flecken und Punkten versehene Eier. Bei einzelnen Eiern bedeckt die Zeichnung fast ganz die Grundfarbe, bei andern ist sie gar nicht vorhanden. Die Lieblingssitze der jungen Gebirgsstelzen an unserem Flüsschen Schwalm sind die an dem Ufer in grosser Anzahl stehenden reich verzweigten Erlenbüsche, wo sie hockend nach Futter schreien und von den anhänglichen Eltern unter genauer Kenntniss des Sitzes jedes einzelnen reichlich mit Wasserinsekten versorgt werden. Nach Vollendung der zweiten Brut sammeln sich die Gebirgsstelzen der Gegend zu grösseren Flügen, übernachten an den Ufern der Flüsse und Teiche im Gebüsch oder Rohr und ziehen endlich grösstentheils gemeinschaftlich nach Süden.

Im Spätherbste, sobald die Kälte eintritt, kommen die gerne noch vereinigten Jungen einer Brut mitten in den Pfarrhof der Stadt Alsfeld und bereiten durch ihre Anmuth und ihre Jagd auf Insekten ein anziehendes Schauspiel. Dabei streiten sie öfters mit einander, steigen senkrecht an einander 6 bis 8 Meter in die Höhe und wirbeln dann raufend wieder zu Boden. Die Fehde verbreitet sich auf die Dächer der umherstehenden Häuser, und so gestaltet sich das neidische Jagen zu einem fortwährenden Zu- und Abfliegen. Auch während der Wintertage sind die liebenswürdigen Vögelchen Besucher unseres Gebirgsstädtchens, jedoch mehr vereinzelt oder zu zweien je an einem beliebten Orte.

Die Familie der Pieper. Anthi.

Die allgemeinen Merkmale sind bereits in Gemeinschaft mit denen der Stelzen besprochen worden. Wir gehen darum sogleich zu den Einzelbeschreibungen der Arten über.

Der Wasserpieper. Anthus aquaticus.

Seine Gesammtlänge beträgt 18, seine Breite 30, seine Schwanzlänge 7 cm. Die herrschende Farbe der Oberseite ist das Olivenbraun, welches an der Schwanzgegend lebhafter wird, auf dem Oberkopf, an der Ohrgegend, den Schläfen und auf dem Nacken durch graubraun ersetzt wird. Über

das Auge zieht sich ein weisser, bis zur Nackengegend laufender Streifen, sehr hell rostfarben sind die Untertheile nebst Kinn und die vordere Partie der Backen, zart fleischröthlich vom Kinn bis zur Brust und über die Seiten derselben wie diejenigen des Halses, Bauch und Schenkelseiten weiss, olivenbraun gefleckt, die Schwingen dunkelbraun, aussen fahlbraun gerändert, hellgesäumt die Armschwingen nebst den grössten Oberdecken, so dass zwei Querbinden sich bilden. Der Schwanz ist braunschwarz, einige Federn haben weisse Partien. Das Weibchen ist nicht so lebhaft gefärbt wie das Männchen.

Die Verbreitung geht über Mittel- und Südeuropa. Auf dem Zug geht er nach Kleinasien, Palästina, Nordafrika und nach Osten hin bis China.

Der Wiesenpieper. Anthus pratensis.

Eine kleinere Art als der Wasserpieper, 15 cm. lang, wovon 6 cm. auf die Schwanzlänge kommen, 24 cm breit, dessen olivengelbbräunliche Oberseite dunkelbraun verwaschene Schaftflecken trägt, die an der Bürzelgegend endigen. Das zarte Rothgelb zeigt sich an den Backen, den Untertheilen und im Augenstreifen. Kopf, Brust und Seiten der Untertheile tragen breite braunschwarze Schaftstriche. Braunschwarz sind auch der Streifen unter dem Auge und am Bart, dunkelolivenbraun die Schwingen, auf denen zwei undeutliche hellere Querbinden stehen, und die Steuerfedern. Im Schwanz zeigen sich weisse Stellen und trübe Endsäume. Hornbrauner Schnabel und röthlichhornfarbene Füsse.

Verbreitung: Europa und das westliche Asien.

Der Baumpieper. Anthus arborea.

Die Grösse fällt zwischen den Wasser- und Wiesenpieper. Die Oberseite hat auf olivengelbbraunem Grund breite dunkelbraune Schaftflecken, die Bürzelgegend und die Schwanzdecken sind indessen nur grundfarbig. Rostbräunlich sind Backen, Augenstreifen, Untertheile und Flügeldecken, weiss Kehle, Brust, die Mitte des Bauchs, Aftergegend und die unteren Schwanzdecken, von denen die äussersten rostgelblich überflogen. Auf den Kropf- und Brustseiten stehen schwarze Schaftflecken, gleich gefärbt ist der Bartstreifen. Spärlicher und mehr ins Bräunliche ziehend werden die Schaftstriche auch schmaler an den Bauch- und Schenkelseiten. Die Schwingen und Schwanzfedern sind dunkelolivenbraun und schmal hellbraun gesäumt. Auf dem Flügel haben die Decken weissliche Querbinden. Auch im Schwanze dieses Piepers zeigen sich weisse Federtheile. Schnabel braunschwärzlich, Füsse fleischfarbig. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch die weniger klare Färbung und Zeichnung.

Europa und Westasien bilden die Heimath des Baumpiepers.

Der Brachpieper. Anthus campestris.

Die Grösse stimmt mit der des Wasserpiepers überein.

Die olivenbraune Oberseite trägt auf dem Oberkopfe verwaschene dunkelbraune Schaftflecken, die auf dem Nacken noch angedeutet erscheinen. Rostgelblichweiss sind die Schläfe, der Augenstreifen und die ganze Unterseite, besonders lebhaft zeigt sich diese Färbung in der Kropfgegend und den Flanken. Der obere Bartstreifen, welcher von dem Mundwinkel bis unter das Ohr läuft, ist schwarz, der untere, von der Unterschnabelwurzel ausgehende verliert sich in undeutlicher Färbung. Auf der Kropfgegend stehen spärliche schmale Schaftstriche von dunkler Farbe. Die dunkelolivenbraunen Schwingen haben eine rostgelbbräunliche, schiefstehende Querbinde. Die schwarzbraunen Schwanzfedern zeigen weisse und isabellfarbene Theile. Schnabel hornbraun, Fuss horngelb. Das Weibchen ist an der blassernen Färbung kenntlich. Die Verbreitung erstreckt sich über den Süden unseres Erdtheils, ferner über Theile Nordafrika's und Indiens.

Der Wasserpieper kommt bei uns in Deutschland gemäss seiner entschiedenen Eigenschaft als Bewohner des Gebirgs nur auf dem Riesengebirge und im Schwarzwalde vor, und wenn er im Mittelgebirge wahrgenommen wird, so ist dies stets zur Zugzeit der Fall. Da er nämlich mit der beginnenden Schneeschmelze in der Heimath schon erscheint, so meidet er bei anhaltend ungünstigen Witterungsverhältnissen eine Zeit lang noch die Höhen und treibt sich in quellenreichen und von rasch fliessenden Bächen durchzogenen Örtlichkeiten noch so lange umher, bis ihn die Herrschaft des herannahenden Frühlings bewegt, aufwärts bis zu tausend Metern Höhe zu steigen. Seine Neigung führt ihn an die Berghalden und Bergabhänge, wo die Gewässer hinabrieseln und niederstürzen oder an die eilig dahinfliessenden Bäche der pflanzenarmen Gebirgspartien. Hier läuft er wie die Gebirgsstelze auf den Steinen und in dem seichten Wasser wadend, nach Insekten zu jagen. Ausser denselben, die in Fliegen, Mücken, Haften, Käfern, Raupen, Puppen und Spinnen etc. bestehen, dienen ihm auch kleine Weichthiere zur Nahrung. Er eignet sich alle diese Thiere mit grosser Gewandtheit und Fähigkeit zum Ausforschen der Nahrungsquellen an. Seinen Gesang schildert Alexander von Homeyer folgendermassen: „Das Aufsteigen wie die Art des Singens ist ganz so wie beim Baumpieper, auch die Gesänge gleichen sich sehr; doch ist beim Wasserpieper der Gang schneller und der Ton feiner, härter und kräftiger vorgestossen, weshalb das Sanft- und Klangreiche des Baumpiepergesanges nicht erreicht wird." Sein Flug bewegt sich fast immer nur in der Tiefe. Seine schnellen Schwingenbewegungen entsprechen seinem unruhigen, raschen und scheuen Wesen. In Schlangenlinien geht der Flug dahin; sehr gewandte Wendungen zeigt derselbe, wenn Eifersucht zwei Männchen zur Verfolgung bewegt oder andere

Vögel der Umgebung vorübergehend angefeindet werden. Bei der Nestanlage genügt dem Wasserpieperpaar eine entsprechende Vertiefung am Boden, wo Graswuchs, Steine oder Erdschollen Deckung gewähren. Das Gefüge zeugt von geringem Kunstsinn und enthält Moos, Grashalmen und kleine Würzelchen, wohl auch andere ähnliche Stoffe; inwendig ist das Nest mit feineren Halmen und Haaren ausgelegt. Die Eier, vier bis fünf an der Zahl, stimmen in der Färbung mit denjenigen der übrigen Pieperarten ziemlich überein; sie sind grau und schwarzgrau gewässert und werden von dem Weibchen nur unter geringer Betheiligung des Männchens ausgebrütet. Grosse Zuneigung zur Brut gibt sich im Gebahren der Eltern stets kund. Ende Oktober oder Anfangs November verlassen Alte und Junge die Heimath und ziehen südwärts. Wenige nur überwintern an der Heimstätte.

Der Wiesenpieper. A. pratensis.

So entschieden der Wasserpieper Sümpfe und Moräste meidet, so gerne sucht sie der Wiesenpieper als Aufenthalts- und Nistorte auf. Ende März oder zu Anfang des April kehrt er zu uns heim und bezieht die Sumpforte, von denen aus er auch trocken gelegene Plätze der nahen Wiesen und Äcker besucht; ja er begibt sich sogar gleich der Schafstelze an die Schafhürden und zu den Kuhheerden. Der Gesang des Wiesenpiepers ist nach der grösseren oder geringeren Fertigkeit der einzelnen Exemplare von sehr verschiedener Güte. Chr. L. Brehm sagt: „Der Gesang hat Ähnlichkeit mit dem des Baumpiepers, ist jedoch viel schöner, die Töne sind voller, runder, sanfter und angenehmer. Den Schlag des Baumpiepers trägt er nicht wie dieser einmal, sondern, wenn er recht aufgelegt ist, drei- bis viermal nach einander vor. Dies gibt dem Gesang Länge und Anmuth.“ Es fragt sich sehr, ob nicht doch der Baumpiepergesang vorzuziehen ist, vorausgesetzt, dass man die besten Sänger vergleicht. Bald sieht man ihn in Gesellschaft von Stelzen, bald mit Lerchen vereinigt. Solche Besuche auf trocknen Wiesen und Äckern und seine Vereinigung mit den Vögeln des Feldes fallen indessen mehr in die Nachsommer- und Herbstzeit. Oft haben wir ihn auf der Hühnerjagd aus Kraut-, Kartoffel- und Stoppeläckern aufgestöbert. Seine starke Witterung zieht die jungen Hühnerhunde sehr an und veranlasst sie zum „Stehen“. Der scharf klingende Lockton „Hiss“ wird beim ruckweisen Aufsteigen in rascher Aufeinanderfolge vernommen. Oft trifft man mehrere Familien vereinigt an; sie sind da schon auf der Vorwanderung begriffen. An sonnigen Septembertagen sahen wir die vereinigten Wiesenpieper häufig einander necken, zanken und verfolgen, auch mit Ammern und Finken streiten. Sie sind flinke, anmuthige Vögel, die gewandt durch Gras, Klee, Stoppeln und Kraut laufen, bei der Flucht ruckweise über Blössen hinwegeilen und mit wagerechter Haltung durch die Crescenz schlüpfen. Ihre Nahrung besteht in Insekten kleiner Arten und

deren Larven. Das Nest steht in Erdvertiefungen im Gras und besteht aus zarten Grashalmen und Grasblättern. Die vier bis sechs Eier sind grau und haben dunklere Flecken. Bisweilen sind sie ganz braun. Dieser Pieper verlässt uns Anfangs Oktober.

Der Brachpieper. A. campestris.

Seinem Namen entsprechend, wählt dieser Pieper öde Feldgegenden, der Mittagsonne zugekehrte Brachen und Lehden, aber auch Waldwüstungen und freie Schläge im Walde. Nach Naumann liebt er überhaupt unfruchtbaren, zum Getreidebau untauglichen Boden und hasst dagegen alles fruchtbare Land, so dass er selbst auf seinen Reisen, wenn er gezwungen ist, in fruchtbaren Feldern sich niederzulassen, allemal hier die magersten Stellen aufsucht. Wie sein vorhergeschilderter Verwandter ist er ein echter Bodenvogel, der selten einmal baumt, seine Nachtruhe aber nie anderswo, als auf dem Boden, hält. Er ist unter den Piepern der gewandteste und schnellste Läufer und ähnelt am meisten den Lerchen; auch fliegt er am schnellsten. Im Flug beschreibt er auf- und niedergehende Bogen. Zur Minnezeit steigt er gerne singend von der Scholle oder dem Stein einige Meter in die Luft, grössere Mannigfaltigkeit in den Flugbewegungen zeigend. Auch er lebt von Kerbthieren und nistet, wie die vorhergehende Art, auf dem Boden. Seine Ankunft fällt in den Anfang des Mai, seine Wegreise in den September.

Der Baumpieper. A. arborea.

Ist der Gesang des zuletzt geschilderten Piepers unbedeutend zu nennen, so verdient derjenige des Baumpiepers eine desto grössere Beachtung, zumal da das den Gesang begleitende Gebahren höchst eigenthümlich ist und der liebenswürdige Vogel den Frühling so hingebend besingt. Wir schildern seinen Gesang und seine Lebensweise in unseren deutschen Singvögeln naturgetreu also:

„In Grasgärten, nahe den menschlichen Wohnungen, können wir diesen Vogel an sonnenklaren, warmen Tagen des zu Ende gehenden März oft schon fleissig singen hören. Auf kahlem Apfel- oder Birnbaume oder einer Ulme sitzt das Thierchen und wippt von Zeit zu Zeit, namentlich wenn es mit seinen hohen, unbespornten Füssen ein wenig auf dem Aste hinläuft oder auf einen andern springt, mit den dicht und etwas zur Seite zusammengehaltenen Schwanzfedern. Plötzlich aber lüftet es die Schwingen und schwirrt unter leise anhebendem, nach und nach steigendem Gesang in die Luft bis zu einer Höhe von circa 8 Metern, dann schwebt es mit ausgebreiteten, meist stetig über den Rücken hochaufwärts gehaltenen Flügeln unter verhallendem Liede gewöhnlich auf denselben oder einen nahe stehenden andern Baum herab, wobei einzelne Töne sich scheinbar mühsam aus der Kehle hervordrängen, gleich als lasse eine plötzlich hemmende, über-

schwängliche Rührung den Ausdruck nicht zu. Das ganze Liedchen besteht aus jenen steigenden und dieser sinkenden Strophe, so dass es in der That als trefflich begleitende Weise des auf- und niedergehenden Flugs betrachtet werden kann. Eine Wendung des Liedchens streift und erinnert an den Gesang der Canarienvögel. Sein Hauptcharakter spricht sich, neben dem schon erwähnten obligatorischen Ausdruck, in einem melodischen Ziehen der Töne aus, welches die anspruchslose Weise wie mit dem Hauche einer tiefen Sehnsucht durchdringt, die sich zuletzt mit jenen mühsam herausgepressten Lauten gleichsam in ein Schluchzen verliert. — Dann und wann schwebt der liebliche Sänger hinab in das Gras oder auf wüste Stellen des Bodens, wo er Insekten und deren Larven und vorzüglich gerne Käferchen aufsucht. Dabei läuft er sanft wie das Blaukehlchen über die Erde hin. Doch bald kehrt er, lebhaft angeregt durch den mächtigen Zug der Verjüngung, zu dem edleren Triebe des Gesanges zurück, den er stundenlang in derselben Art und Weise wiederholt. Wo mehrere Männchen ihre Standorte nahe bei einander haben, entsteht ein edler Wetteifer zwischen ihnen, und in ordnungsmässiger Abwechslung endigt der Gesang des einen und beginnt der des andern Vogels."

Das aus Halmen und Pferdehaaren bestehende Nest baut der Baumpieper gewöhnlich zweimal im Sommer in verwahrloste Waldungen, auf Haiden und Wüstungen in's Gras oder die Haide, auch manchmal in's Getreide unweit des Waldes. Es enthält meist vier bis fünf auf verschwommenen grau punktirtem Grunde rothbraun marmorirte Eier, welche von beiden Gatten abwechselnd innerhalb 14 Tagen ausgebrütet werden. Als charakteristisches Merkmal ist neben der friedlichen, sanften Natur unseres Vogels noch seine tiefe Liebe zu den Jungen hervorzuheben. Die Eltern klagen unaufhörlich in der Nähe des Nestes und halten das für die Kleinen bestimmte Futter oft sehr lange im Schnabel, ehe sie sich denselben nähern. Der ewig wiederholte Klageton, den sie dabei ausstossen, lautet: „zi! zi!" oder „pi! pi!", von welchen Lauten der Vogel seinen Namen erhalten hat.

Im Herbste zeigt dieser Vogel ein ganz anderes Wesen, als im Frühjahr und Sommer. Man trifft ihn da oft in den Stoppelfeldern und Krautäckern zu Dutzenden, aber immer etwas zerstreut an.

Auch unser sanfter Pieper hat manchmal das Schicksal seiner Verwandten, indem er auf dem Zuge im Oktober wie „der Staar von Segringen par compagnie" unter das Lerchengarn geräth und da zuweilen der gefühllosen Hand eines Lerchenfängers verfällt, unter Umständen aber auch, an seiner geringeren Grösse unter den Lerchen erkannt, als ein „Lieschen" von der Gnade des alten Vogelstellers wieder die Freiheit erhält.

Die Familie der Lerchen. Alaudae.

Bezeichnend für die Lerchen im Allgemeinen ist der längere, als bei Finken und Ammern, gestaltete Schnabel, die öfters bespornten Füsse, die langen und breiten Flügel und das erdfarbige Gefieder. Und an die Erde sind sie alle gefesselt, wenn auch manche sich abwechselnd auf Bäume und erhöhte Gegenstände setzen. Auf dem Boden nisten sie in selbstgescharrten Vertiefungen, in denen sie ein hauptsächlich aus Halmen und dürren Grasblättern bestehendes künstliches Nest anlegen. Das zweimalige Brüten während des Sommers gibt 8 bis 12 Jungen das Leben, deren Gedeihen und Fortbestehen jedoch von mannigfachen Einflüssen der Witterung, der Kultur und der Raubthätigkeit vieler Feinde grossentheils gefährdet wird.

Ihr Aufenthalt erstreckt sich über das wüste Land sowohl wie über die Kulturgegenden. Wohl ist der Norden von ihnen bevorzugt, aber auch der Süden zählt der Arten und Mengen genug. Die Nordbewohner ziehen im Herbste in südlichere Gegenden und kehren zeitig im Frühjahre zurück, die Bewohner der Südgegenden sind dagegen Stand- oder Strichvögel. Der Flug ist mannigfaltig und ausgezeichnet. Vor allem Bewunderung erregend ist das Emporsteigen der Feldlerche in Schraubenlinien, das sanfte Niederschweben und zuletzt der Sturz in's Getreide. Dann wieder überzeugen uns die ziehenden Lerchen im Herbste durch den raschen Bogenflug und den schnellen Flügelschlag. Im Frühling verfolgen sich die Eifersüchtigen in gewandten Schwenkungen. Ihre Nahrung bilden Fruchtkörner, Sämereien, junges Grün und Kerbthiere. Auch bedürfen sie der Sandkörnchen und Steinchen zur Verdauung. Im Sande und Staube purren sie leidenschaftlich gerne, dagegen meiden sie das Wasserbad. Ihr Gang ist ein rascher, ein sehr fertiges Dahinschreiten bei anmuthiger Haltung. In mancher Stellung, namentlich bei geduckter Lage oder tiefgedrücktem Laufen erinnern sie sehr an die Wachteln.

Wir beginnen mit der bekanntesten und zahlreichsten deutschen Art, mit der Feldlerche (Alauda arvensis).

Die Oberseite dieses 17—17,5 cm grossen Vogels ist lerchenfarben, am Kopfe mit braunen Flecken gezeichnet, die Unterseite weisslich, an den Flanken dunkel gestrichelt.

Wenn im Februar die Witterung milde ist, so hören wir die Feldlerche schon theilweise singen und den nahenden Frühling verkünden. Das Volk sagt bei uns, dass in günstigen Jahren die Lerche schon den 22. Februar hinter der Scholle sänge. Natürlich leben sie um diese Zeit noch zusammengeschaart und auf dem Zuge. Sobald Schnee und Kälte eintritt, begeben sie sich an die offenen Quellen, an entblösste Stellen der Saatfelder und nähren sich von grünen Spitzen.

Unter den Sängern nimmt unsere Feldlerche eine hervorragende Stellung

ein. „O, wie oft habe ich dich beobachtet," so schildert der Eine von uns in unseren „Deutschen Singvögeln" die Lerche als Sängerin, „wenn du aus grüner Saat flatternd in den goldnen Morgen emporstiegst, dann droben in den Lüften oft Viertelstunden lang ausgebreitet schwebtest; wie du endlich nach sattgetrunkener Götterlust dich in leisen Absätzen herniederliessest und mit einemmale wie ein Pfeil der Liebe dich der Erde in die Arme warfst! Deine echte lyrische Natur begleitet jede deiner Bewegungen mit dem singenden Leben deiner Seele. Dein flatterndes Erheben erzeugt den arbeitenden, strebenden Triller, den sprudelnden Quell deines Liedes, das bald in der Höhe des Äthers in Flötentönen unter deinem Schweben wellenförmig zerfliessen will, bald mit deinem Kreisen wieder wirbelnd sich aufrafft, um endlich bei deinem allmäligen Niedersinken in sanften Intervallen zu verstummen, ehe du dich in das wogende Meer der Saat stürzest .... Und nun nach diesem hellen, lauten Tagesconcert der Lerche möchte ich dich, lieber Leser, an einem schönen Abende in die stille Flur führen. Horche aufmerksam beim verglimmenden Abendhimmel auf, um einen interessanten Charakterzug unseres Vogels zu erhaschen, seine heimlichste Eigenthümlichkeit. Nicht lange, so vernimmst du Lerchengesang, ganz zart und leise, wie wenn er aus weiter Ferne käme. Doch sieh', da sitzt die Sängerin unweit von dir, hinter einer Scholle versteckt, im Abendlichte. Es kommt ein Sehnen über dich bei diesen wie im Traume gesungenen Liedesklängen, ein Sehnen, wie es meines Bruders Gedicht veranschaulicht:

„In dem bethauten Riede
Herrscht Abendruh' und Friede.
Nur wie in süssem Wonnetraum
Singt ihres Liedes Weise
Noch eine Lerche leise,
So leiss, dass man es höret kaum.

Träumt sie von hohen Bahnen,
Die Andere nicht ahnen,
Die stets am Boden heimisch sind?
Denkt es an Seligkeiten,
Die droben sich bereiten,
Das flinke, heitere Sonnenkind?

Sein Lied vom Rasenhügel,
Sein kühngeschweifter Flügel,
Im Traum den Wolken zugesellt,
Gleicht menschlichen Gedanken,
Die hier aus dunklen Schranken
Sich sehnen nach der höh'ren Welt."

„Im Allgemeinen," sagen wir in unseren „nützlichen und schädlichen Säugethieren und Vögeln", „gilt der Satz, dass die grösste Mannigfaltigkeit und schönste Abwechslung des Lerchengesangs in den Gebirgsgegenden

gefunden wird, da nähert sich der Gesang oft demjenigen der Baumlerche. Da vernimmt man oft ganze Strophen, die lebhaft an letzteren erinnern. Es soll damit den Lerchen der Ebene durchaus nicht die Schönheit des Vortrages abgesprochen werden, denn auch sie hat ihre trefflichen Meister. Aber der Vogel ist vielfach das Kind seiner Umgebung; im Gebirgsliede spiegelt sich so viel von der Eigenthümlichkeit der Gebirgssänger überhaupt ab, und umgekehrt im Liede der Ebene der Grundton der befiederten Bewohner der Felder, Wiesen und kleinen Remisen, dass ein Unterschied von dem feinen Ohr nicht verkannt wird. In der ausgedehnten, waldarmen Ebene waltet im Lerchengesang als Grundton das Schwirren bei Weitem mehr vor, als im Gebirge, wo Flöten- und Glockentöne denselben verschönern." „Die ersten Lerchen" — so schildern wir weiter — „wen entzückt nicht ihr Schwirren? In wessen Gemüth finden die Schwingungen, welche das Lied der ersten Frühlingsregung dem Naturfreunde zu Ohr tragen, nicht tiefen Wiederhall? Ein reges Leben beginnt auf der Flur, wenn die Lerchenzüge aus dem Süden in nördlicher Richtung vordringen. Mit dem vorgerückten Frühling beginnen die Streitigkeiten unter den sonst Friedfertigen. Da flattert, neckt und rauft es in der Flur herum, und zwischendrein lockt und singt es: — ein unterhaltendes, lebendiges Bild."

„Und da sitzt sie vor uns," heisst es in der Schilderung ihres Wesens in unseren „Singvögeln", „die Herabgestiegene, an eine Scholle gedrückt, auf einem Acker, so dass wir sie näher betrachten können. Ihre zu einer Haube aufgerichteten Kopffedern zeugen noch von dem verglimmenden Feuer auf ihrem eben beendeten Himmelszuge; sonst ist das Thierchen ruhig und lässt in seinem bescheidenen sperlingsbraun punktirten Gewande auf den ersten Blick eher einen spatzenartigen Philister, als den kaum verstummten Himmelsstürmer erkennen. Aber nun richtet es sich auf; mit gehobener Brust, schlankem, langgestrecktem Hals läuft es anmuthig und hochaufgeschürzt in der Furche dahin. Das ist kein Philister — du ahnst in der netten Haltung und der leichten, gefälligen Bewegung schon ein Wesen edlerer Art, das deine ganze Aufmerksamkeit verdient. Diese starke, gewölbte Brust — eine kleine Himmelslokomotive, dieser feine, freie Hals, der niedliche und doch bedeutende Kopf, die vielversprechenden Schwingen, die den Schwanz weit über die Hälfte bedecken — alles Werkzeuge, einem ungewöhnlichen Triebe dienstbar zu sein. Bei näherer Betrachtung entdeckst du nun auch das Spiel eines leicht bewegten Gemüthes, eines nur leise schlummernden, schnell erwachenden Affektsin des Vogels bald sinkender, bald steigender Haube, seinem eben stürmisch angesetzten, nun wieder besänftigten Gange."

„Auf den Äckern und Wiesen sucht sich die Lerche ihre in zarten Saatspitzen, grünen Sprossen — darunter auch junger Schirling — Sämereien, Getreidekörnern, Insekten und Würmern bestehende Nahrung; auch verschluckt sie Sandkörner. Sie baut zweimal ihr einfaches Nest, eine mit

wenig Wurzelwerk und Grashalmen belegte Erdvertiefung, meist mit fünf trübweissen, braunpunktirten Eiern versehen, in die Saat, die Erbsen, den Klee des Feldes oder in das Gras der Wiesen und Raine. Das von dem Männchen emsig gefütterte Weibchen brütet vierzehn Tage. Dieser Dürftigkeit entsprosst das reiche, Tausende entzückende Leben."

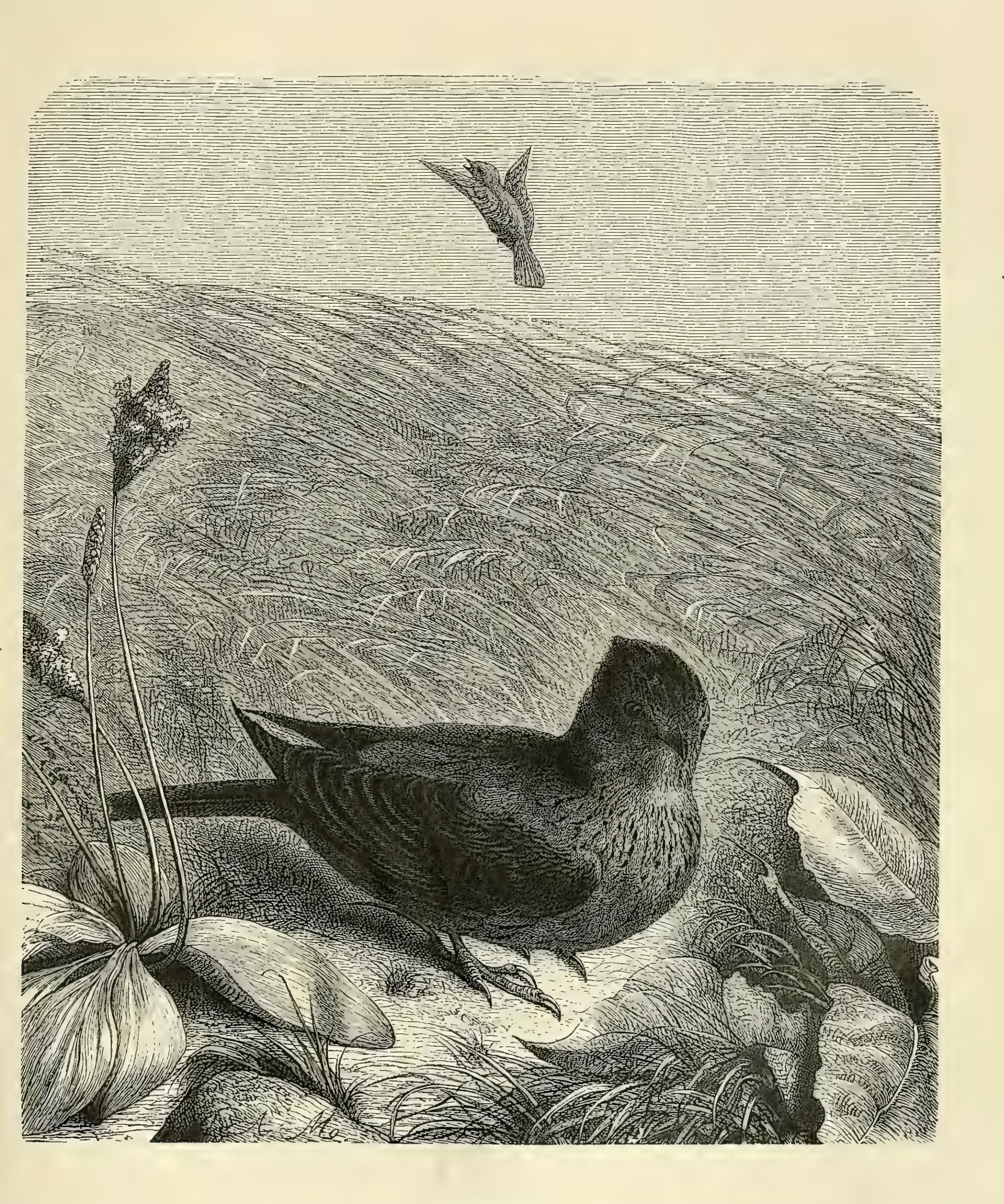
Die Baumlerche, Haidelerche. Alauda arborea.

Sie ist nur 15 cm gross, kurzschwänzig, oberseits lerchenfarben und roströthlich überhaucht, unterseits weisslich und auf der Brust und Kehle in die Länge schwärzlich gestreift. Das Weibchen ist etwas kleiner, als das Männchen, geht gebückter und hat nach unseren Erfahrungen einen helleren Streifen über das Auge, der sich bei beiden Geschlechtern um den Hinterkopf als Ring zieht. Ihre Heimath ist Mittel- und Südeuropa und theilweise Mittelasien. Die Haidestriche dienen ihr vorzüglich zum Aufenthalt, aber auch fruchtbare Vorberge der Wälder und Wachholderstriche der Gebirgsgegenden bewohnt dieser liebliche Sänger. Im Herbste wandert sie in kleinen Flügen und zieht im Spätherbste erst nach Süden, im Februar oder März schon wiederkehrend. Auch dieser Lerche haben wir in unseren „Deutschen Singvögeln" ein Denkmal gesetzt.

„Obgleich die Haidelerche im Ganzen wegen ihres weniger biegsamen und abwechselnden Liedes ihrer Himmelsschwester nachsteht, besitzt sie doch wieder einen so eigenthümlichen, melodischen Grundton in ihrem Gesange, dass sie mit Recht zu unseren gefeiertsten Sängern gerechnet zu werden verdient. Ja, belebende Kehle der Berghaiden-Einsamkeit, dir will ich den dir gebührenden Preis nicht vorenthalten! Und wenn deinen Schläfen auch nicht der glänzende Lorbeer der Bosquette und Thäler bewohnenden Nachtigall und des gekrönten Sprossers wird, so rausche dir zu deinem Ruhme das dunkelprächtige, immergrüne, deinem Liede gleichende Reis der Edeltanne! Lebhaft rührst du mich in deiner Zurückgezogenheit und Bescheidenheit, wie manches verkannte, verlassene Talent. Und doch hebt dich dein Streben fort und fort empor zum Äther, Tags mit deinem holden Rufe und deinem schallenden Liede dem Bergbewohner bei seiner Arbeit eine Stimme der Ermunterung, Nachts mit deiner Himmelsflöte dem Wanderer in der Öde ein erhebender Gruss! Überall hin trägst du den Frieden auf den sanften, melodischen Wellen deines herrlichen Liedes." . . . . „Du baust dein kunstvoll mit feinen Grashalmen und Faserwürzelchen belegtes, tiefes Nest. Meist zeitig im April fand ich deine nette haide-, wachholderstrauch- oder grasbeschützte Wohnung auf der Erde mit den fünf weissen, über und über graubraun besprengten Eiern, auf welchen dein Weibchen, treu brütend und treu von dir versorgt, das Ausschlüpfen der Jungen nach der zweiten Woche begrüsst. Zweimal des Jahres erlebst du Vaterfreuden und jedesmal trägst du deine Seligkeit hoch zu den Wolken."

Wir haben wahrgenommen, dass die Alten immer eine gewisse Strecke vom Neste entfernt sich mit Futter niederlassen und auf gewohnten ausgetretenen Pfädchen dem Neste und den Jungen nahen. Über den Flug der Haidelerche geben wir in dem vorerwähnten Buche folgende Schilderung: „Ihr senkrechtes Aufsteigen ist weniger stetig und schnellflatternd, als das der Feldlerche, ihr Auf- und Wegstreichen nicht so scharf und weitausgreifend; sie taucht und schwankt mehr durch die Luft.“ Über den Gang bemerken wir: „Dieser ist leicht, rasch und anmuthig und gewöhnlich von dem Spiel ihres gehobenen Federbüschchens begleitet; doch trägt sie sich vermöge ihrer kürzeren Füsschen nicht so hoch aufgeschürzt und auch mit minder gehobener Brust. Ihr Aufenthalt ist nach Lerchenart vorzugsweise der Boden, doch setzt sie sich wie der Baumpieper auf die freien Äste und Wipfel der Bäume, schläft aber immer auf der Erde.

Sie ist mehr auf feinere Sämereien beschränkt, als die Feldlerche. Die dunklen, rostbraun punktirten, an ihren vielen schwarzen Nestflaumfedern kenntlichen Jungen füttert sie mit Insekten und deren Larven. Auf den Zügen im Frühjahre kommen uns die Haidelerchen bei ihrem häufigen Lagern an Hagen, Haiden, Baumfeldern und Wiesen wie Zigeunertruppen vor. Ihr Sinn ist dann vorzugsweise dem emsigen, rührigen Suchen nach allerlei Unkrautsämereien zugekehrt, wobei sie aber ihr fröhliches Wesen nie verlieren und auch bisweilen bei besonders freundlichen Sonnenblicken musiciren. Die Baumlerche singt entweder auf einem Baume oder erhebt sich von hier oder der Erde aus zu ihrem Gesang, anfangs stumm oder mit einigen Locktönen hoch in die Lüfte. Dort fliegt sie meist in weiten Bögen und oft sehr lange Zeit anhaltend um einen bestimmten Mittelpunkt herum, schwebt wohl auch dabei bisweilen feldlerchenartig auf einer Stelle. Ihr Lied ist zwar einfacher, als das der Feldlerche, jedoch im Ganzen wohl- und volltönender, sein Charakter flötenartiger und ernster: ein echter Waldgesang. Es besteht aus einer langsameren Strophe von zehn bis zwölf und mehr tiefen wellenförmigen Flötentourpartien, worauf gewöhnlich nach einer kleinen Pause von einigen Secunden eine liebliche höhere Trillerstrophe in rascherem Tempo erschallt. Bei jeder Strophe setzt der Vogel in seinem Fluge zu einem neuen Bogen seiner Kreistouren an, oder er schlägt den Triller im Schweben. Der von guten Sängern, namentlich von Nachtschlägern, verschieden gebeugte und veränderte Gesang lässt sich in seinem Grundcharakter auf die Laute des melodischen Locktons unserer Lerche „lululu“ oder „ludelu“ — das Trillern auf die Silbe „lulu“ oder „lili“ zurückführen. Von Nachtschlägern werden zuweilen gezogene Töne zwischen die tieferen und höheren Gänge eingesetzt, wodurch nachtigallenartige Wendungen entstehen. Alle Noten des Gesanges sind durchgängig rein, klangvoll und melodisch. Gute Sänger lassen ihr Lied im Herbste nach der Mauser, wenn auch gedämpft, doch schön und deutlich vernehmen.



Ackerlerchen.

Wir besitzen zur Zeit, wo wir dies niederschreiben, eine Haidelerche, welche den deutlichen Lockruf: „Beaconsfield“ (Bistonsfield) hören lässt.

Die Haubenlerche. Alauda cristata.

In der Grösse die beiden vorhergehenden Arten übertreffend, namentlich von etwas derberem Körperbau und 18 cm lang, zeigt sie sich hinsichtlich der Färbung ihres Gefieders ziemlich verschieden und abändernd. Auf der Oberfläche herrscht die rothgraue Grundfarbe vor, auf der Unterseite das fahle hellgelb. Ausser der weissen Kehle, dem hellen Augenstreifen und dem hinteren Theil des Bauches ist das Gefieder mit dunklen Flecken oder Strichen gezeichnet. Die dunkelbraunen oder schwarzbraunen Schwingen und Steuerfedern haben rostfarbene Säume. Sie besitzt eine spitzzulaufende Haube.

Die Haubenlerchen sind über Europa, Mittel- und Südasien und Afrika verbreitet. Seit mehreren Jahrzehnten sind sie bei uns in Deutschland in Gegenden, namentlich Gebirgsgegenden vorgedrungen, wo sie früher nicht angetroffen wurden. Sie bewohnen unsere Getreidefelder und nisten darin in den Ebenen, namentlich in Sandbodengegenden ziemlich zahlreich. Das Nest steht auf dem Boden in selbstgescharrter Vertiefung entweder im Felde oder in der Wiese, auch in Gärten und unbebauten Wüstenstrichen gut gedeckt. Die vier bis sechs Eier haben hellröthlichen oder gelblichen Grund und sind reich punktirt und gefleckt mit grauer und gelblichbrauner Farbe. Beide Gatten brüten abwechselnd und füttern sich untereinander und ihre Jungen mit Kerbthiernahrung. Die Haubenlerchen besuchen häufig auch im Sommer die Feldwege, Hochstrassen, ja selbst die Dorfstrassen, sitzen sehr gerne auf erhöhten Gegenständen, auf Wagen, Pflügen, Pfosten, Dächern, Mauern und singen da ihr nicht gerade lauttönendes, aber doch durch Beimischung fremder Gesangsstrophen nicht uninteressantes Lied. Sie fressen ausser Kerbthieren Sämereien, im Frühjahre grüne Gras- und Saatspitzen, sowie zarte Kräuterblättchen, im Winter allerlei Dargebotenes. Bei Schnee und Kälte kommen sie in grösserer Anzahl in Städte und Dörfer und untersuchen Pferdemist, Düngerhaufen und Strohgenist, sowie Gossen und Plätze vor den Ställen und Scheunen. Da fällt ihnen manches Getreidekorn als Nahrung zu und mancher Abfall aus der Küche, mit dem sie vorlieb nehmen. Der Flug dieser Lerche ist zwar ähnlich dem der übrigen Lerchen, ihn charakterisirt aber ein gewisses Schwanken. Ihr Lauf erscheint geschickt und in der Flucht schnell. Die spitze Haube wird im Affekt weit nach vorn gesträubt.

Die Abtheilung Finken. Fringillidae.

Sie erscheinen als muntere, gesellige und seelisch begabte Vögel. Viele zeichnet Farbenschönheit, Gesangsfertigkeit, Anmuth im Betragen und Kunstsinn bei der Nestbereitung aus. In Bezug auf inneren Bau des Körpers

ist zu bemerken, dass die Knochen wenig Luft in sich führen, öfters Kropf mit Vormagen und starkem Muskelmagen vorkommt, welcher letzterer Umstand auf die Körnernahrung der Meisten hinweist, der Singmuskelapparat vollständig vorhanden und die Zunge gewöhnlich hornartig, vorn spaltig und seitlich gefranzt oder gezähnelt ist.

Sie zählen zu den kleineren Vögeln von der Grösse einer Sumpfmeise bis zu der einer Amsel. Alle sind gedrungen gestaltet, ihr Kopf ist dick und hat kurzen dicken Schnabel von meist kegelförmiger Gestalt, bei einigen dünner und mit Haken versehen, bei wenigen gekreuzt; kurzer Hals, im richtigen Verhältniss zur Körpergrösse stehender Flügel und Fuss, reiches und weiches Gefieder — dies sind ebenfalls allgemeine Merkmale.

Ihr Verbreitungskreis ist ein sehr ausgedehnter, sie sind so zu sagen überall daheim, auf den Gebirgen, wie in den Ebenen, in trockenen wie in sumpfigen, in waldigen wie in waldlosen Gegenden, in den Wäldern, Feldern, Gärten und in den Städten und Dörfern. Nicht alle sind Baumvögel, eine beträchtliche Anzahl lebt nur auf dem Boden, alle aber besuchen mit geringen Ausnahmen öfters denselben. Ihre Nahrung wählen sie aus dem Reichthum der Sämereien, Knospen, Beeren und Früchte oder auch der Abfälle in der Nähe menschlicher Wohnungen, sowie aus der Kerbthierwelt. Sie sind gesellig lebende Vögel, die nur zur Zeit der Fortpflanzung paarweise leben, nach derselben aber theils mit Ihresgleichen, theils mit verwandten Arten sich in kleineren oder grösseren Flügen zusammenschaaren. Wenige von ihnen sind wirkliche Zugvögel, die anderen Stand- oder Wandervögel.

Die seelischen Fähigkeiten sind im Allgemeinen hervorragend durch Klugheit und Verstand, die körperlichen Fertigkeiten bekunden sich in gewandter Bewegung, raschem, sicherem, leichtem, meist zuckendem, theils auch wogendem und schwebendem Flug, sowie in dem schreitenden oder hüpfenden Gang vieler Arten, die sich vortheilhaft hierin auszeichnen vor der plumperen Weise ihrer Verwandten. Viele baden sehr gerne und purren behaglich zeitweise im Sand und Staub. Der Nestbau ist sehr verschieden, bei manchen Arten unbedeutend, bei vielen solide, bei einigen bewundernswürdig in Gestalt, Dauer und Gefüge. Die sehr verschieden gefärbten und gezeichneten Eier werden von dem Weibchen fast bei allen Arten allein nur ausgebrütet, die Jungen dagegen von beiden Eltern mit liebevoller Sorgfalt gepflegt und erzogen.

Wir beginnen unter der besonderen Darstellung und Schilderung der einzelnen Arten, zunächst a) der Dickschnäbler, mit der Familie der Kreuzschnäbel, Loxiae. Sie sind als treffliche Übergangsglieder von den Papageien zu den Finken anzusehen. Nicht, wie man vielfältig durch den Trug des Anscheins sich verleiten liess anzunehmen, sind sie dumm, sondern harmlos und gemüthlich.

Einzig in seiner Art ist unter den äusseren Merkmalen die Schnabel-

bildung, von der ihr Name herstammt. Wir beschreiben dieselbe sammt der übrigen Gestaltung dieser Vögel in unseren Thierwohnungen folgendermassen:

„Von der Wurzel papageiartig dick und hoch auslaufend, verjüngt er sich bei runder Firste rasch in zwei spitzen und scharfen, neben einander gekreuzten, stark gebogenen Enden, wovon das obere bald rechts, bald links über das untere sich hinbiegt und wovon der Vogel entweder ein Rechtsschläger (Rechtsschnäbler) oder ein Linksschläger genannt wird. Mit dieser einseitigen Schnabelbildung des Unterkiefers steht die ungleichseitige Entwickelung der Beiss- und Bewegungsmuskeln, sowie der Knochen des Kopfes in Verbindung, dessen Stärke und Grösse mit dem bedeutenden Schnabel ebenmässig ist. In ähnlicher Weise wie bei den Papageien ist die obere Kinnlade da, wo sich das Zwischenkiefernbein an das Quadratbein anlegt, mittelst einer Art Band locker verbunden und daher etwas beweglich, was bei dem Gebrauch des Oberkiefers beim Klettern und Aufbrechen harter Zapfenfrüchte ebenso förderlich als sichtbar wird. Stark entwickelt ist der dicke, kurze Hals, sowie denn überhaupt den ganzen Vogel ein starker, wenngleich vermöge seines langen und hochkammigen Brustbeins hoher Leibesbau kennzeichnet. Seinem Kletter- oder Klammervermögen entsprechend ist seine Fussbildung, die bei etwas einwärts gerichteten Schenkeln und Schienbeinen derbe Fusswurzeln, Sohlen und Zehen mit gekrümmten starken Nägeln aufweist."

Wie die äussere Gestaltung höchst Eigenartiges in Bezug auf den Schnabel darbietet, so erscheint auch die Lebensweise der Kreuzschnäbel absonderlich. Sie sind nämlich heimathslose Vögel zu nennen. Vorzugsweise sind sie zwar in dem Norden von Europa, Asien und Amerika verbreitet, aber sie kommen doch auch in den südlich gelegenen europäischen Länderstrichen vor. Brehm nennt sie Zigeuner in Bezug auf ihr Erscheinen und Auftreten. In Jahren, wo grosser Reichthum von Samen der Nadelhölzer vorhanden ist, erscheinen sie plötzlich in hoch oder niedrig gelegenen Gegenden in Menge. Ihr Auftreten ist überhaupt nicht an strenge Regeln gebunden; sie sind ruhelose Wanderer. Beide, der Kiefern- und Fichtenkreuzschnabel, ähneln einander in der Lebensweise so sehr, dass die Schilderung derselben recht wohl zusammengefasst werden kann. Beide sind auch fast gleich gefärbt, bezüglich der Grösse steht indessen der Fichtenkreuzschnabel (Loxia curvirostra) dem Kiefernkreuzschnabel (Loxia pityopsittacus) etwas nach, auch hat er einen länglicher gestalteten und schwächeren Schnabel als der Letztere. Die Länge des Kiefernkreuzschnabels beträgt 20, die Breite 30, die Schwanzlänge 7 cm. Die drei- und mehrjährigen Männchen sind karminroth oder hochgelb, ausschliesslich der schwarzbraunen Schwung- und Steuerfedern und des hellgrauen Bauches, während in der Jugend die graue Farbe mit schmutzig-

grünen Strichen vertreten ist und die Weibchen eine blasse Färbung des Unterkörpers und eine dunkelgraue des Oberkörpers gelbe und Federränder zeigen.

Unsere absonderlichen Vögel nehmen auch in Hinsicht der Fortpflanzung eine sehr merkwürdige Stellung ein. Es ist von Naturforschern die irrige Meinung aufgestellt und von Nachbetern verbreitet worden, dass der Fichtenkreuzschnabel nur im Winter zur Fortpflanzung schreite. Ch. L. Brehm widerlegt den Irrthum. Er sagt: „Über die Zeit der Paarung lässt sich durchaus nichts Bestimmtes angeben, sie ist in verschiedenen Jahren höchst verschieden; man kann mit Recht sagen, der Fichtenkreuzschnabel brütet in allen Monaten, vom Januar an bis zum December. Dies ist freilich den Behauptungen der Naturforscher ganz entgegen, aber dennoch wahr. Gewöhnlich paaren sich die Fichtenkreuzschnäbel im Januar und brüten im Februar und im Anfange des März, so dass man zu Ende des letzteren Monats flügge Junge antrifft.“ Brehm sah aber auch zu Ende Decembers. die Weibchen brüten trotz strenger Kälte und den ganzen Sommer hindurch Junge jeglichen Alters. Ehe das Nest bereitet wird, ergötzen sich die Gepaarten am Minnespiel. Die Männchen erheben sich von den Bäumen in die Luft, flattern singend und schweben wieder zum Standort nieder. Brehm (Vater) beschreibt die Anlage des Nestes vom Kiefernkreuzschnabel also: „Alle Nester, die ich sah, waren so gebaut, dass ein über sie gewachsener Ast dieselben bedeckte. Dieser Ast beschützt sie vollkommen gegen den herabfallenden Schnee,“ und über den Bau desselben berichtet L. Brehm: „Das Ganze ist so schön, so dicht und fest aneinandergewirkt, dass man kaum begreift, wie es dieser so ungeschickt aussehende Vogel mit seinem Kreuzschnabel hat fertigen können. Er verwendet aber auch darauf eine ausserordentliche Mühe. Ich hatte Gelegenheit, ein Weibchen während des Nestbaues zu beobachten. Zuerst brach es die dürren Reiser ab und trug sie an Ort und Stelle, dann lief es auf den Ästen der benachbarten Bäume herum, um die Bartflechten zu suchen, es nahm davon jedesmal einen ganzen Schnabel voll, trug sie in das Nest und brachte sie in die gehörige Lage. Als die Rundung des Nestes fertig war, verweilte das Weibchen länger darin und brachte alles durch Drücken mit der Brust und durch Drehen des Körpers in Ordnung. Es nahm fast alle Stoffe des Nestes von einem einzigen benachbarten Baume und war so emsig, dass es auch in den Mittagstunden baute und in Zeit von zwei bis drei Minuten mit dem Herbeischaffen und Verarbeiten einer Tracht fertig war. Das Männchen blieb immer bei seinem Weibchen, fütterte es, als es zu brüten oder doch das erste Ei zu wärmen anfing (denn sobald das erste Ei gelegt war, verliess es das Nest nicht mehr), sang beständig in seiner Nähe und schien es für die Beschwerden des Bauens und Brütens, die es nicht mit ihm theilen konnte, entschädigen zu wollen.“

Gleich werthvolle Berichte desselben Forschers sind uns über das Nest des Fichtenkreuzschnabels überliefert. „Man findet es fast immer auf hohen Fichten. Es hat einen verschiedenen Standort; bald steht es auf einem weitvorgehenden Aste in einer Gabel, bald auf einem dicken Aste oder am Stamme; bald nahe am Wipfel, bald weit von ihm, aber immer so, dass Zweige oder Äste über dem Neste stehen, durch welche es gegen den darauffallenden Schnee gedeckt und geschützt ist. Da das Nest von dichten Zweigen umgeben ist oder auch dicken Ästen und gewöhnlich hochsteht, so ist es äusserst schwer zu finden und wird fast immer nur zufällig beim Einsammeln der Fichtenzapfen entdeckt". Über die Stoffe und Structur des Nestes vom Fichtenkreuzschnabel, welches im Allgemeinen mit dem des Kiefernkreuzschnabels übereinstimmt und nur etwas grösser ist, berichtet L. Brehm: „Es besteht äusserlich aus dürren Reisern und Haidekraut, hat eine zweite Lage von Erdmoos, Baummoos und Fichtenflechten und ist inwendig mit Würzelchen, Grashälmchen und Fichtenflechten ausgefüttert. Es ist schön, inwendig glatt, sehr dicht und warm, dick und gut gebaut und in der zweiten Lage durch Harzklümpchen hin und wieder noch fester zusammengefügt."

Die Kreuzschnäbel legen drei bis vier Eier, die im Verhältniss zum Vogel klein zu nennen sind. Sie sind von bläulich- oder grauweisser Grundfarbe und schwarzbraun oder blutroth gefleckt und gestrichelt, und diese letztere Zeichnung ist entweder über das ganze Ei hin verbreitet oder umgibt nur in einem Kranze das stumpfe Ende. Die Jungen werden mit Nadelholzsamen, der in den Kröpfen der Eltern erweicht wird, gefüttert und auch ausser dem Neste längere Zeit, als dies gewöhnlich bei anderen Vögeln der Fall ist, unterstützt und mit Nahrung versorgt, weil ihre Schnäbel sich erst in vollkommenem flugfähigem Zustande das Vogels zu Kreuzschnäbeln ausbilden. A. Brehm theilt mit: „Nach dem Ausfliegen halten sich die Jungen auf dichten Bäumen auf, am liebsten auf Tannen, immer in möglichster Nähe bei den Alten. Wenn diese den Samen ausklauben, sitzen sie neben ihnen, schreien ununterbrochen, wie unartige Kinder, fliegen den Alten eilig nach, wenn diese den Baum verlassen, oder locken so lange und so ängstlich, bis jene zurückkommen. Nach und nach gewöhnen die Alten sie an's Arbeiten. Zuerst werden ihnen deshalb halbgeöffnete Zapfen vorgelegt, damit sie sich im Aufbrechen der Schuppen üben; später erhalten sie die abgebissenen Zapfen vorgelegt, wie diese sind. Auch wenn sie allein fressen können, werden sie von den Alten noch eine Zeit lang geführt, endlich aber sich selbst überlassen. Sie bilden hierauf eigene Flüge oder schliessen sich denjenigen Alten an, welche nicht durch die Brut in Anspruch genommen worden sind."

Es ist interessant, zu hören, wie nach Ch. L. Brehm sowohl der Fichtenkreuzschnabel als auch der Kiefernkreuzschnabel, jeder nach seiner Art,

beim Angehen der Zapfen verfährt. „Sehr schön sieht es aus, wenn der Fichtenkreuzschnabel, ein so kleiner Vogel, einen mittelmässig grossen Fichtenzapfen von einem Baume auf den andern trägt. Er fasst ihn mit dem Schnabel gewöhnlich so, dass seine Spitze gerade vorwärts gerichtet ist, und fliegt mit geringer Anstrengung zehn, auch zwanzig Schritte weit auf einen benachbarten Baum, um ihn auf diesem zu öffnen; denn nicht auf allen findet er Äste, auf denen er die Zapfen bequem aufbrechen kann. Dieses Aufbrechen wird auf folgende Weise bewerkstelligt. Der Kreuzschnabel reisst, wenn der Zapfen festhängt oder liegt, mit der Spitze der oberen Kinnlade die breiten Deckelchen der Zapfen in der Mitte auf (bei den kleinen hat er dies nicht nöthig), schiebt den geöffneten Schnabel darunter und hebt sie durch eine Seitenbewegung des Kopfes in die Höhe. Nun kann er das Samenkorn mit der Zunge leicht in den Schnabel schieben, wo es von dem Flugblättchen und der Schale befreit und verschluckt wird. Sehr grosse Zapfen öffnet er nicht. Der über das Kreuz gebogene Schnabel ist ihm und seinen Gattungsverwandten beim Aufbrechen der Zapfen von höchster Wichtigkeit; denn einen solchen Schnabel braucht er nur wenig zu öffnen, um ihm eine ausserordentliche Breite zu geben, so dass bei einer Seitenbewegung des Kopfes das Deckelchen mit der grössten Leichtigkeit aufgehoben wird.“

Der Fichtenkreuzschnabel geht selten an die Kiefernzapfen, da diese schwerer aufzubrechen sind, als die Fichtenzapfen, und es ihm an gehöriger Kraft mangelt. Der stärkere Kiefernkreuzschnabel bricht dagegen mit ziemlicher Leichtigkeit die Kiefernzapfen auf, indem er sich an dieselben aufrecht oder auch verkehrt hängt und mehrere Schuppen zugleich vermöge der Spitze des Oberkiefers ergreift und diese mit dem Unterkiefer heraushebt.

Die Locktöne des Kiefernkreuzschnabels lauten wie „Göpp, göpp“, „Gipp, gipp“ und „Zook, zook“. Ganz übereinstimmende Töne vernehmen wir auch von dem Fichtenkreuzschnabel. Diese Töne haben ihre Bedeutung. Brehm (Vater) sagt, dass „Göp“ im Sitzen und Fliegen ausgestossen werde und eben so wohl ein Zeichen zum Aufbruch, als auch ein Ruf nach andern Kreuzschnäbeln und ein Ton sei, um die Gesellschaft zusammenzuhalten. „Gipp, gipp“ soll Zärtlichkeit ausdrücken und von beiden Gatten unter einander im Sitzen zugerufen werden. „Zook“ wird gewöhnlich im Sitzen ausgestossen, um die Vorüberfliegenden anzulocken, doch wird es auch im Fluge vernommen.

Zum Schluss entnehmen wir dem Aprilhefte der „Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung“ vom Jahre 1862 eine eben so lebendig anschauliche, als wahre und mit unseren Beobachtungen übereinstimmende Schilderung der Art und Weise, wie die Kreuzschnäbel, insbesondere hier die Fichtenkreuzschnäbel beim Angehen der Zapfen verfahren. „Beugen sich die Fichten-

gipfel unter der Last ihrer Zapfen, dann hallt der Wald wider von dem „Gipp, gipp, gipp“ dieser munteren niedlichen Thierchen, und es ist kurzweilig anzusehen, wenn ein Schwarm auffällt, und nach Papageiart mittelst Füssen und Schnabels emsig und geschwätzig umherklettert, sich je eines Zapfens bemächtigt und damit an einer bequemen und, wie es scheint, der grösseren persönlichen Sicherheit wegen ziemlich freien Ort sich begibt, um daselbst Mahlzeit zu halten. Ein weit unten stehender, starker, dürrer oder ziemlich kahler Ast einer Föhre, Buche, Eiche etc. ist beliebt, wenn nicht zu weit davon zapfentragende Fichten sich befinden, und auf dem nämlichen Plätzchen, wo ein Zapfen ausgekernt wurde, werden stets wieder andere, selbst nach Jahren, ausgebeutet und dann zur Erde geworfen. Da die leeren Zapfen stets von dem nämlichen Punkte herabfallen und im schützenden Holzbestande durch Wind nicht leicht die Richtung modificirt wird, auf einer Moos- oder Laubdecke die Zapfen auch selten zurückprallen, so sieht man oft viele Stücke — ich zählte einmal 116 — auf einem Häufchen beisammen liegen, die in Waldungen, wo sie weder gesammelt werden, noch Streunutzungen stattfinden, selbst aus verschiedenen Samenjahren herrühren. Um das Samenkorn zu bekommen, spaltet der Kreuzschnabel die Schuppen nach der breiten Seite von der Spitze gegen die Spindel, und dieses Merkmal tragen alle jene Zapfen mehr oder weniger vollständig an sich, welche von Kreuzschnäbeln auf Haufen gebracht sind. — Hat der Kreuzschnabel in grösserer oder kleinerer Gesellschaft lautlockend auf einer samentragenden Fichte sich niedergelassen und etwas gesichert, so tritt er mit einem Fuss auf den ihm nächsten Zapfen, hält sich mit dem andern an dem Zweige fest, an welchem jener hängt und trennt mit seinem Schnabel Zweig und Zapfen von einander. Der abgelöste Zapfen wird sofort in die Höhe gezogen, wobei, wie bei allen Verrichtungen, immer Schnabel und Füsse thätig sind, mit dem Schnabel an der Spitze und mit den Füssen unten festgepackt und sofort in schiefer Richtung fliegend auf das zum Frasse ausersehene Plätzchen transportirt. Hier wird der Zapfen aufgelegt und mit einem Fuss gehalten, während der andere auf dem Aste steht, und die Mahlzeit begonnen. Der leere Zapfen ist kaum losgelassen, so stürzt er zur Erde, der Vogel ist aber schon vorher wieder auf dem Fichtengipfel, um sich einen zweiten Zapfen zu holen, ehe der erste am Boden ankommt, und im Augenblick eilt er mit der neuen Bürde genau wieder der Stelle zu, wo er das erste Mal schmauste. Mir scheint dies deshalb zu geschehen, weil sich an dem Orte vielleicht ein passender Stützpunkt für den Zapfen befindet, der die Arbeit erleichtert, und hierin mag etwa auch liegen, dass nicht nur derselbe Vogel genau den einmal gewählten Frassplatz einhält, so lange es in der Nähe Zapfen gibt, sondern dass er auch in späteren Sommerjahren von diesem oder einem anderen Individuum seiner Art wieder eingenommen wird. Ich bemerke dazu übrigens ausdrücklich, dass der Kreuzschnabel

mit Föhrenzapfen ebenso verfährt, wie von Fichtenzapfen erzählt wurde, und dass er bei ganz isolirten Bäumen die Zapfen selbst auf den Stämmen bearbeitet, wo er sie abnahm. Wo ihm aber eine Wahl bleibt, verfährt er, wie oben erzählt; auch zieht er den Fichtensamen entschieden dem Föhrensamen vor. Nie sah ich ihn Tannensamen aufnehmen. Bei Futtermangel geht er auch die Fichten- und Föhrenzapfen schon vor ihrer Reife, oft noch im grünen Zustande, an."

Eine merkwürdige Erscheinung ist die, dass die Kreuzschnäbel in Folge der Nadelholzsamennahrung von dem Harz durchdrungen werden, so dass ihre Leichname, vor Schmeissfliegen bewahrt, der Verwesung widerstehen und zu förmlichen Mumien eintrocknen.

Der bindige Kreuzschnabel (Loxia taenioptera), welcher kleiner, als der Fichtenkreuzschnabel ist, nämlich nur 16 cm. lang, und sich durch schwächeren Schnabel von den Verwandten unterscheidet, sowie das Merkmal der zwei weissen Binden auf den Flügeln trägt, ist von uns als Liebhaber von Äpfeln und Apfelkernen kennen gelernt worden. Er schält das Fleisch der hängenden Äpfel seitlich mit dem Schnabel in entgegenkommenden Schnitten des Ober- und Unterkiefers und verzehrt es mit wahrem Wohlbehagen. Auf den Haufen ausgekälterter Äpfel sucht er eifrig nach den Kernen, die er schält und ihrem Inhalte nach in Menge frisst. Wir haben ihn als sehr arglosen, zutraulichen Vogel auf Apfelbäumen in nächster Nähe in aller Ruhe beobachten können.

Am nächsten verwandt sind den Kreuzschnäbeln die Gimpel, Pyrrhulae. Hervorragende Eigenthümlichkeiten des Äusseren in dieser Familie sind der kurze, dicke, gewölbte Hakenschnabel, der kurze Fuss, der etwas ausgeschnittene Schwanz und das lange, weiche Gefieder. Über die ganze Erde verbreitet, bewohnen sie doch vorzugsweise die gemässigten und kalten Gürtel. Wald, Gebüsch, Felsen und Wüstengegenden dienen Arten von ihnen zum Aufenthalte. Sämereien, Körner, Beeren, grüne Knospen und Blätter sind ihre Nahrung. Wir schildern unseren deutschen Gimpel eingehend, der die Sippe der Rothgimpel repräsentirt.

Der Rothgimpel, Blutfink oder Dompfaff, Pyrrhula vulgaris, hat eine Länge von 17 cm, eine Breite von 28 cm. Das Männchen ist oberseits glänzend schwarz, nur auf dem Rücken aschgrau, die schwarzen Schwingen sind aussen stahlblau gerändert, gegen die Spitze zu gelblichweiss gesäumt; die kleinen Oberflügeldeckfedern schwärzlichgrau, die grossen bilden mit ihren Enden hinten eine lichtgraue Querlinie; unterseits an der Kehle ebenfalls glänzendschwarz, auf dem Bauch weiss und von da über die ganze Brust hin bis zur Kehle blutroth. Das Weibchen hat aschgraue Unterseite und todtere Farben überhaupt.

Gegenden, die reich an Waldungen sind, vorzüglich auch Gebirgswälder bewohnt der Blutfink. Hier nistet er im Jahre zwei-, in manchen Fällen

sogar dreimal. Meistens steht das Nest in dichtem Gebüsch des Laub- oder Nadelholzes, sehr häufig bei uns im Gebirg in dichten Wachholdersträuchen, dann aber auch wieder auf schwanken, hochragenden Zweigen höherer Fichten ausnahmsweise. Das Äussere des Nestes besteht aus Birken-, Tannen- und Fichtenreisern, welche die erste Lage bilden, und aus Bartflechten und feinen Wurzelfasern als zweiter Lage. Diesen folgen dann zur Auskleidung des Nestinnern noch Schafwolle und Pferde- oder Rehhaare, feinere Bartflechten oder Grasblättchen. Vier bis fünf im Verhältniss zum Vogel kleine, glattschalige, rundgestaltete Eier werden von dem allein brütenden Weibchen gezeitigt. Sie haben grünlichblaue oder bleichgrüne Grundfarbe und schwarze oder violette Flecken neben rothbraunen Punkten und Schnörkeln.

Der Blutfink gehört zwar nicht zu den klügeren Vögeln, wohl aber besitzt er Überlegungsfähigkeit genug, um aus der Erfahrung Schlüsse zur Sicherung seiner Existenz zu ziehen. Ein plump gestalteter Vogel, weiss er im Gezweig doch gewandt genug sich zu bewegen und in Bogenflügen leicht, wenn auch nicht sehr rasch die Luft zu durchwandern. Unbedeutend ist im wilden Zustande des Männchens Gesang, eben nur ein Gezwitscher. Im Herbst gehen die Blutfinken zu kleinen Flügen zusammen und besuchen unsere Parkanlagen und Gärten, sowie die Reihen der Vogelbeerbäume, wo sie die Beeren angehen, um zum Samen zu gelangen. Gegen das Frühjahr hin beissen sie die Knospen los, so besonders auch diejenigen der Stachelbeerbüsche.

Die Sippe der Girlitze, Serinus, erscheint als Mittelglied zwischen den Gimpeln und Finken. Kurzer, dicker, stumpfspitziger, kleiner Schnabel, der oben nur sanft gewölbt, an den bogenförmigen Schneiden eingezogen und vor der Spitze seicht ausgeschnitten ist, ziemlich kurzer Lauf, mittellange Zehen mit flachbogigen, spitzen Nägeln, mittellange, spitze Flügel, mittellanger Schwanz mit tiefgehendem Kerbeinschnitt — das sind die Merkmale.

Von dem Girlitz lässt sich in kurzen Worten sagen, dass er nach und nach in unser deutsches Vaterland eingewandert ist und sich da in den ebeneren Gegenden rasch verbreitet hat. Selbst in Gebirgsgegenden ist er bereits vorgedrungen.

Der Girlitz (Serinus hortulanus) ist 125 mm. lang und 210 mm. und ähnelt in Farbe dem Zeisig. Grünlichgelb sind Vorderkopf, Kehle, und die Mitte der Brust, während Hinterkopf, die Stelle zwischen Kehle und Mittelbrust und der Oberrücken olivengrün erscheinen, der Bauch hellgelb. Zwei bleichgelbe Binden stehen auf dem Flügel, Schwingen und Steuerfedern sind schwarzgrau mit grüner Säumung.

Mit dem April erscheint er bei uns, und im Spätherbst verlässt er uns wandernd. Munterkeit und Lebhaftigkeit zeichnen das schöne Vögelchen

aus. Namentlich im Frühjahre sind die zuerst erscheinenden Männchen ausserordentlich regsam. Sie singen sehr fleissig und sitzen dabei auf Baumwipfeln der Obstbaumgärten schäkernd und sich wendend und drehend. Der Gesang ist schwirrend und unbedeutend, ähnlich dem der Braunelle. Das Nest steht verborgen auf einem Laubzweig des Baumes oder Gebüsches und ist künstlich gefügt aus Halmen als äusserer Bekleidung, inwendig aber zur Herstellung eines weichen Polsters mit Wolle und Pferdehaaren versehen. Die vier oder fünf kleinen Eier sind entweder grünlich oder weisslich grundirt und haben namentlich am stumpfen Ende, weniger an der Spitze, Punkte, Schnörkel und unregelmässige Flecken von rother, bräunlicher, röthlichgrauer und purpurschwarzer Farbe. Die Nahrung des Girlitzes besteht aus kleineren Sämereien.

b. Kegelschnäbler.

Die Edelfinken, Fringillae, sind ächte europäische Vögel, welche in Asien und Nordamerika Verwandte haben. Sie sind gekennzeichnet durch gestreckten Bau, durch nicht gerade reiches Gefieder, welches im Frühjahr bei den Männchen sich lebhaft herausfärbt, bei den Weibchen dagegen von unbedeutenderer Färbung ist. Die Männchen überragen die Weibchen ein wenig an Grösse. Hervorragend ist der kreiselförmige, gestreckte Schnabel und der gewöhnlich ausgeschnittene Schwanz.

Der Aufenthalt erstreckt sich hauptsächlich auf baumreiche Gärten und Feldstriche und auf Waldungen. Ihre Nahrung sind Sämereien und Kerbthiere. Mit letzteren werden fast ausschliesslich die Jungen grossgefüttert. Bei aller Geselligkeit sind sie doch eigentlich zänkische Vögel. Im Herbste schaaren sie sich zusammen und wandern umher. Theilweise sind sie Zugvögel, meist jedoch Strichvögel. Sie brüten bei uns zwei bis drei mal und verfertigen künstliche Nester.

Von dem nachfolgenden einheimischen Edelfinken benennt sich die Sippe Edelfinken. Fringillae.

Der Buch- oder Edelfink. Fringilla coelebs. Er ist 15 cm lang. Sein Frühlingskleid wird in unseren Charakterzeichnungen der vorzüglichsten deutschen Singvögel also geschildert:

„Sein prangendes Frühlingskleid, leuchtet es nicht vom bläulichen, gesträubten Scheitel her wie eine Stahlhaube? Spricht nicht das Feuer seiner Seele aus dem Glanze der Augen unter der kriegerischen schwarzen Sturmbinde der Stirne? Sprechen nicht Liedes- und Kampfeslust gleich mächtig aus dem lebhaften Rothbraun der Kehle und Brust? Und glänzt nicht die helle Zierde der Noblesse von dem schneeweissen Spiegel der dunklen Flügel und dem grünbraunen Hauche seines Oberkleides uns entgegen?“

Wiewohl der Buchfink ein Zugvogel ist und namentlich die Weibchen alljährlich mit ganz geringer Ausnahme mit dem Hauptcontingent der

jüngeren Männchen nach Süden ziehen, so gibt es doch Winter, während welcher eine grössere Anzahl von Edelfinken bei uns bleiben und in der heimathlichen Gegend umherstreichen. Die nach Süden gezogenen Individuen kehren bei günstigen Witterungsverhältnissen schon Anfangs Februar zurück.

In unserem Buch von den nützlichen Säugethieren und Vögeln, erschienen bei Du Mont in Cöln, schildern wir das Frühlingsleben des Edelfinken folgendermassen: „Schon die Sonnentage des zu Ende gehenden Februar, mehr aber noch die milden, lächelnden Mienen der schönen Märztage wecken den Schlag der Edelfinken, der als schmetternder Frühlingsgruss herzerfrischend wirkt. Auf einem derben Aste sitzt der im neugefärbten Kleide prangende Hahn und wetteifert mit neidischen und streitlustigen Nachbarn, die zum Theil schon ihre festen Standorte behaupten und den aus der Fremde heimgekehrten Weibchen minnewerbend sich nahen. Die stolze Brust wölbt sich, die Federchen der aufgeblasenen Kehle stehen ab, die Flügel sind gelüftet, als ob der Leib Kühlung begehre, und der Schwanz ist in stumpfem Winkel vom Leib ab niedergedrückt. Auf dem Boden geht das kleinere und unansehnlichere Weibchen der Nahrung nach, kaum merkbar mit den beiden Füssen zugleich über den Boden gleitend. Ein Nachbarmännchen hat sich nach und nach dem Baume genähert, auf welchem unser feuriger Sänger sitzt. Beide werden einander ansichtig, ducken mit gekrümmtem Rücken den Kopf nieder, rücken von Ast zu Ast schleifend vor, erheben sich in die Luft und prallen mit Flügeln, Schnäbeln und Brüsten hart gegen einander an. Wird der Kampf auf's Äusserste erhitzt, so wiederholen sie im Flug mehrmals diesen Anprall, wirbeln wohl auch raufend zur Erde herab und ermüden sich fast bis zur Athemlosigkeit.

Das Weibchen kümmert sich wenig um diese Händel, dafür hilft ihm das Männchen auch nicht beim Bauen.“

Der bewunderswerthe Nestbau ist in dem Abschnitte über die Baukunst der Vögel näher abgehandelt.

Das Nest steht in der Regel auf Bäumen, seltner in einem Busch. Gewöhnlich ist sein Stand dicht am Stamm durch Wasserreiser oder einen Aststummel gestützt oder in einer Zweiggabel weit vom Stamme entfernt. Letzterer Fall ereignet sich vorzugsweise häufig, wenn der Vogel auf hohe, alte Kastanienbäume baut. Die durchschnittliche Höhe des Nest-Standes beträgt etwa 7 Meter. Bietet sich ihm in Lauben durch Hainbuchen eine verlockende Grundlage zur Anlage des Nestes, so verschmäht er diese Gelegenheit zuweilen nicht. Ja, wir haben schon auf stärkerem Gebüsche, wie Hollunder, Syringen u. a. das Nest gefunden.

Die Eier, welche dieser Kunstbau enthält und in vier oder fünf Stück bestehen, sind blass oder bläulich grundirt und mit braunen und schwärz-

lichen Punkten versehen. Das Männchen füttert das allein brütende Weibchen mit Insekten, die es von Bäumen und Büschen abliest, und zwar nicht selten in rüttelndem Fluge. Rührende Hingebung beweisen die Eltern zu den Jungen, die sie mit lautem Geschrei und angstvollem Flattern suchen, um sie vor dem nahenden Feind zu retten. Im Herbste sieht man junge und alte Edelfinken vereinigt die Gärten, Vorhölzer der Wälder, Feldgehölze und Baumstücke durchwandern, wo sie auf Stoppeläckern, Waldblössen und Wüstungen sich niederlassen und auf den Bäumen bei Abendstille und Abendsonnenschein von den hohen Zweigen aus fliegende Insekten durch einen Aufschwung in die Luft fangen.

Sein Ernährungsbedürfniss fesselt den Edelfinken hauptsächlich an den Boden. Hier nimmt er mancherlei Sämereien und Insektenlarven, aber auch in der Nähe der menschlichen Wohnungen allerlei Abfälle auf. Wir haben ihn im Winter mit Apfelkernen im Hofe gefüttert und seine grosse Vorliebe für dieselben wahrgenommen. Im Herbste zerkleinert er die Vogelbeeren, um den Fruchtsamen herauszunehmen. Den Kiefernsamenbeeten ist er mehrere Wochen lang, von dem Tage der Aussaat an, sehr gefährlich. Erst wenn die Samenhülle vollständig abgeworfen ist, kann die Hut, welche während des ganzen Tages bis dahin nöthig war, eingestellt werden. Nicht minder schädlich erweist sich dieser Vogel in den Gärten, wo er mit besonderer Vorliebe die öligen Sämereien angeht und hartnäckig ausbeutet. Im Herbste fallen die Edelfinken auf den reifen Samen ein und richten oft den empfindlichsten Schaden an, so insbesondere auf Hanfäckern, welcke sie in Begleitung von Grünlingen, Hänflingen, Bergfinken und Sperlingen besuchen. Auch den Birken- und Erlensamen, sowie den Samen der Nadelhölzer lieben sie. Sie ziehen sich in grossen Flügen der Buchmast im Herbste nach; mehr noch schaden sie im Frühling in Buchensamenschlägen. Im Felde vertilgen sie dagegen eine grosse Menge von Unkrautsamen.

Hinsichtlich des Finkenschlages heben wir noch hervor, dass die Doppelschläger äusserst selten geworden sind, und dass diese vorzüglich in Thüringen sehr geschätzte Vögel waren. Die Verschiedenheit ihres Schlags hat zu einer Reihe von Bezeichnungen geführt. Man unterscheidet: 1) Harzer Doppelschlag, der mit „Weingeh“ oder „Hodozia“ endigt; 2) den „Reitzu“ oder „Reitherzu“; 3) den „Reithahn“; 4) den „Weidmann“; 5) den Weingesang; 6) den „Bräutigam“; 7) den Doppelschlag, welcher aus zwei langen, in der Mitte deutlich abgesetzten Strophen besteht; den Absatz in der Mitte nennt man den Wirbel; 8) „Gutjahr“; 9) Kienöl oder „Ovakia“; 10) „Parakika“; 11) „Pitia“ oder „Trewetia“; 12) „Schwarzgebühr“. Diese Finkenschläge werden oder wurden theils im Freien gehört, theils in der Gefangenschaft mehr ausgebildet und sind meistens durch den Schlusssatz des Gesanges benannt, wobei natürlich die Fantasie des Hörers zu Hilfe kommen musste und die Worte nicht so genau genommen werden durften, um die betreffende Bezeichnung wirklich heraus-

zufinden. Unter den einzelnen Rufen, welche der Edelfink hören lässt, klingt sehr bezeichnend das im Frühling und Sommer bei herannahendem Regenwetter sehr häufig ausgestossene „Trüb“.

Wir wollen den im hohen Norden der alten Welt heimischen, aber Deutschland alljährlich schon im September in grossen Flügen besuchenden Bergfink, Fringilla Montifringilla, nicht ganz übergehen. In seiner Heimath bewohnt er Nadel- und Birkenwaldungen. Weit mehr noch als der Edelfink schädigt er im Herbste die Buchmast, während er auf den Äckern die Unkrautsämereien in grosser Menge verzehrt. Dadurch, dass er einen kräftigeren Schnabel, als der Buchfink, besitzt, gelingt es ihm auch leichter, als diesem, die Bucheln zu öffnen. Tausende vereinigen sich, fallen an den gesegneten Waldorten ein und nähren sich während des Herbstes fast ausschliesslich von Bucheln.

Die Sippe der Hänflinge, Cannabinae, zeichnet sich durch einen kurzen, kegelförmig gestalteten Schnabel aus, dessen Oberkieferspitze sehr scharf ist, sowie durch spitze Flügel und scharfeckigen Gabelschwanz.

Der Grau- oder Bluthänfling. Cannabina linota.

Das mehrjährige Männchen ist ein schöner Vogel von 12,5 cm Länge. Vorderkopf und Brust sind blutroth gefärbt, Hals, Nacken, Kopfseiten und Hinterkopf aschgrau, Rücken rostbraun, ausser dem hellbräunlichen Vorderhalse trägt der Unterkörpor die weisse Farbe, die an den Seiten dem Lichtbraun weicht. Weibchen und junge Männchen ermangeln des rothen Schmucks.

Europa und Nordasien herbergen diesen Hänfling. Seinen Aufenthalt bilden hügelreiche Gegenden. Auch im Gebirg ist er heimisch, vorzugsweise jedoch in der Ebene. Sowohl zusammenhängendere Waldungen, als auch Feldgehölze, Parkanlagen, Feld- und Hausgärten, Remisen und einzelnstehende dicke Hecken bieten ihm Nistplätze. Der Gesang ist eine Zusammensetzung von Kräh-, Schmetter- und Flötenstrophen, worin sich viel Anmuth und Wohlklang und eine eigenthümliche Art und Weise hören lässt, die an das Jodeln erinnert. An schönen Sommermorgen erhebt sich das erregte Männchen singend im Zickzackfluge und stürmt eine Strecke hinaus, um alsdann langsamer wieder zum Sitz oder Standort zurückzukehren. Sein Weibchen begleitet das Männchen zur Paarzeit an die Quellen der Baustoffe wie der Nahrung und an die Tränke. Während das Weibchen Baumaterial aufnimmt, was meistentheils auf dem Boden geschieht, sitzt das Männchen in der Nähe auf einem Baume, einem Busch, einer Hecke oder auch auf der Erde und hält Wache, mit Locktönen zum Aufbruch auffordernd und Gesangsstrophen hören lassend. Überall hin folgt das Männchen dem voranfliegenden Weibchen, betheiligt sich aber niemals am Bauen. Oft findet man in Fichtenhegen sehr viele Nester der Bluthänflinge nahe zusammen, Dutzende wohl in einem Umkreis von einem Morgen Waldfläche.

Das Aussere des Nestes besteht aus Reisern, Grasstengeln und Würzelchen, öfters auch aus Haidekraut. Zu der zweiten Lage gebraucht der Künstler feinere Würzelchen und Halmen, und die innere Auskleidung des Nestes besteht aus einem Polster von Pflanzen- und Distelwolle oder aus Thierwolle und Pferdehaaren. Je nach der Umgebung und den durch dieselbe bedingten Materialien befinden sich in der Nestmulde auch Tuchläppchen und sonstige weiche Stoffe. Die Form des Nestes ist die Halbkugelform. Die Eier haben weissbläulichen Grund und hell-, zimmet- und dunkelrothe Punkte und Striche. Die mit treuer Hingebung von dem allein brütenden Weibchen ausgebrüteten Jungen werden noch eine Zeit lang nach dem Ausflug umhergeführt und von den Eltern mit den Quellen der Nahrung und den etwa in der Nähe befindlichen Salzlecken oder eisenhaltigen feuchten Stellen der Wiesen und Gräben bekannt gemacht. Nach der zweiten Brut schaaren sich im Herbste die Hänflinge einer Gegend zusammen und beuten gemeinschaftlich ergiebige Nahrungsplätze aus. Ihre Nahrung besteht in Samen des Kohls, Hanfs, Mohns, vorzüglich auch in Rüb- und Grassamen.

Die Sippe der Distelzeisige, Carduelis, wird gekennzeichnet durch den kegelförmigen, sehr gestreckten, spitzig zulaufenden, vorn etwas abwärts gebogenen, an den Schneiden ein wenig eingezogenen und seitlich etwas zusammengedrückten Schnabel, durch kurze, kräftige Füsse mit langen, scharfnägeligen Zehen, zugespitzten Flügeln, seicht ausgeschnittenen Schwanz von mittlerer Länge und lockeres, sehr buntes Gefieder am Leibe, hingegen ein sehr kurzes, filziges am Vorderkopfe.

Der Distelfink oder Stieglitz. Fringilla carduelis s. Carduelis elegans.

Unstreitig zählt dieser Vogel zu den schönsten europäischen Sängern. Der Kopf prangt vorn in Karminroth und trägt elfenbeinweissen Schnabel und weisse Wangen, hinten zwei halbmondförmige Bänder von sammetschwarzer Farbe. Auf sammtschwarzen Flügeln stehen citrongelbe Streifen. Die Oberseite ist mit Ausnahme des undeutlich weissen Nackens lichtbraun bis zum schwarzen gegabelten Fischschwanz. Die Unterseite ist weiss, auf der Brust von zwei eiförmigen hell- oder dunkelbraunen oder auch braungelblichen Flecken unterbrochen. Die Länge des Vogels beträgt ungefähr 12,5 cm. Übrigens gibt es grössere und kleinere Exemplare, welche Erscheinung zu der Annahme von zwei verschiedenen Arten geführt hat. Ganz Europa ist seine Heimath. Dazu kommt noch ein grosser Theil Asiens und Nordwestafrika. Auch Madeira und die kanarischen Inseln herbergen ihn. Gärten, Parkanlagen, Baumstücke, Feldhölzer, kleine Wäldchen und die Säume der Laubholzwälder dienen ihm zum Aufenthalte während des Sommers. Im Herbste schaart er sich mit Seinesgleichen zusammen. Ehe wir dem künstlichen Neste unsere Aufmerksamkeit schenken, betrachten

wir den schmucken Vogel seinem Wesen und Charakter nach und gedenken seines ansprechenden Gesanges.

Eben hat sich ein im Sonnenstrahl glänzendes Stieglitzmännchen auf der Spitze des Birnbaums niedergelassen, und es scheint so, als ob es sich seiner Schönheit bewusst wäre, denn es beschaut sein Kleid, putzt es und macht dabei gar cokette Wendungen zur Rechten und zur Linken. Schäkernd dreht es den Fischschwanz hin und her und lässt Locktöne oder Ansätze seines Liedes hören. Dabei ist es stets zum Streite bereit, zänkisch und eifersüchtig. Oft werben zwei, drei, ja vier Männchen um ein Weibchen, und es vergehen viele Tage, bis die Raufereien ein Ende nehmen und die Absonderung des Paares in aller Strenge beginnt. Wir haben aber auch verschiedene Weibchen mit einer noch grösseren Anzahl von Männchen bei solchen Werbungen während mehrerer Tage immer vereinigt und im wahren Durcheinander streitend gesehen. Manche zurückgewiesene Junggesellen behelligen das Paar noch während des Eierlegens. Auch hält sich zuweilen ein ledig gebliebenes Weibchen zu einem bereits wohnlich eingerichteten Paare noch eine Zeit lang. Den Gesang des Männchens schildern wir in unseren bei Winter in Leipzig herausgegebenen „deutschen Singvögeln“, wie wir es heute nicht besser vermögen. „Der Gesang hat so zu sagen zwei Abtheilungen, welche oft, jede für sich allein, ausgeführt werden, eben so oft aber auch in kleinen Zwischenpausen hinter einander erschallen. Die erste Abtheilung ist eigentlich eine Einleitung oder auch ein Seitenstück zur zweiten, etwas längeren, die den Hauptgesang bildet. Sie wird zusammengesetzt aus des Vogels Locktönen und diesen ähnlichen, hüpfend-pfeifenden Lauten und einem geschlossenen trompetenartigen Schlusssatze. Dieser einleitende Gesang verkörpert sich lebhaft wie eine angalloppirende Reitercolonne, welche mit dem Schlusssatze parirt und sich plötzlich formirt. Es liegt etwas Feuriges, anregend Kriegerisches in diesen raschen Rythmen, die an Schwung noch gewinnen, wenn sie der Vogel, wie nicht selten, bei seinem Niederschwingen auf einen Baumwipfel in der Luft schmettert. Der Hauptgesang ist in seinem Grundtone dem Vorgesange zwar ähnlich, enthält aber mitten eine Abänderung rythmischer Partie, in der bei guten Sängern die Sylbe „Pink“ gewöhnlich drei mal hinter einander erschallt, dann in einige etwas gehaltene, gleichsam mit dem „Pink“ den Gipfelpunkt des Liedes bildende hohe Noten übergeht und hierauf gewöhnlich mit dem schmetternden Schlusssatze des Vorgesangs endigt.“

Zur Zeit, wo das Weibchen die Niststelle aussucht, durchwandert es, wie wir in unserem Buch über die nützlichen Säugethiere und Vögel schildern, spähend die Zweige, um ein Plätzchen für ein niedliches, mit grosser Kunst gefilztes, warmes Nest zu suchen. „Da und dort prüft es sitzend und sich drehend, ob die Stelle geeignet sei, und dabei lässt es einen gar feinklingenden, in Einem fortgehenden Ton vernehmen, der wie „sisisi“ lautet.

Überall hin folgt ihm das Männchen im schönen Bogenfluge zur Tränke, zur Nahrung, zum Nistplatz, kurzum der Gatte ist sein wachehaltender, sein in Gefahr warnender, sein es singend unterhaltender Begleiter. Dieser lockt, während das Weibchen die Niststelle oder Baustoff aussucht, fortwährend „babetile“. Man sieht es dem Hahn an, dass er ungeduldig zum Aufbruch mahnt. Das Weibchen antwortet, wenn es wegfliegen will, mit demselben Ruf. Hat es ein Raupennest entdeckt, so kehrt das Paar wohl ein Dutzend Mal hinter einander dahin zurück, bis das Weibchen die Gespinnstquelle ausgenutzt hat. Hier in luftiger Höhe, auf einem schwanken Zweige des Birnbaums, dort auf einem Hollunderbusch, da drüben auf der Krone eines jungen Bäumchens der Baumschule, und hier gar auf einem 2 Meter hohen Rosenstock, der in der Scherbe gezogen ist und auf der Treppe des Blumenhauses steht, brütet das Stieglitzweibchen die Jungen aus. Wie bequem haben wir es hinter den Scheiben der Glasthüre, das zärtliche Familienleben der Thierchen auf dem Rosenstock zu betrachten. Gewöhnt an den Ab- und Zugang der Menschen, kommen die Alten vertrauensvoll geflogen und geben ihr Futter aus dem Kropfe ab. Acht geschwisterlich müssen die Jungen Reihe halten. Die zudringlichen älteren werden mit dem Schnabel zur Seite gedrückt und die kleineren, in die Tiefe des Nestes niedergedrückten emporgehoben. Keines wird vergessen oder vernachlässigt. Dennoch bleiben einige hinter den andern zurück, die nie solche körperliche Ausbildung erlangen, als diese, und auch in Farbenpracht als ausgemauserte erwachsene Vögel ihnen nachstehen. Der Kenner unterscheidet schon im Neste die jungen Männchen von den Weibchen. Die ersteren sind kenntlich an einer helleren, gelblich graubraunen Hauptfarbe, zeigen weniger dunklere Flecken oder Punkte, während das Jugendkleid der Weibchen dunkler graubraun und zahlreicher punktirt ist. Wir haben schon in unserer frühesten Jugend diese Unterschiede gekannt und uns niemals bei der Auswahl der Männchen getäuscht. Wir behaupten gegenüber dem stabilen Widerspruch einzelner namhafter Ornithologen dies entschieden und müssen Demjenigen, welcher diesen Unterschied bestreitet oder nicht merkt, eine eingehende Erfahrung oder einen scharfen Blick hierin absprechen. Die Mittagshitze und der quälende Anprall der heissen Sonnenstrahlen veranlasst die Thierchen, sich auszustrecken, die Köpfchen über den Nestrand herabzuhängen zu lassen, die Schnäbel zu öffnen und schnell und tief zu athmen. Zu solcher Zeit bringen die Alten mit Wasser mehr durchnässtes Futter, welches in weichen Sämereien besteht, um die Schmachtenden zu laben. Das eine und andere Junge hebt sich auch zuweilen im Neste, streckt die Füsse mit den Flügeln beiderseits abwechselnd aus, gähnt, hebt beide Flügel zugleich und schwingt sie, schnurrt mit denselben, als wolle es davonfliegen. Und richtig eines Morgens hat es mit den Brüderchen und Schwesterchen bis auf das Nesthockerchen Nest und Rosenstock verlassen, und sie erregen nun durch ihre

Waghalsigkeit die Besorgniss der Eltern, die mit leisem, tiefem Pfiff warnen und „wähk“ und „bedrulje“ schreien. Nach und nach werden alle Jungen von den Führern in die Weite gelockt, und wenn die von den rüstigen Kleinen unablässig verfolgten Eltern füttern, umflattert sie das ganze Völkchen und drängt sich futterneidisch und hungrig herbei, die gequälten Ernährer mit „Zibit“ und, mehr herangewachsen, mit „Zibet“ nöthigend.“

Der schöne Kunstbau besteht seiner Aussenwand nach aus Moos und Flechten, die sehr sorgfältig mit Spinnwebe und Speichel vermengt, verfilzt und geglättet sind. Inwendig sind Pflanzen- und Thierwolle und Pferdehaare verwendet. Wir haben indessen Nester des Stieglitzes gesehen, die ganz von Schafwolle gebaut und nur mit Pferdehaaren ausgelegt waren. Ausserdem fanden wir Nester, die auswendig von Obst- und Blätterstengeln gebildet waren, theilweise auch von Blattrispen, und inwendig ausser Pferdehaaren auch kleine Federchen, feine Wollflocken und Huflattigflaum enthielten. Die Obststengel fanden wir in den gegen den Herbst hin gebauten Nestern. Die Eier, vier bis fünf an der Zahl, sind dünnschalig, weiss oder blaugrünlich und mit violetgrauen purpurrothen bis schwarzbraunen Strichen und Punkten, aber nur reichlich am stumpfen Ende gezeichnet.

Lenken wir im Herbste unsere Aufmerksamkeit einem Hanfacker zu, so nehmen wir gar leicht einen Flug Stieglitze wahr, die vor unserer Erscheinung emporrauschen und im Sonnenlichte einen schönen Anblick gewähren. In auf- und niedertauchendem Bogenflug beschreiben die Stieglitze eine weite Kreislinie; kleine Abtheilungen trennen sich von der Hauptschaar, darunter Grünlinge, Edelfinken, zuweilen selbst Sperlinge. Einzelne Liedesstrophen alter Männchen sind schnell verhallende Nachklänge aus der hingeschwundenen Sommerzeit. Unser Auge verfolgt ein Häuflein dieser Munteren. Es hat sich einem nahen Erlengrunde zugewendet. Auf den hohen Erlenbäumen sitzen die Stieglitze, ihnen nahe Hänflinge und Erlenzeisige. Zögernd wartet die Gesellschaft es ab, bis ein argloser Goldammer, Feldsperling, Edelfink oder auch ein Hänflingsjüngling oder eine Stieglitzjungfrau den Anfang gemacht hat zum Niederfliegen auf die im Bach hervorragenden Steine. Nun werden auch die Vorsichtigen vertraut und kommen herab auf Steine im Wasser oder auf seichte Stellen, trinken und nehmen zum Theil auch noch unter kräftigen Flügelschlägen und Anspritzungen mittelst des Schnabels ein Bad. Man sieht ihnen Wohlbehagen und Erquickung an. Viele durchnässen ihr Gefieder so sehr, dass sie bei ihrem Aufflug rauschend und flatternd sich bemerklich machen. Im Sonnenschein wird dann das Gefieder getrocknet, eingeölt und geordnet, worauf sie mit erneutem Appetit zum Hanfacker zurückkehren. Vorzüglich gerne gehen die Stieglitze den Mohn an. Sie klammern sich dabei an die Stengel an und picken Löcher in den unteren Theil der Mohnköpfe, dass der Samen ausläuft. Ihre Vorliebe für Distelsamen ist bekannt. Aber auch auf Wiesen

fallen sie schaarenweise vor der Grummeternte ein und nähren sich von Samen. In den Haus- und Feldgärten und Gartenländern der Felder fliegen sie auf die samentragenden Salatbüsche und beuten denselben aus. In gleicher Weise verfahren sie mit dem Schwarzwurzelsamen.

Die Sippe der Zeisige, Spini, haben auch einen längeren und spitzeren Schnabel als die Edelfinken. Auch sind ihre Flügel länger.

Der Erlenzeisig (Spinus viridis), welcher auch im Winter unser deutsches Vaterland nicht gerne verlässt, vielmehr durch den Wanderbesuch nordischer Brüder noch vermehrt wird, ist ein nettes Vögelchen von 12 cm Länge. Der schwarze Oberkopf hebt sich von dem mit schwärzlichen Strichen bedeckten gelbgrünen Rücken schön wie die schwärzlichen Flügel ab, die zwei gelbe Bänder haben. Die Unterseite zeigt schwarze Kehle, hochgelbe Brust und weissen Bauch. Dies ist das Kleid des alten Männchens. Das Weibchen hat oberseits graugrünen Grund mit dunklen Längs-Strichen und unterseits gelblichweissen Grund mit schwärzlichen Streifen, die ebenfalls der Länge nach laufen.

In Europa hat der Erlenzeisig hauptsächlich seine Heimath in Russland, Norwegen und Schweden, sowie bei uns. Bedingungen seines Sommeraufenthaltes sind vor allem Nadelwaldungen und gebirgige Gegenden, und für seine winterlichen Streif- und Wanderbesuche sind Erlenwäldchen und Erlenbestände an Bachufern sehr anlockende Erscheinungen.

Sein Wesen schildert Naumann sehr bezeichnend. „Er ist immer munter, flink und keck, hält sein Gefieder stets schmuck, obgleich er dasselbe meistens nicht anlegt, bewegt sich schnell hin und her, wendet und dreht oft den Hinterleib hinüber und herüber, wozu er gewöhnlich lockt und singt; er hüpft, steigt und klettert vortrefflich, kann sich verkehrt an die Spitzen schwankender Zweige hängen, an senkrechten, dünnen Ruthen ungemein schnell auf und ab hüpfen und gibt in dem Allen den Meisen wenig nach. Sein Sitz auf Zweigen ist höchst verschieden, und nirgends hat er lange Ruhe, wenn er nicht beim Fressen ist. Auch auf der Erde hüpft er leicht und schnell, ob er dies gleich, so lang es gehen will, zu vermeiden sucht.“ Auf dem Boden haben wir an dem Ufer der Schwalm, wo viele Erlenbäume stehen, die Zeisige in grosser Anzahl von der Fluth angeschwemmten Erlensamen auflesen sehen. Die Gefährten auf den Bäumen lockten in krähenden Tönen unaufhörlich, und wenn wir der Gesellschaft nahe kamen, schwangen sich alle in leichtem Fluge auf und wogten weit hinaus, um nach einiger Zeit wieder an die Stelle der beliebten Nahrung zurückzukehren. Ausser Baumsämereien liebt der Zeisig junge Knospen und Blättchen, aber er füttert auch Weibchen und Junge mit Kerbthieren, und da dies letztere ohne Zugabe von pflanzlichen Stoffen geschieht, und namentlich glatte Baumräupchen und Blattläuse emsig aufgesucht werden; so wird dadurch der Vogel etwas nützlich. Das äusserlich aus dürren Reisern,

Baumflechten, Baummoos, Wollstoffen und inwendig mit Federn, feinen Würzelchen, Pflanzenwolle, Grasblättchen und sonstigen mehr zufällig aufgefundenen weichen Stoffen ausgekleidete Nest steht weit vom Stamme der Tanne oder Fichte am Ende des Zweigs in mässiger Höhe. Die meist blauweissen oder grünblauen Eier sind bepunktet, gefleckt und geadert. Auch von den Zeisigen brütet nur das Weibchen, und dieses ist auch der alleinige Nestbereiter.

Die Sippe der Sperlinge. Passeres.

Diese Freunde der menschlichen Wohnungen sind wahre Weltbürger geworden. Sie sind überall dem Menschen in seinen Ansiedelungen gefolgt, und von ihm sind sie über Meere verpflanzt worden. Sie bekunden sich unstreitig als sehr charakteristische Vögel in Lebensweise und Gestalt. Diese letztere ist derb vom dicken Kolbenschnabel bis zu den kurzen, kräftigen Füssen. Hierzu passen die kurzen Flügel. Der Schwanz ist nicht gegabelt. Die Färbung ist ziemlich eintönig, die vorherrschende das Grau und Braun. Schwerfällig sind die Bewegungen beim Hüpfen, weniger beim Flug, welcher zwar nicht gerade gewandt, aber doch unter Umständen schnell zu nennen ist. Wir haben uns im Herbste zuweilen über die Sicherheit sich verfolgender Haussperlinge erstaunt, wenn sie stundenlang durch die Zweige der Bäume eilten und dann und wann ermüdet mit geöffnetem Schnabel sich auf Augenblicke niedersetzten. Sie sind sehr gesellige Vögel, die sich im Sommer schon zusammenschaaren mit den Jungen und den Nachbarn. Man kann sie Allesfresser nennen. Den Jungen bringen sie viele Kerbthiere in's Nest. Den Obstbaumzüchtern werden dadurch im Vorsommer gute Dienste geleistet. Später aber bringen sie nur Schaden durch ihre Räubereien an den Früchten mannigfaltiger Art. Namentlich schädigen sie in grossen Schaaren die Getreidefelder. Ihre Nester stehen in Mauer- und Baumhöhlen oder sonstigen Schlupfwinkeln, theilweise auch frei auf Bäumen.

Der Haussperling oder Spatz. Passer domesticus.

Die Länge beträgt 16 cm. Nur das Männchen wollen wir näher beschreiben, da das Weibchen gar einförmig gefärbt und im Ganzen grau zu nennen ist. Der Kopf des alten Männchens ist an den Seiten kastanienbraun, auf dem Scheidel blaugrau, die Wangen sind weiss. Über den rostbraunen Mantel ziehen schwarze Längsstreifen. Das Flügelband ist entweder weiss oder rostgelb. Der Unterkörper ist hellgrau bis zur schwarzen Kehle. Die Grösse des Vogels kommt derjenigen des Edelfinkenmännchens ungefähr gleich. Wir versuchen es, in Folgendem eine treffende Charakteristik von ihm zu geben.

Wir denken uns einen sonnigen Frühlingstag. Die Vögel fliegen emsig umher und feiern durch Gesang die himmlische Jahreszeit. Nur unser

Sperling sitzt still am Rande des Lochs in der Lehmwand des Hauses oder in der Mauerspalte und stösst nur von Zeit zu Zeit sein eintöniges „Zwilch“ aus. „Zwilch!“ ruft dieser Schelm und lenkt dabei unsere Aufmerksamkeit auf sein dem schmutziggrauen Zwilchkleide ähnliches Gefieder, das im allgemeinen zu seiner Seele passt. Säuberlich gehalten, ist ja Zwilch ein leichter, bequemer Stoff, der unsere wackeren Turner gar artig kleidet. Aber dieser Leichtfertige hält sein Kleid nicht rein, und wenn er es wäscht, so sucht er dazu häufig eine schmutzige Pfütze aus und wälzt sich noch obendrein im Staube des Wegs. Eben kommt ein Nachbar Seinesgleichen ihm nahe, sofort fährt er unfriedlich auf ihn los und jagt ihn unter boshaftem Gezänke weg. Seine Ruhe will er haben. Streift eine Schwalbe im Fluge dicht an ihm her, so beisst er in die Luft und schimpft, bei aufgerichteten Kopffedern sich schüttelnd, hinter ihm drein mit herrischem „Rrr“. Siehe, da gerathen unten auf der Strasse zwei Hähne hart an einander. Prasselnd prallt Brust an Brust, Flügel an Flügel, und eine Feder fliegt zur Seite. Eilig lässt sich der lauernde Sperling nieder und trägt im Triumphe die Feder seinem Neste zu. Der feige, aber schlaue Politiker! er hat sein Vergnügen daran, wenn Andere sich herumbalgen und zerfetzen, und sieht dabei zu, als ob er dächte: „Ja, ich bin klug und weise, denn ich mische mich nicht in Euere Händel, nehme aber, was ich bekommen kann.“ Und in der That, er nimmt auch zu seinem Neste, was er bekommen kann, Stoffe ohne Auswahl, die er in buntem Durcheinander in einer Höhlung oder in einem Winkelchen unserer Wohnungen zusammengeschichtet, ohne allen Kunstsinn, leichtfertig, lüderlich, so dass Strohhalmen von Meterlänge seine Familienwohnung oft verrathen. Aber seine Vielseitigkeit lässt ihn bei der Wahl des Nistortes in manchen Gegenden mit dem edlen Geschlecht der Finken rivalisiren, neben deren Kunstbauten natürlich sein Massenbau auf dem Apfel- oder Birnbaum sich ausnimmt, wie die alte Bauernscheune neben dem Hause des feinen Salonherrn. Nicht selten tritt er sogar als Concurrent unserer Spechte auf, indem er in die Lehmwand des Hauses tiefgehende Höhlungen zimmert, um sich Nist- und Schlafstätten zu bereiten. So überraschte einen von uns eines Morgens der Kopf eines Sperlingsmännchens in seinem Schlafzimmer, nachdem es von aussen bis zur Tapete zimmernd vorgedrungen war, und diese mit einem Schnabelhiebe ebenfalls durchbrochen hatte. Neugierig sah sich der kecke Gast um und wollte, durch das Aufspringen des Stubenbewohners erschreckt, den Kopf zurückziehen, allein die Federn am Hals wurden in der engen Tapetenspalte zur wulstigen Krause vorgedrängt, so dass der Rückzug nur mühsam geschehen konnte und endlich unter Geschrei des Geängsteten mit dem Stuartkragen noch in dem Augenblicke gelang, wo die Hand ihn greifen wollte.

Zuweilen ist es dem Sperling zu mühsam, ein eignes Nest zu bauen, und darum wartet er, bis eine Schwalbe mit dem ihrigen beinahe fertig ge-

worden ist. Hartnäckig ergreift er Besitz und trägt nur noch einige Federn zum Auspolstern hinein. Lauernd verbirgt er sich im Neste und lässt die ihre Wohnung liebende Schwalbe erst zu sich einschlüpfen; dann aber packt er sie und lässt sie eine Weile am Rande des Nestes zappeln, ehe er loslässt. Er ist uns dabei immer vorgekommen, wie ein habgieriger Wucherer, der das Bäuerlein nach und nach aus seinem Besitzthum vertreibt und sich selbst dann als Herr des Hauses breit macht. Jeder Versuch des Verdrängten, wieder in die alten Rechte eingesetzt zu werden, scheitert an der Unbarmherzigkeit und Gewissenlosigkeit des neuen Inhabers.

Die jungen Sperlinge im Neste sind flügge geworden. Die Eltern wollen, dass sie ausfliegen, weil es ihnen zu beschwerlich wird, jedes einzelne ihrer Kinder in der engen Höhle ferner zu versorgen. Wie schlau fangen sie es an, ihren Willen durchzusetzen! Sie lassen die Kleinen eine Zeit lang hungern. Die grösseren derselben sehen hervor und zirpen nach Futter. Die Alten fliegen in die Nähe, und während die Jungen gierig sperren, flattern jene langsam wieder weg mit langgezogenem Lockton. Dies wiederholen sie so lange, bis sie die Brut nach und nach zum Ausfliegen gebracht haben. Kein Wunder, dass die Kleinen grosse Spitzbuben werden, wenn die Eltern selbst sie so frühe betrügen. Aber auch zur Gewalt schreiten die alten Spatzen bei solcher Gelegenheit. Sie packen ohne Weiteres die Nesthocker und zerren sie heraus. Und siehe! die Alten haben recht geurtheilt, die Jngen können schon von Dach zu Dach, von Baum zu Baum fliegen. Mit jedem Tage ihres Wachsthums und ihrer zunehmenden Fertigkeit im Fliegen sehen sie neue Frevelthaten ihrer Anführer. Sie werden mit den Spalten vertraut gemacht, die auf die Fruchtböden führen, mit den Bäumen, welche die süssesten Kirschen tragen, mit den Käsekörben, die ohne Drahtgitter oder lückig sind, mit den Höfen, wo junges Federvieh gemästet wird. Aber sie werden auch schon frühzeitig gewarnt, wenn ihnen Gefahr droht, und es wird ihnen gelehrt, von ihren Diebereien mit heiler Haut zurückzukehren. Sind die Felder leer, die Früchte ausgedroschen, und tritt der Winter vor die Thüre, dann ziehen sich die Sperlinge in die Höfe zurück. Ihr Element ist dann die Miststätte. Noth lehrt sie sorgen und arbeiten. Das ist ein Suchen und ein Umwenden der leergedroschenen Waizenähren, ein Auseinanderpicken des Kehrichts, ein Vorliebnehmen mit der magersten Kost, dass die weichherzige Hausfrau die ihr zur Sommerzeit gestohlenen Erbsen vergisst, der Vater an die Raupen denkt, die sie im Frühling vertilgt haben, und der wilde Knabe schon in seiner Phantasie die Nester zählt, aus denen er ihre Jungen dereinst nehmen kann. Und wirklich, man füttert auch noch die Diebe, man gewöhnt sie auf die Fenstergesimse, wo sie, andere Vögel verdrängend, unverschämt mit den Schnäbeln an die Fenster pochen, bis ihnen ihr vermeintliches Recht, ihr standesgemässes Futter zu Theil wird. Wie leutselig macht die Noth, wie brüderlich gesinnt, wie herablassend!

Der hungernde Sperling, der noch vor Kurzem alle Vorüberziehenden ausschalt, sucht sich nun mit dem Gesinde gut zu stellen. Er folgt ihm auf Weg und Steg, weil er weiss, dass für ihn da und dort etwas von dem abfällt, was dem Vieh gebracht wird. Wie sehr gleicht er hierin gewissen Menschen, die in ruhigen, harmlosen Zeiten ein stolzes, prahlerisches Wort führen, aber in schlimmen Zeiten sich retten lassen von denen, die sie verachteten. Das sind traurige Prüfungstage für unseren Sperling, der wahrlich kein Kostverächter ist, Tage der Demuth, der tiefen Erniedrigung und schweren Selbstverleugnung. Da lernt er die Stunden zählen und sich die Minuten merken, wo es etwas zu reissen und zu beissen gibt. Er weiss genau, wann das Tischtuch am geöffneten Fenster ausgeschüttelt, oder der Kehricht auf die Miststätte getragen, oder das Federvieh gefüttert wird, oder auch wann der Hund mit einem Knochen aus der Küche kommt. Sobald der Knochen einen Augenblick von dem Hunde verlassen wird, fallen vier bis fünf Sperlinge gierig darüber her, und nun geht das Zerren und das Durchsuchen der Knochenhöhle vor sich, dass man meint, man habe „Schlachthyänen" vor Augen, die einem gefallenen Officier die Taschen durchsuchen. So muss sich der Schwergeprüfte bei Schnee und Kälte kümmerlich ernähren, und in den langen Nächten ist ihm obendrein noch zu viel Zeit gegeben, das Wenige zu verdauen und vielleicht von Träumen gequält zu werden, die seine unbussfertige Seele in reiche Fruchtfelder und Obstgärten versetzen.

In unserem Urtheil über seine Thaten wollen wir streng sachlich verfahren und die Summen auf Seiten der Nützlichkeit mit denen der Schädlichkeit als kaltblütige Rechner vergleichen, wie wir es in unserem Buch von den nützlichen und schädlichen Thieren gethan haben.

Wenn die Gärten und Fluren sich mit frischem Grün geschmückt haben, mit dem Grün aber auch die Kerbthierwelt in tausendfacher Gestalt zu bewegtem Leben erwacht ist; wenn, in Gespinnstklümpchen zunächst vereinigt, ganze Massen von Anfangs winzigen, aber in kurzer Zeit zu beträchtlicher Grösse heranwachsenden und über grosse Baumflächen sich ausdehnenden Räupchen ihr Verheerungswerk beginnen; wenn jene mannigfaltigen schädlichen Larven der Spanner, Eulen und Falter aus den Eiern gekrochen sind und ihre geheime vernichtende Thätigkeit beginnen: dann entwickelt auch unser Sperling seine allerheilsamste Thätigkeit und wetteifert zuweilen fast mit den eigentlichen Insektenfressern im Durchsuchen der Bäume von den untersten Zweigen bis in die Kronen hinauf. Und aus den Gärten begibt sich der Raupen- und Käfervertilger auch mitunter hinaus in das Feld, wo er in Wiesen und Saatfeldern sich in unzweideutiger Weise als Freund des Landmanns im Vertilgen von Kerbthieren erweist. Dem Heere der Mai- und Junikäfer gegenüber ist er freilich, wie überhaupt die denselben nachstellenden Vögel, nur in sehr beschränktem Masse ein beeinträchtigender Feind.

Während das Weibchen brütet, tritt vorzüglich das Männchen als Vertilger der Zerstörer von Blättern und Blüthen unserer Obstbäume oder auch hin und wieder als Feind der Fruchtknospennager auf. Eben (in den ersten Tagen des Mai 1880) gewahren wir wieder, wie in vielen früheren Fällen, den Haussperling emsig die Zwetschenbäume unseres Hausgartens durchsuchen, um die Räupchen des Frostspanners an und in den zusammengerollten Blättern zeitweise abzulesen. Manchmal sahen wir den Sperling auch Regenwürmer, blossgelegte Engerlinge und sonstige Käferlarven verzehren. Hier und da wird auch ein Schmetterling, eine Mücke, eine Biene beim Vorbeifliegen erhascht. Wir haben Magen von vielen Dutzenden im April und Mai gefangener oder geschossener Sperlinge untersucht und bei der Mehrzahl nur Käferreste von verschiedener Art und Grösse und andere Insekten und deren Larven gefunden. Durchaus bestimmend wirkt stets auf die Ernährungsweise der Sperlinge in den genannten Monaten die Gelegenheit ein, sich auf bequeme Weise Körnerfrüchte anzueignen. Hühnerhöfe, Fruchtböden, Malzbereitungsstätten, welche ihnen zugänglich sind, lenken sie vielfach von der Kerbthierjagd ab. Indessen führt sie doch immer wieder der Umstand in die Gärten, dass die unbefiederten Nestlinge der weicheren Kerbthiernahrung zu ihrem Gedeihen bedürfen. Ist aber die Fortpflanzungsperiode vorüber, so tritt die bis daher gerühmte Eigenschaft des Sperlings wesentlich in den Hintergrund. Schon die zweite Brut wird nicht mehr ausschliesslich mit Kerbthieren ernährt, weil es da in den Gärten mancherlei vegetabilische Nahrung, insbesondere junge Erbsen gibt, welche wir — wohl zu merken! — bei den secirten Jungen in Menge fanden. Noch weit weniger Insektennahrung erhalten die späteren Jungen der Brutperiode, welche bis zum September sich ausdehnt. Lediglich auf den Sommer, wir möchten sagen auf den Vorsommer, beschränkt sich also der Nutzen dieses Vogels, und wollen wir gerecht sein, so gestehen wir das Gewicht dieser Thatsache ein, wenn dasselbe auch immerhin dadurch herabgedrückt werden mag, dass im Sperlingsmagen auch unschädliche und sogar nützliche Kerbthiere gefunden werden, und nicht jedes Insekt Ungeziefer ist.

Nun müssen wir ebenso unparteiisch wie von seinem Nutzen auch von dem mannigfachen Schaden reden, den der Sperling stiftet. Vor Allem, um wieder mit dem Frühjahre zu beginnen, machen wir darauf aufmerksam, dass er zur Stunde, wo er sich als Beschützer der Obstbäume mit dem Gartenbesitzer befreundet, diesen durch freventliches Zerbeissen der Blüthen- und Blattknospen empört. Uns scheint diese Unart hauptsächlich eine muthwillige Spielerei zu sein, denn der Vogel lässt zuweilen die zerbissenen Knospen im Schnabel herüber und hinüber gehen und alsdann fallen. Dass freilich auch in manchen Fällen die Entdeckung eines Wurms in einer Knospe, z. B. des Apfelblüthenbohrers Larve, den Sperling zu weiteren und öfteren Untersuchungen auch der gesündesten Blüthen und Knospen veran-

lasse, möchten wir für wahrscheinlich halten. Jede Hausfrau, die einen Garten besitzt, kennt die Ärgerniss erregenden Thaten des Sperlings an den ausgestreuten Sämereien, wogegen Scheuchen und Klappern nur wenig vermögen. Die pfiffigen Vögel benutzen die Frühstunden, wo es noch still im Haus und Garten ist, und warten den Tag über die günstige Gelegenheit ab, welche von einzelnen dem ganzen nachbarlichen Contingent durch Locktöne gleichsam telegraphisch verkündet wird. Die jungen Erbsenpflänzchen werden mit dem derben Schnabel ausgehoben, wenn ihre Spitzen aus der Erde lugen, und mit der gekeimten Frucht fortgetragen. Die Diebereien werden fortgesetzt, so lange es noch Schoten gibt. Die ausgeflogenen Jungen folgen den Eltern dahin und finden die beste Unterweisung, an die Frucht zu gelangen und die süsseste auszusuchen. Im Nachsommer begeben sich die vereinigten Bruten einer Stadt, eines Dorfs oder auch mehrere derselben in die reifenden Getreidefelder und plündern gemeinschaftlich die Ähren, vorzüglich in der Nähe der Gärten und Baumpflanzungen. Von ihrem Gewichte beugen sich die Halmen, werden theilweise geknickt und zu Boden gedrückt, wo die Körner um so leichter herausgepickt werden können. Wer jemals solche plündernde Schaaren in den Getreidefeldern hat hausen gesehen, der muss den erheblichen Schaden anzuschlagen wissen, den sie dem Landmanne zufügen. Auch die Hanf- und Hirseäcker werden von den Sperlingen heimgesucht und reichlich gezehntet.

Lange vorher, ehe das Getreide, namentlich der Weizen, zur Reife gediehen ist, fallen sie in den Äckern ein und verzehren die milchigen Früchte. In vielen dergleichen Fällen ist erwiesenermassen ein Viertel und mehr des Körnerergebnisses der geplünderten Grundstücke allein von den Sperlingen verzehrt worden. Selbst den auströpfelnden Saft der Kirschen, Pflaumen, Aprikosen und Zwetschen weiss sich der Sperling anzueignen. Und die Trauben? Wer vermag sie vor dem Sperlinge völlig zu schützen, der heimlich hinter dem Laubschirme Mahlzeit hält und so gerne auf den Spalieren an Mauerwänden und Häusern schläft? Während er hier einzeln oder nur in kleineren Gesellschaften durch täglich öfters wiederholten Besuch Ärgerniss erregt, überzieht er in Massen die Weinberge. Aber auch in den Gehöften plündert dieser listige Vogel das Getreide auf Fruchtböden und die Sämereien, zu denen er Zugang findet; in Vorrathskammern dringt er ein und nimmt, was er haben kann, da er ja Alles frisst, und wer vermag ihm auf allen seinen Diebeswegen nachzufolgen, die er schlau und vorsichtig wandelt?

Vergleichen wir nun Nutzen und Schaden mit einander, so liegt das entschiedene Übergewicht in der Wagschale des letzteren. Hervorzuheben ist indessen, dass das Urtheil je nach den Gegenden, wo mehr oder weniger Feldwirthschaft, Obstzucht und Weinbau betrieben wird, sich wandelt und die Wage wohl etwas schwankt, stets aber zu Ungunsten spricht.

Die Uberhandnahme der Sperlinge können wir aus den angeführten Gründen also nicht gutheissen, sondern vielmehr nur eine Niederhaltung des Vermehrungsstandes empfehlen. Der Landmann und Weinbauer muss unbedingt das Recht haben, Vertilgungsmittel gegen die Übermacht der Sperlinge anzuwenden; ebenso ist es den Gartenbesitzern zu gestatten, den mit Fleiss und Sorgfalt gezogenen Weinwuchs und seine Obsternte, sowie die sonstige Gartencrescenz gegen ihre Eingriffe zu schützen. Wir empfehlen zu diesem Zweck mit Dunst (dünne Schrote) geladene Flinten. Wenn die Sperlinge mehrere Kameraden stürzen sehen, so meiden sie sehr bald den Ort, wo ihnen der Schrecken eingejagt wurde.

Es handelt sich also darum, dass die Regierung nicht Vertilgungsbefehle gibt, die zu allerlei Grausamkeiten führen, sondern ausser der Brutzeit den Fluren-, Garten-, Weinberg- und Obstpflanzungenbesitzern Freiheit der Nothwehr gestattet. Die Tödtung selbst einer grossen Menge von Sperlingen wird, wenn auch immerhin bemerkbar, doch keinen bedenklichen Verminderungsstand für das darauffolgende Frühjahr zur Folge haben, denn die Klugheit, mit welcher der Sperling die Gefahr flieht, sichert immer ein hinlängliches stehendes Heer.

In wie weit der Sperling zeitweise vertilgt werden muss, darüber entscheiden so mancherlei Umstände und Verhältnisse, dass wir nach den bereits gemachten Angaben die gesunde Vernunft und beobachtende und erwägende Überlegung der Verfolger selbst anrufen müssen.

Der Feldsperling. Passer montanus.

Etwas kleiner, als der Haussperling, unterscheidet er sich von diesem auch durch die Färbung seines Gefieders. Die Oberseite ist von der Schnabelwurzel bis zum Rücken rothbraun, über den ganzen Mantel hin rostfarben, die weissen Kopfseiten sind von einem schwarzen Flecken unterbrochen; auch Kehle, Zügel und die Querbinden der Flügel sind weiss. Die Unterseite trägt die graue Farbe. Er bewohnt den Osten der alten Welt. Wohl findet man ihn auch mitten in den Städten und Dörfern an alten Mauern, Thürmen und Schlossruinen, da er ausser in hohlen Bäumen sehr gerne auch in Mauerlöchern brütet, vorzugsweise aber lebt er im Felde auf Baumpflanzungen, in Feldgehölzen und in Laubholzhochwäldern an den Rändern, stets unweit des Feldes. Im Winter schaaren sich Viele zusammen und wandern mit Finken, Ammern und Hänflingen umher. Zu dieser Zeit kommen viele Feldsperlinge in unsere Höfe unter die Haussperlinge. Der Schaden, den sie auf Getreide- und Samenäckern anrichten, ist unbedeutend, grösser der Nutzen, denn sie fressen viele glatte Raupen, Käferchen und Blattläuse. Mit solchen füttern sie die Brut, theilweise auch mit unreifen Getreidekörnern. Das Nest ist kunstlos in Höhlungen angebracht.

Eine eingehendere Beschreibung halten wir nach der vorhergehenden Abhandlung nicht für nothwendig.

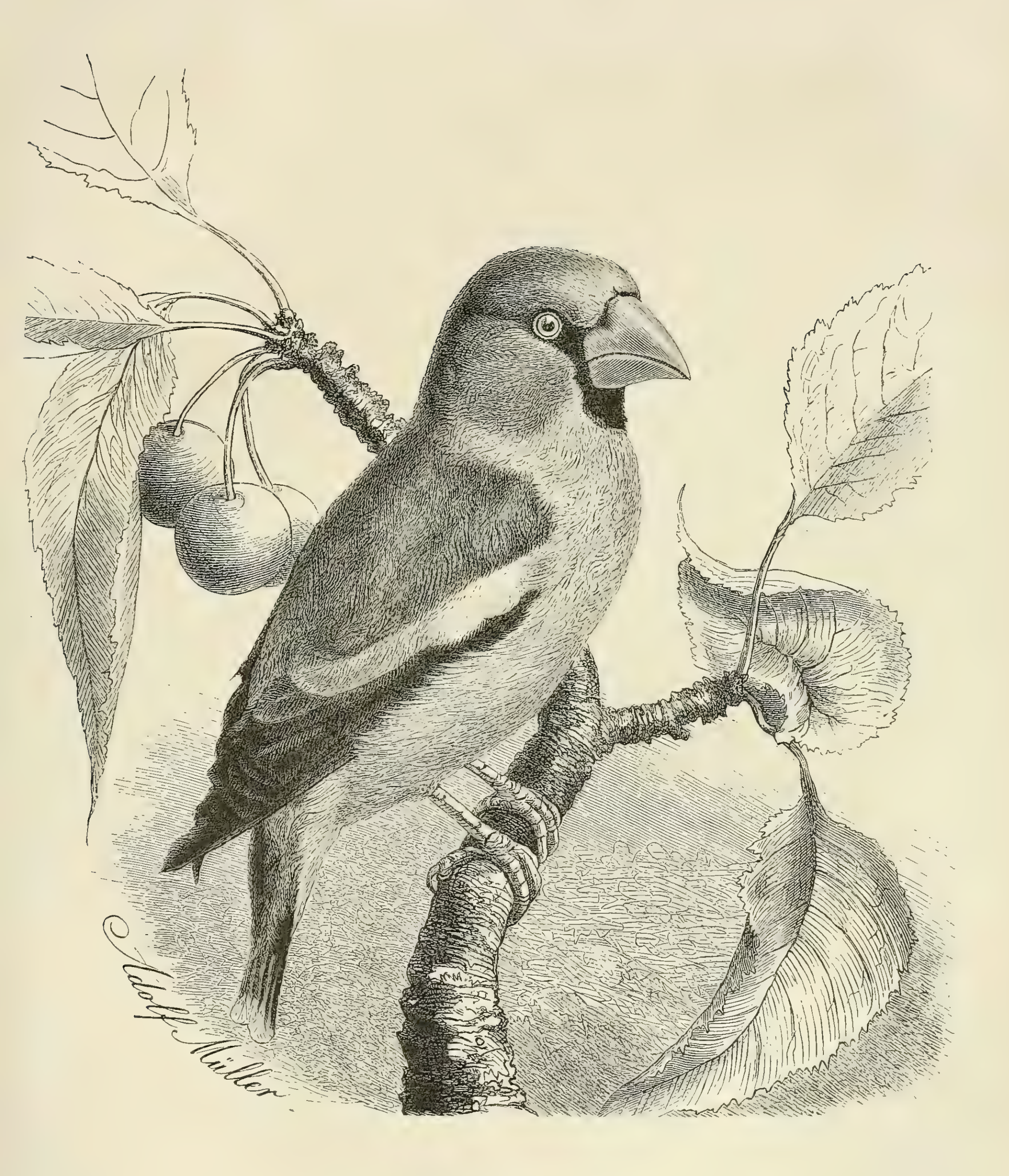
Die Sippe der Grünlinge, Chloris, bildet den Übergang von den Edelfinken zu den Kernbeissern.

Vor Allem ist der Schnabel ausgezeichnet durch seine kräftige, kegelförmige Gestaltung, die scharfen Schneiden und den im Unterkiefer befindlichen Ballen.

Der Grünling. Chloris hortensis.

Das alte Männchen ist auf der Oberseite olivengrün, mit Ausnahme der gelben Flecken auf den Flügeln aschgrau, auf dem Schwanz schwarz, auf dem Unterkörper grüngelb. Die Grösse kommt der des Haussperlingsmännchens gleich. Europa und ein grosser Theil Asiens sind seine Heimath. Wiesen- und auenreiche Gegenden, wo Pappeln, Ulmen, Platanen und Ahorn wachsen, liebt er sehr, ebenso Parkanlagen mit solchen Bäumen. Die Waldungen aber meidet er.

Wenn sich die Grünlinge mit dem kommenden Frühling aus den Schaaren der umherstreichenden Vögel paarweise abgesondert haben, so entsteht eine sehr erregte Werbung seitens des Männchens um das Weibchen, eine grosse Unruhe bemächtigt sich des Paares, und es vergehen viele Tage, bis das Weibchen sich für eine Niststelle auf den durchwanderten Bäumen und Büschen entschieden hat. Das Männchen stimmt seinen einförmigen Leiergesang an, der sich wie „Riiiiii-woid woid woid-zschrihä“ anhört, während ihm das Weibchen mit einem dem Lockton des Kanarienvogels ähnlichen Rufe „Wähid“ oder „Wohid“ antwortet. So geht es Stunden lang fort. Merkwürdiger Weise lässt sich zur Zeit der Paarung das Weibchen ganz in derselben Weise, wie wir dies bei den Bluthänflingen und bei den Blaumeisen vielmal gesehen haben, unter Gedrill, wie es die Jungen hören lassen, von dem Männchen füttern. Auch schlägt dabei das Weibchen gerade so eifrig mit den Flügeln, wie die futtergierigen Jungen. Das Paar fliegt in die Büsche und an die Stämme und hüpft behende auf dem Boden umher, wenn das Weibchen Baustoff sucht; eine beliebte, ergiebige Stelle wird oft Stunden lang mit thätigem Eifer ausgenutzt. Abgesehen von den nicht seltnen Fällen, wo der Grünling in das Gebüsch baut, wo er gar mannigfaltige Strauch- und Buscharten zur Anlage seines Nestes auswählt, findet man doch seine Wohnung mit vorzugsweiser Vorliebe auf Pappel-, Ulmen-, Platanen- und Ahornbäumen, namentlich gerne auch auf gestutzten Alleebäumen und auf Kopfholz angebracht. Die Benutzung einer derben Zweiggabel oder eines vorstehenden, mit Schösslingen bedeckten Knorren am Baumstamm tritt im Allgemeinen als hervorragende Eigenthümlichkeit auf. Die äussere Nestbereitung bilden Stoffe von einem gewissen Allerlei,



Kernbeisser.

vorzüglich aber werden Wurzelfasern, dürre Reiserchen, ausgezogene Grasstöckchen und derbere Halmen dazu verwendet. Später mischt der Grünling denselben Stoffen feinerer Auswahl noch Flechten, Moos und Wolle bei. Die Auskleidung der Mulde besteht immer aus ausgewählten feineren Wurzelfäserchen und Hälmchen, sowie aus Pferde-, Rinder- oder Wildhaaren und sonstigen etwa zufällig entdeckten zarteren Stoffen. Es lässt sich hierüber wie bei der Bereitung vieler anderer Nester nur eine Regel der gewöhnlichsten Fälle aufstellen. Das Grünlingsweibchen legt bei der ersten Brut, zu Ende des April, vier bis sechs, bei der zweiten und dritten oft nur drei bis vier Eier, welche silber- oder bläulichweiss und mit mehr oder weniger markirten oder verwischten hellrothen Flecken und Punkten bedeckt sind, welche letztere am stumpfen Ende reichlicher stehen und da kranzartig das Ei umgeben. Das Männchen füttert das allein brütende Weibchen aus dem Kropfe; beide Eltern versorgen mit grosser Hingebung die Jungen und rufen häufig ängstlich besorgt „Woid“ und „Wähid“. Die Nahrung besteht in öligen und sonstigen Sämereien. Hanf, Hirse, Rübsen, Hederich und andere Unkrautsamen eignen sie sich, wo ihnen die Gelegenheit geboten ist, mit jederzeit bereiter Futtergier an.

Die Sippe der Kernbeisser, Coccotraustes, weist folgende Merkmale auf: gedrungenen, starken Körperbau, grossen, dicken Kegelschnabel, der an den etwas gebogenen, scharfen Schneiden ein wenig eingezogen und vor der Spitze des Oberschnabels undeutlich ausgeschnitten ist, kleine, rundliche, mit Federchen, Härchen und Borsten besetzte Nasenlöcher, sehr stämmige und dementsprechend kurze Füsse mit scharfen Krallen, breiten Flügeln, sehr kurzen, ausgeschnittenen Schwanz und dichtes, weiches Gefieder.

Der Kirschkernbeisser. Coccotraustes vulgaris.

Ein zwar derb und gedrungen, aber charakteristisch gestalteter Vogel von über 17 cm Länge mit kurzem Schwanz ohne Ausschnitt. Die Färbung der beiden Geschlechter ist nicht sehr verschieden. Das etwas grössere Männchen hat braungelben Hinterkopf und gleichfarbige Backen, graugelben Vorderkopf, aschgrauen Nacken, hellbraunen Rücken, einen schwarzen Punkt unter dem Unterschnabel bis zur Oberkehle und kastanienbräunlichen Unterkörper. Auf der Mitte der schwarzen Schwingen, von denen die des Oberarms an den Spitzen ausgeschweift sind, steht eine Reihe unreinweisser Federn, welche die untere Reihe der Armdeckfedern bilden. Das Auffallendste ist sein dicker weisslich fleischfarbener Schnabel, dessen derbe Kinnladen mit ungemein starken Beissmuskeln in Verbindung stehen.

Der Verbreitungskreis umfasst die gemässigten Länder Europas und Asiens. Bei uns in Deutschland brütet der Kernbeisser in den Laubwäldern der Gebirgsgegenden und des Hügellandes, aber wir haben ihn nicht selten

auch brütend in Parkanlagen und sogar in Obstbaumgärten wahrgenommen. Wenn die Kernbeisser im Frühling von ihrer Wanderung zurückgekehrt sind, so scheiden sich sofort die Gepaarten von Ihresgleichen ab, wählen einen festen Standort, sobald nur die Witterung ihre günstige Miene beibehhält, und bewachen eifersüchtig ihr Gebiet gegen fremde Eindringlinge. Sie machen sich bemerkbar durch ihr scharfausgestossenes „Zit“, und wenn das Weibchen im Mai über den Eiern sitzt, singt das Männchen auf hoher Baumkrone mit einem ausserordentlichen Fleiss und unter Begleitung unruhiger Wendungen zur Rechten und zur Linken sein unbedeutendes, kaum nennenswerthes Liedchen. Dann rauscht der wachehaltende Gatte in zwar schwerfälligem, aber doch förderndem Flug hinüber nach einem andern Baum oder in die Ferne hinaus, kehrt aber alsbald gewöhnlich wieder auf das Lieblings- und Gewohnheitsplätzchen zurück. Auf jedem besuchten Baume der Nähe wählt sich das Männchen bestimmte Zweige, auf denen es vorzugsweise gerne sitzt. Das Nest ist bald höher, bald niedriger auf derberen und dünneren Zweigen im Laubschutz angebracht. Derberen dürren Reisern, Grashalmen und Wurzelfasern sind in zweiter Lage Baumflechten und Baummoos beigegeben, den Schluss bilden feinere Würzelchen, Thierhaare und Wolle. Das Gelege besteht aus drei bis fünf Eiern von unbestimmtem grünlich- oder gelblichgrauem Grundfarbenton, über welchen mannigfach gefärbte Striche, Adern und Flecken verbreitet sind, welche am stumpfen Ende kranzartig werden. Diese Zeichnungen sind theilweise bestimmter, theilweise undeutlich hervortretend in dunkel- und hellbraunen, schwärzlichen und dunkelgrauen Farben. Nur in den Mittagsstunden löst das Männchen sein Weibchen im Brüten ab. Die Jungen werden noch lange nach ihrem Ausflug aus dem Neste geführt.

Hinsichtlich seiner Schädlichkeit sprechen wir uns über den Kernbeisser in unserem Buch der nützlichen und schädlichen Säugethiere und Vögel folgendermassen aus: „Dieser scheue, vorsichtige, listige Vogel ist schon vermöge seiner Körpergrösse zur Aufnahme beträchtlicher Nahrung berufen; es kommt dazu aber auch noch eine ungewöhnliche Gefrässigkeit. Den ganzen Tag ist er auf Ausbeute der entdeckten Nahrungsquellen bedacht Heimlich lauert er, bis die günstige Zeit gekommen, wo er Mahlzeit halten zu können glaubt. Sitzt er beim Schmaus, so fliegt er ungern auf und lässt die Vorüberwandelnden oft nahe bei sich hingehen, indem er regungslos sitzen bleibt und den Kern oder die Erbsenschote unveränderlich im Schnabel hält. Brehm (Vater) hat beobachtet, dass der Kirschkernbeisser die Kerne der verschiedenen Weiss- und Rothbuchen allen anderen vorziehe. Er beisst die Kirsche ab, befreit den Kern von dem Fleische, welches er wegwirft, knackt ihn auf, lässt die steinige Schale fallen und verschluckt den eigentlichen Kern. Das alles geschieht in einer halben, höchstens ganzen Minute und mit so grosser Gewalt, dass man das Aufknacken auf dreissig Schritte



Goldammer.

weit hören kann. Mit dem Samen der Weissbuche verfährt er auf ähnliche Weise. Die von der Schale entblössten Kerne gehen durch die Speiseröhre gleich in den Magen, und erst wenn dieser voll ist, wird der Kropf von ihnen angefüllt. In den Kirschbaumpflanzungen bringen die Kirschkernbeisser grossen Schaden, eben so in den Gemüsegärten an Sämereien und Erbsen. „Kornsämereien, Kohl- und Krautarten, Vogelbeeren, Baumknospen dienen dem Kernbeisser ebenfalls zur Nahrung. Im Sommer vertilgt er freilich auch Kerbthiere, insbesondere Käfer und deren Larven, womit er seine Jungen füttert. Aber diese immerhin beschränkten Nutzen bringende Thätigkeit verschwindet gegen sein schädliches Wirken, so dass wir seine Schonung nicht befürworten können.“

Die Familie der Ammern. Embericae.

Das Hauptmerkmal dieser den Übergang von den Finken zu den Lerchen bildenden Familie ist der merkwürdig gebildete Schnabel. Derselbe ist an der Wurzel dick, vorn jedoch bedeutend zusammengedrückt, kegelförmig gestaltet und mit scharfer Spitze versehen. Der Unterkiefer ist kleiner, als der Oberkiefer und passt wie der untere Theil einer Schachtel in den oberen, den Deckel. Die Ränder biegen sich in der Mitte nach innen, am Mundwinkel steil herab. Im Gaumen des Oberkiefers steht ein Höcker, welcher bei geschlossenem Schnabel von einer unten befindlichen Höhlung passend aufgenommen wird. Hervorzuheben sind ferner die langen Zehen an den kurzen Füssen, namentlich der oft zum Sporn sich gestaltende Nagel der hintersten Zehe.

Die Heimath der Ammern sind hauptsächlich nordische Gegenden. Zum Aufenthalt wählen sie sich theils Gebirgsgegenden, theils Ebenen. Im Walde sind sie wenig vertreten. Im Allgemeinen bevorzugen sie buschreiche Gegenden. Als Strich- und theilweise auch Wandervögel lieben sie das herbstliche und winterliche Zusammenschaaren unter sich und mit andern verwandten Vögeln, wo sie auf dem Boden von Sämereien sich nähren und auch unsere Höfe und Strassen zur Zeit der Noth in Menge besuchen. Im Sommer verzehren sie viele Kerbthiere. Bezüglich des Nestes wird der Boden, wenigstens die Nähe des Bodens zur Anlage gewält.

Der Goldammer. Emberica citrinella.

Dieser stark 16 cm lange Ammer ist der bei uns bekannteste und ein treuer Gast unserer Städte und Dörfer im Winter bei Schnee und Kälte. Das alte Männchen hat einen citrongelben, mit dunkleren Schaftstrichen versehenen Kopf, einen mit dem hinteren Theil des Körpers gleichgefärbten rostrothen und braun gefleckten Mantel, feurige rostrothe Flanken, citrongelbe Unterseite und auf Brust und Bauch röthlichbraune Strichel. Die

Halsseiten sind olivengrün und rostgelb überhaucht. Das Weibchen ist unscheinbar gefärbt und auf Kopf und Unterkörper dunkel gestreift. Helle Säume zeigen die Schwingen und Steuerfedern, je zwei hellgelbliche Binden stehen auf den Flügeln. Seine Verbreitung umfasst ausser Mitteleuropa einen grossen Theil Asiens.

In Feldhölzern, an Waldrändern, wo in der Nähe niederes Gebüsch oder auch nur Gestrüpp mit hohem Gras sich befindet, in Feldhecken, Gärten und Buschwäldchen findet man den Goldammer paarweise schon im März. Eifersüchtig gegen Nebenbuhler und hinsichtlich des Standortes auch gegen andere Vögel, lebt er vielfach in Zank und Streit, der sich oft in erhitztem Jagen und Verfolgen offenbart und von dem herausfordernden oder den Angriff ankündigenden Ton „Serit“ begleitet wird. Schon Ende März oder Anfangs April nistet das Paar. Wir haben das Nest meistens unweit des Bodens im Gestrüpp, aber auch unmittelbar auf dem Boden an gestrüppreichen Rainen im Gras, oft auch in einzeln stehenden Büschen in beinahe ganzer oder halber Manneshöhe gefunden. Halmen und Wurzeln bilden die Hauptstoffe, die innere Bekleidung ist von feinerem Material. Die Eier, vier bis fünf an der Zahl, sind roth- oder aschgrau in Grundfarbe, die mit braunen Flecken und Adern bedeckt ist.

Der Gesang des Männchens — „Zi zi zi zi zi zi zet“, wobei die letzte Sylbe in einer Terze herabfällt — ist in unserer Heimath von dem Volk also übersetzt worden: „Weisst nicht, wo mein Nestchen steht!“

Von besonders wohlthuendem Eindruck ist diese kurzstrophige einfache Weise des Goldammers am stillen Sommernachmittag gegen Abend im Ahrenfeld oder Riede wie auch in der romantischen unmittelbaren Umgebung von Schloss- und Burgruinen. In regelmässig eingehaltenen Minutenpausen kehrt dieselbe wieder, und oft antworten sich mehrere Männchen in wenig fernen Abständen von einander. Uns kommt zu solcher Zeit der Vogel vor wie ein stiller Einsiedler, der im idyllischen Gefühle der Selbstbeschauung und unberührt von dem sinnenzerstreuenden Getriebe der lauten Aussenwelt das Bild der Genügsamkeit und Zufriedenheit darstellt.

Der Gartenammer oder Ortolan. Emberica hortulana.

Er ist ein wenig kleiner, als der Goldammer. Das Männchen im Frühlingskleide ist auf dem Oberkörper schwarzbraun grundirt und mit rostfarbenen Federrändern versehen, der Unterkörper trägt die hellere Rostfarbe. Der Kopf, der Nacken und die Kropffläche sind olivengrünlich, ebenso ein Längenstrich beiderseits der gelben Kehle. Auf den Flügeln zeigen sich deutliche Binden. Auf der Innenfahne der äusseren Schwanzfedern steht ein weisser Fleck.

Die Verbreitung geht über einen grossen Theil Europa's und über das mittlere Asien, sowie in seltner Vertretung über Nordafrika. Vorzugsweise

häufig kommt er in Schweden und im Süden Norwegens vor. In Deutschland ist er in den Gegenden der Elbe in Preussen stark vertreten, sonst aber im Ganzen nicht häufig. Seinen Aufenthalt wählt er in baum- und buschreichen Gegenden, gern in der Nähe der Gewässer. Sein Nest steht im Gebüsch und enthält vier bis sechs rothgraue Eier, die braune Flecken und Adern haben. Die Nahrung stimmt wie das Betragen mit der vorhergehenden Art überein. Zu erwähnen ist noch, dass dieser Ammer ausserordentlich fett wird, wenn man ihn mästet, und dass er zur Befriedigung des lüsternen Gaumens der Römer schon in alter Zeit in Käfigen zur Tag- und Nachtzeit gemästet wurde und dadurch in der That zu einem berühmten Vogel geworden ist.

Nicht ganz vorübergehen wollen wir an dem Zipp- oder Rothammer, Emberica cia, weil er in der Rheingegend Brutvogel ist. Der Oberkörper ist röthlichbraun, auf dem Rücken mit dunkelbraunen Streifen, auf den Flügeln mit zwei Lichtbändern gezeichnet, Unterbrust und Bauch sind rostfarben, der Kopf, die Kehle und der obere Theil der Brust aschgrau. Um die Backen- und Ohrgegend zieht sich ein schwarzer, weissbegrenzter Ring. Sein im Gebüsch oder Getreide, nach verbürgten Beobachtungen auch in den Mauerlöchern der Weinberge angebrachtes Nest birgt vier bis fünf weissliche Eier, die mit schwärzlichen Adern gezeichnet sind.

Der Rohrammer. Emberica schoeniclus.

Hervortretend ist bei diesem um 1 cm dem Goldammer an Grösse nachstehenden Ammer in der Färbung das tiefe Schwarz, welches den Kopf und die Kehle einnimmt. Von den Mundwinkeln aus zieht sich ein weisser Streifen nach dem ebenfalls weissen Halsband. Das Obergefieder ist ähnlich demjenigen des Haussperlingsmännchens. Die weisse Unterseite geht an den Flanken in hellgrauen Grund über, der mit dunklen Strichen der Länge nach bedeckt ist. Europa ist sein Verbreitungskreis. Überall aber, wo er vorkommt, wählt er zu seinem Aufenthalte zur Brutzeit solche Gegenden, wo Riedgras, Rohr und Schilf an Flüssen, Teichen, Bächen oder Gräben wächst. Moräste und sumfige Wiesen sind ihm sehr willkommen. Hier nährt er sich von Wasserinsekten, während im Herbst und Winter beim Umherstreifen die Samen der Wasserpflanzen ihm zum Unterhalte dienen. Das Nest steht auf dem Boden zwischen dem Rohr oder Schilf oder auch unter Wurzeln und enthält vier bis fünf hell- oder dunkelgraue Eier mit braunen Stricheln und Flecken.

Die Familie der Meisen. Pari.

Die Merkmale dieser Familie sind: der harte, kurze, gerade, kegelförmige, seitlich mehr oder weniger zusammengedrückte, mit scharfer Schneide versehene Schnabel, dessen Nasenlöcher durch lockere Federn der Zügel

bedeckt sind, die kurzen, kräftigen Füsse, deren Zehen sehr gekrümmte, scharfe und spitze Nägel haben, die rundlich gestalteten Flügel von mittlerer Länge und das lockere, zerschlissene Gefieder.

Die Glieder der Familie sind sämmtlich klein, unruhiger Natur, zänkisch, jedoch unter sich gesellig lebend, durchgängig Baumvögel, welche sich stark vermehren und unberechenbaren Nutzen bringen. Die Nahrung besteht hauptsächlich in Kerbthieren und Sämereien, welche letztere im Winter angegangen werden. Die in Deutschland lebenden Arten sind meistens Stand- und Strichvögel.

Man unterscheidet vier Sippen, nämlich Rohrmeisen, Waldmeisen, Schwanzmeisen und Goldhähnchen. Nur die drei letzten Sippen kommen brütend in Deutschland vor.

Die Sippe der Waldmeisen. Parus.

Starker, kegelförmiger, seitlich etwas zusammengedrückter Schnabel ist als Merkmal zu betrachten, ebenso ihre Eigenschaft als Höhlenbrüter.

Die Kohlmeise, Parus major. Länge 14,4 cm. Oberseite olivengrünlich, Kopf, Hals, Kehle und ein breiter Streifen über die Mitte des Leibes bis zum After glänzend schwarz, übrige Unterseite schwefelgelb, Bürzel und obere Schwanz- und Flügeldecken blaugrau, untere weiss. Backen, Ohrgegend und ein Fleck im Nacken ebenfalls weiss. Schwingen- und Schwanzfedern schieferschwarz, aussen blaugrau, hintere Schwingen grünlich gerändert, weisse Querbinde. Iris braunschwarz, Schnabel hornschwarz, Füsse bleigrau. Verbreitung: ganz Europa, theilweise Afrika und Asien. Sowohl die Ebene als auch das Gebirge dienen der Kohl- oder Finkenmeise zum Aufenthalte. Sie scheint das Laubholz dem Nadelholz vorzuziehen. Der Wald, die Feldgehölze, die Baumgärten und sogar die Hausgärten werden während des Sommers von ihr bewohnt, wenn geeignete Nisthöhlen sich vorfinden. In Brutkästen richten sich die Paare nicht ungern ein, wenn die Schlupflöcher nicht zu weit gemacht werden.

Wenn der Frühling zeitig seine Vorboten durch Wärme und Sonnenschein sendet, so hört man in manchen Jahren schon gegen das Ende des Februar oder Anfangs März den Paarungsruf des Männchens von erhöhten Baumzweigen. Der Blick ist nach dem Himmel gerichtet, und in ziemlich regelmässigen Pausen erklingt das feine, scharfe „Ziziwü“ und „Bizü“, auch ebenso oft die Laute in einer abwechselnden Reihenfolge: „Disda, disda“ und „Dedis, Dedis“ oder „Zizi dede“, denen manchmal nach mehreren Wiederholungen am Schlusse ein „Dis“ oder „Zis“ angehängt wird. Das Weibchen hat sich, treu seiner Neigung vom vorigen Jahre, zu dem Gefährten geschlagen und hält sich in dessen Nähe, obgleich zwischen beiden kein engeres Band geknüpft zu sein scheint, denn das Weibchen geht seine eignen Wege und ist dem Aufsuchen von Kerbthiernahrung eifrig hinge-

geben. Aber mehr und mehr äussert sich auch bei ihm das Bestehen eines innigen Einverständnisses. Zwischen den benachbarten Männchen entsteht oft an besonders günstigen Frühlingstagen ein wahrer Wettstreit im Hinausrufen jener Frühlingsstrophen. Anfangs April sucht sich das Paar eine Niststätte aus. Die Vorliebe zur vorjährigen Höhle tritt unverkennbar hervor. Aber es passirt den treuen Höhlenbrütern nicht selten, dass das Ast- oder Stammloch vom vorigen Jahre zu enge geworden ist, weil die Rinde am Rande den Eingang zu sehr umwulstet hat. Da probiren denn die Vögelchen das Einschlüpfen, dringen mit dem Kopf ein und wollen den Rumpf auch hindurch zwängen, aber die Versuche scheitern. Nun wird mit den Schnäbeln gehämmert, die Erregung, ein offenbarer Zorn bemächtigt sich ihrer, was in dem Sträuben der Kopffedern sich kundgibt. Nicht selten erreichen sie durch Ausdauer ihren Zweck, im andern Falle müssen sie sich nach einer andern geeigneten Niststätte umsehen. Unruhig durchwandern sie die Bäume, Mauern, Elster- und Krähennester und untersuchen prüfend, streiten mit Spechtmeisen, Spechten, Sperlingen und Staaren und kommen endlich zum Ziel. Mag nun das Loch oder die Spalte hoch oder niedrig sein, diese Unterschiede fallen bei der Wahl wenig oder nicht in die Wagschale. Das Weibchen holt Moosbüschel, Halmen und Würzelchen herbei, wobei es die ergiebigen Stellen durch häufig wiederholten Besuch gründlich ausbeutet und beim Loslösen des Materials die Füsse dem Schnabel durch Festhalten zu Hülfe kommen lässt. Sobald die Grundlage zum Neste bereitet ist, begibt sich das allein bauende Weibchen auf Auskundschaftung von Kuh-, Pferde- oder Wildhaaren in weitere Entfernung vom Brutorte. Von Zweigen und Stämmen, an denen das Wild Haare gelassen hat, liest die scharfblickende, aufmerksame Meise die Haare ab, auf Wegen und Triften sammelt sie Schweinsborsten, an den Hecken und dem Gestrüpp Schafwolle, in die sich zuweilen die hülfeleistenden Füsse verwickeln, welche dann zerrend, beissend und reissend wieder durch den geschäftigen Schnabel befreit werden. Das Kohlmeisenmännchen begleitet auf den Hin- und Herflügen das Weibchen, ähnlich wie es Stieglitz und Hänfling thun, und wartet wachehaltend, bis das Weibchen aus der Höhle herauskommt, um von Neuem Material zu holen. Während des Wartens ruft das Männchen „bitis“ und „wisda“ oftmals hinter einander. Bei Störungen durch andere Vögel ruft es in tiefem Ton: „wäwäwäwä“ und lässt dann die bekannte Zankstrophe folgen. Unruhe, Munterkeit, Muth und Rauflust sind Grundzüge im Wesen und Charakter dieses Urbildes der Meisen. Naumann sagt: „Es ist etwas Seltenes, sie einmal einige Minuten lang still sitzen oder auch nur missgelaunt zu sehen. Immer frohen Muthes durchhüpft und beklettert sie die Zweige der Bäume, der Büsche, Hecken und Zäune ohne Unterlass, hängt sich bald hier, bald da an den Schaft eines Baumes oder wiegt sich in verkehrter Stellung an der dünnen Spitze eines schlanken

Zweiges, durchkriegt einen hohlen Stamm und schlüpft behende durch die Ritze und Löcher, alles mit den abwechselndsten Stellungen und Geberden, mit einer Lebhaftigkeit und Schnelle, die in's Possirliche übergeht. So sehr sie von einer aussergewöhnlichen Neugier beherrscht wird, so gern sie alles Auffallende, was ihr in den Weg kommt, von allen Seiten besieht, beschnüffelt und daran herumhämmert, so geht sie doch dabei nicht etwa sorglos zu Werke; sie zeigt vielmehr in allen ihren Handlungen einen hohen Grad von Klugheit. So weiss sie nicht nur dem, welcher ihr nachstellt, scheu auszuweichen, sondern auch den Ort, wo ihr einmal eine Unannehmlichkeit begegnete, klüglich zu meiden, obgleich sie sonst gar nicht scheu ist. Man sieht es ihr, so zu sagen, an den Augen an, dass sie ein verschlagener, muthwilliger Vogel ist: sie hat einen ungemein listigen Blick."

Nach vollendetem Bau sitzt das Männchen viel in der Nähe des Nistortes und ruft: „disdis pinkpinkpink" neben dem „Bitis". Mit rastloser Bemühung trägt es dem brütenden Weibchen glatte Raupen zu, entfernt aber den Koth desselben nicht, wie dies bei den Jungen seitens der Eltern geschieht. Wenn das Weibchen einen Ausflug zur Ausspannung oder zum Zweck des Trinkens wie der Aneignung einer oder der andern Kerbthierlarve unternimmt, so schlüpft auf wenige Augenblicke das Männchen in die Höhle, von einer Betheiligung am Brutgeschäft kann aber nicht entfernt die Rede sein. Das Gelege besteht aus sieben bis dreizehn weissen, rostgefleckten oder bepunkteten Eiern und ist Ende April oder zu Anfang Mai's vollzählig. Nach Pausen von wenigen Minuten empfangen die Jungen, welche bald sehr vernehmlich „dededede" schreien, Kerbthiernahrung, hauptsächlich glatte Räupchen, welche von Bäumen abgelesen werden. Das Männchen wartet oft beutebeladen vor der Höhle bis das fütternde Weibchen heraus schlüpft, und so umgekehrt. An nasskühlen Tagen fällt natürlich die Fütterung nicht so reichlich aus wie an sonnigwarmen. Die flüggen Jungen rücken bis zum Rand der Höhle vor und beschauen sich von da aus die weite Welt. Die ältesten fliegen zuerst aus, die kleinen folgen alsbald und kommen oft jenen nicht nach. Da gibt es dann Sorgen für die Eltern, und die Unbehilflichen gerathen in Gefahr. Die ausgeflogenen Vögelchen werden von den Eltern unter dem Lockton „Ziwü" geführt, mit dem Ruf „Pinkpinkpink" vor dem Feinde gewarnt, und der mit dieser Warnung verbundene Sturz der Führer in das deckende Gebüsch veranlasst die Jungen, regungslos sitzen zu bleiben, bis die Gefahr vorübergezogen ist. Im Herbste schaaren sich die Kohlmeisen familienweise und mit andern Arten zu regelmässigen täglichen Streifereien zusammen.

Zum Übernachten suchen sich die Kohlmeisen gleich ihren Verwandten geeignete Stätten aus, zu denen sie allabendlich wiederkehren. Spalten und Löcher in Mauern, Felsen, Bäumen und Häuserwänden dienen zu Schlafstätten, auch die auf Turnplätzen gebotene Gelegenheit wird fleissig benutzt,

indem sie in den runden Löchern der Pfosten für die Reckstangen Wohnung nehmen. In aufgehängten Kästchen für Höhlenbrüter übernachten sie, wenn sie einmal vertraut geworden sind, mit grösster Treue den ganzen Winter über. Solche beliebte Gelegenheiten locken in der Regel mehr Meisen an, als deren Platz finden können, und in Folge dessen gibt es in der Abenddämmerung oft heftige Kämpfe zwischen ihnen. Die zuerst eingeschlüpfte Meise wird von einer andern am Schlupfloch zur Vertheidigung herausgefordert. Zuerst wechseln die Kämpfenden derbe Schnabelhiebe, die gegen den Kopf gerichtet sind, dann suchen sie sich an einander festzubeissen, und nun wirbeln sie herab bis zum Boden, wo sie gewöhnlich von einander sogleich ablassen, um von Neuem nach der Schlafstätte sich zu begeben, wo dem Streit durch die einbrechende Dunkelheit ein Ende gemacht und der abgekämpfte Vogel genöthigt wird, anderswo zu übernachten.

Die Nahrung besteht in Kerbthieren und deren Larven und Eiern, sowie aus Baumfrüchten, Sämereien und Fleisch. An den Bienenstöcken klopft die Kohlmeise, wie Naumann erwähnt, mit dem Schnabel, um einige Bienen herauszunöthigen, die sie dann packt und frisst. An Metzgerläden geht sie Fleisch und Speck an. Wo eine gerupfte Gans oder eine Ente, ein Huhn oder ein abgezogener Hase am Fenster draussen hängt, stellt sich die Kohlmeise ein, um Stücke heraus zu hacken.

Die Blaumeise. Parus coeruleus.

Länge 11,25 cm. Oberseits bläulichgrün, Kopf, Flügel und Schwanz himmelblau, wovon ersterer ein weisses Stirnband zeigt, welches bis zum Hinterkopf verläuft. Weisse Wangen, blauschwärzliche Zügel, erstere abwärts von einem blauen Halsbande umsäumt. Schieferblau die unteren Schwingen, hellblau mit weisslichen Spitzen die hinteren. Unterseits hell schwefelgelb, tiefblauer, schmaler Streifen über die Mitte der Brust. Iris schwarzbraun, Schnabel schwärzlich, Füsse bleigrau.

Verbreitung: ganz Europa, theilweise Asien und Persien.

Auch diese Art zieht den Laubwald dem Nadelholz vor und bewohnt im Sommer Obstbaumgärten und kleine Feldgehölze bei Erfüllung entsprechender Bedingungen, von denen Anforderungen zur Nestbereitung gestellt werden. Am häufigsten wählt die Blaumeise unstreitig Baumhöhlen zur Nestanlage, in nicht seltnen Fällen aber auch Mauerlöcher, Krähen- und Elstern-Nester.

Im Frühling lässt das Männchen den Paarungsruf „Zihpepehihihihi“ oder auch etwa so: „Zizi-ziiisisi-di“ ertönen und durchwandert den Umkreis des alten Wohngebietes sehr erregt. An den jungen Schösslingen der Bäume läuft es, die Gerte festumklammernd, in hängender Stellung den schwanken Enden zu und pickt die Insekten weg. Ausserordentlich leidenschaftlich geberdet sich das Männchen in der Nähe des Nestes; es sträubt die Scheitel-

federn und zankt, erbost auf die gehasste Erscheinung niederblickend. Fortwährend lässt es die Strophe: „Derrededett“ hören. Die nebenbuhlerischen Männchen bekämpfen sich bis auf's Blut. Wir haben es erlebt, dass ein Blaumeisenmännchen, dessen angepaartes Weibchen die Niststätte bereits ausgesucht hatte, einen nebenbuhlerischen Eindringling mit Schnabelhieben vor unseren Augen tödtete, nachdem es im Streit vom Apfelbaum mit ihm niedergewirbelt war. Wir sahen öfters, dass das Blaumeisenmännchen schon lange vor der Nestbereitung sein Weibchen auf den Bäumen mit Kerbthieren fütterte, wobei das letztere die zitternden Flügel vom Leibe hält und das Futter, eben so wie die Jungen schreiend, abnimmt.

Das Nest entspricht dem der Kohlmeise. Das Gelege besteht aus sechs bis zehn weissen, rothpunktirten Eiern. Das Weibchen brütet sie ganz allein aus. Benehmen des Männchens während des Bauens, der Brütezeit, der Jungenpflege und der Jungenführung entspricht ebenfalls der Art und Weise des Kohlmeisenmännchens. Die ausgeführten Jungen schreien unaufhörlich „Zizizideh“, „Zizizidehdeh“, wobei das „Zi“ sehr scharf accentuirt wird.

Die Nahrung bilden glatte Baum- und Strauchräupchen, Käferchen und deren Larven im Sommer, verschiedene Sämereien, darunter hauptsächlich Birken- und Erlensamen. Sehr gerne geht die Blaumeise, wie auch die Kohlmeise, den Mohnsamen an. Regelmässig kehrt sie zu dem Mohnfelde, vorzüglich in Gärten, ein und bearbeitet die Köpfe am unteren Theile, so dass der Samen, welcher nicht verzehrt wird, ausläuft. Der Winteraufenthalt erstreckt sich vorzugsweise gerne über das Bereich der Sümpfe, Teich-, Bach- und Flussufer, so wie über die Obstbaumgärten. Auch erscheint das Vögelchen an den Wohnungen der Menschen, um ausgehängtes Fleisch anzugehen.

Die Tannenmeise. Parus ater.

Länge 12,5 cm. Kopf und Hals, Kinn und Kehle schwarz. Breiter Streifen am Hinterhals, Backen, Halsseiten vom Mundwinkel an weiss; sonst oberseits aschgrau. Flügel zwei weisse Binden. Unterseite schmutziggrauweiss, Flanken bräunlich. Iris tiefbraun, Schnabel hornschwarz, Füsse bleigrau.

Verbreitung: ganz Europa, im Süden jedoch selten. Auch in Asien, Ostsibirien und Japan vorkommend.

Der Nadelwald ist die eigentliche Heimath der Tannenmeise, doch zieht sie dem Kiefernwalde mit aller Entschiedenheit den Fichten- und Tannenwald vor. Das Nest wird von dem Weibchen in hohlen Baumstümpfen, ja sogar in Erdhöhlen, Mäuse- und Maulwurfsgängen angelegt. Liebe hebt hervor, dass hohle Weidenköpfe mit kleinen eingefaulten Astlöchern, welche an Teichen im oder am Nadelwald stehen, jeder anderen Brutgelegenheit vorgezogen werden. Das Gebirg wird der Ebene durchweg vorgezogen.

Gewandtheit, Munterkeit, Keckheit und Zanksucht sind Meisencharakterzüge, die auch ihr angehören. Ihre leise Stimme lautet wie „Sit“ und „Sitätäh“, der lautere Lockton wie „Suiti“ oder „Suititit“. Der Gesang, wenn man überhaupt von einem solchen bei ihr reden kann, liesse sich mit „Sissisissisissi“ und „Sitütütiti“ bezeichnen. Die Tannenmeise nimmt ihre Nahrung aus der dem Nadelwalde angehörenden Insektenwelt. Ebenso geht sie Nadelholzsämereien an.

Das Nest enthält ein warmes Polster, auf welchem sechs bis elf weisse, zart blassroth gefleckte Eier liegen, die vom Weibchen allein ausgebrütet werden, während das Männchen Wache hält und Futter herbeiträgt. Führung der Jungen nach Meisenart überhaupt.

„Etwas später als die Finkenmeise,“ beobachtete Brehm, „um die Mitte des Oktober etwa, beginnt die Tannenmeise zu streichen. Hierbei durchstreift sie zwar so viel wie möglich die Nadelwälder, besucht dann aber auch Laubwaldungen und geschlossene Obstpflanzungen, vielleicht der Gesellschaft halber, welcher sie sich zugesellte. Ein Buntspecht wird, möge er wollen oder nicht, von ihr, wie von der Hauben-, seltner der Fink- und Blaumeise, beiden Goldhähnchen, dem Baumläufer und dem Kleiber, zum Anführer erwählt, und seinen Bewegungen folgt der ganze bunte, in lockerem Verbande zusammenhaltende Schwarm. Im März kehrt sie paarweise zurück und nimmt nun ihren Stand wieder ein. Nicht wenige verlassen diesen überhaupt nicht oder doch nur auf einige Stunden, beispielsweise um auf der Sonnenseite der Berge nach Nahrung zu suchen.“

Die Haubenmeise. Parus cristatus.

Länge 12,5 cm. Ausser dem Kopf oberseits erdbraun; Unterseite schmutzigweiss, Flanken fahlbräunlich. Haube schwarz, weiss gerändert, Kopf mit weissen Backen und schwarzen, von dem Zügel durch das Auge führenden bogig abwärts und wieder nach vorn sich kehrenden Streifen geziert. Schwingen und Schwanzfedern mit schmalen verloschenen Aussensäumen. Iris braun, Schnabel schwarz, Füsse bleigrau.

Verbreitung: Europa, am häufigsten im hohen Norden und den gemässigten Theilen, im Osten nicht über den Kaukasus.

Die Düsterkeit der Nadelholzwälder sagt dieser Meisenart am meisten zu. Neben Fichten- und Tannenwäldern bewohnt sie gerne auch die Kiefernbestände, doch wählt sie vorzugsweise solche Brutorte, in deren Nähe sich Dickungen befinden.

Der Frühling hat das gebietende Machtwort zu den Meisen gesprochen: löset euere im Herbste geschlossenen Gesellschaftsverbände auf und schliesst euch paarweise enger an einander an zur Gründung des abgesonderten Haushaltes und zur ehelichen Theilnahme an den Freuden, Sorgen und Mühen des Familienlebens. Und das Zauberwort wird mit dem siegenden Odem

des Auferstehungskündigers hineingeweht in Thal und Schlucht, zu Berg und Halde, in Flur und Forst. Unter dem lösenden Zug des Südwests hebt sich Strauch und Halm, dehnt und reckt sich der Wald dem Sonnenlicht entgegen. Auch in die Düsterkeit des Nadelwaldes dringt der verjüngende Hauch und Strahl, und die befiederten Bewohner begrüssen die milde Segenskunde mit den Tönen der Lust und des Entzückens. Laut und wiederholt vernehmen wir das melodische „Zipürr“ und „Pürr“ der Haubenmeise, und es scheint fast, als wolle sich das stolzaufgerichtete, die spitze Haube emporstellende, kokett sich drehende und wendende Vögelchen vor allen bemerkbar machen und Anspruch erheben auf eine Sonderstellung unter den Verwandten. Das feurig erregte Männchen verfolgt in Stangenorten und im Hochwalde sein Weibchen durch das Gezweige und Geäste der Nadelbäume, richtet sich hoch empor mit dem Vorderkörper, bald die Haube weit nach vorn sträubend und die Gefährtin förmlich umtanzend, bald wieder bei gedämpfter Leidenschaft die bewegliche Kopfzierde nach hinten senkend. Dabei lässt es neben dem erwähnten Lockton und Minneruf einen kurzen unbedeutenden Gesang hören, der sich nur als eine Aufeinanderfolge feiner und scharfklingender Laute in Zwitscherform darstellt. Neben dem Minnetriebe macht sich jedoch alsbald der Ernährungstrieb geltend und treibt das Paar zu nicht geringerer Emsigkeit und Beweglichkeit an. Wir überzeugen uns von der Sorgfalt und dem Scharfsinn, womit die Nahrungsquellen entdeckt und ausgebeutet werden. Das geübte Vogelauge erspäht und prüft die lose sitzenden Rindenblättchen der Stämme und Äste, unter denen Kerbthier-Eier oder Puppen verborgen sein können, und sogleich ist der geschäftige Schnabel bereit, die Schuppen auszuhämmern oder loszuhaken, um an den verdeckten Fund zu gelangen. Bald untersucht die Meise in seitlicher, bald in hängender, bald in aufrechter oder übergebogener Stellung die Beute versprechenden Zweige, mit schnellen, geschickten Wendungen von der einen zur andern übergehend. Im Wandel und Unternehmen bekunden die behenden Vögelchen sicher leitenden Überblick, zweckmässigen Gebrauch ihrer Werkzeuge und gründliche Ausdauer bei Überwindung sich entgegenstellender Hindernisse. Ein reicher Fund beliebter Nahrung treibt sie zur hastigen Ausbeutung des Entdeckten an und fesselt sie auf diese Weise länger an eine Stelle, als sonst, wo sie die angeborene Unruhe zum fortgesetzten Wandel treibt. Freude und Wohlgefallen an solchen Entdeckungen offenbart sich in dem Tonausdruck „Sit“, der sich während der eifrigen Aufnahme von Leckerbissen öfters wiederholt und zugleich von dem Gefährten als Aufforderung zur Theilnahme an der Mahlzeit begrüsst wird. Abwechselnd macht Eins dem Andern Platz an der reichgedeckten Tafel. Von da aus geht's nun weiter hin und zurück in Bogenwanderungen, da und dort zur Seite abschweifend, hinauf bis zu den Kronen der Bäume und dann wieder hernieder zum Stamm, zu den blos-

gelegten Wurzeln und selbst auf den Boden oder in das angrenzende Dickicht.

Und wenn von dem Weibchen in aller Schweigsamkeit und Heimlichkeit die Wahl des Nistplätzchens getroffen worden ist, so sammelt es kleine Partien Flechten von den Bäumen und zerrt Moosbündelchen von den Felsen und trägt dieses Material unter Begleitung des ihm folgenden Männchens zur Errichtung des gröberen Nesttheils entweder einer Baumhöhle in höherer oder tieferer Lage oder einer Wandung des verlassenen Eichhorn- oder Elsternestes zu, in welch letztere es sich selbst eine Höhlung bereitet hat. Nach Vollendung des äusseren Nesttheils sucht sich das Vögelchen zur Auspolsterung der Wiege für die demnächstige Nachkommenschaft abgestreifte Haare von Wild an Gesträuch und Gestrüpp und auf dem Waldboden, sowie Kuhhaare auf Waldwegen und Schaf- und Pflanzenwolle. Werfen wir einen Blick in das Innere zur Zeit des fertigen Geleges, so entdecken wir acht bis zehn kleingestaltete weisse Eier mit rostrothen Punkten, welche durch dreizehntägiges Brüten gezeitigt werden. Besuchen wir zur Zeit, wo die jungen Haubenmeisen der ersten oder zweiten Brut ausgeflogen und rüstig geworden sind, den Nistort wieder, so nehmen wir wahr, dass die Haubenmeisen auch dem Laubdickicht zufliegen, um grüne Räupchen neben Kerbthier-Eiern und Puppen zur Atzung ihrer Jungen herbeizutragen. Wie neugierige Kinder umgeben den Menschen die ausgeflogenen jungen Haubenmeisen, wenn er ihrem Standorte naht. Das „Zipürr“ und „Zürr“ ertönt von allen Seiten und herbei eilt Jung und Alt. Die Jungen drehen sich bald rechts, bald links in anmuthigem Wesen, lugen auf die befremdende Erscheinung nieder, kommen allmälig immer tiefer herab, sträuben die noch blassgefärbten Hauben und schelten mit den sich ferner haltenden Eltern den Störer ihres Friedens aus. Wenn die Jungen von den Alten noch gefüttert werden, so rufen erstere „dididi disi“.

Es ist Herbst. Auf dem bunten Farbenspiel des Waldes ruht mit Entzücken das Auge des Freundes der Natur. Die dunklen Gestalten der Nadelwälder unterbrechen das mannigfaltigere Colorit der Laubwaldungen durch ihre Eintönigkeit. Nehmen wir an gemischtem Bestand jüngeren Holzes am Saume des Nadelwaldes den Beobachtungsstandpunkt, um das Herbstleben der Haubenmeisen zu belauschen. Rastloser und dem ungestümen Triebe des Umherstreifens unterworfen, zeigen sich die vereinigten Familien. Wohl behaupten sie noch immer ihre beliebten Standorte innerhalb eines gewissen abgegrenzten Distriktes, aber wir nehmen täglich mehr regelmässige Streifereien der Gesellschaft, vielfach in Begleitnng von Tannenmeisen, Goldhähnchen und andern Waldmeisen, wahr, als es von den Paaren und Familien früher geschah, und oft sind sie zu ganz bestimmter Tagesstunde genau an demselben Orte anzutreffen. Sie beuten während des ganzen Winters samentragende Zapfen der Nadelbäume aus. Aus den zu-

sammenhängenden Nadelholzbeständen begeben sie sich mitunter zu nicht fernen einzeln stehenden kleineren Nadelholzwäldchen, die dann täglich wiederholt durchzogen werden. Durchwandern die Haubenmeisen Laubholz- oder gemischte Bestände, so ziehen sie rasch dahin im Gefühle ihrer Abneigung gegen derartige Örtlichkeiten und können es nicht verbergen, dass dieselben ihnen nur als Übergang zu einem andern Nadelholz dienen. Überfliegen sie gar eine Blösse, so geschieht es sichtlich ungern und eiligst, um jenseits Schutz zu gewinnen, und drüben angekommen, geben sie ihre Freude in Ton und Geberde zu erkennen.

Jetzt ist die ganze Gesellschaft an beliebtem Waldorte zur etwas längeren Rast angelangt. Die Tannenmeisen sind selbstvergessen in das Ausklauben des Nadelholzsamens versunken, die Haubenmeisen ahnen ebenfalls nichts Schlimmes, und die Goldhähnchen schlüpfen behende durch die Zweige, während die Sumpfmeisen tiefer wandeln und die Spechtmeise die Rindenschuppen des Stammes durchforscht. Plötzlich saust der Sperber daher, und, wie vom Blitz getroffen, stürzen die Tannen- und Haubenmeisen mit scharfen Schrecktönen in das Dunkel der Nadelzweige, verbergen sich gleich angsterfüllt die Goldhähnchen mit kurzer Flugwendung unter dem Nadeldach eines weitragenden Zweiges, verschwinden die Sumpfmeisen mit scharf ausgestossenem „Rededäh“ und „Diss“ im Dorngestrüpp und wird die Spechtmeise zur Bildsäule, im Augenblick der ersten Angstempfindung ihr „Sit“ zwar scharf, aber doch unterdrückt hören lassend. Aber kaum ist die Gefahr vorübergegangen, so kommen auch wieder die sanguinischen, vergesslichen Kinder des Augenblicks zum Vorschein, und es wird der ununterbrochene sorglose Wandel fortgesetzt, und das Hämmern der Schnäbel ertönt wieder, und die friedlichen Laute der behaglichen Vogelsprache verkünden die wiedergekehrte heitere Gemüthsstimmung. Und wenn auch der Räuber ein Opfer davonträgt, so stimmt zwar die Theilnahme jäh ein in das Klaggeschrei, aber bald folgt dem Grabgesang das „Gaudeamus igitur“.

Die Sumpfmeise. Parus palustris.

Die Länge beträgt 11,25 cm, die Schwanzlänge 87 mm. Die Oberseite ist röthlichbraungrau mit schwarzem Hinterhals, Nacken und Kopf; die Wange weiss, das Kinn grauschwarz; die Unterseite grauweisslich. Die Schwingen und der Schwanz sind etwas dunkler, als die herrschende Oberseitefarbe, und aussen graubräunlich gesäumt. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuss bleigrau.

Das Verbreitungsgebiet erstreckt sich über Europa nördlich bis zum 61° n. Br. in Schweden, südlich bis Spanien und Kleinasien.

Der Aufenthalt dieser Meise ist vorzugsweise an das unterwüchsige Laubholz in der Nähe und unmittelbar an den Flüssen, Bächen, Teichen und Sümpfen gebunden.

Unter allen Meisen ist sie wohl die lustigste und flinkste, in den Künsten des Turnens die gewandteste. Vom frühen Morgen bis zur Abenddämmerung ist sie thätig und macht sich bemerklich durch ihren Lockruf, der mit „Ziäh“ bezeichnet werden kann. Ihr Wandel ist ausserdem mit einem zischenden „Sit“ begleitet. Das Männchen lässt im Frühling einen gar wohlklingenden Minneruf erklingen, den man mit den Sylben „Ziuziuziuziuziuziu“ treffend übersetzen kann. Zuweilen folgt noch ein schöner, metallisch klingender Triller. In der ersten Hälfte des April sahen wir das Sumpfmeisenpaar in den Gärten, vom Sonnenschein zur Minne angeregt, ein anhaltendes, munteres Spiel treiben. Männchen und Weibchen wechselten in ziemlich weitem Umkreis ihre Standorte auf den Zwetschenbäumen und antworteten einander mit immer wiederholtem Rufe: „Zizizizizizizizizi“. Von Zeit zu Zeit näherten sie sich einander, hoben die Schwänzchen ein wenig über die Flügelspitzen, wendeten sich hin und her, flogen einander nach, indem das Weibchen entgegen kam und dem herbeieilenden Männchen alsdann wieder auswich, einen Abstecher in eine Hecke machte und von da aus sich wieder auf einen Baum erhob, sobald das Männchen ihm nachflog. Je mehr sie sich einander näherten, desto melodischer wurde des Männchens Weise. Seine balzartigen Töne waren der Ausdruck der lebhaftesten Erregung. Mit etwas gelüfteten, zitternden Flügeln und sanft gesträubten Kopffedern rief es: „zipüll“ und „dizull“. Dann trennten sie sich wieder und setzten das unterbrochene Antwortspiel in regelmässig eingehaltener Ordnung mit dem monotonen Rufe fort.

Zu Brutstätten wählt sich das Paar gerne hohle Weidenbäume. „Das Nest steht“, gibt Brehm richtig an, „stets in einer Höhlung mit möglichst engem Eingang, am liebsten in der eines alten Weidenkopfs, sehr oft auch in einem Mause- oder sonstigen Erdloche, in ersterem Falle nicht selten in einer selbstgemeiselten, nett und zierlich ausgearbeiteten, mit engem Schlupfloch versehenen Brutkammer, ist, je nach der Weite des Raumes, dichter oder spärlicher ausgekleidet, immer aber kunstlos mit Moos, Halmen, Wolle etc., innen meist mit denselben Stoffen, seltner mit Haaren und Federn ausgefüttert.“ Die fünf bis zehn weissen Eier mit dunkelrothen Flecken werden von dem Weibchen ausgebrütet. Der Jungen Töne klingen wie: „äsi esisisi“.

Die Nahrung besteht ausser Insekten, deren Larven und Eiern auch in Sämereien, vorzüglich in Hanf- und Sonnenblumensamen. Man sieht es den kleinen, flinken Meisen am Betragen an, welches Behagen sie empfinden, wenn sie zu den Sonnenblumensamen gelangt sind, um der Ausbeute sich hinzugeben. Mit grosser Geschäftigkeit klauben sie die Samenkörner aus, fliegen damit zu einer Stelle, die zum Ausschälen des Inhalts genügende Unterlage bietet, und gehen immer wieder von Neuem an die Unterlage

zurück. Dabei geben sie durch leise Locktöne ihre Anwesenheit zur gegenseitigen Befriedigung ihres Gesellschaftsbedürfnisses zu erkennen.

Die Sippe der Schwanzmeisen, Orites,

skizzirt sich durch folgende Kennzeichen: sehr kurzer, kegelförmiger, seitlich zusammengedrückter, halb in den Bartfedern verborgener Schnabel, kleiner, niedlicher Kopf, im Vergleich mit unseren übrigen Meisen schwache, längliche Füsse, loses, lockeres und fein zerschlitztes Federkleid und ein sehr langer Staffelschwanz.

Die Schwanzmeise. Orites caudatus.

Sie misst in der Länge 15,5—16 cm einschliesslich des 9,5—10 cm langen Schwanzes. Der Kopf ist wesentlich weiss, die Mitte des Rückens, ein halb um den Oberhals gehender Ring, sowie die Flügel schwarz, letztere mit weissen Rändern und breit weissgeränderten hinteren Schwingen. Die Schultern haben rosabräunliche Färbung. Die drei äussersten Steuerfedern des beim Männchen sichtlich längeren schwarzen Schwanzes sind an den Rändern und in den Enden weiss gezeichnet und stellen bei der staffelförmigen Bildung des Steuers eine regelmässige Zeichnung auf der unteren Seite desselben her. Die Unterseite des Vogels ist bis zur Hälfte weiss, die Flanken und der Bauch matt rosabräunlich überhaucht, welche Färbung in der Aftergegend gesättigter erscheint. Alle Farben trägt das Männchen entschiedener, reiner als das Weibchen, an dessen Kopfseiten von dem schwarzen Rückenbande oder der Ringpartie am Hinterhals aus ein matt grauschwarzer Streifen über die Augen hinzieht, während der Kopf des männlichen Vogels weiss erscheint. Noch ein Kennzeichen des Weibchens fällt zur Zeit der Brut auf, nämlich der vom Sitzen in dem elliptisch zugewölbten Neste meist zur Seite gekrümmte Schwanz, dessen zarte, weiche Federspulen ausserordentlich leicht Eindrücke und Biegungen annehmen.

Die Schwanzmeise ist über den grössten Theil unseres Erdtheils verbreitet und kommt ebenso in Mittelasien vor. Im Ganzen geht sie höher nach Norden, als sie sich südlich verbreitet, woselbst der nördliche Balkan, Griechenland und Spanien die äussersten Grenzen ihres Vorkommens bilden. Entschieden ziehen die Schwanzmeisen den Laubwald den Nadelhölzern vor; ihre gewöhnlichen Aufenthalte bilden Auwaldungen, Baumstücke, Parks und Gärten. Sie bewähren sich als Standvögel und überstehen trotz ihrer Niedlichkeit und ihres zarten Wesens unsere Winter, deren allzustrenger Heftigkeit und Länge übrigens jüngere Vögel bisweilen durch Wanderung entgehen. Nicht minder als unseren übrigen Meisenarten ist den Schwanzmeisen ein ewig bewegliches Durchsuchen des Gehölzes eigen, sei es nun in den jungen Hegen und dem höheren Holze des Waldes, sei es in den Gebüschen und Baumgruppen unserer Parks, Gärten und Baumanlagen. Mit schnurrendem

Flügelschlage werfen sich gleichsam wie Federbällchen oder Bolzen die geselligen Thierchen von Ast zu Ast, von Zweig zu Zweig, dabei fast ohne Unterbrechung ihre Lockrufe „Zrrr, zrrr“ hören lassend, denen noch ein leiseres „Terr“ oder „Perr“ angehängt wird. Die Thierchen sind die niedlichsten, anmuthigsten Naturturner, die man sich nur denken kann. Bald hängen sie an dem Gezweig, oder klettern und schweben um dasselbe in jeder Stellung und bekunden hierdurch nicht allein ihre ungemeine Gewandtheit, sondern auch ihre nützliche Bethätigung im Aufsuchen und Vertilgen schädlicher Bauminsekten. Vorzugsweise diese Art unter den Meisen ist es, welche gleichsam ein systematisches tägliches Durchziehen einzelner Wald-, Baum-, Garten- und Hagpartien unternimmt, wobei eine ebenso rasche und emsige, als gründliche Untersuchung des Locals erfolgt. Verglichen z. B. mit dem Betragen der Blaumeise, mit welchem diese das Gezweig von Bäumen durchsucht, stellt sich die Bethätigung der Schwanzmeisen zwar als kein so difficiles, spezielles und continuirliches dar, wie das der ersteren, aber es bewährt sich als ein von der ungemeinen Lebendigkeit und Gewandtheit getragenes, sehr förderndes, wodurch jeden Augenblick ein anderer Standpunkt, hier an Ast und Zweig, dort an Blatt und Blüthen, auf weite Strecken hin gewonnen wird.

Die höchst bemerkenswerthe Bethätigung der Schwanzmeisen beim Nestbau findet der Leser eingehend geschildert unter dem betreffenden Abschnitte über diese Kunstfertigkeit im ersten Buche.

Sehr anmuthend ist das bewegliche Leben der Gatten in der Brütezeit. Der männliche Vogel versorgt das allein brütende Weibchen in regelmässigen Zwischenräumen von 10—15 Minuten mit Nahrung, die in den verschiedensten Kleininsekten jeglicher Verwandlungsform besteht. Unter einem graciösen Schwunge wirft sich der Gatte an das Flugloch des Nestes, um der Gattin die Atzung hinein zu reichen. Das Weibchen verlässt zu gewissen Tageszeiten das Nest, um sich auszuspannen, das Federkleid zu ordnen oder sich mit dem Fang von Kerfen zu beschäftigen. Regelmässig gegen 10 Uhr des Morgens, Nachmittags um 2 Uhr und gegen Abend um 5 Uhr haben wir wahrgenommen, dass das Weibchen das Brutgeschäft unterbricht. Sogleich vom Männchen durch lustiges, schwunghaftes Wesen begrüsst, betreiben die Gatten dann die Jagd nach Insekten in der Luft und an der Crescenz, wobei die artigsten Wendungen und Stellungen, sowie ein wohlgefälliges Spiel von Flugtouren bis zu Purzelbäumen das Auge ergötzen, in welchem die natürlichen Künstler die langen Schwänze als Balancirstäbchen wie Seiltänzer gebrauchen.

Bei günstiger Witterung ist gewöhnlich am 13. Tage die Brütung vollendet, und es erscheinen aus den kleinen, stumpfovalen, auf hellfleischfarbenem Grunde am dicken Ende fein hellroth punktirten und dazwischen mit einzelnen dunkelbraunen Tüpfeln versehenen Eiern 9—12, ja bisweilen

15 Junge. Nun verdoppelt sich die Rührigkeit und nützliche Eigenschaft des Paares in der Jungenpflege durch Erbeutung von Kleininsekten. Unter vielen Baumräupchen, Puppen und Eiern, Blattläusen u. dgl. m. streben sie in der Nähe von kränkelnden Lärchenbeständen besonders der Lärchenminirmotte (Tinea v. Coleophora laricinella) nach. Diese winzigen Sackmotten — sei es nun in der Gestalt der anfänglich im Sack befindlichen Räupchen, sei es später in der Form von Puppen in den Gespinnsten — sammeln die Meisen in gehörigen Portionen in ihren Schnäbeln an, um diese Atzung alle anderthalb bis zwei Minuten den Kleinen zuzutragen. Nach vier bis sechs Fütterungstouren oder durchschnittlich innerhalb neun Minuten begibt sich das Weibchen des Paares anfänglich zur Ernährung der zarten Brut auf etwa zehn Minuten in das Nest. In der zweiten Woche schon geht das Atzen — ausgenommen die Mittagszeit, welche die Alten zur Ruhe benutzen — ohne Unterbrechung Tags über fort. Die Jungen gedeihen sichtlich unter dieser emsigen Pflege, und schon in der zweiten Woche verursacht das zahlreiche Völkchen durch seine Beweglichkeit und das Andrücken an die Wände und den Boden des Nestes kleine Öffnungen in dem Gefüge desselben, durch welches alsbald die Schwänzchen der Kleinen durchbrechen, bis sich die ganze Schaar durch ein grösseres Loch gewöhnlich an dem Roste des Nestes einen Ausgang in's Freie bahnt.

Der Kundige entdeckt unter den reizenden Geschöpfen die fesselndsten Scenen eines Vogelfamilienlebens. Schon die Fütterung am Neste bietet dem Auge des Beobachters ungemeines Interesse. Mit einem anmuthigen Luftschwunge, dem ein obligates Schnellen der Schwänze und eine hochaufgeschürzte Stellung folgt, nahen sich die Alten dem Neste, um den sperrenden, fein „Siht zih“ rufenden niedlichen Jungen die Nahrung zu reichen. Die ausgeflogene Brut zeigt auf schwärzlicher Oberseite weisse Kopfplättchen und auf den Schultern je einen weissen Längsflecken, sowie weisse Unterseite. Abends sieht man sie in Reihen auf Zweigen sich versammeln, um während des Zusammenrückens ein überraschend melodisches Gezwitscher längere Zeit zu unterhalten. Von den abwechselnden Weisen übertrugen wir in solchen Momenten der Wahrnehmung folgende Klangstrophen: „Zi-Tschuit-Tschwit-Tschut-Tschü-Zizi tsche, zizizitsche-Didu“.

Wir haben neuerdings die auffallende, höchst interessante Erscheinung wahrgenommen, dass die Jungen eines Nestes von zwei alten Weibchen in Gemeinschaft eines Männchens gefüttert worden sind. Es ist möglich dass das eine Weibchen ungepaart gewesen oder den eigenen Gatten verloren hatte und durch einen gleichen Antrieb, wie zuweilen ein Weibchen der grauen Grasmücke, sich an der Jungenpflege des Nachbarpaares betheiligte. Da wir indessen mehrfach ähnliche Erfahrungen in dem Familienleben der Vögel gemacht haben, so auch beim Stieglitze in der Art, dass ein Hahn zwei brütende Weibchen in verschiedenen Nestern hatte; so dürfte die An-

nahme naheliegen, dass in Ausnahmsfällen von der sonst strenge eingehaltenen Einehe abgewichen werde. So viel ist nach unseren Wahrnehmungen unbestreitbar, dass bei gewissen Vogelarten oder Vogelindividuen alte Nachbarweibchen sich fütternd schreiender Jungen annehmen. Mehrmals haben wir dies bei grauen Grasmücken beobachtet.

Im Herbst und Winter durchziehen die Schwanzmeisen familienweise und in Begleitung ihrer Verwandten, sowie der Goldhähnchen, der Spechtmeisen und Baumläufer ihre Striche in Hölzern, Gärten und Hagen unter der beschriebenen rastlosen Thätigkeit. So bekundet sich das muntere Vögelchen als ein vielseitiges Wesen, dessen ökonomischer Nutzen für Garten, Baumpflanzung und Wald sehr zu schätzen ist, dessen Anmuth und Beweglichkeit in Wesen und Wandel dem Naturfreunde einen fesselnden Anblick gewährt und in dessen Kunsttriebe er die bewundernswürdigste Meisterschaft im Nestbau erblickt.

Vermöge ihres friedfertigen, von dem meist zänkischen und böswilligen Charakter ihrer Verwandten sehr abstechenden sanften Wesens gelingt die Zähmung der Schwanzmeisen bei entspsechender Pflege sehr wohl. Die Paare sind gegen einander sehr zärtlich, und gewöhnen sich die Vögel auch paarweise am besten und schnellsten ein. Solche Paare beleben durch ihre angenehmen und geschickten Turnkünste, unter denen das anmuthige Füttern erwähnt zu werden verdient, wobei sich die Vögelchen öfters über Zweige oder Sitzstangen herab biegen und das Männchen dem Weibchen allerliebst und anmuthig mit Atzung in herabhängender Stellung unterhalb des Sitzplatzes begegnet. Wie schon die Jungen durch ihr melodisches Gezwitscher den Hörer erfreuen, so entzückt das alte Männchen durch einen leisen, höchst angenehmen Gesang das Ohr, den es besonders zur Zeit der Paarung hören lässt.

Die Sippe der Goldhähnchen. Regulus.

Diese Meisensippe unterscheidet sich von den vorhergehenden durch den geraden, pfriemenförmigen, spitzen, vorn seitlich etwas zusammengedrückten, sehr kurz- und hochgefirsteten Schnabel, durch dünne, schmächtige, an den Wurzeln gestiefelte Füsse, durch mittellangen, wenig ausgekerbten Schwanz und durch lockeres, weiches, weitstrahliges Gefieder. Die Goldhähnchen sind die kleinsten europäischen Vögel.

Die Stellung, welche das Goldhähnchen hier einnimmt, scheint uns eine viel gerechtfertigtere zu sein, als diejenige unter den Laubsängern, welche ihm neuerdings angewiesen wird. Das Betragen stimmt vielfach mit dem der Meisen überein. Das Vögelchen nimmt auf einer Stelle flatternd von dem Zweig oder Blatt das Insekt weg, hängt sich öfters verkehrt an den Zweig und theilt die grosse Unruhe mit jenen. Auch weist es sich ja selbst schon seine Stellung unter diesen Verwandten durch sein treues Halten zu

ihrer Gesellschaft an. Wir möchten entschieden gegen seine Versetzung unter die Laubvögel protestiren.

Das safranköpfige Goldhähnchen. Regulus flavicapillus.

Länge 7 cm. Oberseite zeisiggrün, Schläfe und Halsseiten olivenbräunlichweiss, hellerer Augenbrauenstreifen und Stirnwand, Augenkreis und Zügel weisslich, inmitten des Scheitels ein safrangelber, nach den Seiten in's Hochgelbe gehender und dann schmal schwarz eingefasster Streifen; auf den Flügeln zwei helle Binden. Unterseite graugelb mit lichterer Kehle. Iris tiefbraun, Schnabel hornschwarz, Füsse bräunlich.

Verbreitungskreis: Europa und das nördliche Asien.

Das feuerköpfige Goldhähnchen. Regulus ignicapillus.

Gleiche Grösse mit dem vorhergehenden. Oberseite dunkler und lebhafter grün, als beim vorigen; Halsseiten orangegelb, Stirnrand rostbräunlich, schwärzlichgrauer Augenrand und Strich durch das Auge und unter demselben; dunkler Bartstreifen, olivengraue Ohrgegend; feuerrother Scheitelstreifen, welcher beiderseits in einen feuergelben übergeht, breiter Längsstrich über den weissen Augenstreifen schwarz. Unterseite graulichweiss, Flanken rostfahl bräunlich. Iris hellbraun, Schnabel schwarz, Füsse bräunlich. Verbreitungskreis Mittel- und Südeuropa. Während das safranköpfige Goldhähnchen den Winter über bei uns bleibt, verlässt uns im Herbste das feuerköpfige.

Beinahe über ganz Europa bis zum höchsten Norden und ebenso über Nordasien bis in die Amurländer ist das safranköpfige Goldhähnchen verbreitet, während das feuerköpfige ausser in Deutschland auch in Frankreich und Italien Heimstätten hat und in Spanien und Griechenland als Wintergast sich zeigt.

Die Goldhähnchen sind Bewohner der Nadelholzwaldungen. Hier leben die Paare abgeschlossen während des Sommers, im Herbste einigen sie sich jedoch mit den verschiedenen Meisenarten, insbesondere thut dies das safranköpfige Goldhähnchen. Ihrem Wesen, ihren Bewegungen und Gewohnheiten nach nehmen sie, wie bereits erwähnt, eine Zwischenstellung zwischen den Laubsängern und Meisen ein. Sie schlüpfen geschickt, gewandt und voll Unruhe durch das Gezweige, zeigen das den Laubsängern eigenthümliche Flattern vor den Zweigen, hängen sich wie die Meisen unten an die Zweige, hüpfen in wagerechter, sitzen in mehr aufrechter Stellung, öfters mit den etwas abstehenden Flügeln zitternd und fliegen leicht, wellenförmig, schnell und ohne Geräusch dahin.

„Dort die einsame Fichte im Garten“ — so schildern wir in unseren

„nützlichen Vögeln“ — „hat die munteren Goldhähnchen angelockt. Wir sehen, dass der Grundzug ihres Wesens Unruhe ist, namentlich zeigt dieselbe in hohem Grade das feuerköpfige im Frühjahre. Von Zeit zu Zeit lassen die erregten Hähnchen ihren feinen, kurzen Gesang ertönen. Verfolgen wir den Wandel dieser Vögelchen in dem nahegelegenen Fichtenwäldchen zur Zeit der Paarung, so können wir das Treiben der einzelnen Paare eingehender beobachten. Prachtvoll zeigt sich uns das Köpfchen, wenn das Goldhähnchen die Federn desselben sträubt und der Feuerstreifen sichtbar wird. Das Hähnchen lüftet die Flügel, richtet sich hoch empor, trippelt und lockt mit oft wiederholtem „Sissississi“. Öfters gerathen auch die Nachbarmännchen mit ihm in Streit.“

Die Nahrung der Goldhähnchen besteht in Fliegen, Mücken, kleinen Käferchen, Räupchen, Spinnen- und Kerbthiereiern und Puppen, theilweise auch in Tannen-, Fichten- und Kiefernsamen.

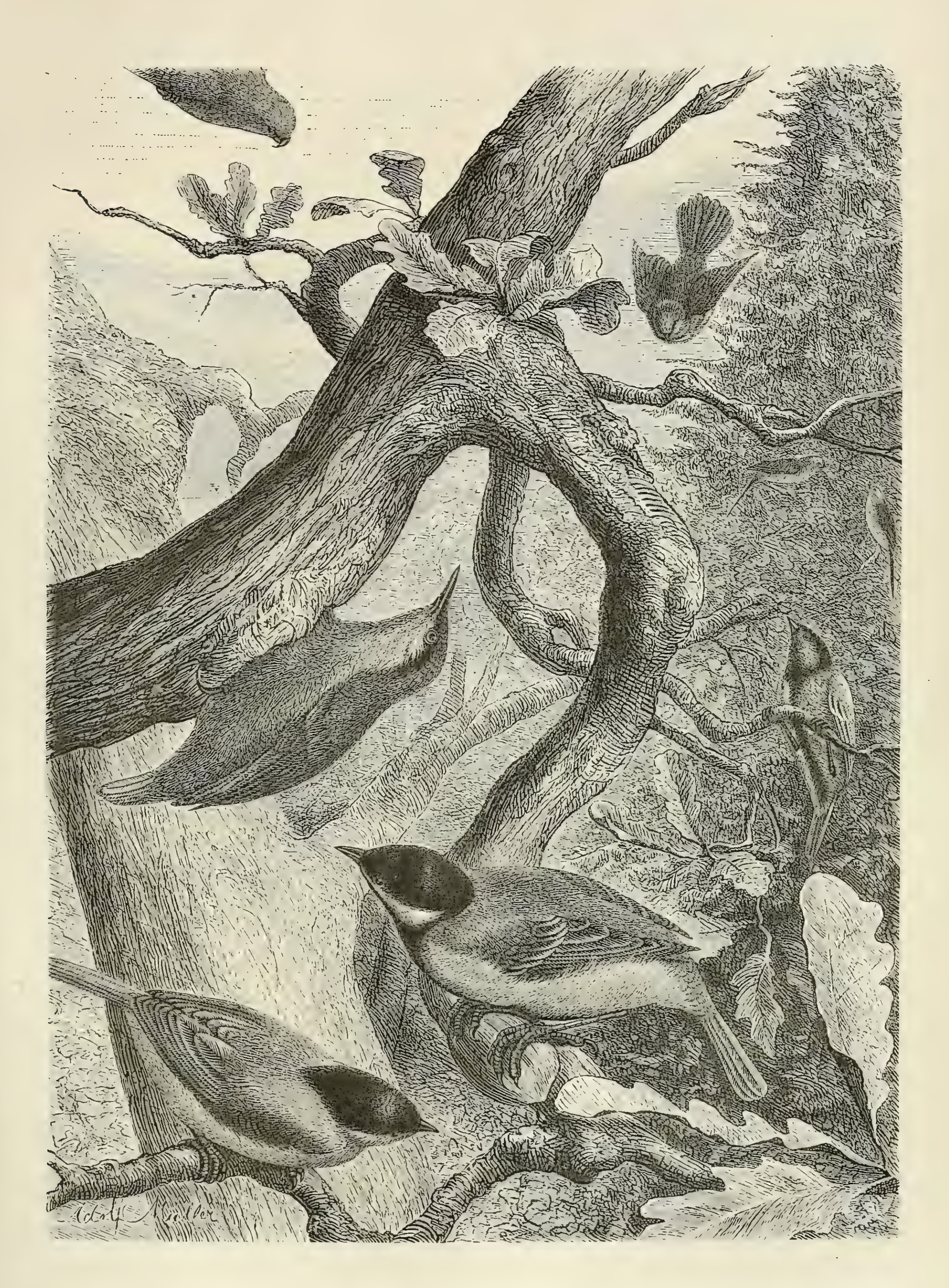
Der hervorragenden Baukunst dieser Vögel ist in der allgemeinen Abhandlung gedacht worden. Wir wollen nur unsere an das Familienleben dieser niedlichen Thierchen geknüpften Beobachtungen, wie wir sie in den „Thierwohnungen“ niedergelegt haben, hier noch gedenken.

„Die Zahl der Eier der ersten Brut beträgt acht bis zehn, die der zweiten sechs bis neun. Sie sind sehr dünnschalig und zerbrechlich, gelblich grauweiss oder hellfleischfarben mit lehmgrauen, am stumpfen Ende angehäuften Punkten bedeckt. Die Eltern füttern die Jungen mit Sorgfalt und müssen sich dabei sehr abmühen. Das Weibchen ist besonders thätig und wird in der Regel vom Männchen auf seinen Excursionen nach Futter begleitet. Emsig werden die Zweige der Bäume und die Blätter durchsucht, und das spitze Schnäbelchen pickt geschäftig erst eine grosse Menge kleiner Kerfe und Kerbthiereier weg, um sie zu einem Klümpchen anzusammeln, ehe es dem Neste zufliegt. Bevor sich eines der Alten zu den Jungen begibt, durchhüpft es erst einen Theil des Baumes, worauf das Nest steht und schlüpft dann gedeckt ein. Oft haben wir die Eltern noch auf dem Nistbaume zu den herzugetragenen Kerfen andere hinzufügen und hierauf das Angesammelte den Jungen abliefern sehen. Mit den ausgeflogenen Jungen durchstreichen die Alten grosse Strecken des Laub- und Nadelholzes, kehren aber immer wieder, namentlich Abends zu den beliebten heimischen Stätten zurück. Bald nach der Trennung der Familienglieder von einander fängt das Paar abermals zu bauen an.“

Den Schluss unserer Schilderungen möge in der Wiedergabe des in unserem Buch von den „nützlichen Säugethieren und Vögeln“ dargestellten Herbstlebens unserer Meisenarten bestehen.

„Ein stiller Oktobertag lockt uns früh in den Park. Wir wollen sehen, ob wir nicht den lieblichen Kindern der Meisen- und Spechtmeisenpaare begegnen, welche uns durch ihr schönes Familienleben im Sommer erfreut

haben. Sie sind längst allesammt in freundlichen Verkehr mit einander getreten, dem schönen Zuge des gesellschaftlichen Lebens folgend. Eltern und Kinder, rechte und Stief-Geschwister wandern mit einander, laden sich gegenseitig zur Tafel und fordern sich auf zur Rast und mahnen zum Aufbruch. Sie haben ihre Sprache, ihre Zeichen, ihre Vereinsordnung. Sie kennen ihre Freunde so gut wie ihre Feinde. Eines verlässt sich auf das Andere, ohne gerade seine Selbstständigkeit zu opfern. Diese Naturkinder gehen alle ohne Ausnahme ihre ehrlichen Wege, Verleugnung der allgemein gültigen Vereinsgrundsätze kommt nicht vor. Ob sie sich auch einmal zanken oder um einen Bissen beneiden, im nächsten Augenblick haben sie Alles vergessen und ziehen heiter neben einander und stehen sich im Angesichte der Gefahr durch wohlverstandene Rufe und Geberden treulich bei. Sie haben keinen Herrscher unter sich, dennoch werden sie beherrscht, und zwar nur von dem Natursinn und der Erfahrung. Es herrscht stillschweigendes Einverständniss unter ihnen. Wie der Frühling ihnen gebot, aus einander zu gehen und ihr Familienleben in strenger Absonderung zu beginnen, so rief ihnen der Herbst zu: schaaret euch zusammen, nähret und freuet euch in munterer Gesellschaft! Keines dieser Vögelchen kennt ein Warum, keines vermag sich Rechenschaft zu geben, wenn es der Aufforderung der Jahreszeit folgt. Dieselben Töne, welche den Sommer über im engeren Familienkreise ihre Bedeutung und Geltung hatten, haben sie auch jetzt im grossen Gesellschaftsverbande. Belausche diese mannigfaltigen Töne, und du wirst ihre feinsten Unterschiede unter dem Eindruck der jeweiligen Umstände und Verhältnisse, in welchen der einzelne Vogel oder die ganze Menge sich befindet, wahrnehmen. Derselbe Ruf, der laut ertönend zum Aufbruch mahnt, ist leise gegeben, oft der Ausdruck des behaglichen Beisammenseins an einem heimischen Plätzchen. Was reden nicht alles diese Freigemeindler mit einander, deren natürliche Sprache nur der Eingeweihte versteht! Ja, was reden diese von Millionen kaum eines Blicks gewürdigten Vögelchen? Komm' und sei mit! spricht die unbefangene Zuneigung; nimm dich in acht! warnt die Besorgniss; er kommt, er ist da! heisst der Schrei der Furcht und des Entsetzens; wie bin ich so glücklich! so tönt es heimlich leise im sonnenhellen Busch; wie köstlich schmeckt mir's heute! so lautet die durch Schnabelhiebe unterbrochene Lockstrophe; auf, ihr Gefährten, und weiter! das ist der Inhalt der lauten, rasch wiederholten Töne von den hohen Baumzweigen. Durch die blätterarmen Büsche und Bäume blickt vergoldend die Sonne. Eben erst hat sie den dicken Morgennebel niedergekämpft. Von Laub und Zweigen fallen die Tropfen nieder, es raschelt manches welke Blatt zur Erde. Hoch auf dem Wipfel eines alten Birnbaumes erscheint jetzt die liebliche Blaumeise und ruft: „zihihihi!“ und dreht und wendet sich und verräth ihre Unruhe sichtlich, die sie nach kurzer Rast wieder zum Wandern treibt. Eine zweite und dritte



Kohl-, Sumpf- und Blau-Meisen, Kleiber, im Hintergrund Schwanzmeisen vom Sperber überrascht.

folgt auf dieselbe Art. Dann erscheinen die Schwanzmeisen, die wie Federbälle von Zweig zu Zweig sich schnellen, bald sitzen, bald hängen, bald einer Beute fast bis zur Erde wirbelnd nacheilen. Es schnalzt mit „Terr“ und lockt fein um uns her; doch kaum haben wir uns der Richtung zugewendet, woher die eigenthümlichen Töne gekommen, so hören wir rechts, links und hinter uns neue, und siehe, die Schwanzmeisen sind auf einmal in grosser Anzahl da; drei, vier, fünf Familien ziehen hastig dahin und umgaukeln uns wie neckende Luftgeister. Tiefer zum Theil gehen die Kohl- und Sumpfmeisen, lockend und wetternd, jene mit „Zerrpinkpinkpink“, diese mit „Rededede“, und hinten drein wandern die durch Zäune und Büsche schlüpfenden Goldhähnchen unter feinem Locken, das wie „Sississi“ klingt. Unsere rüstige, feurige Blaumeise ist der Quartiermacher. Von hohem Standpunkte aus beherrscht ihr Blick einen weiten Umkreis. Eben noch vom schönen Herbstwetter ermuntert und zur Höhe gezogen, stürzt sie sich im nächsten Augenblick angesichts nahender Gefahr mit scharf klingendem „Zizerredett“ zur Warnung des ganzen Meisenzugs in das schützende Gebüsch. Der Zug ist noch nicht vollendet, denn hier sehen wir tief unten an den Stauden und Stämmen mehrere Spechtmeisen umherklettern, welche sich dem lustigen Völkchen der Meisen angeschlossen haben. Eine passende Spalte hat sich eine derselben auf hohem Kastanienbaum ausersehen, wo sie Haselnüsse einzwängt und mit dem Schnabel bearbeitet, während die Füsse sie festhalten. Plötzlich entspringt in Folge eines schnellenden Schnabelhiebes den abgleitenden Vorderzehen die Nuss, und rasch folgt, erst sich fallen lassend, dann fliegend, der Vogel eine Strecke abwärts oft bis zur Erde, um die dahinrollende Nuss wieder zu holen. Immer munter, beweglich und flink, beleben die Spechtmeisen den Park in hohem Grade. Als die Blaumeise den vorüberstossenden Sperber ankündigte, rückte die Spechtmeise eilig auf die untere Seite des wagerecht hinausreichenden Astes, drückte sich fest gegen denselben an und wartete in unbeweglicher Stellung das Vorübergehen der Gefahr ab. Der Schreck einer andern war so lähmend, dass sie im Augenblick, wo sie sich an ein Zweiglein festklammerte und nach der schwebenden Nuss sich niederbeugte, wie leblos in der eingenommenen Stellung verharrte.

Gehen wir der gemischten Gesellschaft auf ihrem Zuge nach, so werden wir sehen, welch ein ungestümer Trieb sich aller Glieder derselben bemächtigt. Oft ziehen die Blaumeisen weit voraus, mit einemmal sehen sie sich durch eine grosse Blösse, eine Wiese, ein Stück Feld und dergleichen mehr in ihrem Fortzug von Baumgruppe zu Baumgruppe gehemmt, sie müssen nun auf weitere Strecken durch die Luft segeln. Eine grosse Besorgniss gibt sich da in ihrem zögernden Fluge kund, der nicht selten erst mehrmals den Vogel zurückkehren lässt, ehe er ihn hinüber an das in Aussicht genommene Ziel fördert. Die Kohlmeisen greifen in den Hecken zuweilen

kranke oder verwundete Vögel an, hacken ihnen den Schädel ein und fressen das Gehirn heraus. Dabei gibt es einen wahren Aufruhr unter den Meisen und andern Vögeln rings umher. Der angegriffene Vogel schreit natürlich und weckt hier Furcht, dort Neugierde, anderswo Mordlust."

So geht das Thun und Treiben der Meisen unter mancherlei Schicksalen einzelner Glieder den Winter über fort, und wenn da auch Diebereien an Speck, Fleisch und ausgehängten gerupften Gänsen, Enten und Hühnern seitens der Kohl- und Blaumeise vorkommen, so sind derartige Nachtheile verschwindend gegen den unermesslichen Nutzen, welchen die Meisen überhaupt stiften. Wir sagen darüber in dem oben erwähnten Buche: „Sie vertilgen die mannigfaltigen Kerbthiere in allen ihren Entwicklungsstadien Gerade die Kerbthiereier wissen die Vögelchen vermöge ihrer scharfsichtigen Untersuchung der Knospen, Blätter, Zweige und Rindenspalten in bewundernswürdigster Weise ausfindig zu machen. Nicht bloss die Oberfläche der Gegenstände wird einer genauen Prüfung unterzogen, sondern auch womöglich das Innere, die Rückseite, und es bekunden sich unsere Schützlinge als gewandte Turner in jeglicher Stellung. Wo in einem Garten die Meisen ihre Heimstätten haben, kommen die schädlichen Obstbaumlarven nicht auf, die Blattläuse verschwinden, und die Feinde der Rosensträuche und der Blumenstöcke sind bald überwunden oder doch wesentlich vermindert. Obgleich unter den Kerbthieren, welche von Meisen vertilgt werden, auch solche sich befinden, welche unschädlich oder sogar nützlich zu nennen sind, so verlieren diese Garten- und Waldhüter doch dadurch keineswegs an ihrem Werthe, weil die Zahl der schädlichen Insekten, welche ihnen zur Beute werden, eine so ausserordentlich überwiegende ist, dass diejenige der nützlichen als eine verschwindende erscheint. Die Kohl-, Blau-, Schwanz- und Sumpfmeisen entwickeln ihre segensreiche Thätigkeit in dem Laubholz, während im Nadelholz die Tannen- und Haubenmeise, erstere im Tannen- und Fichtenwald, letztere im Kiefernwalde, der emsigsten Kerbthier-Jagd hingegeben sind. Hier im Walde erweisen sie sich als Vertilger der schädlichen Nonne (Liparis monacha) und des verwüstenden Kiefernspinners (Gastropacha pini). Die durch ausgedehnte Verheerung berüchtigten Obstspanner, sowie die grossen und kleinen Frostspanner werden von den Meisen in unseren Gärten und Baumstücken in ungeheuerer Anzahl zerstört. Freilich in den Jahren aussergewöhnlicher Überhandnahme dieser Feinde der Obstzucht vermögen auch diese Nützlichsten fast nichts, wie sie sich denn auch der Kohlweisslingsraupe und den auf die Rückseite der Kohlblätter abgelegten Kohlweisslings-Eiern gegenüber im Nachsommer ziemlich unzureichend zeigen. Baum und Strauch sind die Hauptgebiete ihrer nützlichen Wirksamkeit, und darum sollte jeder Gartenbesitzer und Obstbaumzüchter die Meisen anlocken durch geeignete Brutkästchen in entsprechender Höhe, wobei übrigens darauf zu sehen ist, dass das Flugloch so angefertigt werde

dass grössere Vögel sich nicht einnisten können. Im Winter aber kann man sich die liebenswürdigen Thierchen gleichsam dankbar verbinden durch Aushängen von halb geöffneten Nüssen an Schnüren und von Speckstücken. So zu mehrmaligen täglichen Besuchen bewogen, fesselt sie die Erinnerung und Gewohnheit in die Nähe der Fütterungsplätze und lässt sie im Frühling auch daselbst ihre Brut beginnen, sobald hierzu die erforderlichen Bedingungen vorhanden sind."

Wir fügen diesen vor zehn Jahren geschriebenen Worten noch einige Momente bei, welche den Nutzen der Meisen noch weiter zu beleuchten geeignet sind. Die ausserordentliche Unruhe und der Thätigkeitstrieb, welche Eigenschaften wir in den Einzelschilderungen schon gebührend hervorgehoben haben, treten als grundzügliche Eigenthümlichkeiten durchweg bei den zahlreichen Arten auf. Mit der Beweglichkeit und Gewandtheit verbindet sich die geringe Grösse der Vögel, welche sie befähigt, überall durch das Gezweige zu schlüpfen und die dünnsten Reiser und die Knospen von allen Seiten zu untersuchen. Dabei sind sie während des ganzen Jahres der Kerbthierjagd ergeben. Im Winter durchstreifen sie familienweise die Gärten, Parkanlagen und Wälder, dabei mit grösster Sorgfalt die Herbergen der Insekten-Eier und Puppen durchforschend. Das Auge ist durch seine Schärfe in der Nähe vorzüglich geeignet, die feinsten Wahrnehmungen zu machen. Die regste Aufmerksamkeit kommt dabei zu Hülfe. Die grosse Fruchtbarkeit der Meisen fällt nicht minder in die Wagschale. Brüten sie doch allsommerlich zweimal und zählt doch das erste Gelege durchschnittlich zehn bis vierzehn Eier. Die zahlreichen Familien bilden im Verein mit loseren Verbänden verwandter Vögel im Herbste Gesellschaften, welche mit grösstem Erfolg gegen die Massen gefährlicher Feinde unserer Wald- und Gartenbäume täglich vom Morgen bis zum Abend ausziehen. Das entlaubte Holz gewährt ihnen eine freiere Umschau, und so wird die Entdeckung der kleinsten Kerbthiereier gefördert. Ob dieselben lose sitzen oder angekittet sind, einerlei, sie hämmern letztere, z. B. die Eier des Ringelspinners, los und decken obendrein auch noch die verborgenen durch Lösung der Rindenschuppen auf. Die Kohlmeisen hämmern die wurmstichigen Eicheln der Traubeneiche an verschiedenen Stellen auf, um an den verwüstenden Feind dieser Frucht zu gelangen. Mit bewunderswürdiger Feinfühligkeit erkennen sie sogleich die kranken Früchte, in denen der innere Verderber wohnt. Die Puppengespinnste werden sowohl von der Kohlmeise, als auch von der Blaumeise mit dem Schnabel zerhackt und zerrissen, während einer der Füsse den Cocon festhält. Auf diese Weise zerstören sie die Puppe des Ringelspinners und anderer Baumfeinde unter den Insekten.

Vom Wipfel bis zur Wurzel der Bäume sind die Meisen mit dem Säubern von Ungeziefer beschäftigt, hoch oben die Blaumeisen, Tannen-

und Haubenmeisen, tiefer die Kohlmeisen und zunächst dem Boden die Sumpfmeisen. Auch fällt der Umstand sehr in die Wagschale, dass gewisse Arten streng an das Nadelholz, andere vorzugsweise an das Laubholz gebunden sind.

Abgesehen von den Nachstellungen, welche die Meisen durch Menschenhand erleiden, heben wir als schlimmsten Feind, dem selbst der Sperber nicht zu vergleichen ist, den ihre Ernährung beeinträchtigenden ungünstigen Winter hervor. Zunächst ist es der Duftanhang, der Rauhreif, der Schnee, welcher die Aste umzieht oder deckt und die Quellen der Nahrung unzugänglich macht. Die Vögelchen mühen sich zwar treulich ab, den Schnee abzuwerfen, um hier und dort die Aste und Zweige zu entblössen, aber das genügt doch ihrem Bedürfnisse nicht, und die Eiskruste vermögen sie nicht zu beseitigen. Da werden sie dann genöthigt, sich an Orte zu begeben, wo das Hinderniss in geringerem Masse auftritt, und in der That, die Noth macht erfinderisch oder vielmehr führt zu Entdeckungen hin. Aber das sind trübe Tage der strengsten Prüfung, deren Überstehen nur durch den ausserordentlich feinen Spürsinn und die rastlose Thätigkeit dieser Vögel möglich sein kann.

Man hat bis jetzt die bei tiefem Schnee anhaltende strenge Kälte als Feind der Meisen unterschätzt. Selbst wenn die Bäume wieder ziemlich frei von Schnee geworden sind, aber bie Kälte ungewöhnlich dauernd und streng waltet, finden viele Meisen ihren Tod durch Erfrieren, welches natürlich durch Mangel an genügender Nahrung verursacht wird. Im Winter 79 auf 80 sind in unserer Gegend an verschiedenen Orten erfrorene Meisen gefunden worden. Unter ihnen befanden sich jedoch keine Tannen- und Haubenmeisen, welche leichter, als die andern Meisenarten im Walde den Winter überstehen zu können scheinen. Die Kohlmeise schlägt sich in der Nähe der menschlichen Wohnungen vermöge ihrer Vielseitigkeit leichter durch.

Die Familie der Spechtmeisen oder Kleiber. Sittae.

Die allgemeinen Merkmale dieser Familie lassen sich in folgender Darstellung zusammenfassen.

Die Gesammtgestalt wird als Grundform der Spechte angesehen. Der kegelförmig gebildete, spitzig zulaufende Schnabel von mittlerer Länge ist sanft gewölbt; er birgt eine lange, breite und niedrige, oben gefurchte, vorn stumpf gespaltene und in Fasern zerrissene Zunge; welche nicht über die Schnabelspitze vorzudringen vermag; der Fuss kurz und mit ausserordentlich langen Zehen versehen, welche hochbogig gekrümmte, kräftige, spitze Nägel haben, der Flügel breit und stnmpf, der Schwanz kurz und ebenfalls breit, auch zum Klettern nicht befähigend, das Gefieder weich und massig. Luftführend sind die Hirnschale und die Oberarmknochen. Überblickt man alle diese einzelnen Gliedmassen, ihre besondere Formung, sowie die ganze

Gestalt der Vertreter dieser Familie, so müssen die Kleiber als eine Übergangsform von den Spechten zu den Meisen oder umgekehrt betrachtet werden, wie es auch ihre Benennung schon ganz passend bezeichnet.

Die Kletterfähigkeit scheint unvergleichlich. Die Verbreitung ist sehr ausgedehnt, nur Mittel- und Südafrika, sowie Südamerika sind ausgenommen. Der Aufenthalt dehnt sich ausser dem Walde auch auf Feldgehölze, Parks und baumreiche Gärten aus.

Alle Spechtmeisen gehören zu den Strichvögeln. Ihre Wanderungen ausser der Brutzeit sind indessen sehr beschränkt und täglich an bestimmte Plätze gefesselt. Während der Brutzeit hält sich das Paar in unmittelbarer Nähe des Nistplatzes.

Ausser Kerbthieren dienen ihnen Sämereien zur Nahrung. In Baumhöhlen und Felsenspalten nisten sie, errichten jedoch fast immer mittelst Schlamm und Lehm einen Kranz um den Eingang herum, welcher die Öffnung ihrem Körperumfang entsprechend verengert.

Unsere Spechtmeise. Sitta caesia sive europaea.

Die Länge beträgt 16 cm, die Breite 26 cm.

Ihre Färbung ist oberseits bleigrau, unterseits rostgelb, an Kinn und Kehle weiss, an den Flanken und Unterschwanzdeckfedern kastanienbraun, und auf den Schwingen schwarzgrau mit hellen Säumen. Die mittleren Schwanzfedern sind aschgraublau, die andern schwarz mit aschblauen Spitzen. Ein stark hervortretender schwarzer Streifen geht von der Schnabelwurzel aus durch das Auge bis zur Halsgegend. Der Schnabel ist oben hornschwarz, unten bleigrau, das Auge nussbraun und der Fuss horngelblich. Beim Weibchen ist die Unterseite blasser und der Augenstreifen schmaler, sowie die Grösse geringer.

Hinsichtlich der Verbreitung ist festgestellt, dass der Kleiber nur im Norden Europa's fehlt. Die genauere Untersuchung und Beobachtung hat ergeben, dass sich der Seidenkleiber (Sitta sibirica), ein Bewohner Ostrusslands und Sibiriens, von dem Nordkleiber (Sitta europaea), ein Bewohner Scanidnaviens und Nordrusslands, durch geringere Grösse und auch durch die Färbung so sehr unterscheidet, dass die Trennung in zwei Arten nothwendig und gerechtfertigt erscheint.

Weithin ertönt im Frühling der Minneruf des Spechtmeisenmännchens vom hohen Wipfel des Hochwaldbaumes, wo es an schönen Sommermorgen lange verweilt, hinauf zum lachenden Himmel den Blick gerichtet, und sich hin und her wendend, während seine Werbung dem unter ihm wandelnden Weibchen gilt, welches von ihm zeitweise von Ast zu Ast, von Stamm zu Stamm auf- und abwärts, hin und her gejagt wird. Welche Kletterfertigkeit entfaltet sich da dem beobachtenden Auge beim Aufwärtssteigen der Thierchen sowohl wie beim viel bewundrungswürdigeren Niedersteigen!

Mustern wir darum vor Allem die merkwürdig zweckentsprechenden Kletterwerkzeuge. Die Zehen erscheinen verhältnissmässig länger noch, als diejenigen der Spechte, derbe Ballen und bogig geformte, scharfe Nägel sind ihnen beigegeben. Befähigt einen umfangreicheren Stützgrund unter sich mittelst dieser Ausrüstung zu umspannen, als die Spechte, sind sie ins besondere im Stande, vermöge der weitgreifenden Hinterzehe eben so gut nieder- wie aufwärts zu steigen und sich mit Leichtigkeit und Sicherheit an Zweige und Ästchen, ja an den Stamm sogar mit aufwärts gerichtetem Vorderthteil anzuhängen. Dabei bemerkt man stets, dass der Hals eingezogen und der Kopf emporgerichtet wird.

Der zwar scharf ausgestossene, aber dennoch nicht laute Lockton der Spechtmeise lautet wie „Sit", der Minneruf dagegen ist ein laut tönendes „Tü-tü", dem noch ein „Quü" und „Tirr" angehängt wird. Der Antwortruf des Weibchens lautet „twät".

Das Weibchen untersucht, vom Bautrieb bewogen, die verschiedenen Baumhöhlen der Heimstätte und trifft endlich seine Wahl, wenn nicht die Vorliebe für die vorjährige Wohnung sogleich bestimmend wirkt. Gewöhnlich werden Spechtlöcher zur Wohnstätte erkoren, in seltnen Fällen Felsenhöhlen. Um den Eingang zur Wohnung eng genug herzurichten, baut die Spechtmeise ein Mauerwerk kranzförmig um den Rand, indem sie Bröckchen Lehm oder zähen Schlamm herbeiholt, beim Aufkleben mit Speichel vermengt und nach Art der Schwalben Schichte auf Schichte baut. So entsteht eine 2,5 cm dicke Masse, welche durch sorgfältige Bearbeitung durch den Schnabel und in Folge der Speichelzugabe sehr haltbar wird. Wenn auch diese Arbeit ziemlich still und heimlich vollzogen wird, so zeigt das Paar doch dabei eine grosse Regsamkeit und ein gewisses Gebahren, welches dem von ihm entdeckten Menschen wie ein neckendes Spiel und eine Offenbarung grosser Neugierde erscheinen möchte. Denn bald schlüpft die Spechtmeise in die Höhle tief hinein, bald lugt sie mit dem Kopf hervor, bald verschwindet sie wieder im Innern. Das Nest besteht in Laubhölzern aus zerrissenen Buchen- und Eichenblättern, in Nadelwäldern aus Stückchen Kiefernschale. Das Material ist lose übereinander gelegt. Schon Ende April oder Anfangs Mai wird das Gelege vollzählig, das aus sechs bis neun Eiern besteht, welche denen der Meisen ähnlich und bei kalk- oder milchweiser Grundfarbe mit bald heller, bald dunkler roth punktirter Zeichnung versehen sind. Die Bebrütung geschieht allein von dem Weibchen und dauert dreizehn bis vierzehn Tage. Die Jungen sind anfänglich sehr unförmig gestaltet, flügge geworden aber recht wohlgefällige Erscheinungen. Ihr Ausflug erfolgt erst nach dreiwöchentlicher Versorgung und Verpflegung im Innern der Höhle durch die Eltern, welche sie endlich bei ihrem anfänglich verzagten Erscheinen am Rande des Loches zum Hervorkommen veranlassen. Erst begeben sie sich auf die

benachbarten Äste des Baumes, in welchem sie ihre Geburtsstätte haben, und allmälig dann weiter auf die benachbarten Bäume, stets mit grosser Sorgsamkeit von den Alten geleitet. Die Nahrung, welche ihnen von diesen zugetragen wird, besteht in Kerbthieren, vorzüglich Raupen, welche oft mit grossem Fleiss von den äussersten Zweigen im Laubwalde abgelesen werden. Die Familie bleibt auch, wenn die Jungen allein fressen gelernt haben, noch lange vereinigt; erst nach vollzogener Mauser trennen und vertheilen sie sich, um später in lose Verbindung zu treten mit umherstreichenden Meisengesellschaften.

Die Spechtmeisenfamilie ist oft sehr hartnäckig an eine Stelle gefesselt, welche ergiebige Ausbeute liefert. Auf einem Lindenbaum sahen wir eine Familie tagelang vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittag einzig und allein mit der Säuberung der Äste, Zweige und Blätter von Blattläusen beschäftigt und, ledig fast aller Scheu, ihren beschränkten Wandel einhalten.

Stundenlang ist auch im Herbste die Spechtmeise an einem und demselben Ort, ja an denselben Baum oft gefesselt. Seien es nun Kerbthiere, Spinnen, Sämereien oder Beeren, welche ihre Anziehungskraft üben, reiche Fundgruben werden nachhaltig ausgebeutet; Sämereien liest sie auch vom Boden auf. Die Kerbthiere pickt sie in Eier- und Larvengestalt von Aesten, Zweigen, Blättern und Stämmen ab, holt sie unter dem Moose und aus den Rissen der Borke herzor, das fliegende Insekt erhascht sie sogar mit einem Aufschwung in die Luft. Ihre Vorliebe für animalische Nahrung lässt die Spechtmeise auch an die Gebäude zur Untersuchung herankommen. Den kranken oder lahmen Vögelchen, ebenso den an Sprenkeln und Schlaggärnchen gefangenen hackt sie die Hirnschale auf und frisst ihnen das Hirn heraus.

„Ebenso gern wie Kerbthiere“, berichtet Chr. L. Brehm, „frisst der Kleiber Sämereien, namentlich Rothbuchen- und Lindennüsse, Ahorn-, Kiefer-, Tannen- und Fichtensamen, Eicheln, Gerste und Hafer. Bei völlig geschlossenen Zapfen kann er zu dem Samen der Nadelbäume nicht gelangen; sobald aber die Deckelchen etwas klaffen, zieht er die Körner hervor und verschluckt sie. Den Tannensamen, welchen ausser ihm wenige Vögel fressen, scheint er sehr zu lieben. Wenn unsere alten Tannen reichen Samen haben, sind ihre Wipfel ein Lieblingsaufenthalt der Kleiber. Den ausgefallenen Holzsamen lesen sie vom Boden auf, die Gerste und den Hafer spelzen sie ab, und die Eicheln zerstückeln sie, ehe sie diese Früchte verschlucken. Hafer und Gerste scheinen sie nicht sehr zu lieben, sondern mehr aus Noth zu verzehren; denn man findet dasselbe sellten in ihrem Magen. Rothbuchen- und Lindennüsse fressen sie sehr gern und heben sie auch für nahrungslose Zeiten auf. Ich habe die Kleiber oft mit Vergnügen auf den mit Nüssen beladenen Rothbuchen beobachtet. Ihrer zwei bis drei halten sich in der Nähe einer samenreichen Buche auf, fliegen abwechselnd

auf sie, brechen mit dem Schnabel eine Nuss ab und tragen sie auf einen nahestehenden Baum, in welchen sie ein zum Einklammern derselben passendes Loch angebracht haben, legen sie in dasselbe, halten sie mit den Vorderzehen, hacken sie auf und verschlucken den Kern. Jetzt lassen sie die Schale fallen und holen sich eine andere Nuss, welche auf gleiche Weise bearbeitet wird. Dies geht oft stunden- ja tagelang fort und gewährt wegen der beständigen Abwechslung welche das Hin- und Herfliegen, das Abbrechen und Aufhacken bedingt, ein recht angenehmes Schauspiel. Die Hasel-, Linden- und Ahornnüsse behandelt der Kleiber auf ähnliche Weise. Sein feiner Geruch zeigt ihm stets so richtig an, ob die Nuss voll ist oder nicht, dass er nie eine leere abbricht, das Durchbrechen der harten Schale einer Haselnuss kostet ihm einige Mühe; aber mit einer Linden-, Rothbuchen- oder Ahornnuss ist er schnell fertig. Sonderbar sieht es aus, wenn er die Nüsse fortträgt. Es geschieht stets mit dem Schnabel, den er, um eine Haselnuss zu fassen, ziemlich weit aufsperren muss.“ Ausser den erwähnten Baum- und Strauchfrüchten frisst die Spechtmeise im Winter auch nach Naumann Kirschenkerne, die sie am Boden aufliest, ebenso im Herbste Sonnenblumen- und Gurkensamen, nach Snell die giftigen Beeren der Zaunrübe, nach Hayden im Winter die Larven der Buchengallmücken, welche sie vom Boden aufnimmt. Sie hackt wie die Meisen an der Seite der Spitze jener kegelförmigen Galle der Mücke, die sich auf der Oberseite der Buchenblätter befindet und im Herbste holzartig wird, ein Loch in den Mantel und holt die Made aus dem Innern, schwerlich aber mit der Zunge, vielmehr nach unserer Ansicht mit der Schnabelspitze hervor, trotzdem die Öffnung auffallend klein ist. Die Zunge des Kleibers varmag ja nicht über die Schnabelspitze hinaus vorzudringen! Die Larven der Ulmenblattwespe holt er gleichfalls aus den Blattgallen der Ulmenbäume. Vorsorglich legt der Kleiber nach Chr. Ldw. Brehm Vorrathskammern an, hier in Spalten der Bäume, dort in einem andern Ritz, anderwärts wohl auch unter dem Dach eines Hauses. Auch in Spechthöhlen schleppt er die Nüsse nach unsern Beobachtungen. Die Lager der aufgespeicherten Nüsse befinden sich an verschiedenen Orten, so dass der Vogel den Vorrath auf diese Weise vertheilt.

IV. Ordnung.

Klettervögel. Scansores.

Eigentlich ist diese Ordnung dem Namen nach nicht glücklich gewählt, weil nur wenige Mitglieder derselben im wahren Sinne des Wortes klettern. Da nun zu dieser Ordnung sehr verschiedenartige Vögel gehören oder zu-

sammengefasst zu werden pflegen, so hat man mancherseits jene in zwei Unterordnungen, Abtheilungen oder Zünfte getheilt. Gegenüber demjenigen, was die Mitglieder in Hinsicht des allgemeinen Übereinstimmenden innerhalb der Ordnung ihre Stelle finden lässt, vereinigt man in diesen Zünften das, was sie von einander unterscheidet, in einem Gesichtspunkte. Bei weitem die grössere Anzahl der Glieder trägt das gemeinschaftliche Kennzeichen, den Kletterfuss, d. h. einen solchen, an welchem zwei Zehen nach vorn, zwei nach hinten gerichtet sind oder auch mit anderen Worten der paarige Fuss, an welchem sich bisweilen die äussere als Wendezehe zeigt, d. h. willkürlich nach vorn und hinten gerichtet werden kann. In der letzteren Weise stellt sich der Wendezehefuss her. Aber auch der Schreitfuss macht sich bisweilen geltend, d. i. ein solcher, an welchem die Mittelzehe mit der äusseren und inneren Vorderzehe bis an oder über die Mitte verwachsen ist, sowie denn auch der Gangfuss, an welchem die beiden äusseren Zehen nur am Grunde verwachsen, und ausnahmsweise der Dreizehenfuss vorkommt. Bei einem anderen Theile der Ordnung nimmt man hauptsächlich den Schnabel in Betracht, und nach diesen beiden Gesichtspunkten bilden sich die beiden Unterordnungen: Klettervögel mit gewöhnlich paarzehigem Fusse und Dünnschnäbler.

Für die Vertreter unter unseren einheimischen Klettervögeln genügt die Ordnung vollkommen. Hiernach ist der Schnabel — wenn man die Papageien ausnimmt — ohne Wachshaut, gross, sogar hervortretend oder bedeutend, meist gestreckt, aber verschieden gestaltet. Der Leib, bald schlank und mager, bald gedrungen. Die Ordnung umfasst Vögel der verschiedensten Erdtheile und Klimaten, doch finden sich die meisten Mitglieder in den warmen Erdgürteln; auch ist die Verbreitung der einzelnen Arten verhältnissmässig eine beschränkte. Der bevorzugte Aufenthalt der Klettervögel ist der Wald.

Die Intelligenz der Klettervögel erreicht bei den Papageien die höchste Stufe unter den gefiederten Wesen überhaupt; bei einem anderen Theile übersteigt sie die Grenze der Mittelmässigkeit, bei einem andern hält sie sich in dem Nieveau der letzteren. Wenn man von den Papageien absicht und den übrigen Theil der Ordnung in Betracht nimmt, so erweisen sich viele Vertreter als scheu, misstrauisch, ja es macht sich sogar Vorsicht, Klugheit und List geltend; allein ihr Temperament ist vielfach unruhig, stürmisch, und die meisten Arten erweisen sich, wild eingefangen, als sehr schwer oder gar nicht zähmbar, obgleich aufgezogene Nestlinge durch friedliches Wesen und Zähmbarkeit sich auszeichnen. Dem Theile der Ordnung neben den Papageien ist auch ein familienweises oder geselliges Zusammenleben nur ausnahmsweise eigen.

Die Nahrung ist verschieden, doch besteht sie meist entweder getrennt oder ungetheilt aus Insecten oder Früchten; auch kommt hin und wieder

thierische Ernährung in Betracht. Viele bekunden sich als eifrige Kerbthierjäger und leisten hierdurch erspriesslichen öconomischen Nutzen, welcher sich bei manchen Arten noch ganz besonders dadurch erhöht, dass diese Kerfe vertilgen, die sonst kein anderes Thier anrührt.

Wie die Klettervögel im Wesentlichen Baumvögel sind, so erweisen sie sich vorzugsweise als Baumhöhlenbrüter; wenige nur als Erdhöhlennister. Bei ihnen steht die eigentliche Nestbereitung, d. h. das unmittelbare Bett, für die Brut, auf tiefer Stufe. Bei einer Familie der Ordnung ist die Nest- und Familienlosigkeit Regel: sie vertraut ihre Brut anderen Arten an.

a. Unterordnung Paarzeher.

Diese — man könnte sie Scantipedes nennen — kennzeichnet sich wesentlich in dem Kletter- oder paarzehigen Fusse. Dieser wechselt zwar auch mit dem Schreitfuss; allein dann treten im Schnabel, der Gestalt und dem Wesen wieder Merkmale auf, welche die Glieder hierher verweisst.

Unsere zu dieser Unterordnung oder Zunft zählenden einheimischen Vögel lassen sich in den nachfolgenden Familien betrachten.

Die Spechtvögel. Picidae.

Diese die Klettervögel im eigentlichen Sinne vorstellende Familie bildet die Kerngruppe der Ordnung und Zunft. Mitglieder der Familie finden sich in allen Erdtheilen, Neuholland und die Insel Madagaskar ausgenommen.

Die eigentlichen Spechte sind im wahren Sinne des Wortes Baumvögel, und wenn eine Sippe der Familie, die Grasspechte, gerne der Ernährung wegen den Boden und das Freie besucht: — der Specht ist nichts desto weniger an den Baum gebunden. Flüchtet doch gleich jeder von der Erde aufgescheuchte Grün- oder Grauspecht oder der Wendehals zu seinem natürlichen Aufenthalte und Schutzort, dem Baum. Alle Mitglieder ohne Ausnahme sind deshalb auch Baumnister, beziehungsweise Höhlenbrüter.

Besser als wir die Spechte in unseren Thierwohnungen allgemein charakterisirt haben, können wir es — abgesehen von einigen neueren Beobachtungen und Ergänzungen — heute nicht. Wir sagen über die eigentlichen Spechte a. a. Ort Folgendes: „Alle haben die Gewohnheit, in Baumhöhlen zu nisten. Sie sind gleichsam mit den Bäumen verwachsen, und nur ausnahmsweise sieht man sie an Gebäuden, Mauern, an Uferwänden, Hohlwegen, Rainen und auf dem flachen Boden, auf welchem sie sich unbeholfen geberden und nur stossweise hüpfend sich weiter bewegen. Der einen Art sagt nur die düstere Nadelwaldung zu, die andere fühlt sich in den Vorhölzern, ja selbst in unseren Obstgärten heimisch und heisst das Laubholz ebensosehr willkommen, als das Nadelholz. Die Natur hat die Spechte mit den nöthigen Werkzeugen ausgerüstet, um die Bäume zu erklettern

und unter den Rinden die verborgenen Puppen und Würmer oder aus den Ameisenhaufen ihre Nahrurg hervorzuholen. Schnabel, Zunge, Füsse und Schwanz sind die bedeutendsten Theile der Spechte. Ersterer dient in seinem lang kegelförmigen, nach vorn keilförmigen Bau, seiner Stärke und Schärfe als vortrefflicher Meisel, und wird vermöge des kurzen muskulösen Halses zu kräftigen Hieben angetrieben, die bald in langsamerem, bald in rascherem bis zum Wirbel gesteigerten Tempo erfolgen."

Neuerdings vertraten gegen uns selbst achtbare Männer der Wissenschaft auf einer Universität die Ansicht, dass das Wirbeln der Spechte, welches dieselben hauptsächlich in der Minnezeit verursachen, durch Begattungs- und Balzlaute hervorgebracht würde. Es scheinen solche Meinungen fast die Folge zu sein von den sonderbaren und absurden Behauptungen oder Erklärungen gewisser Stubengelehrten, welche in der letzten Zeit bedauerlich über Fragen der Vogelkunde laut geworden. Wie das „Meckern" der Becassine als von den tönenden Schwingungen der Steuerfedern des in der Luft sich abwärts stürzenden balzenden Vogels herrührend gewisserseits ausgegeben worden ist; so soll umgekehrt der Wirbel der Spechte auf Stimmlaute derselben zurückgeführt werden. Gäbe man sich die Mühe, die Thiere in der lebendigen Natur andauernd zu beobachten, dann kämen solche absonderliche Ansichten gar nicht zum Vorschein, und die Beschreibung des aufmerksamen alten Brehm träte von selbst sprechend vor die Augen, die er über das Trommeln des Schwarzspechtes gegeben. Mit den wuchtigen, blitzschnellen Bewegungen des Kopfes und Schnabels allein bringt der Specht den schallenden Wirbel an einem hohlen, dürren Aste hervor. Auge und Gehör des aufmerksam Beobachtenden kann in dem Getön des Wirbelns nichts anders gewahren, als den durch die Hiebe des Spechtschnabels in tönende Schwingungen versetzten Holzkörper. Das Vibriren erweist sich auch je nach der Stärke und Länge, überhaupt der Beschaffenheit des Holzkörpers in Höhe und Tiefe verschieden, in der Charakteristik aber deutlich als Holzklang. „Sein Schnabel, d. h. nicht die eigentliche Knochenmasse, sondern die äussere, den Knochen umgebende Hornhaut, wächst bei Verletzungen u. s. w. sehr schnell nach. Einen interessanten Fall der Art berichtet Pfarrer Joh. Jaeckel in Nr. 5 des „Zoologischen Gartens" von 1865."

„Um einem frei in einer Stube herumfliegenden Buntspechte (Picus major), das Hacken an Holz und Mauerwerk unmöglich zu machen, feilte man demselben die meiselförmige Schnabelspitze etwa zwei Linien weit fort. In Zeit von einer Woche war ihm dieselbe wieder nachgewachsen, so dass die Operation öfters wiederholt werden musste. Einmal riss der Specht, indem er ein messingenes Kettchen, mit welchem seine zerhackte Käfigthüre zugebunden war, kräftigst bearbeitete, die hornige Bekleidung des Unterschnabels zur Hälfte ab, in etwa 14 Tagen, während welcher

Zeit er sich mit dem Fressen hart that, hatte sich die abgerissene Hälfte wieder ergänzt."

Hier müssen wir eine weitere Beobachtung und Untersuchung an dem grossen Buntspechte einreihen. An einem im vorigen Herbste als Modell zum Zeichnen geschossenen Exemplare bemerkten wir mit Verwunderung, dass sich die Hornbekleidung vom Knochengerüste des Schnabels wie ein Stiefel vom Fusse oder eine Scheide vom Waidmesser abheben liess. Begierig, wie wir waren, zu erkunden, ob diese Erscheinung allgemein bei den Buntspechten auftrete, erlegten wir in Fichtenorten noch mehrere Exemplare, welche damals den reifen Fichtensamen sehr eifrig aus den Zapfen schlugen. An allen erbeuteten Exemplaren gewahrten wir mehr oder weniger ein nur loses Ansitzen der Hornschichte an der Schnabelbeinmasse, während an einem Individuum bereits ein ganz neues Horngebilde an dem Schnabel bemerkbar war und an einem andern der Ansatz einer neuen Hornschichtbildung von der Schnabelwurzel aus bemerklich war. Die ganz frische Hornbekleidung des einen Spechtes war von lebhafterer Bleifarbe, als die alten Hornhüllen, in der Gestaltung auch noch nicht so vereckt und rinnig und noch etwas kürzer, weniger gestreckt, übrigens vollkommen fest und hart. Die jüngere Hornbildung eines anderen Exemplares war erst ca. 5—6 mm aus dem Schnabelgrunde herausgewachsen und unter der alten Hornbekleidung vorgeschoben. Dies junge Gebilde war heller in der Farbe, ähnlich derjenigen alten Pergamentes, fühlte sich aber ebenfalls schon hart an und erwies sich als fest. Dass bei allen diesen Exemplaren — es waren im Ganzen vier Stück, drei Männchen und ein weiblicher Vogel nach und nach erlegt — stets Verletzungen die Ursache dieser Neubildungen gewesen sein sollten, ist doch wohl nicht anzunehmen.

Es mag die oft Wochen lang andauernde Ernährung von Zapfensamen im Herbste, welche im Winter nur durch das äusserliche Visitiren oder höchstens Rindenablösen der Bäume unterbrochen wird, ihren Grund in dem zum Bearbeiten des jedenfalls widerstandsfähigen Holzes weniger tüchtigen Schnabel haben. Es bietet der Specht, wenigstens der gr. Buntspecht, nach dieser Erfahrung also ein Gleiches oder doch Ähnliches in Hinsicht auf die alljährliche Neubildung seines Schnabels dar, wie der Auerhahn, nur dass diese Regeneration beim Specht in eine andere Jahreszeit zu fallen scheint, ja vielleicht dieses Glied der Spechte sich in Folge des starken gewaltsamen Gebrauches jeweilig wieder ersetzen muss, also die Neubildung des Schnabels an keine ganz bestimmte Zeit gebunden ist. Wir werden übrigens diese Untersuchungen füglich noch erweitern, um zu einem sicheren Schlusse zu gelangen.

„Die Zunge, welche allmälig schmaler wird und in eine hornartige mit nach innen gerichteten Stachelborsten versehene Spitze ausläuft, dringt wie eine Nadel in die Ritze der Bäume und die Gänge der Kerbthiere ein. Von

ihr sagt Burmeister: „„Sie sitzt an einem langen, geraden, griffelförmigen Zungenbein von der Länge des Schnabels, von welchem nach hinten noch zwei doppelt so lange, zweigliedrige Zungenbeinhörner ausgehen. Das Zungenbein steckt in einer höchst elastischen Scheide, welche, eingezogen, wie eine Sprungfeder aussieht, im Muude liegt und sich gerade ausdehnt, wenn das Werkzeug vorgestreckt wird. In der Ruhe biegen sich die Zungenbeinhörner um den Hinterkopf zur Stirne hinauf, liegen hier unter der Haut und reichen mit ihren Spitzen sogar bis in die hornige Scheide des Schnabels weit über die Nasenlöcher hinaus, indem sich daselbst ein eigner Kanal zu ihrer Aufnahme befindet. Sie steigen von hier, wenn der Specht die Zunge ausstreckt, in die elastische Scheide des Zungenbeinkörpers hinab und schieben so die Zunge vor sich her, mehrere Zoll weit aus dem Schnabel heraus.“

„Die stämmigen, weit hinten ansitzenden, kurzen und einwärts gebogenen Füsse mit den langen, scharfnageligen Zehen befähigen den Vogel, sich fest an Bäumen anzuklammern. Der Bau des Schwanzes ist merkwürdig. Er erscheint staffelförmig und um so auffallender dachgiebelartig auf dem derben, breiten Endwirbel der Schwanzsäule befestigt, als die einzelnen Federn — zwölf an der Zahl — convex nach aussen geformt sind. Die zwei mittleren sind die stärksten und grössten und bilden den Hauptstützpunkt beim Klettern und Hämmern. Die zwei äusseren, kleinsten sitzen über den zunächst inneren und geben durch diese Stellung dem ganzen Schwanze noch mehr Halt. Der Umstand, dass die kurzen Fasern der Fahnen der einzelnen Schwanzfedern, besonders der drei ersten mittleren Paare, von dem sehr biegsamen Schafte schief nach unten, also giebelförmig, laufen, sehr stark und spröde sind und, je weiter nach der Spitze, desto mehr zurücktreten und kürzer werden, — lässt diesen Theil des Vogels nicht allein als ein vorzügliches Mittel zum Fortbewegen an senkrechten Baumschäften hinauf, sondern auch als eine elastische Stütze erscheinen, auf welcher der natürliche Zimmermann sich bei seiner Arbeit mit besonderer Wucht vorschnellen kann.“

Das Aufklettern geschieht ruck- oder satzweise. Bei jedem Satze lüftet der Specht ein wenig die Flügel, um durch deren Zusammenschlagen im Vereine mit dem fördernden Schwanz, auf den er sich stützt, in die Höhe zu schnellen. Diese Bewegung können die Spechte auch seitwärts, also spiralförmig um die Stämme ausführen, abwärts, wie der Kleiber zu rutschen, vermögen sie hingegen nicht; obgleich eine Rückwärtsbewegung in kleinen Sätzen und ein Klettern an der unteren Seite fast wagerecht gewachsener Aste vorkommt. Das Klettern und Anheften mittelst ihrer Kletterfüsse an den Baum ist den Spechten zur anderen Natur geworden, so dass sie sämmtlich in angeklammerter Stellung schlafen. Auch der junge Specht übt schon von seiner Wiege aus zu allererst das Anklammern und Klettern,

später erst das Gehen und Hüpfen, in welchem er es nie, wie angedeutet, weit bringt.

„Auch das Knochengerüste zeigt uns manche merkwürdige Gestaltung. Zuerst fällt der wenig vorragende Kiel oder Kamm am Brustbein auf“...., welcher den Vogel befähigt, hart am Baumschafte senkrecht in die Höhe zu klettern. „Nicht weniger auffallend sind die verhältnissmässig sehr kurzen und engen Schulterblätter; doch wird durch diese Form dem ohnedies schlanken Vogel das Ein- und Auskriechen in schmalen Löchern entschieden erleichtert. Die ganze Stärke des Knochenbaues erstreckt sich auf den Kopf und den im Verhältniss zu den übrigen gestreckten Gliedmassen kurzen Hals, sowie auf die hintere Partie des Steisses, der, wie schon erwähnt, in einen breiten und starken Endwirbel endigt.

Da die Spechte von Baum zu Baum wandern, um Nahrung zu suchen, und fast unaufhörlich diesem Geschäfte obliegen, so sieht man sie selten weite Strecken im Fluge zurücklegen. Keineswegs aber sind sie im Fluge ungeschickt. Viel mehr aber überzeugt man sich von ihrer Tüchtigkeit, wenn man einen Specht Abends aus dem Felde zum entfernten Walde hoch durch die Luft zurückkehren sieht. In Bögen schwingt er sich vorwärts, geräuschvoll mit den Flügeln arbeitend, sobald er den Bogen aufwärts beschreibt, und mit dicht anliegendem Gefieder pfeilartig niedertauchend, wenn er den Bogen abwärts vollendet.“ Auch lässt er seinen Ruf beim Fluge im Beschreiben des absteigenden Bogens fast immer erschallen. „Gewöhnlich aber fliegt er nur kurze Strecken von der Höhe eines Baumes zu dem untern Theile des Stammes eines andern, wobei er sich beim Anfliegen und Emporklettern sehr geschickt den Augen des Beobachters und Verfolgers zu entziehen weiss.“

Wir theilen durchaus nicht die trübselige Anschauung Buffon's, welcher die munteren, rührigen Vögel als zu beständiger Arbeit und Sklaverei verdammt geschildert hat.

Der unentbehrliche Baum gibt den Spechten ihre Wohnung. Aber sie nehmen nicht etwa schon vorhandene Löcher und Höhlen zu ihren Brutstätten, der unermüdliche Spechtvogel meiselt sich dieselben sehr kunstvoll selber, wie wir es in der Abtheilung über die Baukunst der Vögel niedergelegt haben. Sein untrüglicher Spürsinn weiss die äusserlich oft gar nicht sichtbaren Stellen an anbrüchigem Holze zu finden. Hier ist's eine aussen ganz gesunde Stelle des Stammes oder Astes, der aber kernfaul geworden, die er zum Angriff für seine Meiselarbeit ausersieht; dort gewahrt er einen hinter schwammigem Auswuchse versteckten Punkt, den er mit Erfolg bearbeitet, da er aus Erfahrung weiss, dass die Pilzbildung die Zerstörung des Holzes nach sich zieht oder vielmehr anzeigt. In der Regel oder doch in sehr vielen Fällen bereiten sich die Spechte alljährlich neue Brutstätten; ganz gewiss aber fertigen sie neben diesen noch viele Schlafhöhlen, um so

mehr von diesen, je mehr andere Höhlenbrüter solche Schlafplätze sich aneignen: denn der sonst so entschiedene Spechtvogel weicht gerne Zudringlichkeiten anderer Vögel merkwürdiger Weise aus.

Es ist in neuester Zeit wieder eine absurde Behauptung befördert worden unter — mit E. F. v. Homeyer zu reden — „grosser Kraftanstrengung und unter stetem Hinweis auf das vorhandene reiche Material", die Behauptung: unsere Spechte seien für den Forst nur schädliche Thiere. Diese ist von dem eben erwähnten Thierkundigen überzeugend in ihrer Haltlosigkeit und Willkür ad absurdum — zu ihrem wahren Ursprung — geführt worden. Alles, was man über die Schädlichkeit der Spechte vorbrachte, beschränkt sich auf Hindeutung von Holzabschnitten, an welchen Bestätigungen des Minirens, Hackens und sonstigen Bearbeitens der Vögel bemerklich. Von diesem aus allen Gegenden des Inlandes und auch von auswärts durch dritte und vierte Hände künstlich herbeigeschafften Materiale sind nun die beliebten wohlfeilen Schlüsse a posteriori gezogen worden. Es ist jedes längere Verweilen bei diesen Auswüchsen eines Gelehrtenkrames Zeitverschwendung. Verlassen wir diesen trüben Punkt von Verirrungen der Einseitigkeit und kurzsichtiger Naturanschauung und wenden wir uns zu dem Thatsächlichen wahrhaftiger Forschung und lebendiger Wirklichkeit!

Dass die Spechte vorzügliche Sinne besitzen — welchem einigermassen aufmerksamen Beobachter der Thiere wäre dies zweifelhaft? Aber es ist die Entscheidung oder das Ergründen über das Vorwalten eines und des andern Sinnes oder auch über die vereinte Thätigkeit der Sinne bei Thieren schwer. Wenn wir unsere neueren und jüngsten Erfahrungen über ein und das andere Verhalten von Spechten durchgehen, so will es uns bedünken, als könne das Gehör der Spechte gerade nicht der allerschärfste der Sinne bei diesen Vögeln sein. Schon so manchmal sind wir neuerdings nämlich schon ganz nahe an die Tunnels der Grün- und Grauspechte an Ameisenhaufen herangekommen, ohne dass uns die sonst so vorsichtigen und scheuen Thiere frühe hörten; einmal hat der eine von uns (Adolf) einen grossen Buntspecht bei der Arbeit in der niederen Höhle einer Weide gefangen. Gelegentlich der Jagd auf Wildenten geriethen wir an erhöhten Bachufern Grasspechten wiederholt auffallend nahe. Ganz bestimmt können wir behaupten, dass sie uns in diesen Fällen blos durch's Gesicht, nicht aber durchs Gehör gewahrten. Erst vor ganz kurzer Zeit ist uns unter manchem andern wieder ein Fall vorgekommen, dass ein Grünspecht ganz nahe vor unseren Füssen aus einem Ameisenhaufen aufflatterte. Die Untersuchung des Haufens der Waldameise (Formica rufa) ergab, dass der Vogel kaum erst ein halbhandlanges Loch gehackt hatte, dass er also, mit dem Körper in der Aussenwelt, unsere ohnedies in den Blättern des Waldes vernehmliche Annäherung hätte früher, als geschehen, hören müssen. Dagegen haben wir Proben über das ausserordentlich scharfe Gefühl beim Spechte. Jeden

nicht schallenden, sondern vielmehr mit den weichen Theilen der Hand leis ausgeführten Schlag an die Rinde des Stammes, worin ein Specht mit dem Zimmern seiner Höhlung beschäftigt ist, merkt sofort der Arbeiter und lässt ihn sogleich beobachtend am Flugloch erscheinen. Dieses zusammengehalten mit der merkwürdigen Eigenschaft des balzenden Auerhahns, der eine blosse Berührung des Stammes mit der Hand durch das Vibriren des Holzes fühlt, lässt doch auf ein sehr feines Gefühl der Spechte schliessen. Die Feinheit des Tastsinnes der Zunge, sowie des scharfen Witterungssinnes hat schon A. Brehm überzeugend bei aufgezogenen Spechten dargethan. Mit was sollten sie denn auch naturgemässer die oft tief steckenden Insektenlarven anders gewahren, als durch den Geruch, verbunden mit dem Tastsinne? Schon der menschlichen Nase verräth sich der starke Geruch vieler Insekten. Die Tastfähigkeit erweist sich aber besonders in der merkwürdigen Spechtzunge. „Sie gebraucht der Specht" — sagt Brehm in dem Werke: „Die Thiere des Waldes" — „wie das Kerbthier sein Fühlhorn, wie der Mensch seine Hand; mit ihr kundschaftet er das Verborgenste aus. Ihre Beweglichkeit ist bewundernswürdig. Sie folgt dem verschlungensten Bohrgange einer Made mit aalartiger Biegsamkeit. Wir haben gefangene Spechte mit ihrer Zunge arbeiten lassen und mit Erstaunen die unbeschreibliche Schmiegsamkeit derselben beobachtet. Durch ein kleines Bohrloch in der Decke des Käfigs, neben welches wir Ameiseneier gestreut hatten, schob der Specht die Zunge weit heraus, bog sie um und betastete die Oberfläche rings um das Loch, bog dann die Zunge sprenkelig und stach mit ihr geschickt die Ameisengruppe an, welche er gewittert hatte."

So viel bleibt gewiss, dass allen Spechtvögeln die feinsten Sinne zum Ausfindigmachen der Baumkerfe zu Gebote stehen. Aber auch im Boden von der nächsten Umgebung des Wurzelstocks am Baume bis zu dem Rasen der Raine, Dämme und Bachufer durchsuchen die Spechte, vorzüglich der Grün- und Grauspecht, sowie der Wendehals den Boden nach Insektenlarven und Eiern. Neben dem Gesichte muss hier der Geruch die Suchenden leiten, wie wir denn die folgenden Worte E. F. v. Homeyer's nur als eine auf gesunder Beobachtung beruhende natürliche Auslegung der Sinnesbethätigung unserer Spechtvögel ansehen. „Auch unter dem Moose" — heisst es in der wackeren Schrift: „Die Spechte und ihr Werth in forstlicher Beziehung" — vorzüglich aber an den Stämmen der Bäume suchen die Spechte eine grosse Zahl dort überwinternder Insekten, deren Larven und Eier. Besonders thätig ist hier der grosse Buntspecht und dieser ist es auch, welcher bei weitem am zahlreichsten verbreitet, am meisten zur Verminderung der schädlichen Insekten beiträgt. Wenn man diese Vögel im Winter beobachtet, so wird man nur in seltenen Fällen ein Arbeiten im Holze wahrnehmen, sondern ein Absuchen der Rinde und der Spalten der Bäume, wo kleinere Hindernisse beseitigt werden, damit die Vögel zu den

dahinter versteckten Insekten gelangen können, deren Nähe ihnen wesentlich durch den Geruch verrathen wird. Ganz ausserordentlich wichtig für die Erhaltung der Wälder ist die Vernichtung der Raupen, Puppen und Schmetterlinge an den Stämmen der Bäume. Hier werden auch die allergefährlichsten Feinde getroffen, und das seltene Erscheinen mancher sehr schädlicher Arten, in grösserer Zahl, verdankt der Forstmann wohl grossentheils den Vögeln, welche die Vermehrung der Waldfeinde bei Zeiten verhindern. Die Beobachtung ist jedoch eine ausserordentlich schwierige, denn theils kann und will man die nützlichen Vögel nicht immer tödten, theils muss die Untersuchung des Mageninhaltes auf der Stelle geschehen, da auch nach dem Tode des Vogels die Verdauung rasch fortschreitet, namentlich bei den Raupen. Bei den Ameisen ist dies freilich weniger der Fall und hier liegt auch einer der Gründe, weshalb man die Ameisen so oft im Magen der Spechte findet."

Alle Spechtvögel sind einsiedlerisch; nur ganz besondere Verhältnisse bringen eine grössere Anzahl dieser Vögel zusammen. Alle sind scheue, vorsichtige und misstrauische Vögel; keiner ist zu besonderer Zähmbarkeit zu bringen. Klugheit, Vorsicht und List lässt sich ihnen aber nicht absprechen. Die meisten unserer Spechte sind Stand-, einige mitunter mehr oder minder Strichvögel; einige wandern und wieder andere ziehen.

Ihre besondere Charakteristik möge sich nun in den einzelnen heimischen Arten entfalten.

Die Sippe Schwarzspechte. Dryocopus.

Diese auch in Amerika einige Vertreter zählende Sippe repräsentirt und kennzeichnet im Wesentlichen der Riese unserer einheimischen Spechte.

Der Schwarzspecht. Dr. martius.

Seine Länge beträgt gut 40 cm und darüber. Er trägt seinen Namen von seiner mattschwarzen Gesammtfärbung, welche beim Männchen durch einen carmoisinrothen Scheitel, beim Weibchen durch einen gleich gefärbten Strich am Hinterkopf unterbrochen wird. Der schwefelgelbe Augenring, sowie der gelbliche, auf der Firste und an der Spitze schwarzbläuliche breite, über kopflange Schnabel stechen ebenfalls von der Einförmigkeit seines Gefieders ab.

Er ist eine ebenso seltene Erscheinung in unsern Wäldern, als ein sehr scheuer und vorsichtiger Vogel, der sich unkundigen Blicken entzieht und uns höchstens hin und wieder durch seine lauten Rufe bemerklich macht. Sein Verbreitungsgebiet erstreckt sich auf das bewaldete Europa und das nördliche Asien, doch bevorzugt er mehr den Norden als den Süden, in welchem er sporadisch bis Griechenland und Spanien vorrückt. In England und Holland soll er noch nicht bemerkt worden sein. In unseren

Schwarzwäldern macht sich der Einsiedler dem Kundigen an einzelnen besonders von ihm bevorzugten und auf's Neue wieder besuchten Standorten, vorüglich an alten anbrüchigen Stämmen bemerkbar. Er liebt zusammenhängende Nadelwälder, namentlich des Gebirgs. Ein Vogel entschiedener Waldeinsamkeit, sucht er nur in der Minnezeit die Gefährtin. Überhaupt hängt dieser Specht zähe an Örtlichkeiten, obgleich die einzelnen Männchen ein weites Gebiet beherrschen, in welchen sie keinen andern von Ihresgleichen dulden. Im Alter ein entschiedener Standvogel, streicht er als junger Vogel auf kurzen Strecken umher, um sich einen bleibenden Standort zu suchen. Er ist wie alle Spechte ein unruhiger Vogel, dies aber in besonders ausgeprägter Form: denn man hört ihn alle Augenblicke auf andern oft weit von einander entfernten Waldstellen. Seiner Grösse und Stärke angemessen, sind seine Bewegungen, sein ganzes Thun und Treiben. Schon seine laute gellende Stimme, welche Ch. L. Brehm mit „kier“ und „glük“ als im Fluge ausgestossen und mit volltönendem „klüh“ und „kliäh“, beim Sitzen hörbar, richtig bezeichnet — gibt Kunde von Kraft und Rührigkeit. In seinem Fluge unterscheidet er sich von allen unseren anderen Spechtarten durch ein geräuschloseres welliges Fortbewegen, welches der eben angeführte Forscher mit dem Fluge des Eichelhehers vergleicht. Beim Aufklettern schlägt er hörbar die langen, scharfen Krallen ein und hält den Vorderkörper vom Stamme ab, so dass Kopf und Hals rückwärts geneigt sind. Seine Lieblingsnahrung besteht in Ameisen und zwar in den grösseren Wald- und Rossameisen, deren Haufen und Schlupfwinkel er durch- und unterhöhlt, sowie in der Brut der grossen Holzwespenarten (Sirex gigas, juvencus und spectrum), ferner auch in den verschiedenen Borkenkäferarten und Holzmehlwürmern. Mit untrüglichem Sinne weiss er diese Insekten und ihre Puppen in ihren oft tiefen Gängen auszuspüren, herauszuschlagen und mit seiner spitzigen widerhakigen Zunge aus den Verstecken hervorzulangen.

Seine ausdauerndste und interessanteste Bethätigung ist das Meiseln seiner Wohnstätte. Schon früh im Jahre schreitet er dazu, denn der Paarungstrieb erwacht bei günstiger Witterung schon Anfangs März. Da uns der Specht nur einmal im Odenwalde und einmal auch nur in den Nadelwaldungen des Vogelsbergs zu Gesicht gekommen, so lassen wir den Altvater Chr. L. Brehm sprechen, der das Thier in seiner gewohnten zuverlässigen Weise beobachtet und in dem Thun und Treiben seiner Paarzeit, wie in dem Baugeschäfte geschildert hat.

„Das Männchen fliegt dann (Anfangs oder Mitte März) dem Weibchen mit grossem Geschrei Viertelstunden weit nach, und wenn es dasselbe betreten hat oder des Nachfliegens müde ist, setzt es sich an einen oben dürren Baum und fängt an zu schnurren. Es wählt an einem solchen Baume diejenige Stelle, an welcher das Pochen recht schallt, setzt sich

daran, stemmt den Schwanz auf und klopft so schnell mit dem Schnabel an den Baum, dass es in Einem fort wie „Errrrr“ klingt und die schnelle Bewegung seines Kopfes fast aussieht, als wenn man mit einem Span, an welchem vorn eine glühende Kohle ist, schnell hin- und herfährt. Bei diesem Schnurren ist der Schwarzspecht weit weniger scheu, als ausserdem, und ich habe mich mehrmals unter den Baum geschlichen, auf welchem er dieses Geräusch hervorbrachte, um ihn ganz genau zu beobachten. Das Weibchen kommt auf das Schnurren, welches ich selbst eine Viertelstunde weit gehört habe, herbei, antwortet auch zuweilen durch „klük klük klük“. Das Männchen schnurrt noch, wenn das Weibchen schon brütet.“

Über die Fertigung der Nisthöhle zu Anfang des April erfahren wir von dem genannten Vogelkundigen, dass die Schwarzspechte gern ein Astloch zur Anlage oder eine Stelle, woselbst ein morscher Ast herausgebrochen ist, wählen. Der weibliche Specht erweitert die Stelle zuerst von aussen weit genug, um einzuschlüpfen. „Alsdann wird das Aushöhlen des innern Baumes begonnen und zwar mit besonderer Geschicklichkeit und Emsigkeit. Dieses Aushöhlen hält um deswillen sehr schwer, weil der Schwarzspecht bei seinen Schlägen nicht gehörigen Raum hat. Ich habe ihn hierbei sehr oft beobachtet. Er hat manchmal so wenig Platz, dass er nur einen Zoll weit ausholen kann. Dann klingen die Schläge dumpf, und die Späne, welche er herauswirft, sind sehr klein. Hat er inwendig erst etwas Raum gewonnen, dann arbeitet er viel grössere Späne ab. Bei einer wenig morschen Kiefer, in welcher ein Schwarzspecht sein Nest anlegte, waren die grössten Späne, welche er herausarbeitete, 6 Zoll lang und 1$^1/_4$ Zoll breit, nicht aber 1 Fuss lang und 1 Zoll breit, wie Bechstein sagt. Es gehört schon eine ungeheuere Kraft dazu, um jene Späne abzuspalten; wie gross und stark müsste der Schwarzspecht sein, wenn er 1 Fuss lange und 1 Zoll dicke Späne herausarbeiten wollte! Das Weibchen arbeitet nur in den Vormittagsstunden an dem Neste; Nachmittags geht es seiner Nahrung nach. Ist endlich nach vieler Mühe und zehn- bis vierzehntägiger Arbeit die Höhlung inwendig fertig, so hat sie, von der Unterseite des Eingangs gemessen, gegen 15 Zoll in die Tiefe und 8 Zoll im Durchmesser, bisweilen weniger. Inwendig ist sie so glatt gearbeitet, dass nirgends ein Span vorsteht. Der Boden bildet einen Abschnitt von einer Kugel, keine Halbkugel, und ist mit feinen Holzspänen bedeckt. Auf diesen liegen dann drei bis vier, seltener fünf und noch seltener sechs verhältnissmässig kleine Eier. Sie sind 1 Zoll 5 bis 6 Linien lang und 1 Zoll 1 bis 2 Linien breit, sehr länglich, oben stark abgerundet, in der Mitte bauchig, unten stumpf spitz, sehr glattschalig, inwendig rein weiss und auswendig schön glänzend weiss, wie Emaille. Kann der Schwarzspecht sein Nest hoch anlegen, so thut er es gern. Ich habe es 30 bis 50 und einmal nur 15 Ellen hoch gesehen. Alle, welche ich fand, waren in glattstämmigen Buchen und Kiefern, nie in

anderen Bäumen angelegt. Ein solches Nest wird mehrere Jahre gebraucht, wenn man auch die Brut zerstört, ja selbst Eins von den Alten schiesst. Es wird aber jedesmal etwas ausgebessert, d. h. der Koth der Jungen wird herausgeworfen und einige Späne werden wieder abgearbeitet. Es macht dem Schwarzspecht zu viel Mühe, ein neues Nest zurecht zu machen; auch findet er zu wenig passende Bäume, als dass er alle Jahre seine Eier in einen andern Baum legen sollte. Ein frisches Nest kann man schon von weitem an den zehn Geviertfuss weit verbreiteten Spänen erkennen. Mit ihnen ist der Boden dicht bestreut, und selbst beim erneuerten liegen einige Späne unten. Dies gilt von allen Spechten."

Obgleich wir nun bei dem grossen Buntspechte und dem Grünspechte diese letztere Behauptung Brehm's ganz bestimmt bestätigen können, so führen wir doch eine gegentheilige Erfahrung E. F. v. Homeyer's an, welcher hierüber in der oben erwähnten Schrift Folgendes mittheilt: „Es ist ein Irrthum zu glauben, dass der Schwarzspecht nur sehr selten seine Nisthöhle in Eichen habe. Da, wo der Boden den Eichen wenig zusagt und dieselben kernfaul sind, findet man diesen Specht gern in Eichen, ja sogar vorzugsweise. In gesunde Eichen schlägt er allerdings nicht ein." . . . . „Es ist ein Irrthum, nach den unten liegenden Spänen sicher beurtheilen zu wollen, ob eine Nesthöhle vollendet ist oder nicht, denn manche Spechte, namentlich Schwarzspechte, tragen die Späne weit ab, so dass ein scharfes und aufmerksames Auge dazu gehört, einen solchen Baum zu finden, wenn man den Vogel nicht bei der Arbeit gesehen hat. Da es mir nicht bekannt, dass dergleichen bereits beobachtet wurde, will ich etwas ausführlicher darüber berichten. In meinem Walde befand sich ein Schwarzspecht, der regelmässig dort nistete und es lag mir daran, diesen scheuen und vorsichtigen Vogel bei der Arbeit zu beobachten. Die Gegend, wo er seine Wohnung zu begründen pflegte, konnte mir kein Geheimniss bleiben, denn er verrieth dieselbe oft genug durch seine klare, weittönende Stimme. Täglich besuchte ich die Stelle und endlich hörte ich ihn hämmern. Trotz grösster Vorsicht gelang mir eine genügende Annäherung nicht, und der Vogel flog ab. Ich schmiegte mich nun auf etwa 50 Schritt Entfernung an einen starken Baum im Schutze dichten Unterholzes und erwartete die Rückkehr des Vogels, welche auch nach einiger Zeit erfolgte. Bald war er bei der Arbeit. Männchen und Weibchen waren thätig und arbeiteten abwechselnd, aber stets so, dass das Weibchen die Richtung der Arbeit bestimmte, tiefer als das Männchen in die Höhlung einkroch und offenbar wie bei allen Vögeln der Baumeister war. Dies zeigte sich besonders beim weiteren Vorschreiten der Arbeit, denn von nun an war ich täglich einige Stunden auf meinem Beobachtungsposten. Der gewählte Baum war eine etwa 70jährige Eiche, wo die Spechte ziemlich hoch eingeschlagen hatten, an einer Stelle, wo das Innere des Baumes rothfaul war. Auffallen musste



Grosser Buntspecht.

es mir, dass jeder der Spechte sofort nach der Arbeit abflog und zwar in einer ganz bestimmten Richtung, auch nach kurzer Zeit auf demselben Wege wieder zurückkehrte. Es gelang mir zu ermitteln, dass beide Spechte mit den losgehackten Spänen etwa 200 Schritte weit an eine Eiche flogen, jedesmal an dieselbe Stelle des Baumes und die Späne herabwarfen. Es lag auch bereits ein ganzer Haufen da, so dass man in diesem Baume die Nesthöhle hätte erwarten sollen. Ich untersuchte nun den Stamm des Nestbaumes und fand nur einige wenige kleine Späne, welche nicht leicht zu bemerken waren, da der Boden mit Vaccinium-Arten bedeckt war. Ähnliche Beobachtungen habe ich auch in einzelnen Fällen beim Zwerg- und Rothspecht gemacht."

Diese letzteren Beobachtungen bezweifeln wir zwar keinen Augenblick; wir müssen sie aber, verglichen mit unseren vielfältigen von frühester Jugend an bis in unser gereiftes Alter und in der neuesten Zeit immer wiederholt bestätigten Erfahrungen beim Roth- und Grünspechte als seltene Ausnahmen erklären.

Doch kehren wir zur Brut des Schwarzspechtes zurück. Das Weibchen brütet abwechselnd mit dem Männchen 18 Tage, ersteres vorzugsweise in den Abendstunden und über Nacht bis in den Morgen, wo es dann von dem Gatten bis zum Nachmittag abgelöst wird. Die anfänglich hässlichen, dickköpfigen, blos mit aschgrauem Flaum versehenen Jungen werden mit Ameisenpuppen und Insekteneiern, später auch mit andern Kerfen in jeder Verwandlung gefüttert, wobei die Alten aus dem Kropf atzen, den sie bis in die klebrige Rachenhöhle vollpfropfen. Alle sonstige Scheu und Vorsicht tritt vor der Liebe zu den Jungen bei dieser Art zurück. Sie warnen mit eigenthümlichen Angstrufen bei Gefahr, und Brehm Vater gibt einen unnachahmlichen schwirrenden Ton an, welchen die die junge Brut erwärmenden Alten in der ersten Zeit der Jungenpflege, später aber nicht mehr ausstossen sollen, wenn sie vom Nest verjagt würden. Die ausgeflogenen Schwarzspechte werden noch eine Zeit lang von den Eltern geführt und angeleitet, bis sie gegen den Herbst hin nach und nach die einsiedlerische Lebensweise ihrer Art annehmen.

Sippe Buntspechte. Pici.

Die Mitglieder dieser Sippe sind die ausgesprochensten Baumspechte. Sie zeichnen sich durch Mittelgrösse, buntes Kleid, einen kopflangen, kantigen, ebenmässigen Schnabel, ächten Kletterschwanz und kurzzehigen Fuss aus, der bei einer Art nur drei Zehen aufweist. Sie sind Weltbürger.

Der grosse Bunt- oder Rothspecht. Picus major.

Seine Gesammtlänge beträgt 24 cm. Das Männchen ist ein schön gefärbter Vogel, dessen obere Grundfarbe schwarz mit zwei grösseren weissen

Binden auf den Oberflügeln und vielen kleineren weissen Querleisten und Punkten auf den Schwingen und dem Steuer. Die Stirne trägt einen schmutziggelblichen Streifen, woran sich eine schwarze Binde am Vorderkopfe und eine carminrothe Holle am Hinterkopfe reiht. Vom Mundwinkel, läuft ein schwarzer Strich, der sich bogig theils nach dem Nacken, theils nach unten über die Kehle zieht. Die Unterseite erscheint überhaucht von einem trüben Gelbgrau und ist an der Hinterhälfte des Bauches und dem After carminroth. Dem weiblichen Vogel mangelt das Roth am Hinterkopf, während die flüggen Jungen die rothe Färbung am Kopfe besitzen.

Dieser allgemein bekannte und häufigste unserer Spechte bewohnt ganz Europa, Nordasien bis Sibirien und Kamtschatka hin. Er ist hinsichtlich seines Vorkommens ein Überall und Nirgends, denn man trifft ihn ebensowohl in tiefen zusammenhängenden Waldungen, als in Vor- und Feldhölzern, Baumstücken, Alleen, Parks und Gärten an, welch' letztere er, sowie die Wohnungen im Winter ohnedies vielfach besucht. Seine Lieblingsaufenthalte sind Kiefern- und Fichtenstriche, welche er namentlich schon im Nachsommer und den ganzen Winter über der Nahrung wegen besucht; ebenso oft hält er sich aber auch im Laubholze auf. Im Spätherbste und Winter streichen die jungen Vögel umher, sich Standorte zu suchen, während die älteren wesentlich als Standvögel sich bewähren. Der Rothspecht beherrscht ein viel kleineres Gebiet als der Schwarzspecht. Er ist ein geweckter, gewandter Vogel, der sich fast beständig durch seinen Locklaut „Bick" verräth. Namentlich aber zeitig im Frühjahre zur Werbungszeit lässt das Männchen den ganzen Schatz seiner Rührigkeit und seines heiteren Wesens aus, um die Gunst des Weibchens zu erringen. Seine helle Stimme durchklingt dann den Wald und die Baumgruppen. Gewöhnlich antworten sich mehrere Männchen von den Wipfeln zopfdürrer Bäume herab in allerlei koketten Drehungen und Wendungen und unter dem Wirbel ihrer hämmernden Schnäbel. Aber es bleibt nicht bei diesen musikalischen Wettstreiten und Ceremonien, denn die eifersüchtigen Bewerber rücken näher, der eine erblickt den Gegenstand seiner Neigung und treibt ihn spielend und mit den kichernden Lauten „Bikbikbik" im Kreise um die Bäume und durch das Gezweig, wodurch der Nebenbuhler veranlasst wird, sich einzumischen. Hierdurch entstehen hitzige Kämpfe, wobei die Streitenden grell schreien und die Kopffedern sträuben, auch ab und zu flatternd an einandergerathen, bis endlich der Schwächere dem Stärkeren weicht. Nun kommt die Zeit, woselbst das Paar an die Bereitung der Nisthöhle geht. Es entwickelt hierbei der Rothspecht aber bei weitem nicht die Consequenz und Ausdauer wie sein Riesenvetter. Öfters werden Löcher angeschlagen und, kaum fingerlang ausgehöhlt, wieder verlassen, bis endlich der passende Ort gefunden ist. Von nun an beweist sich aber der Vogel als geschickter Zimmerer. Seine Wohnung legt er in den meisten Fällen ziemlich niedrig an, nicht

über 2—4 Meter Höhe, an Weiden, Pappeln, Nadelstämmen, Ahornen, Kirsch- und sonstigen Obstbäumen, gewöhnlich auf die Ostseite der Stämme. Nur auf Eichen ist er bisweilen genöthigt höher in dem Geäste zu nisten, wenn er weiter unten keine anbrüchigen Stellen findet. Diese wählt er nach unseren mehrmaligen Erfahrungen an Eichen gern da, wo angefaulte Plätze bereits schon natürliche Höhlungen hergestellt haben, wie z. B. an Stellen, wo Äste herausgebrochen sind. Diese Löcher erweitert er im Innern zu der gewöhnlich 25—30 cm. tiefen Höhlung, stellt aber stets ein regelmässiges rundes Flugloch her, das seinen Körper knapp durchlässt. Über die Bereitung, Form und Structur der Brutstätte ist bereits das Ausführliche im Abschnitte „die Baukunst der Vögel" gesagt.

Die auf feinen Holzspänen liegenden 4—5, bisweilen 6 glänzend weissen, verhältnissmässig kleinen, dünn- und glattschaligen Eier werden von beiden Gatten in 14—16 Tagen ausgebrütet. In der Jungenpflege erweissen sich die Alten ausserordentlich thätig und sorgsam, wie sie denn überhaupt durch Aufspüren und Vertilgen der verschiedensten Waldbauminsecten vom Wurzelstock bis zur Krone sich als die nützlichsten unserer heimischen Spechte bethätigen, so dass der alte aufmerksame Brehm im Hinblick darauf und das emsige Ablesen von schädlichen Raupen zur Fütterung der Jungen beim Rothspechte zu dem gerechten Ausspruche kommt: „Er ist ein wahrer Erhalter der Wälder und sollte auf alle Weise geschont werden."

Die jungen Buntspechte empfangen mit schrillem Geschrei das ihnen dargebrachte Futter. Sie verweilen zwar bis zum Flüggewerden in der Höhle, sind aber schon frühe keck und verwegen und klettern halbflügge aus dem Flugloch heraus, wodurch manchmal eines und das andere der Nestlinge herunterstürzt und am Boden verkommt, wie wir das in zwei Fällen entdeckt haben.

Der Forstmann kann mit dem aufmerksamen Auge eines Ch. L. Brehm den unablässigen Vogel in seiner mit Vorliebe betriebenen Jagd nach Borkenkäfern, deren Larven und Eiern mit Genugthuung beobachten. Auch an den Windfällen und angebrochenen Stöcken wird man den Thätigen oft sehen. Die Larven des grossen und kleinen Kiefernmarkkäfers (Hylesinus piniperda et minor) holt er sogar aus den Kieferntrieben hervor.

Unser Rothspecht frisst aber auch neben Haselnüssen und Beeren Kiefern- und Fichtensamen. Schon im Nachsommer, ja zuweilen schon im Sommer an unreifen Zapfen, fängt er mit dem Ausklauben dieser Nadelholzsamen an. In Kiefernbeständen vom alten Holze der Lichtschläge bis zu den Stangenorten herab haben wir ihn das Geschäft des Auspickens besorgen sehen. Namentlich in den Morgenstunden sucht er sich eine Stelle zwischen der Rinde einer Kiefer vom Wurzelknoten bis zu den Aesten aus, um daselbst ein kleines Loch zu hämmern, worauf er sich von dem ersten besten

Samenbaum einen Zapfen mit Schnabel und Fuss abbricht, um denselben sogleich in das gehackte Loch mit der Spitze schief nach oben einzukeilen und dann mit den beiden inneren Fusszehen haltend, den Samen aus den Deckblättern der Schuppen zu schlagen. So werden in einem Morgen ein Dutzend und mehr Zapfen, gewöhnlich nur unvollständig, ausgebeutet, sodass — da der Vogel wochenlang an einem und demselben Orte diese Ernährung fortsetzt — zuletzt halb Meter hohe Haufen Zapfen unter den betreffenden Bäumen zu finden sind. Wir begegnen öfters solchen Anhäufungen auf unsern Waldgängen, ja haben einmal in einem jungen Kiefernstangenorte auf magerem Boden einen Platz gefunden, wo ein Haufen Kiefernzapfen aufgethürmt lag in der Höhe und Breite eines Waldameisenhaufens. In der Nähe desselben waren am Wurzelstock eines krüppelhaften Stammes zwischen den Riefen der Tagwurzeln 5—6 sehr verbrauchte Löcher zum Ausklauben der Zapfen sichtbar, und neben dem Wurzelknoten fanden sich die deutlichen Zeichen, dass der Specht das Aufschlagen der Zapfen im Stande auf dem Boden bewirkt hatte. Ueberhaupt sieht sich nach unseren Wahrnehmungen der gr. Buntspecht viel öfter die unteren Stelle der Stämme zur Ausbeutung der Kiefernzapfen aus, als dies Brehm Vater angibt. — Den Fichtensamen schlägt der Vogel gewöhnlich aus den hängenden Zapfen, beisst aber wohl manchmal auch einen und den andern ihm unbequemen ab, um ihn auf einem Aste unter Gebrauch der Füsse auszuhacken.

Man hat diese Ernährung des Rothspechtes in kleinlicher Auffassung als eine forstlichen Schaden verursachende verdächtigen wollen. Diese Ausbeutung des Vogels ist verschwindend gegenüber der Fruchtbarkeit des Nadelholzes und der Thatsache, dass eine unzählige Menge von Zapfen in unseren Wäldern unbenutzt verfault; da wo die Zapfen aber zur Feuerung als „Kienäpfel“ gelesen werden, fördert das zum Brennen immer noch taugliche Material der Specht ja auf Plätze und liefert so noch eine Beisteuer für die arme Bevölkerung!

In der Reihe seiner vielseitigen Ernährungsart wird neuerdings von einem Oberförster Boden auch das Trinken des Holzsaftes der Fichte an der jüngsten noch saftreichen Holzringbildung durch den Rothspecht angeführt. E. F. v. Homeyer tritt in seiner mehrerwähnten Broschüre dieser Ansicht bei und führt einen Fall an, wo ein Rothspecht an der Südseite eine Linde längere Zeit mit Ringeln bearbeitet habe, an welcher Seite sich ein Saftandrang gegenüber dem an der Nordseite des Stammes kränkelnden Baume zeigte. Wir haben vor Jahren zwar schon in unserem oft erwähnten Werke „Wohnungen etc.“ das Ringeln und Plätzen junger Nadelstämme Behufs Ausbeutung des Cambiums von Seiten des Eichhorns nachgewiesen; eine diesbezügliche directe Beobachtung beim Rothspechte aber fehlt uns bis jetzt. Es hat ja die Annahme, dass der Rothspecht das Ringeln an gesundem Holze wegen des Saftgenusses nach Analogie beim Eichhörnchen

bewirke, viel grössere Wahrscheinlichkeit als die willkürliche Theorie des ominösen „Percutirens"; allein die Bestätigung für jene Annahme bleibt noch sicherer, directer Beobachtung vorbehalten. So lange man den Specht nicht, wie den Sperling, die Amsel und andere Obstfresser und wie wir das Eichhorn an dem Cambium der Fichte sich wirklich ernähren gesehen hat, muss die Frage eine offene bleiben.

Der gr. Buntspecht ist den ganzen Morgen — an welchem er übrigens erst nach allen Kleinvögeln des Waldes seine Schlafstelle verlässt — bis zu den Mittagsstunden thätig; am Nachmittage ruht er aber gewöhnlich auf den abgestorbenen Aesten von Eichenoberständern oft halbe Stunden lang unbeweglich, nur zuweilen seinen einsilbigen Ruf „Bik" ausstossend. Manchmal sitzt er auch wie sein kleiner Vetter, der Zwergspecht, mit krummgebogenem Rücken und beigezogenem Schwanz auf einem dürren wagrechten Aste feiernd. Alle oberständigen Bäume, namentlich Eichen, sind überhaupt seine hohen Warten, die er alltäglich ab und zu besucht und von welchen herab er in behaglicher Siesta seine Rundschau hält. Nach Sonnenuntergang in der Dämmerung fliegt er erst seiner Schlafhöhle zu.

Der Mittelspecht. P. medius.

Gleichsam eine etwas kleinere, noch buntere Ausgabe des Rothspechts von 22 cm. Länge. Er kommt seltener und in weniger grosser Verbreitung als sein grösserer Verwandter, hin und wieder zwar in zerstreuter Anhäufung vor, und bewohnt mehr die gemässigte europäische Zone, verbreitet sich aber doch auch über die Grenzen Europa's bis nach Kleinasien. Obgleich er in Mischwäldern ebenfalls nistet, bevorzugt er doch die Laubwaldungen und meidet reine Nadelwälder, geht auch in Feldgehölze, Parks und Gärten. Er bringt seine regelmässig gezimmerte Nisthöhle in beträchtlicherer Höhe als der Rothspecht auf Eichen und besonders in Weichhölzern an. Meist fanden wir dieselbe in einer Höhe von 10—12 Metern in Pappeln, Erlen, Eichen und auch in hochstämmigen Weiden. Sein Betragen und seine Lebensweise stimmen vielfach mit denjenigen des Vorigen überein, weshalb wir dieselbe zur Vermeidung von Wiederholungen übergehen.

Der Klein- oder Zwergspecht. P. minor.

Nur 13—14 cm. lang, stellt dieser niedliche Specht das Zwergbild unserer einheimischen Arten dar. Er ist der munterste und gewandteste Buntspecht. Sein Verbreitungsgebiet dehnt sich über Europa und das mittlere Asien. Er liebt mehr die Ebenen und ist im Gebirg eine seltene Erscheinung, wie er denn auch blos auf die Laubwälder verwiesen ist. Häufig erscheint und nistet er auch in Feldgehölzen, Bosquets und baumreichen Gärten.

Seine Färbung trägt zwar die Charakteristik seiner nächsten Verwandten; allein in der Zeichnung weicht sie doch von der der grösseren Arten ab. Der ganze Oberrücken mit den Flügeln ist schwarz, letztere mit vielen weissen Bändern quer durchzogen, dagegen der Unterrücken weiss grundirt und schwarz gebändert; die Unterseite deckt ein grauer Grund und ist an den Flanken längs gestreift, der Schwanz mitten schwarz, an den Seiten weiss mit schwarzen Bändern. Der weisswangige Kopf hat ein gelbliches Stirnband, mitten einem carmoisinrothen Flecken, und zwischen Hals und Wangen läuft ein schwarzer Streifen zu beiden Seiten des Halses herab. Dem blasseren Weibchen fehlt der rothe Kopffleck. Der Schnabel erscheint viel kürzer als bei seinen Verwandten, ist auch weniger kantig und keilförmig, sein Schwanz mehr abgerundet.

Dieser schwache Schnabel gestattet dem Spechtchen nicht das Meiseln von Höhlen in der verschwenderischen Weise, wie seine Verwandten, namentlich der grosse Buntspecht, es üben; weshalb er nur sehr anbrüchige und mürbe Stellen der Obst- und Buchbäume, sowie hauptsächlich der Weichhölzer anschlägt, auch gerne schon vorhandene Löcher im Innern zu seiner Brutstätte erweitert. Stets aber versieht er dieselbe mit einem engen kreisrunden Flugloche, das den Zwerg eben nur durchlässt, weshalb er auch weite faule Löcher oder ausgebrochene grössere Stellen im Holze nicht benutzt. Dennoch klebt auch ihm die Gewohnheit seiner grösseren Verwandten an, mehrere Anfänge an verschiedenen Orten zu meiseln, ehe er die Bruthöhle anlegt. Diese trafen wir in unserer Heimath, woselbst er in einem Feldgarten alljährlich brütete, manchmal unterhalb eines schiefgeneigten Astes an. Er baut ziemlich hoch, gewöhnlich in einer mittleren Höhe von 10 Metern; doch modificirt sich dies je nach der Höhe der Bäume und der vorhandenen anbrüchigen Stellen.

Obgleich der Zwergspecht viel zutraulicher ist als die andern Buntspechte, so entzieht er sich doch den Blicken schon durch seine geringe Körpergrösse. Dann ist seine Stimme auch viel schwächer, als die seiner Vettern. Er lässt sie in einem feinen, gezogenen Giik hören, besonders häufig zur Paarung im April. Das Gelege besteht in 5—7 kleinen zartschaligen glänzendweissen Eiern, die bisweilen mit röthlichen Punkten, am stumpfen Ende mit violetter Andeutung versehen und in 14 Tagen von beiden Brutvögeln gezeitigt sind. Die Jungenpflege stimmt mit der der beschriebenen Arten überein.

Er ist, wie alle Buntspechte, ein sehr nützlicher Vogel, und namentlich ein wahrer Obstbaumbeschützer, ein Verdienst, das ihm der aufmerksame Naumann schon unwiderleglich bekundet hat mit den Worten: „Nicht allein den Waldbäumen sondern auch den Obstpflanzungen wird seine Aufmerksamkeit zur wahren Wohlthat. Man sieht ihn beständig an den Bäumen und ihren Ästen picken und beinahe immer fressen, und bei nachheriger Unter-

suchung findet man den Magen so vollgepfropft von allerlei oft winzig kleinen Baumverderbern, dass man darüber erstaunen muss.“

Sein ganzes Wesen ist auch schon danach angethan, diesen fördernden Nutzen zu beweisen: denn er ist den ganzen Tag auf den Beinen und kehrt oft in später Dämmerung zur Schlafstätte an seine Höhle, welche er nicht selten, wie schon der alte Naumann beobachtet, von fremden Gästen, als Meisen, Wendehälsen, Baumläufern, Ringelspatzen u. a. m. besetzt findet, die er mit Gewalt heraustreiben muss. Wie mehr und minder alle seine Verwandten nöthigen auch ihn, den Kleinen, diese zudringlichen Gäste oft seine Wohnung zu verlassen und sich eine andere Schlafstätte zu gründen. In unserem elterlichen Garten in Friedberg und in dem Burggarten daselbst kannten wir je einen Baum, in welchen der Zwergspecht zwei und bezüglich drei Höhlen angelegt, aus welchen allen ihn die kecken Feldsperlinge zuletzt verscheuchten. Endlich zimmerte er an einer entfernten Ecke des elterlichen Gartens in einem faulen Apfelbaum eine verborgene Höhle unterhalb eines fast senkrecht abstehenden Astes, woselbst er unangefochten blieb. — Er klettert sehr gewandt, manchmal in kleinen Absätzen plötzlich rückwärts springend, als habe er etwas übergangen und besänne sich jäh, es nachzuholen. Stets tastet und pickt er hinter die Rinden und rückt so, häufig Beute verschlingend, an den Ästen bis zu den äussersten Zweigen hinan, hängt sich dabei wohl auch manchmal abwärts an die schwanken Zweige, wie dies bei Erlen, Birken und Eichen geschieht, oder er rückt sehr geschickt am unteren Theile schräg abstehender Äste hin, was namentlich bei regnerischem Wetter geschieht. Das ganze Thun und Treiben der niedlichen Spechtgestalt ist sehr unterhaltend, und das Thierchen weiss sich so die Gunst jedes Natur- und Thierfreundes in hohem Grade zu erwerben

Einem merkwürdigen Buntspechte, dem dreizehigen, P. tridactylus. dürfen wir wegen seiner eigenthümlichen Zehenbildung nicht vorübergehen obgleich er in Deutschland eine sehr seltene Erscheinung ist und, mit Brehm zu reden, wie das Schneehuhn sich auf unseren Hochgebirgen und im hohen Norden findet, in den dazwischenliegenden Ländern nur als versprengter Irrling. In seinem Wesen, seinen Sitten und Gewohnheiten, sowie in seiner Ernährungsweise soll er dem grossen Buntspechte ganz gleich sein.

Man hat hauptsächlich seines dreizehigen Fusses wegen ihn zum Vertreter einer besonderen Sippe oder Untersippe ernannt; unserer Meinung nach ist dies überflüssig, denn er vertritt in seinem übrigen Körperbau, sowie in seinem Wandel vollkommen die Sippe der Buntspechte.

Der dreizehige Fuss hat zwei etwas kürzere Zehen nach vorn stehen und die längste nach hinten. Von der Grösse des Mittelspechtes, zeigt er auf der Oberseite ein schwarzes, auf der Unterseite ein trübweises Gefieder. Statt dem rothen Abzeigen der Spechte hat er aber auf der Kopf-

mitte eine gelbe Stelle und eine schwarze Stirnbinde mit weissen Flecken; zwei weisse hin und wieder mit schwarzen Punkten unterbrochene Streifen beiderseits über den Augen ziehen sich von da im Nacken zusammen und laufen vereinigt zur Mitte des Rückens herab; ausserdem geht noch ein schwarzer Zügelstreifen und ein gleicher von den Mundwinkeln parallel den Hals herunter. Über die schwarzen Schwingen laufen weisse Bänder, und der Schwanz erscheint schwarz. Die Iris ist weiss. Das Weibchen hat statt des gelben Flecks auf dem Kopfe eine weiss gezeichnete Stelle daselbst.

Der weissrückige oder Weissspecht, P. leuconotus,

kommt nur im äussersten Osten Deutschlands und höchst vereinzelt im Lieber Revier in Norddeutschland vor. Seine eigentliche Heimath ist das nordöstliche und einige Striche des südöstlichen Europa: Russland, Galizien, Kärnthen und Ungarn. Da seine Lebensweise, seine Gestalt, auch sein Kleid mit dem der Buntspechte wesentlich übereinstimmt, so mag es im Ganzen bei der Erwähnung dieses jedenfalls eingewanderten Spechtes — ob von Osten oder Süden, ist noch näher zu untersuchen — bewenden. Nur hervorheben wollen wir, dass er, mit dem Rothspecht verglichen, schlanker, gestreckter gebaut ist. Das Männchen hat einen carminrothen Scheitel, der beim weiblichen Vogel schwarz ist. Der Hinterrücken erscheint ganz weiss und gibt ihm den Namen, die Seiten der Brust und die Flanken sind schwarz gestrichelt und der Bauch ist rosenroth.

Die Sippe der Gras- oder Erdspechte, Gecini,

ist gekenntzeichnet durch gestreckten Körperbau, welcher den der Buntspechte an Grösse überragt, sowie durch die eintönige grüne oder graugrüne Leibesfärbung, ihren starken, fast vierkantigen Schnabel, den länglichen Schädel und die mehr als bei den übrigen Spechten verlängerte sehr klebrige Zunge, auch durch die entschiedenere Neigung ihrer Vertreter zur Ernährung auf der Erde.

Der Grünspecht. Gecinus viridis.

Sein Kleid besteht auf der oberen Seite aus einem grünlichen Grundton, der auf dem Unterrücken heller wird und am Bürzel in ein schönes Hellgelbgrün übergeht, auf der Unterseite in einer helleren unbestimmteren graugrünlichen Farbe auftritt. Den aschgrauen Kopf ziert eine bis in den Nacken reichende etwas länger gefiederte carminrothe Holle, das Gesichtsfeld ist schwarz, sowie der untere Theil der Wangen beim Männchen roth, beim Weibchen schwarz. Die hell schwarzbräunlichen Schwingen durchziehen hellere Querbinden, den graugrün grundirten Schwanz durchlaufen quer schwärzliche Streifen. Der Augenring sticht hell blauweiss von dem

dunklen Gesichtsfeld ab, der Schnabel ist düster grau, auf der Firste gegen die Spitze schwärzlich, der Fuss graugrün gefärbt. Die Länge des Körpers misst 30—31 cm.

Der Grünspecht ist über ganz Europa bis nach Lappland und das angrenzende nordwestliche Asien verbreitet. Er verhält sich in manchen Gegenden hinsichtlich der mehr oder minder entschiedenen Behauptung seines Aufenthaltes verschieden, indem er sich bald mehr zum Herumstreichen neigt, bald mehr als Standvogel auftritt. Es mögen vorzugsweise, wie bei den übrigen heimischen Spechtarten, die jungen Vögel gegen den Herbst hin streichen, um sich Standorte zu suchen. Im Winter übrigens dehnen die meisten der Art ihr Gebiet aus und erscheinen in unseren Baumstücken, Gärten und an den Gebäuden, deren Lehmwände und faule Balken sie oft stark verhauen. Zur Strich- oder Wanderzeit im Herbst und Vorfrühling stiessen wir schon manchmal auf eine ungewöhnliche Anzahl Grünspechte in Baumgruppen an Bachufern. Die Vögel waren emsig mit Bearbeitung des Bodens beschäftigt, sodass sie uns nahe an sich herankommen liessen Mit ihren Schnäbeln hackten sie tiefe Löcher in den Boden, wie wir uns überzeugten, nach Cossus-Arten.

Der Grünspecht ist ein munterer Vogel, welcher aber alles mit einer gewissen Entschiedenheit und Kraft unter dem Grundtone der heiteren Laune thut. So hört sich schon aus seinem volltönenden, hellen Ruf heraus ein fröhliches Wiehern, ein jauchzendes Lachen heraus, das zur Paarzeit sich in einer Strophe ausspricht und wie „Düdüdüdüdüdü-dü-dü-dü" bis zur grösseren Hälfte im Allegro erklingt, am Schlusse in ein Diminuendo und Ritardando versinkt. Auch in seinem hart und laut rauschenden Fluge lässt er sein vernehmliches „Düh" oder „Güh" hören. Sein Wesen ähnelt in der Rastlosigkeit, dem Klettervermögen und der Wohnungsbereitung dem seiner Verwandten; allein seine Ernährung, sowie sein Wandel weichen in manchen Zügen vom Thun und Treiben der übrigen heimischen Spechte ab. Er ist nämlich weniger ausgesprochener Baumvogel und erscheint viel öfter auf dem Boden. In Wiesen, an Rainen, an Bachufern fusst er tagtäglich und zeigt hier auf der Erde nicht die Unbeholfenheit der andern Spechte. Seine Bewegungen geschehen hier zwar auch in Sprüngen, diese sind aber leichter, geschickter: denn hier hat ihm die Natur seinen Tummelplatz angewiesen, hier trifft er seine Hauptfundstellen an Ameisen, Würmern und allerlei Kerflarven. Namentlich in bebuschten Rainen trafen wir den Vogel an, und daselbst gewahrten wir den Boden unter und neben dem Gebüsche immer stark vom Spechte bearbeitet, so als hätte eine Schnepfe daselbst gebohrt oder vielmehr ein Dachs die bekannten trichterförmigen Löcher mit seinen Nägeln gestochen. Wir neigen im Hinblick auf die Bethätigung des Grünspechtes auf dem Boden sehr zu der Ansicht v. Homeyer's, dass die Erdspechte wenigstens die Gänge der Kerfe im

Boden wittern. Seine lang vorstreckbare, besonders klebrige und ausserordentlich bewegliche Zunge befähigt ihn ebensowohl die beliebten Ameisen und ihre Puppen aus den Haufen, welche er durch Gänge aufschliesst, mit Leichtigkeit anzukleben, als auch den mannichfach gewundenen Gängen und Schlupfwinkeln der Erdkerfe in Moos, Rasen, Laub und Geniste, sowie im Boden zu folgen und daraus mittelst dieses offenbar feinen Tastorganes hervorzulangen. Eine Lieblingsnahrung des Grünspechtes bildet nach E. F. v. Homeyer die Maulwurfsgrille; eine andere von uns öfters bestätigte ist die Raupe und Puppe des grossen Weidenbohrers (Cossus ligniperda), sowie diejenigen des Bienenschwärmers (Sesia apiformis). Beide Kerfe hackt der Specht sowohl aus dem Holze der Stämme von Weiden, Pappeln, Aspen, Erlen u. s. w. als auch aus den Wurzelknoten und der unmittelbaren Umgebung der letzeren. Er ist in seinem Thun und Treiben einer derjenigen unserer Spechte, welcher das Durchsuchen von Bäumen und Localitäten am regelmässigsten betreibt. In Alleen und Baumstücken, an Bachufern, Dämmen und Waldrändern fliegt er von einem zum andern Baume unten an, um nach und nach höher zu rücken, niemals oder höchst selten hoch hinauf an denselben. Wenn er mehrere Stämme überspringt, dann eilt er gewiss zu gewohnheitsmässig auserkorenen oder erfahrungsmässig beutereichen. In derselben Ordnungmässigkeit wird ein Rain nach dem andern in Wiesen und selbst mitten in Feldern besucht. Hat er eine Fundstelle entdeckt, so beutet er sie gemäss seiner ausgesprochenen Entschiedenheit gründlich aus, kehrt gewiss auch regelmässig eine Zeit lang dahin zurück, wenn sie reichhaltig befunden worden.

Regelmässig erscheint er auch zu gewissen Zeiten an bestimmten Localitäten. Das Abernten der Wiesen und Grasgärten merkt er sich ebensosehr als im Winter zugängliche Fundstellen, unter welchen dann die Ameisenhaufen in erster Linie stehen, die er bis in die innersten Kammern aufdeckt. Er scheint bei seinem Ernährungsgeschäft mit allen Sinnen zu sein, da er sich oft überraschen lässt. Vorzugsweise unter seinen Verwandten liebt er es, vor dem Beobachter oder Nahenden hinter die abgewendete Seite der Bäume und andere Gegenstände zu huschen und von da mit vorsichtigen Blicken den ihn Störenden zu beäugen, plötzlich sich aber gedeckt zu entfernen. Das Trommeln und Schnurren ist ihm nach unseren Erfahrungen nicht eigen.

Seine Bruthöhle legt der Grünspecht im April regelmässig — einzelne Fälle ausgenommen, wo er in höher befindliches bruchiges Holz bis zu 10 Meter Höhe baut — niedrig, manchmal sogar auffallend niedrig in allerlei Stämme, vorzugsweise gerne in Weichhölzern an. Die Dimensionen der Nisthöhle sind der Grösse des Vogels angemessen, indem die Höhle bei einem mittleren Durchmesser von 16 cm. etwa 30—40 cm. lang in's Holz abwärts geht. Beide Gatten unterstützen sich beim Meiseln der Wohnung,

indem einer den andern im Baugeschäfte ablöst. Das Gelege besteht aus schimmernd weissen, gestreckten Eiern, deren Zahl zwischen 4 und 7 schwankt und die in 16 Tagen gemeinschaftlich von beiden Vögeln ausgebrütet werden.

Zuweilen geht der Grasspecht — wie wir selbst gesehen — auf die Vogelherde, gewiss der daselbst aufgesteckten Beeren wegen. Wir haben in unserer Jugend einmal einen Grünspecht an einer Dohne, in welcher Beeren des Mehlbeerbaumes eingebeert waren, einige Augenblicke in einer Schlinge zappeln sehen, in welcher er sich verwickelt hatte, aber aus welcher er sich vermöge seiner Kraft alsbald wieder befreite, ein Zeichen, dass er auch Beerennahrung nachgeht. In ähnlicher Weise verfing sich einstmals vor unsern Augen ein Grauspecht an einem Sprenkel, wovor Hollunderbeeren für Rothkehlchen aufgesteckt waren.

Der Grünspecht ist, da er oft über das Freie wechselt, viel mehr den Angriffen von Raubvögeln ausgesetzt als andere Spechte. Zweimal sahen wir Grünspechte in harte Lage gerathen bei Angriffen von Sperbern. Das erstemal entging einer seinem Dränger durch geschickte Wendungen und immerwährendes Aufwärtsssteigen glücklich zum Wald; das anderemal entkam ein Angegriffener blos durch unser Dazwischentreten aus der eifrigen Verfolgung unweit eines Bachufers. In beiden Fällen stiessen die Spechte ein jämmerliches, durchdringendes Klagegeschrei aus, sträubten die Kopffedern und suchten sich beständig über die Räuber zu erheben, wehrten sich aber auch tapfer mit den Schnäbeln. Sobald der Specht übrigens eine Baumgruppe oder auch nur einen einzelnen Baum bei solchen Verfolgungen erreichen kann, ist er der Gefahr entronnen: denn vom Baume, auf welchem er Meister in allen Wendungen um den Stamm und das Geäste ist und in welchen ihm kein Raubvogel zu folgen vermag, geht er dann nicht mehr ab.

Mit tiefen und langen Bögen fliegt der Grünspecht von Ort zu Ort. Morgens verkündigt er erst bei Sonnenaufgang sein Erwachen gewöhnlich mit einigen Lauten, oft auch mit seiner tönenden Lachstrophe, bis Mittags rührig dem Ernährungsgeschäfte hingegeben; in den Nachmittagsstunden ruht er aus, um sodann wieder thätig seine Rundtour zu unternehmen und meist in später Dämmerung vorsichtig erst zu seiner Schlafstätte zu kehren.

Einen nächsten heimischen Verwandten des Grünspechts besitzen wir in dem etwas kleineren Grauspecht. G. canus.

Er ist nur 29 cm. lang, dem Vorigen aber sehr ähnlich. Sein Kleid ist mehr von grauem Grundton, einförmiger, düsterer. Die Oberseite ist olivengrün und geht am Bürzel in ein Hellgelb über, die Unterseite trägt ein helleres Graugrün. Ein kleiner Wangenstreif, sowie der Zügel sind

schwarz, der Hinterkopf ist dunkel gestrichelt, und des Männchens Scheitel ziert ein carmoisinrother Fleck, der dem Weibchen fehlt.

Der Grauspecht hat eine beschränktere Verbreitung als der Grünspecht, indem er nur Europa mit Ausschluss des Westens und Sibiriens bewohnt; doch geht er mindestens so hoch nach Norden, wenn nicht nördlicher als sein Verwandter.

Er liebt die Vorhölzer des Laubwaldes, Baumstücke und Gärten, in welchen er einen dem Grünspecht gleichen Wandel führt. Auch er liebt die Ameisennahrung sehr und ist der Erdkerfjagd in denselben Localitäten und in ganz ähnlicher Weise wie der Grünspecht hingegeben. Sein Wesen ist etwas zutraulicher oder weniger scheu, als das des Grünspechts, er hält sich noch einsamer und ist weniger laut. Seine Stimme gleicht der des Grasspechtes, klingt aber tiefer und ist nicht so weittönend. Wenn man ihn erschreckt oder überrascht, stösst er einige Laute aus, die wie „Geck geck“ klingen, während sein gewöhnlicher Lockruf mit einem einsilbigen „Dick“ oder „Gick“ wiedergegeben werden kann.

Die Sippe der Wendehälse. Jyngidae.

Diese tiefstehenden Spechtvögel sind Bewohner der alten, nicht der neuen Welt. Sie treten als Übergangsglieder von den Spechten zu den Kukuken auf. Die allgemeinen Kennzeichen bestehen in kleinem Kopf, langem Hals, gestreckter Gestalt, kurzem, stumpfem Flügel, in welchem die dritte Schwungfeder die längste ist, mittellangem, breitem, weichfiedrigem Schwanz, kurzem, kegelförmigem, an den Seiten einwenig zusammengedrücktem Schnabel, über dessen Spitze die ausdehnbare fadenförmige Zunge ohne Widerhacken hervorgestreckt wird, um Nahrung theils anzuspiessen, theils mit dem klebrigen Speichel anzukleben, kräftiger, vier- und paarzehiger Fuss und endlich zartes, lockeres Gefieder.

Unser Wendehals. Jynx torquilla.

Seine Länge beträgt 18, seine Breite 30 cm. Die hell aschgraue Oberseite trägt dunklere Punkte und Wellen, die weisse Unterseite dunkle dreieckige Flecken in geringer Anzahl. Die gelbe Kehle und der gleichgefärbte Unterhals tragen querlaufende Wellen. Vom Kopf bis zum Unterrücken läuft ein schwärzlicher Streifen herab. Die Flecken des Oberkörpers sind schwärzlich, roth- und hellbraun. Die Schwingen haben roth- und hellbraune Bänder, die Steuerfedern schwarze Sprenkel und fünf schmale Bogenbänder. Die Augen sind gelbbraun, die Füsse wie der Schnabel grüngelb.

Die Verbreitung nach Norden geht bis zum mittleren Scandinavien und Finnland, nach Osten bis in die Amurländer, nach Süden erstreckt sie sich theilweise über Spanien und Griechenland, durchgängig über Italien. Brehm

sucht die Ursache davon, dass er in Spanien und Griechenland im Tieflande nicht mehr als Brutvogel vorkommt, in der Baumart der Ebenen. Auf dem Zuge trifft man ihn in Egypten, Nubien und in Ostsudan, in letzerem Gebiet wie, nach Jerdon, in Indien überwintert er. Das eigentliche Heimathsgebiet ist Mitteleuropa und Mittelasien.

Als Aufenthalts- und Nistorte wählt der Wendehals wenig bewaldete Gegenden, die alte Bäume in grösserer Anzahl aufweisen. Sehr gerne bewohnt er Baumpflanzungen, Feldgehölze, breite, ausgedehnte Hecken mit alten Bäumen, Obstbaumgärten und Parkanlagen. Die Zeit der Rückkehr in die Heimath fällt in die zweite Hälfte des April, nicht selten aber auch bei günstigen Witterungsverhältnissen in die erste Hälfte dieses Monats. Sein Ausbleiben bis zu den ersten Tagen des Mai ist bei uns eine sehr seltene Erscheinung und nur durch äusserst ungünstige Witterung veranlasst.

Sogleich nach der Ankunft während der Nacht, wo dieser Vogel, entgegengesetzt der Wanderung in kleinen Gesellschaften im Nachsommer in die Fremde, einzeln erscheint, ertönt an schönem Frühlingsmorgen der laute Ruf des Wendehalses, der alle viertel oder halbe Minuten wiederholt wird und wie „Dedededededede" (der Vokallaut zwischen e und i) klingt und dem Gartenbesitzer ein willkommener Verkündiger der schönen Jahreszeit ist. Gar eintönig und ermüdend darf man diese Weise nennen, zumal wenn mehrere Männchen sich stundenlang antworten und so ein wahrer Wettkampf des Minnerufs das Ohr beleidigt. Eben so beredet antwortet das Weibchen, und zeitweise nähert sich das Paar in neckendem Spiel. Sobald man aber dem Vogel näher kommt, ruft er alsbald in gedämpftem Tone und, in unmittelbarer Nähe gestört, verstummt er sogar völlig. Dann sitzt er, mit Ausnahme des sich in wahren Verrenkungen drehenden Halses, unbeweglich, um seine Anwesenheit nicht zu verrathen, entweder am Stamme angeklammert oder auf einem Aste oder auch auf dem Erdboden im Rasen auf dem Wege, auf dem Raine, dem umgegrabenen Gartenlande etc.

Die Grimassen, welche der Wendehals bei erschreckenden Erscheinungen zeigt, schildert Naumann in nachstehenden zutreffenden Worten: „Er dehnt den Hals oft lange aus, sträubt die Kopffedern zu einer Holle auf und breitet den Schwanz fächerförmig aus, alles unter wiederholten, langsamen Verbeugungen, oder er dehnt den ganzen Körper und beugt sich, besonders wenn er böse ist, langsam vorwärts, verdreht die Augen und bewegt die Kehle wie ein Laubfrosch unter sonderbarem dumpfem Gurgeln. In der Angst, z. B. wenn er gefangen ist und man mit der Hand zugreifen will, macht er so sonderbare Grimassen, dass ein Unkundiger darüber, wenn nicht erschrecken, so doch erstaunen muss. Mit aufgesträubten Kopffedern und halbgeschlossenen Augen dehnt er den Hals zu besonderer Länge aus und dreht ihn wie eine Schlange ganz langsam, so dass der Kopf währenddem mehrmals im Kreise umgeht und der Schnabel dabei bald rückwärts,

bald vorwärts steht.“ Wir betrachten diese Erscheinung als Arteigenthümlichkeit, welche von Geschlecht zu Geschlecht als vererbte Gewohnheit übergeht, nicht aber, wie Brehm meint, als etwas Erlerntes. Dass die jungen Vögel dieses Geberdenspiel noch nicht zeigen, dient auch nicht im Mindesten zu der Erhärtung der von uns entschieden verworfenen Anschauung, denn die jungen Klappergrasmücken und die jungen Feldhühner stellen sich bei Ansichtigwerden des Feindes ja auch nicht flügellahm, wie es die Alten thun, wenn sie den Feind von ihrem Nistplatz ablenken wollen. Ohne hierin Anleitung von den Eltern erhalten zu haben, verfahren sie schon bei der ersten Brut im nächsten Sommer gerade so wie diese. Es ist durchaus unrichtig, wenn angenommen wird, dass die jungen Vögel durch Anschauen von den alten die Eigenthümlichkeiten lernen. Das gilt vom Nestbau wie von dem Betragen und den Geberden in den verschiedenartigsten Verhältnissen und Lagen. Aufgezogene, früh dem Neste entnommene Vögel beweisen dies unwiderleglich.

Zur Nestanlage benutzt der Wendehals theils natürliche Löcher und Höhlen, theils die Höhlen der Weiden, Pappeln, Erlen, Aspen und Obstbäume, welche die Spechte gemeiselt haben. Auf eine Unterlage von morschem Holz, seltner Moos oder Grashalmen, legt das Weibchen Mitte Mai sieben bis zwölf rein weisse, dünnschalige Eier von gedrungener Gestalt. Wenn in Bäumen mehrere Bruthöhlen vorhanden sind, so duldet der Wendehals die Nachbarschaft anderer Höhlenbrüter über, neben und unter sich. Anders verhält es sich, wenn sein Begehren, eine Wohnstätte zu beziehen, dem eines anderen Höhlenbrüters begegnet, den er alsdann zu verdrängen und selbst bei bereits begonnenem Nisten desselben rücksichtslos aus der Höhle jagt. Nach Liebe bezieht das Wendehalspaar auch Nistkasten. Mit wärmster Hingebung brütet unter sehr geringer Betheiligung des Männchens das Weibchen vierzehn Tage lang. Es sitzt so fest auf den Eiern, dass es durch Klopfen am Stamm des Baumes sich nicht einmal zum Ausflug bewegen lässt. Kommt man der Bruthöhle nahe, so zischt und faucht der brütende Wendehals. Anfangs Juni schlüpfen die Jungen aus. Männchen und Weibchen verpflegen sie und zeigen sich bei der geringsten Gefahr tief erregt, bereit, die Kleinen nach ihrer Art zu beschützen und zu vertheidigen. In Folge davon, dass die Excremente der Jungen von den Eltern nicht aus dem Neste entfernt werden, wird die Höhle zu einer übelriechenden Stätte.

Ameisenpuppen, Raupen und Schmetterlingspuppen tragen die Pfleger in grosser Anzahl herzu, und sobald nur eine feindliche Störung droht, umfliegen sie, angstvoll „schäck“ schreiend, die Brutstätte. Mit dem Schleim der Zunge nehmen die Wendehälse die Ameisen von Baumstämmen und Ästen, vom Erdboden und von Steinen weg, oder sie stecken dieselbe in die Löcher und Ritze der Bäume, in welchen sich Ameisen befinden, um

sie nach Verlauf einiger Zeit eilend zurückzuziehen, beladen mit anklebender Beute, während die Ameisen- und Schmetterlingspuppen angespiesst werden. Das Gezirp der Jungen gleicht dem der Grille und wird von Girtanner als das merkwürdigste bezeichnet, was von Tonwerken gehört werden kann. Er nennt es ein rätschendes Gesumme, den Tönen der Handtrommel vergleichbar. Erst bei völliger Flugfähigkeit verlassen die Jungen die Höhle, geleitet und versorgt von den Eltern, bis sie, selbstständig geworden, sich in der Nähe zerstreuen. Im Nachsommer trifft man die Wendehälse in den Gemüsegärten in kleinen Gesellschaften vereinigt nicht selten an.

Die Familie der Eisvögel oder Wasserspechte. Halcyonidae s. Alcedines.

Der Name Wasserspechte ist mit Recht und gutem Blick dieser Familie gegenüber dem sehr unzweckmässigen der Eisvögel gegeben worden: denn man erkennt in den Mitgliedern sogleich die Ähnlichkeit mit den Spechten. Die Familie charakterisirt sich durch einen kräftigen, stämmigen Leib, einen kurzen Hals, abgeplatteten grossen Kopf, durch einen langen, geraden, keilförmig zugespitzten Spechtschnabel, durch einen Schreitfuss (weshalb man die Familie auch unter der Benennung „Heftzeher“ zusammenstellt); weiter durch kurze, höchstens mittellange Flügel, meist kurzen Schwanz und ein vielfach in prächtigem Metallglanze spielendes Gefieder.

Die Wasserspechte sind einsame, an das Wasser gebundene Vögel, welche hinsichtlich ihrer Verbreitung Weltbürger genannt werden können, obgleich die grosse Mehrzahl der Familienglieder der warmen Zone angehört. Alle besitzen die Eigenthümlichkeit, durch Stosstauchen ihre Beute aus dem Wasser zu holen, weshalb sie auch Stosstaucher genannt worden sind. Ihre Nahrung besteht aus Fischen, Insekten, Krabben u. dgl. Es sind Erdhöhlenbrüter.

Der Eisvogel oder Königsfischer. Alcedo ispida.

Dieser einheimische Vertreter vorbezeichneter Familie hat ein wahres Prachtkleid der Tropenvögel. Aber auch durch die Gestalt seines Körpers fällt er auf. Sein Kopf ist lang gestreckt, auffallend abgeplattet, so dass seine Stirne beinahe in einer Linie mit der Firste des geraden und langen Keilschnabels steht. Dieser ist schwarz, an der Mundspalte hochroth gefärbt und misst ungefähr $^1/_4$ der 18 cm betragenden Leibeslänge des Vogels. Von gelbrother Farbe sind die schwachen, sehr kleinen Füsse, an welchen die mittlere Vorderzehe mit der äusseren bis zum zweiten, mit der inneren nur bis zum ersten Gliede verwachsen ist. Auffallend kurz stellt sich die Hinterzehe dar. Der Fuss erscheint in der hinteren Partie fein genetzt. Mit diesen schwachen Füssen vermag der Vogel auf dem flachen Boden kaum sich fortzubewegen; weshalb man ihn auch halbe Tage lang entweder

auf einem runden Steine, einer Wurzel oder einem Aste sitzen sieht. Sein dichtes, glattanliegendes Gefieder deckt auf der Oberseite ein grüner Grundton, über welchen auf dem Kopfe lasurblaue Bänderchen ziehen und der auf dem Rücken und dem Steisse in Lasurblau schillert. Auch die dunkelgrünen Flügel sind lasurblau bepunktet. Der Schwanz ist dunkelblau, die Unterseite grossentheils rostroth, die Kehle weiss. Von der Schnabelwurzel läuft ein dunkelgrüner Streifen neben der Kehle herab, von den Augen je ein zuerst gelbröthlicher, dann zimmtrother über die Ohren, hinter welchen ein weisser länglicher Fleck steht. Die Federn des Hinterkopfes können zu einer schwachen Holle gesträubt werden.

Das Verbreitungsgebiet des Eisvogels umfasst ganz Europa bis zu dem skandinavischen und russischen Norden, bis in die Mittelmeerländer und Nord- und West-Afrika, sowie das westliche Asien. Auch in das Gebirg steigt er, so in den Alpen bis zu 1400 Meter Höhe. Die Ebene bevorzugt er aber.

Der fast ausschliessliche Aufenthalt des Königsfischers ist das Ufer unserer Gewässer, hauptsächlich der fliessenden, jedoch auch der stehenden, wie Seen und Teiche, wenn sie nur kleine Fische enthalten. Namentlich liebt er hohe mit Gebüsch verwachsene und mit Bäumen besetzte Ufer; ebenso willkommen sind ihm steinige und felsige Wasserbette mit tiefausgespülten heimlichen Buchten und wurzelverschlungener Crescenz. Er folgt dem Lauf der nicht allzu reissenden Gewässer bis zur Quelle, auch in die fernsten Waldungen, wenn diese nur nicht allzu dicht zusammenhängend sind. Misstrauisch und höchst scheu, sucht er sich die heimlichsten Plätze zum täglichen Standorte aus, woselbst er sehr lange Zeit auf Fische und Wasserinsekten lauert, ohne sich zu bewegen — ein ächter Fischer. Zufolge der kurzen Flügel und des schweren Körpers vermag der Eisvogel nur mit starken, flatternden Bewegungen seiner Schwingen zu fliegen. Aber kraft seiner an dem sehr ausgebildeten Brustbeine sitzenden Flügelarm-Muskeln fördert sich der Fliegende im raschesten geradeausgehenden Fluge, dem nur das Rohr eines sehr geübten Schützen zu folgen vermag, weiter. Regelmässig tief über der Wasserfläche hingehend, folgt der Flug jeder Krümmung des Baches, oder den Ufern eines Flusses; nur selten verlässt er das Gebiet des Flussbettes, um vor einer Gefahr oder störenden Ursache in möglichst kurzem Bogen momentan nur auszuweichen und sogleich wieder nach dem Wasser einzubiegen.

Schon frühe im Jahre, Ende März oder zu Anfang des April, regt sich in unserem Charaktervogel die Liebe. Dann wird der strenge Einsiedler und stille Hocker rührig und sucht die Gefährtin für das Familienleben des Sommers. Sein lauter durchdringender Ruf „Tiiiiiiiiit", zuerst in feurigem Allegro ausgestossen und dann in zögerndem Tempo und mit abnehmender Stärke und den Silben „Tit-tit" endigend, lockt er das Weibchen. Dies



Artist. Anst. v. Th. Fischer, Cassel.

Eisvögel.

wird, wenn es sich blicken lässt, dann im eilend dahin schiessenden Fluge verfolgt, wobei die Fliegenden abwechselnd ihren Ruf erklingen lassen. Bei solchem hochzeitlichen Treiben geräth der Eisvogel nicht selten weit ab von dem Wasser und auf Gegenstände, z. B. auf Grenzsteine, Wegweiser der Flur und auf hohe Äste und Zweige von freistehenden Bäumen. Ist das Weibchen, wie dies anfänglich in neckischer Weise öfter geschieht, nicht willig, so erregt das Jagen die sich verfolgenden Vögel, denen sich manchmal auch noch ein zweites Männchen als Bewerber zuschlägt, in hohem Grade. Man sieht die Vögel nicht weit von einander schnell athmend und mit geöffneten Schnäbeln sitzen; hin und wieder auch die Männchen mit den Schnäbeln hart an einander gerathen, dass die Federn stieben. Bald aber geht das Treiben des Weibchens wieder von Neuem los. In sehr aufgeregten Momenten fächern die Männchen den Schwanz, heben ihn abwechselnd, lassen die Flügel hängen, recken Brust und Hals in eigenthümlichen Bewegungen, wobei die trippelnden Versuche auf ihren Sitzen, hin und her zu schreiten, sich komisch ausnehmen.

Der Bereitung der Bruthöhle unseres Vogels ist in dem Abschnitte über die Baukunst der Vögel näher gedacht worden. Nur einer interessanten Thatsache wollen wir hier gelegentlich noch gedenken, dass nämlich der Eisvogel an dem der höheren Uferwände entbehrenden Flüsschen Schwalm oberhalb Alsfelds Höhlungen hinter Wurzelgezweig und Felsgestein zur Nestanlage benutzt und diese sich mittels des Schnabels zweckentsprechend einrichtet. Die Tiefe solcher Bruthöhlen entspricht keineswegs derjenigen der selbstgefertigten in Uferwänden und beträgt zuweilen wenig mehr als einen Viertelmeter.

Die Bebrütung des aus 5—7 zartschaligen, weissen, rundlichen Eiern bestehenden Geleges besorgt das Weibchen mit grosser Hingebung allein. Kein Lärm und Gepolter am Ufer über der Nisthöhle vermag es zum Verlassen des Geleges zu bringen. Nur eine starke, anhaltende Bearbeitung oder Beeinträchtigung der Höhle stöbert es aus derselben. Der männliche Eisvögel versieht das brütende Weibchen emsig mit Nahrung und geht zuweilen weite Strecken vom Brutplatze ab, um die Stellen fördernder Jagd zu suchen und auszubeuten. Nach 14- bis 16tägiger Bebrütung, gewöhnlich erst Ende Mai oder im Juni, entschlüpfen den Eiern sehr missgestaltete, dickköpfige, nackte und blinde Junge, deren verschiedene Grösse schon dem aufmerksamen Naumann aufgefallen. Sie werden anfänglich mit feineren Insektenlarven, den Weichtheilen von Libellen, deren Flügel, Beine und Köpfe die Alten abschlagen, und später mit kleinen Fischen geatzt. Die Brut wird sehr geliebt, und die Eltern verrathen sie dem sich dem Brutorte Nahenden durch ängstliches Geschrei und kurzes Umkreisen im Fluge. Die Bruthöhle hat einen durchdringenden Fischgeruch, der von den Überresten der Fütterung herrührt. Den Koth der

Jungen tragen hingegen die Alten geflissentlich jedesmal nach der Atzung aus der Höhle im Schnabel davon, um ihn meist an einer bestimmten Stelle in's Wasser fallen zu lassen. Erst nach vierthalb Wochen verlassen die Jungen die Höhle und werden dann von den Eltern an verborgene Plätze der Ufer geführt. Da durch Hochfluthen, ungünstige Witterung und andere Ursachen, auch durch die Saumseligkeit der Eisvögel bei Bereitung ihrer Höhle die Bruten oft verzögert werden, so begegnet man bis in den Nachsommer manchmal noch jungen, kaum ausgeflogenen Eisvögeln. Sie halten sich sehr strenge und ängstlich vereint und bleiben noch bis in den Herbst zusammen. Das anfänglich stoppelige, unharmonische Kleid entfaltet sich nur langsam aus den bündelweise stehenden Scheiden zu Fähnchen, welche ausgewachsen dann auch eine zwar im Vergleich zum Gefieder der Alten noch trübe Färbung, aber immerhin schon den schön schillernden Grundton des Eisvogelkleides besitzen. Die Schnäbel der Nestvögel sind am Oberkiefer noch kurz, so dass der Unterkiefer vorsteht. Nach dem Ausfluge wächst der Oberschnabel langsam bei, der ganze Schnabel ist aber verhältnissmässig immer noch anffallend kurz. Er erlangt erst seine volle Ausbildung im Spätherhste, in welchem wir schon mehrere körperlich ganz ausgewachsene junge Eisvögel mit noch nicht ganz gestrecktem Oberschnabel erlegt haben. Die Füsse der jungen Eisvögel sind noch nicht gelbroth gefärbt.

Auch die Fertigkeit im Fischen erwirbt sich der unbeholfene, nur langsam sich entwickelnde junge Eisvogel allmälig und schwierig. Wir bemerkten die Übungen der Jungen im Fangen und Tauchen von Libellen und Fischen schon zu der Zeit, wo sie von den Eltern zeitweilig noch mit Nahrung versorgt wurden. Sehr unbehülflich und in der Regel von wenig oder gar keinem Erfolge begleitet, sehen sich diese ersten Versuche an. Eher noch gelingt einem und dem andern Exemplare der Fang einer Libelle oder der Wasserhaften und Spinnen.

Selbst die alten Königsfischer stossen nach unsern öfteren Beobachtungen an Wehren und stillen Buchten der Gewässer nach Fischen fehl. Merkt der Vogel eine Beute, so streckt er sich vor, beugt Kopf und Hals herab oder wendet sich behutsam zur Seite, um sich plötzlich im Sturz auf das Erspähte in's Wasser zu werfen, in welchem er auch wenn nöthig kurze Strecken nachtaucht. Durch kräftige Flügelschläge hebt er sich sogleich wieder meist an der Einstossstelle heraus, gewöhnlich zu seinem alten Stande, um daselbst den erjagten Fisch mit dem Schnabel mehrmals zu bearbeiten und dann zu drehen und zu wenden, so dass die Beute mit dem Kopfe zu unterst steht und so durch ruckweises Würgen ganz verschluckt wird. Nach dem Verschlingen des Fangs pflegt der Eisvogel das Gefieder zu schütteln, die Kopffedern zu lüften und den Schnabel hin und her zu wetzen. Obgleich der Vogel keinen eigentlichen Kropf be-

sitzt, verschlingt er doch bisweilen verhältnissmässig starke Fische. Er würgt dann stets noch eine Zeit lang mit eigenthümlichen Bewegungen, woran ersichtlich, dass ihm das in Hast Verschlungene im Schlunde zu schaffen macht. Er soll an gierig gewürgten allzustarken Fischen schon erstickt sein, was wir übrigens mit unseren Erfahrungen im Freien wenigstens nicht bestätigen können. Fehlstossen macht den Geduldigen übrigens nicht missmuthig, und er lauert nach solchen Misserfolgen stets wieder ausdauernd das Herannahen der Fische ab, bis er zum Ziele gelangt. Die Jagd nach Libellen gelingt ihm viel besser. Er fängt diese — soweit wir den Vogel direkt beobachten konnten — blos im Sitz und stets, wenn sie sich senkrecht oder schief unter ihm befinden, also, dass er sie von oben herab stossen kann. Auch beim raschesten Fluge entdeckt das scharfe Auge des Eisvogels den Fisch unter sich im Wasser. Alsdann hält er plötzlich durch eine aufsteigende oder Seitenwendung im Fluge inne und rüttelt wie ein Weih oder Würger über der Stelle, um — gewöhnlich erfolglos — mit platschendem Stosse herabzufahren. Der Vogel muss eben von ruhigem Stande aus den kräftigen, schnellen Stoss zum Fange ausüben, um eine einigermassen günstige Jagd zu erzielen. Nach öfters misslungenen Stössen verlässt er nicht selten eine Stelle und sieht sich eine andere zum Lauern aus. Besonders aber bei Fluth und trübem Wasser wechselt er seine Stände häufig, ein sichtliches Zeichen, dass ihn die Ernährung dann schwer fällt. In solchen Zeiten — wenn sie lange andauern — geht es ihm sehr schlecht; er sucht dann die stilleren Gräben und Teiche auf, um dort ein Fischchen oder Wasserinsekten zu haschen. In strengen Wintern, in welchen er sich nothdürftig mit gesträubtem Gefieder und traurigem Wesen an den offenen oder warmen Quellen der Gewässer herumtreibt, verkümmert er bisweilen, oder er geräth beim Fischfange manchmal auch wohl unter das Eis, aus dem er den Weg zurück nicht mehr findet. In den harten Tagen des Winters von 1880 auf 1881 sind nicht wenige Gegenden von Eisvögeln ganz entvölkert worden, welche theils verhungerten, theils in ergiebigere Striche auswanderten.

Nach einer erfolgreichen Jagd pflegt der Fischer sich längere Zeit behaglicher Ruhe und Verdauung hinzugeben. Ist diese erfolgt, so reckt er plötzlich in Stössen den Hals, sperrt den Schnabel weit auf, um sodann die Gräten und unverdauliche Insektentheile in Gewöllen auszuspeien, wobei er auf seinem Sitze hin und herrückt und dann wieder zur Ruhe übergeht. In dieser sitzt er mit stark eingezogenem Halse, beigedrücktem Schwänzchen und die Füsschen in die vom Leibe abgehaltenen Bauchfedern vergraben, ja sogar schlafend da, und lässt sich in solchen Momenten, namentlich an stillen, sonnigen Tagen oft überraschen. Übrigens hält er bisweilen auch Ruhe auf vom Wasser entfernten Stellen. So entdeckten wir in einem Parke den Stand eines Eisvogels auf einem der unteren wagerechten Äste

eines Sadewachholders etwa 100—120 Schritte vom Bache ab, woselbst er halbe Stunden lang ruhig sass.

Im Winter streicht er umher zu den offenen Stellen der Gewässer, viel weiter, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Man gewahrt öfters zu dieser Jahreszeit plötzlich Eisvögel in Strichen, wo man sie das ganze Jahr hindurch nicht gesehen hat.

Unter der Familie der Kukuke, Cuculidae, welche sich zufolge ihres Formen- und Artenreichthums, sowie ihrer Lebensweise in mehreren Abtheilungen betrachten lässt, ist hervorzuheben die Sippe der eigentlichen Kukuke, Cuculi.

Die allgemeinen, stark hervortretenden Merkmale sind hier folgende: zusammengedrückter, auf der Firste sanft gebogener, an der Wurzel sich sehr verbreiternder Schnabel von Kopflänge mit grossem Öffnungsvermögen, sodass der Rachen mit den Mundwinkeln bis unter die Augen geschlitzt erscheint; ein paarzehiger Fuss, an welchem die äussere resp. Hinterzehe eine Wendezehe. Die Füsse sind nur mittellang oder kurz; die Körpergestalt erscheint gestreckt, der Flügel schmal, lang und spitz, und der bewegliche Schwanz, zehnfederig und lang, entweder keil- und staffelförmig oder abgerundet. Das Gefieder ist dicht, steht aber lose in der Haut, auch auf dem Bauche nicht in zeiligen Reihen oder Rainen, wie bei den Selbstbrütern. Die Kukuke, mit Ausnahme der amerikanischen Kukuke, brüten nicht, sondern legen ihre Eier in die Nester anderer Vögel.

Die übrigen charakteristischen Kennzeichen zeigen sich in ausgesprochenster Weise bei der einheimischen Art dieser Sippe.

Der europäische oder gemeine Kukuk. Cuculus europaeus s. canorus.

Dieser Sommervogel kommt auf seinem Herzuge aus dem Süden um die Mitte oder zu Ende des April in Deutschland an und verkündigt seine Ankunft sogleich mit seinem bekannten Rufe. Seine Verbreitung ist eine geräumige, indem er vom Süden Europa's bis zum Nordkap vorkommt. In den südlicheren Gebirgen Scandinaviens steigt er bis 1000 Meter über die Meereshöhe auf. Er bevorzugt die nördlichen Striche der ganzen alten Welt und zieht von da nach Süden, insbesondere mit allen mitteleuropäischen nach Nordwestafrika. In unseren Thierwohnungen verbreiten wir uns über seinen Aufenthalt und seinen Lebenswandel folgendermassen: „Seine Lieblingsorte sind verwahrloste, von Triften, Weiden, Wiesen, schilfbewachsenen Flüssen und Teichen unterbrochene Wälder mit vielen Oberständern, auf welchen sich die Gauche in ihrer alsbald nach der Ankunft erfolgenden Paarungszeit stürmisch herumtummeln und in einer wahren fieberhaften Liebeswuth heisser schreien. Das „Kukuk" versagt dann nicht selten bei überschnappender Stimme oder wird in der Hitze zu



Der Kukuk.

einem mehrsilbigen „Kukuk“, welchem sich öfters ein heisseres „Gwawawawa“ oder „Wawawawach“ gesellt, dem das Weibchen mit einem halblauten „Kiwiwiwi“ antwortet. Bei jedem Rufe erfolgt ein Fächern und Aufschnellen des Schwanzes bei hängenden Flügeln und unter ungestümen Bücklingen. Dies Treiben und Jagen geht besonders des Morgens vor sich und verwandelt sich beim Begegnen von mehreren Männchen in hitzigen Streit, bei welchem die eifersüchtigen Kämpen an einander fliegen und heftig mit Flügeln und Schwänzen schlagen. — Etwa alle 8 Tage wird ein Ei bei dem Weibchen reif, welches letztere nun unruhig hin- und herzieht, auch am Boden, in Sträuchern und dem Schilfe der Bäche und Teiche, sowie in Gärten und sogar an Wohnungen nach Nestern sucht, um sich seines Eies zu entledigen. Die Entstehung der 6 bis 8 Eier fällt in die Zeit von Anfang Mai bis zu Ende des Juni. Jedes Männchen hält ein bestimmtes, ziemlich umfangreiches Revier inne, in welchem es kein anderes duldet. Es durchfliegt dieses Revier, immer unstät und stürmisch äusserst schnell und lässt gewöhnlich von einer erhabenen Stelle aus seinen Ruf erschallen. Seine gewöhnliche Nahrung sind Raupen und zwar vorzugsweise behaarte Baumraupen, wie die des Prozessions- und Pappelspinners, der Nonne, die grosse Kiefernraupe u. a. m. Diesen geht der Vogel vornehmlich bei beständiger guter Sommerwitterung nach und hängt sich beim Ablesen derselben schief an die Stämme und Äste. Sobald es kühl und regnerisch oder gar kalt ist, wie nicht selten bei seiner Ankunft, flattert er am Boden her, durchsucht die herabhängenden Baumäste oder das Gesträuch und nimmt die verschiedenste Nahrung von Kerfen, ja sogar Wachholderbeeren auf. Ebenso wird die Tiefe von ihm besucht im Nachsommer, wo wir ihn sehr oft Stunden, ja halbe Tage lang auf Wiesen nach Bärenraupen und Heuhüpfern Jagd machen sahen. Nicht selten schaart er sich auch in Waldungen, welche vom „Raupenfrass“ befallen sind, zusammen und vertilgt bei seiner allgemeinen Fressgier eine erstaunliche Menge dieser von keinem andern Vogel angegangenen Waldverheerer. Auf dem Boden geht er ungeschickt, papageienartig oder hüpft, wiewohl selten, unbeholfen kurze Strecken einher. Sein Element ist aber die Höhe, ausser der drängenden, treibenden Paarzeit mehr die schattigsten, mittleren Stellen der Bäume, weniger die Kronen und Spitzen: denn er ist im Ganzen ein sehr scheuer Vogel, der sich gern den Blicken entzieht und schon auf weite Strecken vor dem Jäger flieht. Sein Flug ist leicht, schwebend, ungemein schnell und in einem fortgehend, ähnlich dem des Sperbers; weshalb man ihn mit diesem Raubvogel oft verwechselt und die Fabel erdichtet hat, er verwandle sich gegen den Herbst in den letzteren. Doch unterscheidet ihn von diesem sein längerer Schwanz, den er im Fluge auch etwas hängen lässt. Wegen seines ungestümen Wesens ist er unangenehm als Stubenvogel, überhaupt schwer zu halten und dauert selten in der Gefangenschaft aus. Sein Fleisch

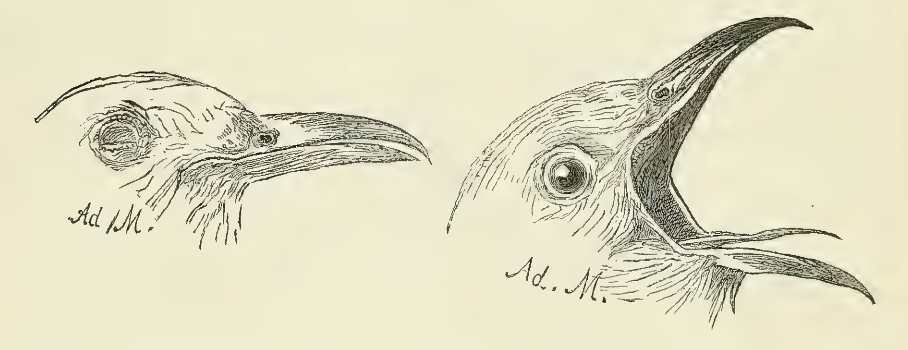
ist zart von weissröthlicher Farbe, und wohlschmeckend. Es ist meist von bedeutendem Fettansatze begleitet und ein süsslicher Geruch ihm eigenthümlich. — Schon im August beginnen die alten Kukuke ihren Zug nach Süden, während die jüngeren oft noch bis Ende Septembers verweilen.“

Der Kukuk gerade ist einer unserer volksthümlichsten einheimischen Thiere, über welche die meisten Fabeln und Irrthümer bestehen. Aber hier ist es nicht der Volksmund, der allerlei Abenteuerliches dem Vogel angedichtet hat; nein! Ornithologen haben der Ungereimtheiten, des Unnatürlichen und des Fabelhaften über unser Thier viel verbreitet und mit einer Zähigkeit, die den Vernünftigen und nüchtern Beobachtenden in Erstaunen versetzt, ja befremdet. Wir erachten es deshalb als eine besondere Pflicht, in diesem unseren Gedenkbuche die falschen Verkündiger des Vogellebens zu verdrängen und das Publikum über diese umlaufenden Irrlehren durch wahrhafte Thatsachen aufzuklären; eine Aufgabe, die wir hoffentlich bei jedem Vorurtheilslosen und Vernünftigen zur vollkommenen Befriedigung lösen werden. Hat doch bereits einer unserer schroffsten Gegner, ein Zweckmässigkeitslehrer par excellence, viele unserer Erfahrungen über den Kukuk sich zu eigen gemacht, ohne die Quelle zu nennen, woraus er geschöpft möglicherweise um die Bekehrung seiner ornithologischen Sünden oder diesen seinen Besuch bei der gegnerischen Seite nicht allzu augenfällig erscheinen zu lassen.

Neben seinem Äusseren, von welchem wir ein naturgetreues Abbild entworfen, sei der Körper des Vogels anatomisch betrachtet: denn derselbe bedingt den merkwürdigsten Lebensabschnitt des seltsamen Thieres, die Eigenthümlichkeit nämlich, dass dasselbe nicht brütet, also ein nest- und familienloses unter der befiederten Welt neben seinen engeren Verwandten der Sippe darstellt.

Seine 35 bis 38 cm betragende Leibeslänge gestaltet den Kukuk zu einem sehr schlanken Vogel, dessen über Körperlänge messender Schwanz ihn noch gestreckter erscheinen lässt. In dem etwa kopflangen, weichen, nach der Spitze gebogenen, an der Wurzel bogig nach oben zusammenlegten und daselbst sehr verbreiterten Schnabel besitzt der Vogel ein Glied, welches ihm, neben seiner Ernährung, bei seinem Fortpflanzungsgeschäfte sehr förderlich wird, wie wir dies später bei der Schilderung seines Lebenswandels gewahren. Die beigegebene Zeichnung der beiden Kukuksköpfe geben ein getreues Bild der Schnabelwurzel, sowie des dadurch bedingten grossen Öffnungsvermögens des Schnabels. Seine kurzen hellgelblichen Füsse sind bis unter das Fersengelenk befiedert, und an dem Fusse ist die äussere der drei Vorderzehen eine Wendezehe. Der Kukuk prangt in einem schönen seidenglänzenden Federschmucke. Die vorherrschende Farbe ist ein Aschgraublau, das auf Schultern, Flügeln und Steuer in's Grünschwärzliche schillert. Die ganze Oberseite erscheint in dieser dunkleren Schattirung,

während die untere weissliche Seite bis zu den Schenkeln mit mehr oder weniger dunkelbraunen Linien quer gewellt, d. h. „gesperbert“ erscheint. Kehle, Hals und Brust sind hell aschgrau befiedert. Die dunklen Flügel tragen an den Innenfahnen weisse Flecken, die Flügeldeckfedern sind bei schwarzbrauner Grundfärbung weisslich gezeichnet, und die noch dunkleren Schwanzfedern zieren beiderseits der Spulen weisse Punkte und gleich gefärbte Endspitzen. Das Gefieder des weiblichen Kukuks zeigt im Vergleich zu dem eben beschriebenen Kleide des Männchens auf der Oberseite einen bräunlichen Anflug, auf der Unterseite blass röthlich-gelbe Wellenlinien an Brust und Unterleib, sowie einen bräunlich gesperberten gelblichen Untergrund am Unterleib. Doch ändert die Färbung der Kukuke ziemlich, ja mitunter auffallend ab, worauf wir weiter unten zurückkommen werden. Nach der Begattungszeit sind gewöhnlich durch das unermüdliche Hin- und Herflattern des männlichen Vogels auf Bäumen und im Gebüsche, das

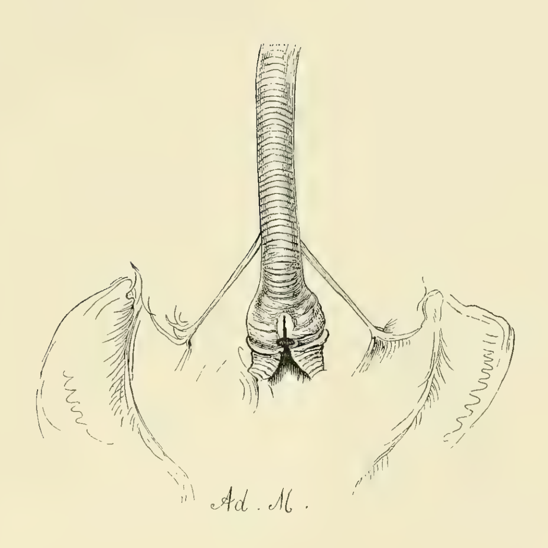


Schlagen mit den Flügeln und das Schnellen des Schwanzes, sowie endlich auch durch das Kämpfen der in Eifersucht an einander gerathenden Kämpen viele der weissen Punkte und andere Stellen am Steuer und den Flügeln verschwunden oder nur noch angedeutet vorhanden. „Das Kleid des jungen Kukuks“ — so zeichnen wir im „Zoologischen Garten“ und den „Thierwohnungen“ das Äussere desselben — „trägt im Ganzen schon die charakteristischen Merkmale der Eltern, indem es die gesperberte und Wellenzeichnung aufweist. Doch haben Kopf und Rücken überall bräunliche Federränder, und am Hinterkopfe machen sich gewöhnlich zwei weisse Flecken von Erbsengrösse (mitunter auch nur einer) bemerklich, das eigenthümliche Zeichen der Kindheit unseres Vogels. Dieser ist aber als Nestvogel im Vergleich zu den Eltern nicht immer vorherrschend braun in der Farbe, sondern es gibt auch deren, bei welchen das Schwarzgrau vorherrscht.“

Das Gerüste des Vogels ist bemerkenswerth. Zuerst fällt das grosse, hervortretende Brustbein auf mit seinem bedeutend vorspringenden gebogenen Kamme. An den Seiten dieses Kammes setzen sich die stark entwickelten

Bändermuskeln an und verleihen dem Vogel das bedeutende Flugvermögen, das sich noch erhöht durch die Luft führenden Knochen und das Luftzellengewebe der räumlichen Brusthöhle, was alles die Leichtigkeit des ganzen Kukukleibes bedingt. Eine weitere aufmerksame Zergliederung des Knochengerüstes ergibt eine auffallende Gestaltung der Rippen. Zufolge des bedeutenden Brustbeines sind die am Brustbein angewachsenen Brustbeinrippen bündelweis zusammengepresst in wagerechter Lage, worauf die ebenfalls zusammengedrückten fünf wahren Rippen folgen. Ebenso merkwürdig erscheint das letzte Wirbelglied des Rückgrates durch seine platte, „pflugschaarähnliche“ seitlich zusammengedrückte Form, wodurch die Schwanzknochenbildung derjenigen der Spechte ähnlich wird.

Die Eingeweide bilden den interessantesten Gegenstand der inneren Untersuchung. Die Luftröhre ist mit starken Knorpelringen eingefasst und der untere Kehlkopf oder die „Trommel“ noch mit verstärkteren Ringen. Über der Verzweigung der Trommel in die beiden Äste („Gabel“) besitzt die erstere einen tiefen Einschnitt und unter derselben einen ovalen Ausschnitt, wodurch die Ausdehnbarkeit der Trommel nicht wenig vermehrt wird. (Vergl. die Zeichnung des unteren Kehlkopfs vom Kukuk.) In diesem Organe und dessen Muskelapparate erblicken wir ein den weithin schallenden, volltönenden Ruf erzeugendes Stimmwerkzeug. Hauptsächlich beschäftigt uns der ungeheuere Magen. Der Vogel besitzt einen Vor- und einen Hauptmagen. In den ersteren mündet der muskelkräftige Schlund in einer ganz besonderen Form, indem er trichterförmig oder durch eine Einstülpung nicht unmittelbar am Rande des Vormagens eingeht, sondern vielmehr erst weiter in die Haut desselben sich einsenkt, um sich sodann wieder zurückzustülpen. Geradeso mündet der Vormagen mit dem Ende seiner drüsigen Haut in den Hauptmagen. Bei aufmerksamer Betrachtung dieses Magens treten nun zwei auffallende Erscheinungen hervor, erstlich bei ungemeiner Grösse die bedeutende Dehnbarkeit seiner Wände, welche innen mit bündelweis stehenden gefurchten Längsmuskeln versehen sind, in welchen sich mit ihren Häkchen die Haare der Bärenraupen, der Lieblingsnahrung des Kukuks, festsetzen. Namentlich im Nachsommer, wo der Vogel fast ausschliesslich von Bärenraupen lebt, erscheinen die Kukuksmagen oft wie mit Pelz überzogen. Meist aber stehen die Haare bündelweise. Die hervortretenden Muskeln und die Ausdehnung des Magens bekunden das grosse Verdauungsvermögen des gefiederten Vielfrasses. Für's Zweite fordert die merkwürdige Lage des Magens zum Nachdenken und zu einer Folgerung heraus. Es ist derselbe nämlich auffallend nach dem Unterleibe gedrängt. Dies bewirken die von der Brust zwischen Haut und Muskeln nach unten verlaufenden Brustzellen Nun ist aber bei dem Vielfresser der Magen beständig angefüllt und dehnt sich so, wie bemerkt, weit über den Unterleib aus, infolge davon, dass er dicht unterhalb der Bauchdecke liegt, drückt er sich aber auch nach aussen.



Der untere Kehlkopf oder die „Trommel“ nebst Muskelapparat des Kukuks.

(Zu Seite 324.)

Hierdurch entsteht ein Druck auf die andern Gebilde des Unterleibes, namentlich auch auf den Eileiter, und das ist die Ursache, dass der Kukuk verhältnissmässig kleine Eier legt. Auch die Thatsache, dass der Vogel wenig Eiweissstoff im Körper, resp. in seinem Eileiter, absondert, bewirkt die langsame Entwickelung der Kukukseier. In der Erwägung, dass der Vogel durch Brüten, also durch anhaltendes Sitzen auf den Eiern einen empfindlichen Gegendruck auf den nach unten und aussen vorgedrängten Magen ausüben würde, hat schon Hérissant die Ursache gefunden, dass der Kukuk nicht brüten könne. Diese Betrachtungen Hérissant's hat Dr. F. M. Eduard Opel durch die eben erwähnten zergliedernden Untersuchungen begründet und erweitert und so einen Theil der Fortpflanzungsgeschichte unseres Kukuks wissenschaftlich aufgeklärt.

Wenn dem Forscher in dem Körper des Thieres die Hauptmerkmale liegen, gleichsam der Schlüssel gegeben ist, um des Thieres Wandel und Leben aufzuschliessen; so hat gewiss die vergleichende Anatomie des Thierleibes ihre grosse wissenschaftliche Bedeutung. Wo sich also über solche Untersuchungen, wie die Opel's, mit Geringschätzung und der Behauptung, dass sie leeres Gerede seien, aufgehalten werden kann, da ist gewiss kein klares Urtheil vorhanden. Nur niedrige Scheelsucht oder aufgeblasene Ohnmacht vermag solchen Untersuchungen das Interesse und Verdienstliche abzusprechen. Sobald die Beobachtung in freier Natur die Folgerungen solcher anatomischen Forschungen bestätigt, hat die Wissenschaft einen doppelten Werth durch Festigung unumstösslicher Thatsachen.

Gar Mannches bleibt noch in der Lebensgeschichte unseres Vogels zu erforschen, zu klären. Die unmittelbare, unausgesetzte Beobachtung in der Natur kann da allein zur Aufklärung, zur Feststellung des noch Schwankenden führen.

Das Wichtigste und Interessanteste in dem Wesen und Wandel des Kukuks ist seine Fortpflanzungsgeschichte. Wir geben unsere Jahrzehnte langen Forschungen und Erfahrungen hierüber unter genauer Zugrundlegung selbsterlebter Thatsachen in zusammenhängenden Zügen und Bildern aus der Natur heraus, um weitschweifige, trockene Aneinanderreihungen und ermüdende Wiederholungen zu vermeiden.

Sieh! in einer Nacht ist der Buchwald an den nahen Hügeln mit seinem Lichtgrün hervorgebrochen. Und mit dieser pflanzlichen Verjüngung hat sich auch das Leben und Treiben der heimathlichen Vogelwelt erhöht. Die Sänger sind zu uns zurückgekehrt, und laut erschallt die mystische Stimme des Kukuks mit ihren selbstverherrlichenden Silben und der lachend-krächzenden Schlussstrophe vom Walde herüber. Dies war von jeher die Zeit unseres Wanderns in Flur und Wald, und besonders in den letzten Jahrzehnten der Kukuksruf das Zeichen für uns, dem allbekannten Unbekannten einen Zug seines geheimnissvollen Wandels nach dem andern abzulauschen.

In unserer alten Heimath Staden befindet sich ein Park, von einer für Natur und ihre Gebilde schwärmenden adeligen Gutsbesitzerin einst gepflegt und erweitert. Von dichten und reichen Busch- und Baumgruppen durchzogen, von einem grösseren Bache und dessen Nebenarme umspült und durchrieselt, bietet er von jeher eine gesuchte Ansiedelung unserer beliebtesten einheimischen Sänger. Wir Brüder verdanken diesem Eldorado der Vögel, neben dem Garten der Burg Friedberg, ein gutes Stück Erfahrung in der heimischen Ornithologie, und noch vor wenigen Jahren verloren wir uns gerne in die grünen Verstecke jenes Gartens an der Nidda der Wetterau, wenn wir bei dem Vater fern von „Büchern und Papier“ ungestört uns der Beobachtung in der Natur hingeben konnten. Eine Laube am Ausgange eines Buschganges und gegenüber einem freien Rasenplatze mit einzelnen Baumgruppen verbarg uns dann den misstrauischen Blicken der scheuen gefiederten Schaar um uns her, und ein Fernrohr brachte auch die entfernteren Scenen des Thierlebens klar vor Augen.

In die Laube gekehrt, findet sich sofort interessanter Stoff für unsere Beobachtungen. Schon verräth sich unseren Blicken ein Kukuk, der mit etwas gesträubtem Gefieder in einem Fliederbusch sitzt. Eben fusst er geräuschlos wie ein Schatten vor einem mit niedrigem Gestrüpp bewachsenen Raine der freien Grasfläche. Unter Nicken des Kopfes und Wippen des Schwanzes trippelt der Vogel auf einer Stelle herum; es überkommt ihn ein leises Zittern, wobei er die Flügel etwas lüftet und eine Weile in gebückter Stellung verharrt. Jetzt hebt er sich empor, und erstaunt sehen wir durch das Fernrohr ein Ei unter dem Vogel, das derselbe mit seitlich geneigtem Kopf in den weitgeöffneten Schnabel aufnimmt und unter seinem eigenthümlich papageiartigen Gange den Rain hinauf unter einen Rasenvorsprung bringt. Gleich darauf fliegt er wieder zum Flieder zurück, schüttelt sich daselbst und verschwindet flüchtig und geheimnissvoll, wie er gekommen, bei seinem Rückzuge jedoch von einem Weidenzeisigpaare und einigen wachen Meisen eine Strecke verfolgt. Erwartungsvoll eilen wir zu dem Raine und finden daselbst unter einer ausgehöhlten Stelle das durch Grasüberhang verborgene zugewölbte Nest des kleinen Weidenzeisigs. Unter sechs niedlichen weissen, mit spärlichen deutlichen und grossen dunkelrothen Punkten versehenen Eierchen bemerken wir das viel grössere Kukuksei fast auf der Spitze liegend. Nicht viel kleiner, aber schlanker als ein Singdrosselei, zeigt es auf trüb bläulichem Grunde dunkelbraunrothe und graue Punkte und Striche, also auch in der Färbung und Zeichnung auffallende Abweichung von dem hellen, freundlichen Nestgelege.

Rasch ziehen wir uns zurück, um das Gebahren der zum Neste zurückkehrenden Weidenzeisige zu beobachten. Dieselben lassen nicht lange auf sich warten. Vor dem Neste sträuben die Gatten die Kopffedern, das Eine beschaut sich stutzend den fremden Gegenstand unter seinem niedlichen

Gelege und hüpft unruhig um das Nestchen, endlich zögernd sich auf die Eier begebend. Wir lassen das Leben der kleinen Familie ruhig bis auf Weiteres sich entfalten und bemühen uns nunmehr, den Garten nach anderen Nestern in der Nähe aufmerksam zu durchspüren, auf Grund unserer Erfahrungen in der lebhaften Erwartung, wohl von demselben Kukuksweibchen noch ein und das andere Ei bei Gelegen zu finden.

Das Glück will, dass wir ein ganz ähnliches Kukuksei zugleich mit einem zweiten grünlichen, schwarzbraunpunktirten und gestrichelten Ei derselben Art in dem Neste eines Rothkehlchens unter fünf Eiern des Vögelchens entdecken. Auch hier stechen die grösseren Kukukseier von den rostgelb auf gelbweissem Grunde reichlich bepunkteten kleineren Eiern des Brutvogels bedeutend ab. Wir gewahren, dass der Letztere die eingeschobenen fremden Eier angenommen und mit seinem Gelege schon bebrütet.

Um zu erfahren, ob das Kukuksei oder überhaupt fremde Eier in gleicher Weise von kleineren friedlichen Sängern angenommen werden, stellen wir Versuche bei verschiedenen andern Nestern mit Gelegen an, wozu uns der Park und seine Umgebung reiche Gelegenheit bietet. In das bodenständige Nest eines brütenden Goldammers bringen wir zuerst ein anderwärts aufgefundenes Kukuksei, und vertheilen zwei Eier des Rothkehlchens in ein entdecktes Nest einer fahlen Grasmücke (Curruca cinerea) und in das eines grauen Fliegenfängers, von beiden letztgenannten Vögelarten wiederum je ein Ei in die Nester einer Braunelle und eines Rohrsängers (Salicaria arundinacea) versetzend. Mit der Eiervertheilung fertig, besichtigen wir sogleich die Niststelle des Goldammers. Wir finden zu unserem Erstaunen das Kukuksei v o r dem Neste des Brutvogels, diesen selbst ruhig auf seinem Gelege sitzend. Wir scheuchen den Vogel von den Eiern und gesellen vorsichtig das Kukuksei wieder zu dem Goldammergelege. In ein nahes Gebüsch zurückgezogen, beobachten wir das Betragen des Brutvogels. Dieser fusst alsbald auf dem Rande seines Nestes, blickt mit hohem Halse und gesträubter Holle hinein, um sodann mehrmals mit dem Schnabel in die Tiefe zu picken und kurz darauf das Kukuksei über den Nestrand zu werfen, sowie sich sofort auf sein Gelege zu begeben. Wir finden an einer Stelle das Kukuksei eingedrückt. — Ein Rundgang zu den übrigen Nestern überzeugt uns, dass die untergelegten Eier von den Nistvögeln angenommen worden sind bis auf das der fahlen Grasmücke übergebene Rothkehlchenei, welches zerbrochen unter dem Strauche, worin das Nest steht, aufgefunden wird. Schliesslich erprobt sich die Duldung einiger Brutvögel in der Weise, dass runde Kieselsteine, zu den Gelegen gethan, von den Vögeln nicht allein angenommen, sondern auch auf denselben weiter gebrütet wird.

Wir notiren diese Thatsachen zu unzählig andern gleicher Art als derjenigen Behauptung stracks zuwider, welche in der Vogelkunde früher eine

gewisse Zeit auffallendermassen wie eine krankhafte Erscheinung aufgetaucht war, auch jetzt hin und wieder noch von einer Sorte Leute mit verloschener teleologischer Naturanschauung schwach vertheidigt werden mag. Sie machte sich mit dem abenteuerlichen Satze breit: jedem weiblichen Kukuk sei von der Vorsehung das Vermögen verliehen, denjenigen Nestgelegen täuschend ähnliche oder gleichgefärbte Eier hervorzubringen, zu welchen es die seinen in der Regel lege, mit andern Worten: jedes Kukuksweibchen lege besonders gefärbte, gleichsam „typische" Eier, um diese regelmässig solchen Nistvögeln unterzuschieben, welche gleich- oder ähnlich aussehende Eier legten. Diese Behauptung wird von ihren Erfindern und Verbreitern mit dem bequemen Grunde der Teleologie unterstützt, es müsse die Natur einen weisen Zweck mit dieser Einrichtung verfolgen, den nämlich, dass die mit dem täuschenden Kukuksei beschenkten Pflegeeltern das Unterschieben nicht merken und so die sonst gefährdete Art unseres Kukuks erhalten helfen sollten. Dieses erbauliche Dogma passt für einen gläubigen Spiessbürger, oder als ein Märchen in eine Kleinkinderschule, nimmer aber in die nach Wahrheit und Klarheit strebende Naturkunde. Es verschwindet vor dem sprechenden Beweise der lebendigen Thatsachen in das Reich der Fabeln, aus dem es ursprünglich nur gedankenmässig entnommen worden.

Da wir gerade am Ei sind, so möge eine kurze Erläuterung über die Entwickelung des Kukukseies folgen. Der traubenförmige, ziemlich umfangreiche Eierstock des weiblichen Kukuks sitzt an der linken Seite der engen Bauchhöhle, in welcher ihm — wie wir schon dargethan — blos ein kleiner Raum übrig bleibt, woselbst nur verhältnissmässig kleine Eier entstehen können. Die Entwickelung derselben geht nun vermöge der geringen Eiweiss- und Kalkausscheidungen im Eileiter sehr langsam von statten und verursacht einmal, dass der Vogel nur in grösseren Zwischenräumen seine Eier ablegen und in Folge dessen keine so hohe Brutwärme, wie die Selbstbrüter, entwickeln kann, zum Andern, dass das Ei sehr dünnschalig erscheint.

Diese Dünnschaligkeit, sowie der vorwiegende Umfang des Kukukseies vor den Eiern, wobei es liegt, begründet die Thatsache, dass dasselbe in der Regel vor dem eigentlichen Nestgelege gezeitigt wird. Der junge Kukuk schlüpft also regelmässig früher aus, als seine Stiefgeschwister, wenn diese einmal neben ihm zur Ausbrütung gelangen. Die Brutzeit unserer meisten kleineren Vögel währt vierzehn bis sechzehn Tage, das Kukuksei bedarf zur Zeitigung meist nur deren dreizehn.

Es findet sich Gelegenheit, dies an dem Gelege in dem Neste des Weidenzeisigs zu beobachten. Den 13. Tag gewahren wir, dass der junge Kukuk ausgekrochen ist, aber noch keines der Eier des Weidenzeisigs zum Aufbruche reif erscheint. Erst des andern Tages frühe liegen zwei junge Weidenzeisige unter den vier Eiern. Der junge Kukuk verhält sich voll-

kommen friedlich gegenüber seinen Stiefgeschwistern und den Eiern. Während dessen fällt uns das wiederholte Erscheinen zweier Kukuke in der Nähe auf, in Folge dessen wir uns rasch in die Laube zurückziehen. Gleich darauf kommen die Kukuke durch's Gebüsch tief an der Erde hergeflogen, fussen in der Nähe des Nestes, und wir sehen, wie der eine derselben zwei Eier aus dem Neste holt und heisshungrig verschluckt, die übrigen sodann aus der Nestmulde sammt einem jungen Weidenzeisige wirft. Der andere Kukuk kommt nun herzu und würgt rasch hinter einander den eben herausgeworfenen Nestvogel, sowie eines der noch übrigen Eier, wie vorher sein Begleiter, jedesmal nach dem Verschlingen eines Gegenstandes das Gefieder schüttelnd; worauf beide auf einem nahen Baume fussen. Nach einer Weile fliegen dieselben, umflattert von dem klagenden Weidenzeisigpaare wieder vor das Nest, zerren abwechselnd dessen Inhalt heraus, um auch diesen zu verschlingen.

Indem wir diese merkwürdige Thatsache in unser Tagebuch verzeichnen, beschäftigt uns natürlicherweise die naheliegende Erwägung, ob die beiden Räuber die Eltern des jungen Kukuks seien. Da uns hierzu aber unmittelbare, greifbare Anzeigen und Beweise fehlen, so lassen wir den einzigen Fall vorerst blos als eine Thatsache gelten: dass Kukuke als Nestplünderer auftreten und dabei selbst junge Vögel ihrer eigenen Art verzehren.

An einem Morgen kurz darauf erblicken wir in dem uns bereits bekannten Rothkehlchenneste zwei junge Kukuke, diese aber merkwürdigerweise in einer Vertiefung des Bodens **vor** dem Neste liegen, woselbst das von uns aufgescheuchte Rothkehlchen sie erwärmte. Die jungen Vögel sind noch blind, ihr Augenlicht bricht nur gleichsam wie durch eine Ritze zwischen der noch zusammhängenden Augenhaut durch, und aus ihrer nackten Haut schimmern nur schwach an Flügelarmen und Rücken die Kiele durch, sodass wegen dieser Anzeigen und der vorgeschrittenen Grösse ein Alter von etwa 5 Tagen angenommen werden kann. An beiden gewahren wir hingegen noch deutlich die später verschwindende muldenförmige oder verbreiterte Bildung des Rückgrats etwas unter der Einlenkung der Flügeloberarme; der eine viel dunkler gefärbte ist dem andern helleren an Grösse sichtlich vo raus. Vor dem Neste liegen sämmtliche Eier des Rothkehlchens. Eines davon, geöffnet, enthält ein vollständig entwickeltes Rothkehlchen, das mit den beiden jungen Kukuken und den Eiern in das Nest gethan wird. Beide Vögel verrathen viel Unruhe, der grössere jedoch nur aus Veranlassung des kleineren Nestbruders, an welchem sich öfters ein zitterndes Emporheben der Flügelarme, verbunden mit einem plötzlichen Emporschnellen des Halses und Vorderkörpers nach hinten bemerklich macht, in Folge dessen das Thierchen zuweilen förmlich umstülpt. Endlich arbeitet sich der Kleinere mit seinem Hintertheile unter den Körper des Grossen, sodass dieser förmlich auf jenen zu liegen kommt, worauf dessen beide

unverhältnissmässig starkbänderige und lange Flügelarme sich wagerecht gleichsam als Gegenwehre nach oben heben gegen die vorwärts drängenden Flügel und das vorgestreckte Vordertheil des oben aufliegenden Vogels. Gleichzeitig spreizt der Träger seine langen, die ganze Nestmulde ausfüllenden Kletterfüsse sägebockartig nach vorn auseinander, um sich dann, in das Geflechte des Nestes festkrallend, allmälig hinterrücks mit seiner Bürde unter zurückgebogenem Halse zum Nestrande hinaufzuschieben, indem er, auf die Fersen gestützt, abwechselnd mit den Beinen krötenartig nach oben oder rückwärts greift. Am Nestrande angelangt, hält er keuchend mit geöffneten Schnabel eine Weile an und lässt ermattet Kopf und Hals nach vorn sinken, reckt diese aber bei der geringsten Bewegung seiner Bürde sogleich wieder empor und schiebt sich mit dem Gegner mehrere Zoll weit auf dem Vorraume des Nestes bis an das nächste Hinderniss des umgebenden Wachsthums, um hier durch ein plötzliches Schnellen nach hinten den Gegner abzuwerfen. Solcher Kampf wiederholt sich vor unsern Augen, indem beide Vögel trotz ihrer Blindheit, auf den vorgehaltenen Flügelarmen und Beinen kriechend, so schnell als möglich wieder die Nestmulde zu erreichen streben. Stets aber zeigt sich der kleine, flüchtigere Vogel als der angreifende, niemals der grössere, der ungleich öfter aus dem Neste gedrängt wird, als er den kleineren Gegner hinausschaffen kann. Bei diesen Scenen schiebt sich nur einmal eines der im Neste liegenden Eier mechanisch mit den Kämpfenden heraus; übrigens wird an keinem der Vögel ein Bestreben sichtbar, die Eier aus dem Neste zu entfernen, selbst dann nicht, als beiden abwechselnd ein Ei auf den Rücken und zwischen die Flügelarme gebracht ist. Der aus dem Ei genommene Embrio wird nach kurzer Zeit, in der wir uns zurückziehen, von einem der Rothkehlchen im Schnabel eine grössere Strecke vom Neste in der Luft davon getragen. Wir entfernen uns endlich, die beiden jungen Kukuke der weiteren Pflege des Rothkehlchenpaares überlassend. Des andern Morgens liegt der grössere Kukuk erstarrt vor dem Neste, während die Pflegemutter in demselben über dem andern jungen Vogel sitzt. Alle Eier sind noch an ihrem Platze im Neste. Nun wird zu dem Kukuke ein mehrere Tage alter Sperling gebracht, welcher Tags darauf an derselben Stelle, wie vorher der Kukuk, erstarrt liegt. Da die Eier selbst jetzt noch im Neste sich befinden, so schliessen wir, dass in dem vorliegenden Falle der junge Kukuk nicht geneigt oder befähigt ist, dieselben zu entfernen. Am folgenden Morgen erblicken wir aber den jungen Kukuk fast unkenntlich verstümmelt und ohne Kopf im Neste. Die Ursache von dieser Zerstümmelung kann nicht ergründet werden.

Gewiss sind unsere Leser verlangend, wie wir es lange Zeit untersuchend und forschend waren und noch heute sind, die weitere Entwickelung und das Verhalten des jungen Kukuks gegenüber seinen Stiefgeschwistern kennen zu lernen. Wir geben die Resultate unserer gesammelten Erfahrungen hierüber.

Zuweilen wird — wie es sich bereits bei dem Falle in dem Neste des Weidenzeisigs zugetragen — ein und das andere Ei der Nesteigenthümer neben dem des Kukuks gezeitigt. Obgleich der junge Kukuk nun seinen Stiefgeschwistern an körperlicher Grösse natürlicherweise in den weitaus meisten Fällen voraus ist, und in Folge dessen stets den oberen, beziehungsweise vorderen Platz im Neste einnimmt, die Nestlinge also eher zurück oder unter, als über sich drängt; so braucht er nichts desto weniger in der Regel längere Zeit zum Flüggewerden, als seine Stiefgeschwister. Wenn er diese nicht in den ersten Tagen nach dem Auskriechen, wie es kraft unserer Beobachtungen manchmal geschieht, in die Nestmulde hinunterdrückt und erstickt oder erdrückt, oder solche nicht, ähnlich wie es das Verhalten der beiden Kukuke in einem Neste gezeigt hat, über den Nestrand schiebt oder endlich die Kukuks-Eltern die jungen Nestlinge nicht herauszerren oder würgen: so wachsen sie mit dem Stiefbruder auf, dessen Betragen gegen sie, sobald er sehend und befiedert geworden ist, auffallenderweise aber von uns erwiesenermassen äusserst friedlich erscheint. Sind die wahren Kinder des Nestes, wie gewöhnlich, früher als der Kukuk flügge dem Nest entflogen, so wird derselbe regelmässig von den Pflegeeltern verlassen und verfällt dem Hungertode, weil die gewandteren Vögelchen den Eltern immer weiter folgen, der unbeholfene Kukuk aber noch im Neste oder in dessen Nähe weilen muss. Vieljährige eingehende Beschäftigung mit diesem Gegenstande hat uns zu der unumstösslichen Thatsache geführt, dass die Eltern ihre eigene Brut stets dem Kukuk vorziehen. Die gegentheiligen Behauptungen mancher Beobachter sind blos in oberflächlichen, aller Thatsächkeit entbehrenden Annahmen zu suchen. Die Natur bleibt sich in ihren Grundsätzen immer gleich, und die Elternliebe folgt über alle Sätze verkehrter Zweckmässigkeitslehren hinaus, eben ihrem gewaltigen natürlichen Triebe. In der Pflege des Adoptivkindes Kukuk von Seiten der Pflegeeltern ist nichts anders zu erblicken, als der allen Nistvögeln mehr oder minder innewohnende Trieb, unselbstständigen Vögelchen Hilfe angedeihen zu lassen. Aber nicht allein dem Kukuk kommt dieser natürliche Hang der alten Vögel zu gut, nein! auch der verlassenen Pfleglinge anderer Arten erbarmen sich die Paarvögel, um so mehr, wenn sie solche mit ihren wahren Kindern ausgebrütet haben. Dutzende von jungen Vögeln, welche in fremden Nestern aus untergeschobenen Eiern entstanden und erfreulich von den Pflegern grossgezogen wurden, haben uns von dem auch durch die Thierwelt gehenden mächtigen Zuge der barmherzigen Samariterschaft überzeugt.

In allen Fällen ferner, in welchem der junge Kukuk das Schicksal hat, von Stiefeltern erzogen zu werden, von welchen er vermöge ihrer geringen Grösse nicht hinreichend Futter oder Atzung erlangt, oder zufolge deren Lebensweise ihm nicht zusagende Nahrung gereicht wird, wie z. B.

bei Körnerfressern, bleibt er klein und verkümmert, was wir ebenfalls durch eine Reihe von Vorkommnissen in der Natur begründet gefunden haben. Welche erstaunenswerthe Stoffmassen der junge Kukuk täglich bedarf, haben wir zwar selbst öfters zu beobachten Gelegenheit gehabt und auch beim Grossfüttern eines solchen bewährt gefunden. Weil wir aber die Quantitäten des durchschnittlich täglichen Futterbedarfs damals nicht aufzeichneten, lassen wir einen Andern darüber sprechen, welcher sich dieser Mühe unterzogen. Baron v. Freyberg gibt in No. 11 des „Zoologischen Gartens“ vom Jahre 1872 die Futtermengen an, welche ein von ihm erzogener flügger Kukuk in dreimal 24 Stunden verzehrte:

1. Tag:

38 grosse grüne Heuschrecken, 13 6—7 cm. grosse junge lebende Eidechsen, 55 Mehlwürmer, 22 Grillen, 9 Kreuzspinnen, 13 Puppen vom Kohlweissling nebst einem Rest von Ameiseneiern von 5 andern Vögeln.

2. Tag:

23 7—9 cm. grosse lebendige junge Eidechsen, 41 grosse grüne Heuschrecken, 8 grosse behaarte Raupen, 1 Windigpuppe, 1 Todtenkopfpuppe, 22 Kohlweisslingspuppen, 50 Mehlwürmer, Ameiseneier wie am ersten Tage.

3. Tag:

18 7—9 cm. grosse lebendige junge Eidechsen, 39 grosse grüne Heuschrecken, 3 Todtenkopfpuppen, 43 Kohlweisslingsraupen, 5 Maikäferlarven, 4 Kreuzspinnen, 50 Mehlwürmer, Ameiseneier wie am ersten Tage.

Alle diese Thiere frass er ohne Beschwerde, verdaute sie vollständig und warf kein Gewölle aus.“

Lassen wir alle Scenen und Thatsachen unserer Beobachtungen und Untersuchungen nochmals vor unserem geistigen Auge vorüberziehen, so ergibt sich folgende Gruppe von Wahrnehmungen über unseren Vogel.

1. Der Kukuk übergibt sein Ei vielen Arten unserer kleinsten und kleineren Sänger.

2. Das Ei des Kukuks ist im Farbentone sehr veränderlich, stets aber gezeichnet und im Allgemeinen auf zwei Grundfärbungen zurückzuführen: auf den bräunlich oder röthlich-gelblichen und grauen.

3. In der Regel unterscheidet sich das Kukuksei in Grösse, Farbe, Zeichnung und Korn auffallend von den Nestgelegen; entfernte Ahnlichkeit mit anderen Nestgelegen ist bei dem grauen oder gelblichen Grundton vieler Säugereier wohl hin und wieder möglich jedoch nichts weiter als — natürlich.

4. Der weibliche Kukuk sucht und findet gewöhnlich hinlänglich Nester mit Gelegen: denn seine Legzeit erstreckt sich von Mitte Mai bis Mitte Juni,

in welcher Zeit die meisten einheimischen Sommervögel nisten. Er schiebt sein Ei aber nicht selten Pflegern zu, *bei deren Nahrung der ausgebrütete Vogel nur schlecht oder gar nicht gedeiht, oder bei deren geringer Grösse der vielbedürftige Stiefsohn unter dem geringen Masse von Futter verkümmert oder verhungert.*

5. Die nicht selten *unpassende Nestwahl* des Kukuksweibchens begründet einmal *seine mässige Vermehrung*, zum Andern die *abweichende Grösse und Färbung der Art.*

6. Völlig haltlos ist die Annahme, die Natur verfolge einen besonderen Zweck oder Plan zur Erhaltung der Kukuksart, ebenso grundlos als willkürlich, ja überflüssig das Dogma von der Fähigkeit des Kukuksweibchens, nach welcher dasselbe Eier bestimmter Ausprägung zu andern ganz gleichen oder ähnlichen lege; grundlos, weil nach (3) thatsächlich das Kukuksei regelmässig von den Nestgelegen entschieden abweicht, überflüssig, weil fast alle friedlichen Brutvögel fremde untergeschobene Eier, welche sie zu bedecken vermögen, ohne Weiteres annehmen, zeitigen und die ausgebrüteten Jungen pflegen und grossziehen.

7. Der weibliche Kukuk scheint von Zeit zu Zeit die Orte zu besuchen, woselbst er seine Eier abgelegt hat, und es ist wahrscheinlich, dass er hin und wieder zur Zeit der Ausschlüpfung des jungen Kukuks *das Nestgelege des Brutvogels theilweise oder ganz aus dem Neste herauswerfe.* Alte (fremde) Kukuke verzehren jedoch zuweilen die ganze Brut sammt dem jungen Kukuke.

8. Sobald zwei Kukuke in einem und demselben Neste ausgebrütet werden, entsteht in den ersten Tagen ihres Lebens ein Kampf zwischen beiden, welcher *mit dem Verderben des schwächeren endet, welcher aus dem Neste von dem andern geschoben wird.*

9. Der noch kahle und blinde Kukuk ist befähigt, in Fällen auch sehr geneigt, *Stiefgeschwister aus dem Neste zu schieben oder zu werfen.* — Ob er Eier aus dem Neste zu bringen vermag, bleibt zweifelhaft, kann aber möglich sein. Es kommt auch vor, dass der junge Kukuk in Fällen, wo er zugleich mit Stiefgeschwistern ausgebrütet wird, dieselben vermöge seiner schnelleren anfänglichen Entwicklung und Stärke durch *Aufliegen erdrückt* oder *erstickt.*

10. Hin und wieder erweist sich der junge Kukuk auch anfänglich nicht feindlich gegen seine Stiefgeschwister, *späterhin jedoch immer friedlich.*

b. Unterordnung oder Zunft der Dünnschnäbler. Tenuirostres.

Diese zeichnen sich durch einen dünnen und zarten, oft sanft bogigen und röhrenförmigen Schnabel aus, und bei ihnen ist der Gang- oder Wandelfuss Regel.

Die Familie der Hopfe. Upupidae.

Diese über alle Erdtheile verbreitete Familie besteht nur aus sechs bekannten Arten, welche die auffallendsten Charakterbilder darstellen. Naumann sagt von ihnen: „Was die Baumläufer an den Bäumen, die Mauerkletterer an Felsen und Mauern thun, sieht man die Wiedehopfe auf dem Erdboden verrichten, und man könnte sie im Vergleich zu jenen Erdläufer nennen."

Sie sind Vögel von gestreckter Gestalt und einem bei den Kennzeichen unseres Wiedehopfs näher beschriebenen Schnabel, kräftigen Füssen mit kurzen, stumpfen Krallen, lockerem, auf dem Kopfe zu einem Federbusch sich verlängerndem lebhaft gefärbtem Gefieder.

Unser Wiedehopf. Upupa epops.

Die Länge beträgt 29, die Breite 45 cm.

Vor Allem auffallend erscheint die 5 cm lange Haube, welche zusammengefaltet spitz nach dem Nacken hin liegt, erhoben und entfaltet aber einen ausgebreiteten Fächer mit zwei Reihen rostfarbener, dunkler geränderter und mit schwarzen und weissen Spitzen versehener Federn bildet. Hals und Nacken sind blass röthlich-braun, auf dem oberen Rücken herrscht die Lehmfarbe, auf dem unteren die schwarze Färbung, wovon ein gelblichweisses Querband sich abhebt. Der sammtschwarze Schwanz trägt in der Mitte eine weisse Querbinde. Die Flügel sind schwarz und haben weisse und gelbweisse Querbänder. Beim Weibchen ist die Färbung blasser und schmutziger, die Grösse geringer. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel hornschwarz, der Fuss bleigrau.

Was den Körperbau anlangt, so erscheint die Gestalt gestreckt. Der Schnabel ist sehr lang, schlank, seitwärts zusammengedrückt, schwach gebogen und spitz; die Zunge verkümmert und hinten so breit wie lang, vorn abgerundet, fein gezähnelt am hinteren Rande und an den hinteren Ecken von Gestalt dreieckig; der Fuss kurz und mit stumpfkralligen Zehen versehen; der Flügel breit, gross und bedeutend abgerundet, dessen vierte und fünfte Schwinge gleichlang und von allen die längsten sind; der Schwanz breitfederig, mittellang und gerade abgeschnitten; das Gefieder locker und weich. Luftführend sind Schädel, Wirbelbein, Brustbein, Becken, Oberarmknochen und Oberschenkelknochen. Es ist keine Kropfbildung vor-

handen. Der Vormagen zeichnet sich durch dicke Drüsenwände aus, der Magen durch schwache Muskeln. Die Verbreitung erstreckt sich über Mittel- und Südeuropa, ganz Sibirien und China, Westasien und Nordafrika.

Während der Wiedehopf nach Brehm in Nordafrika nur Strichvogel ist, tritt er bei uns als Zugvogel auf, welcher Ende März, entgegen seinem anfangs September familienweise stattfindenden Zug in die Fremde, einzeln oder paarweise zurückkehrt. Sein Aufenthalt ist vorzugsweise an wenig dicht mit Bäumen bestandene Ebenen gebunden; er liebt vor Allem solche Waldungen und Feldgehölze, welche an Wiesen, Viehtriften und Anger grenzen, wo ihm alte Eichen, Weiden, Obstbäume und andere faulgewordene Bäume willkommen sind, die von Spechten benutzt werden. „In Südeuropa", sagt Brehm, „treibt er sich vorzugsweise in den Weinbergen herum; in Afrika ist er in jedem Dorfe, ja selbst in der Mitte der Städte zu finden. Hier findet er alles, was sein Herz sich wünscht. Nicht das Vieh ist es, welches dort für die Nahrung des schmutzigen Gesellen sorgt, sondern der Mensch. So fleissig auch die Geier sind: allen Unrath können sie doch nicht abräumen, und genug bleibt übrig für diejenigen Vögel, welche, wie der allbekannte, durch mancherlei Sagen verherrlichte „Hudhud" Kothaufen als höchst erquickliche Gegenstände betrachten. Die schamlose Ungezwungenheit der Eingeborenen richtet ihm jeden Winkel zu einem vielversprechenden Nahrungsfelde her. Unbekümmert um den Menschen, treibt sich der Vogel auf der Strasse der ihm wohlbekannten Städte umher; ja, er kennt das Wesen seines Ernährers so genau, dass er geradezu in dessen Wohnung sich ansiedelt und in irgend einem Mauerloche seine stinkende Kinderschaar heranzieht."

Auch bei uns kommt es an stillen Orten vor, dass der Wiedehopf in Mauern und unterhöhlten Rasenrainen nistet. Wir fanden das Nest in einer alten zerfallenen Ruine und unter dem Rasen eines tiefen Hohlweges. In den Höhlungen der Bäume gibt er sich zuweilen kaum die Mühe, Hälmchen, Würzelchen, Grasstöckchen und Kuhmist einzutragen, was er in vielen Fällen thut, sondern begnügt sich nur mit einer Unterlage von faulem Holz. In den Steppengegenden nistet er zwischen den Knochen des Aases, nach Pallas stand das Nest selbst in dem Brustkorb eines Menschengerippes. Das Gelege besteht aus vier bis sieben verhältnissmässig kleinen Eiern von abweichender Färbung. Bald ist die Grundfarbe grünlichweiss, bald rothgrau, bald gelblich oder bräunlich. Vielfach tragen die Eier weisse Punkte Vollzählig ist das Gelege anfangs Mai, welches von dem Weibchen allein sechszehn Tage lang bebrütet wird.

Zur Minnezeit ruft das Männchen unermüdlich sein langweiliges, weithin tönendes „Huphuphup" oder „Hudhudhud" in die Welt hinaus; ein eifersüchtiger Nebenbuhler antwortet ihm wettstreitend, und beide hängen in der Erregung dann dem „Hudhudhud" noch ein heisser klingendes „Puh"

an. Wenn auch mehrere Paare zuweilen in unmittelbarer Nähe zusammenwohnen, so lebt doch jedes für sich, und Streitigkeisen entstehen nicht selten. Andere um das Paar wohnende Vögel werden keiner Beachtung gewürdigt. Wie das Weibchen mit warmer Hingebung das Brütegeschäft verrichtet, so füttern die besorgten Eltern ihre Jungen unter grosser Treue mit Puppen, Maden und Käfern gross. Das Brutloch aber stinkt bestialisch denn die Schnäbel der Versorger schicken sich niemals zum Reinigen desselben an. Sobald die Jungen aber ausgeflogen sind, verlieren sie den anfänglich an ihnen haftenden Geruch alsbald. Die Familie begibt sich zur Ausbeute der Nahrung auf Wiesen und Triften, wo die Viehheerden Käfer in Menge anziehen. Ausser diesen verzehren die Wiedehöpfe andere kothliebende Kerfe, Heuschrecken, Grillen, Fliegen, Raupen, Ameisenpuppen u. s. w. Naumann sagt: „Wo der Wiedehopf den Mist der Heerden und des Wildes durchsucht, oder wo er sonst eine Zeit lang den Maikäfern nachgegangen ist, sieht man eine Menge kleiner Löcher, welche er mit seinem weichen Schnabel in den Boden gebohrt hat. Aber dieser dient ihm auch zum Tödten der grösseren Käfer und zum Abstossen der harten Flügeldecken, Füsse und Brustschilder. Er stösst einen Käfer so lange gegen den Boden, bis jene Theile abspringen, und wirft ihn dann so zubereitet in den Schlund hinab, um ihn verschlingen zu können.“

Sehr auffallend und höchst eigenthümlich ist das Geberdespiel des Wiedehopfs. Zum Erschrecken seiner furchtsamen Natur gemäss sehr geneigt, wird er schon, wie Naumann behauptet, zuweilen durch eine nahe an ihm vorbeifliegende Schwalbe in Bestürzung versetzt; er sitzt starr und wagt es erst nach einiger Zeit wieder der Nahrung nachzugehen. Beim Erscheinen eines Raubvogels oder vierfüssigen Raubthieres aber legt er sich mit ausgebreitetem Schwanz und Flügel nieder, wirft den Kopf auf den Rücken und richtet den Schnabel senkrecht in die Höhe. Die in seiner Nähe befindlichen Gefährten geberden sich sofort in derselben Weise. Erst wenn die Gefahr vollständig vorüber ist, richtet sich der Vogel zur gewöhnlichen Stellung wieder empor und beginnt schrittweise und behende seinen Gang mit eigenthümlich begleitendem Kopfnicken, so dass er als wahre Rococofigur erscheint und an eine gewisse Grandezza erinnert. Fliegt er auf, so nimmt man ein ruckweises Aufsteigen und Fortbewegen wahr. Setzt er sich nieder, so schwebt er erst ein wenig, seinen Federbusch entfaltend. Ausser den bereits erwähnten Tönen lässt er einen schnarchenden Lockton und, gut gelaunt, ein dumpfklingendes „Queg queg“ hören. Sein Minneruf ertönt nur bis zum Juli; in der übrigen Jahreszeit ist er ein stiller Vogel, der dem nahenden Menschen bei uns zu Lande scheu aus dem Wege geht und sogleich nach dem Abflug nach dem Walde oder dem Gehölze sich im Laube eines Baumes verbirgt.

Die Familie der Baumläufer. Certhiae.

Diese Familie umfasst kleine, langgestreckte Vögel, deren Schnabel gebogen, kantig und spitz erscheint und durch seine Schwäche durchaus nicht zum Hämmern, desto mehr aber zur Untersuchung von Ritzen und Löchern geeignet ist. Die hornartige, schmale, lange, hinten gezähnelte, vorn ein wenig gefaserte Zunge kann der Vogel nicht über die Schnabelspitze hervorschnellen. Schwach sind auch die mit langen Zehen und grossen gekrümmten Nägeln versehenen Füsse. Die stumpfen Flügel haben schwache Federn, dagegen sind die zwölf Federn des langen, schmalen keilförmigen, in zwei Spitzen auslaufenden Schwanzes stark und elastisch so dass derselbe durch seine Schnellkraft wesentliche Dienste beim Klettern zu leisten vermag. Das lange, weiche Gefieder trägt auf der Oberseite die Rindenfarbe und ist unterseits weisslich. Obgleich die Baumläufer in ihrer Lebensweise, wohl auch in der Elasticität und der Gestaltung des Schwanzes, ganz besonders auch in dem Klettervermögen lebhaft an die Spechte erinnern; so fehlt ihnen doch der Kletterfuss, das charakteristische Kennzeichen der Paarzeher, resp. der Spechte, sowie sie denn auch noch besonders der Spechtzunge entbehren. Der dünne, zarte Bogenschnabel, sowie das lange, lose, weiche Gefieder weist ihnen eine Stelle unter den Dünnschnäblern an.

Die Familie ist nicht reich an Arten, deren nur 18 bekannt sind. Ihre Verbreitung geht über den Norden beider Erdhälften, Indien und Australien. Der Hauptaufenthalt ist der Wald, einzelne Arten lieben jedoch auch Gärten und Parkanlagen. Sie leben im Sommer paarweise und stille für sich, nach dem Ausflug der Jungen noch eine Zeit lang mit diesen vereinigt. Einige Arten streifen im Herbste mit andern Vögeln im Walde umher, andere leben mehr einsiedlerisch abgesondert. Die Nahrung besteht aus Kerbthieren jeglicher Entwicklungsstadien. Baumhöhlen sind ihre vorzüglichsten Niststätten, theilweise aber auch Felsen- und Mauerspalten.

Unser Baumläufer. Certhia familiaris.

Ein Vogel von 12,5 cm Länge. Die Farbe der Oberseite ist dunkelgrau, weisslich punktirt, die der Unterseite weiss. Die Schwingen sind dunkler als die Rückenfärbung, die vorderste derselben hat milchweissen Mittelrand und weisse Spitze. Der Schnabel ist oben dunkelbraun, unten röthlichgrau wie der Fuss, das Auge dunkelbraun. Die Schwanzfedern sind braungrau und haben helle Säume. Ein weisser Streifen läuft über das Auge. Der Bürzel ist gelblich rostfarben überhaucht. Das seidenweiche Gefieder erscheint haarartig zerschlissen.

Die Verbreitung des Baumläufers erstreckt sich über ganz Europa,

Sibirien und Nordamerika, Nordwestafrika, Kleinasien, Palästina und Nordpersien. Sein Aufenthalt sind Wälder und Baumgärten.

Obgleich munter und beweglich, macht sich das Paar doch nicht auffällig bemerkbar. Neben den Locktönen „Sit“ und „Sri“ ertönt zur Minnezeit auch eine Art kaum nennbaren Gesangs in den Silben: „zi zi zi zi zui zi“. Hastig und rastlos betreibt der rüstige Kletterer die Kerbthierjagd. Sein 23 mm langer, leicht gebogener, schwacher, spitzer Schnabel untersucht mit bestem Erfolg die Ritzen, Spalten, Löcher, Moosbüschel und losen Rindenschuppen. Seine grosszehigen Füsse haben scharfe Nägel, die er fest in die Unterlage einschlägt, und der widerstandsfähige Schwanz unterstützt das Emporklettern fortwährend. Gewöhnlich klettert er ruckweise in Schraubenlinien um den Stamm oder Ast herum, manchmal aber auch grosse Strecken gerade aus, immer jedoch nur aufwärts. Plötzlich schwingt er sich in einem Bogen nach unten, um von der Tiefe aus an demselben Baum oder an einem andern die Wanderung zur Höhe zu beginnen. Steht man bewegungslos und gedeckt in der Nähe, so kann man den Wandel des nicht scheuen Vogels oft lange Zeit verfolgen. Kommt er zum Boden nieder, so hüpft er sehr unbeholfen. Hierzu wird er durch das Niederfallen eines Kerbthiers oder einer Larve vom Baume nicht selten bewogen. Sein Flug ist zwar schnell, aber ungleichförmig. Weite Strecken werden vermieden, kürzere vermag der Vogel mit gewandtem Schwung schnell zurückzulegen. Sobald er Verfolgungen erfährt, wird er scheu und weiss sich durch Stamm und Äste bei seiner Flucht und seinem Ausweichen geschickt zu decken. Listig lugt er dann zum Zweck der Beobachtung des Feindes mit dem Kopfe nur hervor, um sogleich wieder gedeckt höher zu steigen. Wenn er auf einem hohen, freiragenden Aste angelangt ist, liebt er es oft, einen schrillen Pfiff mehrmals hinter einander auszustossen. Zur Anlage des Nestes wird hier eine Baumhöhle, dort eine Spalte, hier eine Mauerritze, dort eine Höhle unter dem Dach oder im Balken eines Hauses erwählt. Gewöhnlich befindet sich die Niststätte einen bis drei Meter vom Boden entfernt, zuweilen aber auch viel höher. Im Walde steht das Nest in Nadel- oder Laubholzbäumen zwischen dem Stamm und losgetrennter Borke. Die Hauptbestandtheile desselben sind Grashalme und Würzelchen, welchen eine Mischung von Genist, Baumbast, Reiserchen und Grasbsättern, was alles mit Gespinnsten verwebt wird, beigegeben ist. Im Walde wird das Innere des Nestes gewöhnlich mit Bastschnürchen, in der Nähe der Häuser dagegen oft mit wolligen Substanzen und allerlei Federn ausgepolstert. Das Nest ist gut ausgearbeitet, hübsch gerundet und nicht gerade tiefnapfig. Das Gelege der ersten Brut, im März oder anfangs April, zählt acht bis neun, das der zweiten, im Juni, drei bis fünf weissgründige, fein roth punktirte Eier, welche Ähnlichkeit mit denen der Meisen haben. Die Alten brüten abwechselnd, das Männchen jedoch weit weniger als das Weibchen. Wenn

die Jungen nicht gestört werden, so bleiben sie lange im Neste sitzen und verlassen dasselbe erst bei erlangter Flugfähigkeit. Die Eltern führen sie mit Wachsamkeit und Sorgfalt, fliegen ab und zu und liefern sogleich eine ergriffene Beute den Nestlingen oder ausgeflogenen Jungen ab. Immer fusst der futterbringende Vogel erst eine Strecke unterhalb der Niststätte und strebt dann eilig kletternd derselben zu, um einzuschlüpfen. Schon frühzeitig gebrauchen die Kleinen in der Höhle ihre Kletterwerkzeuge, indem sie sich an die Höhlenwand mit den Nägeln anklammern. Tritt der Fall ein, dass die Jungen zu frühe aus dem Neste in Folge von Störung gedrängt werden, so wissen sie, zu Boden gefallen, sehr bald an einem Baum oder einer Mauer emporzuklettern, um sich zu retten. Dabei sind sie von den ängstlich besorgten Alten umgeben, welche ihre Schlupfwinkel sich merken und sie daselbst mit Insekten reichlich versehen.

Im Herbste treten die Baumläufer wohl mit Meisen vorübergehend täglich in lose Verbindung; immer aber bleibt der Kreis ihrer Streiferen ein sehr beschränkter.

V. Ordnung.

Die Tauben. Columbidae.

Diese Ordnung wird auch unter dem Namen „Girrvögel“, mit welchem die ganze Reihe dieser zu den Läufern (Cursores) gehörenden Vögel bezeichnet wird, aufgeführt.

Ihre Verbreitung erstreckt sich über alle Welttheile, sie wohnen unter sämmtlichen Erdgürteln und sind auf Gebirgen wie in der Ebene zu Hause Zu ihrem Aufenthalte wählen sie je nach ihrer theilweisen ausschliesslichen Eigenschaft als Baumvögel nur die Bäume, von denen aus sie sich des Trinkens halber zeitweise nur auf den Boden begeben, oder ihrer Vorliebe für letzteren zufolge den Boden, oder die Steppe etc. Wasser haben sie alle nöthig, darum bedingt ihr Aufenthalt das Vorhandensein desselben in nicht allzugrosser Entfernung.

Unter den Tauben sind die Bewohner der Nordländer Wander-, der Südländer Strich- oder Standvögel. Zur Zeit der Wanderung schaaren sich ungeheuere Massen zusammen, deren Zahl geradezu bisweilen unschätzbar, unzählbar ist. Die Strich- oder Standtauben einigen sich im Herbste auch zu Gesellschaften, die jedoch in geringeren Flügen bestehen. Trotz des ausgesprochenen mächtigen Wandertriebs der nördlich wohnenden Tauben geht die Reise der europäischen Arten doch nicht weiter, als bis nach Nordafrika, meist sogar nur nach Südeuropa. Die äusseren Kennzeichen der

Tauben sind mittlere Grösse, nicht über Mittellänge gehender Schnabel, ebenso Flügel von Mittellänge und verschieden langer Schwanz, immer aber kurze Füsse. Die Färbung des festanliegenden Gefieders ist grossentheils einfach, oft jedoch an Hals, Brust und auf den Flügeln mit Metallglanz oder bunteren Farben geschmückt. Das charakteristische Merkmal des Schnabels besteht in seiner Weichheit, die nur an der Spitze in Hornhärte übergeht; an der Wurzel erscheint er mit Wachshaut überzogen. Die Füsse sind zum Gehen, ja zum raschen Laufen sehr geschickt. Mit diesem Gang ist ein regelmässiges Kopfnicken verbunden, mit dem Laufen nach entdecktem Futter in Gesellschaft mit den Verwandten ein futterneidisches Ausbreiten der Flügel und Flügelschlag. Der Schwanz besteht aus zwölf Federn und ist abgestutzt oder abgerundet. Zu bemerken ist, dass wir es hier nicht mit den von Beeren und Früchten, seltner von Körnern sich nährenden, auf den Bäumen sich besonders geschickt bewegenden Fruchttauben (Trerones) zu thun haben.

In Bezug auf die Leibesorganisation der Tauben heben wir den zum Kropfe gestalteten Schlund hervor, dessen Wände sich zur Zeit der Brut verdicken und auf der Innenseite netzartige Falten und Zellen haben, die in Folge erhöhter Thätigkeit der Blutgefässe milchartigen Stoff absondern, mit dem sie in den ersten Tagen die zarten Jungen füttern. Ausserdem erwähnen wir des gestrecktgestalteten, mit vielen Drüssen versehenen Vormagens und des muskelstarken Hauptmagens. Von den Sinnen steht das Auge oben an, aber auch das Gehör ist nicht unbedeutend. Von den Fertigkeiten zeichnet sich die Schnelligkeit und Gewandtheit des Flugs aus. Die Charaktereigenschaften sind wohl unter dem beliebten Ausdruck des zärtlichen Umgangs des sich schnäbelnden Taubenpaars richtig bezeichnet, aber es kommen doch auch unter den Tauben Scenen der Eifersucht, der hitzigen Befehdung und des Futterneides vor. Jedenfalls zeugt das alsbaldige Verlassen der Brut von Seiten des alten Paares bei Störungen von geringerer Anhänglichkeit an die Pfleglinge, als wir sie an vielen andern Vögeln wahrnehmen, die unsere Zuneigung nicht besitzen.

Die Familie der eigentlichen Tauben, Columbae, umfasst diejenigen Mitglieder, welche unserer Haustaube am meisten ähnlich sind. Die Kennzeichen sind schwacher, an der Wurzel biegsamer, an den Schneiden gerader Schnabel, mittelhoher Fuss, befiederter oder unbefiederter Lauf, lange, starkarmige Flügel, mittellanger, gerader oder abgerundeter Schwanz, hartes, sprödes, grossfedriges Gefieder.

Unter unseren deutschen Taubenarten möge die Ringel- oder Holztaube, Columba Palumbus, obenan stehen. Ihre Länge beträgt 43 cm, ihre Flug-Breite 75 cm. Kopf, Nacken und Kehle sind dunkelblau, Oberrücken und Oberflügel dunkelgraublau, Unterrücken hellblau, Brust und Oberkopf röthlichgrau, von der Brust bis zum After mit Ausnahme des



Wiedehopfe.

weissen Unterbauchs hellgraublau; der Unterhals hat beiderseits einen weissglänzenden Flecken und Metallglanzschimmer; die Schwungfedern sind schiefergrau, die Schwanzfedern schieferschwarz, von heller Querbinde geziert. Auf dem Flügel steht ein weisser Streifen, auf dem Schwanz ein weisser Fleck; der Augenring ist hellschwefelgelb, der Schnabel blassgelb mit rother Wurzel, der Fuss bläulichroth.

Ausser Europa von Südscandinavien nach Süden hin herbergt diese Taube auch Asien vom mittleren Sibirien bis zum mittleren Himalaya.

Ihr Aufenthalt ist so recht eigentlich der Wald und zwar im Gebirg wie in der Ebene. In Parkanlagen, wo hohe Bäume stehen, nistet sie auch zuweilen, ebenso in geeigneten kleinen Feldhölzern. Da sie sich von den Samen der Tanne, Kiefer und Fichte nährt, so liebt sie diese Holzarten sehr.

Die Hohltaube. Columba oenas.

Ihre Länge beträgt 32 cm, die Breite 67 cm. Die mohnblaue Farbe überzieht Kopf, Hals, Oberflügel, Unterrücken und Bürzel, die dunkelgraublaue den Oberrücken, die bleichmohnblaue die Unterseite. Die Kropfgegend ist weinröthlich. Schwingen, sowie die Enden der Steuerfedern sind schieferblau. Schillerfarbig ist der Nacken, mit unvollendeter, dunkler Binde versehen der Flügel; das Auge dunkelbraun, der Schnabel blassgelb, an der Wurzel jedoch fleischroth mit Weiss überstäubt, der Fuss dunkelroth.

Der Verbreitungskreis der Hohltaube ist ungefähr derselbe wie derjenige der Ringeltaube. Ihr Aufenthalt bedingt aber Waldungen, in welchen hohle Bäume in genügender Anzahl vorkommen, denn sie nistet in den Höhlungen solcher Bäume.

Die Turteltaube. Columba vel Turtur auritus.

Sie ist nur 30 cm lang, 52 cm breit. Auf der Oberseite sind die Federn rostgraubraun, an den Rändern braun, in der Mitte mit schwarzen und aschgrauen Flecken bedeckt. Über den Scheitel und Hinterhals zieht sich ein in's Graue spielendes Himmelblau; an den Halsseiten laufen in die Quere vier schwarze Streifen mit Silbersäumen; der Vorderhals, die Kropfgegend und die Oberbrust sind weinroth, die andern Untertheile bläulich-rothgrau, welches allmälich in Grauweiss übergeht, die Armschwingen aschblau überhaucht, die Handschwingen schwarzgrau, die Schultern schwärzlich mit rostrothen Kanten. Das Auge ist bräunlichgelb, mit bläulichrothem Ring versehen, der Schnabel schwarz, der Fuss karminroth.

Europa und Asien zum grossen Theil bilden ihren Verbreitungskreis. Sie bewohnt Waldungen, in denen junge Hegen mit Oberständern vorkommen.

Von diesen drei beschriebenen deutschen Taubenarten nistet die Ringeltaube auf Zweigen in hohen Büschen, jungem Stangenholz, zuweilen auch auf Nebenschösslingen unmittelbar am Stamm älterer Bäume. Das Gelege

besteht aus nur zwei länglich, nach beiden Enden in gleichem Grad zugerundet gestalteten, dünn- und doch rauhschaligen, glänzendweissen Eiern, die in der zweiten Hälfte des Juli abwechselnd von Männchen und Weibchen bebrütet werden. Chr. L. Brehm hat beobachtet, dass von neun oder zehn Uhr Vormittags bis drei oder vier Uhr Nachmittags das Männchen (der Tauber), zu den übrigen Tagesstunden und während der ganzen Nacht das Weibchen (die Täubin) brütet. Die Hohltaube nistet in hohlen Bäumen und zeichnet sich durch viel grössere Anhänglichkeit an Gatten und Brut vor der Ringeltaube aus. Zahl und Farbe der Eier stimmt mit dem Gelege der Ringeltaube überein. Mindestens eben so treu wie die Hohltaube steht das Turteltaubenpaar zur Brut. Die erste Brut beginnt Ende April, die zweite Ende Juni, zuweilen auch eine dritte noch im August. Die zwei Eier sind ebenfalls weiss, doch verhältnissmässig kleiner, wie das Gelege der beiden andern Arten.

In die launischen, bald von Wetterschauern, bald von den heitersten Sonnenblicken abwechselnd durchtobten und belebten Apriltage fällt die Minnezeit unserer Grosstaube, der Ringeltaube. Da ertönt das sehnsüchtige, aus der Tiefe der Brust aufsteigende „Rukukukuku“ des verliebten Taubers. Ausnahmsweise schon im Februar ist diese Taube mit andern Ihresgleichen in ihre Heimath zurückgekehrt, während sie gewöhnlich erst im März daselbst erscheint, wenn sie nicht über Winter dableiben sollte, was zuweilen beobachtet worden ist. Strenge Kälte und hoher Schnee hatten die Früherschienenen in grosse Noth versetzt. Sie wagten sich in die Nähe menschlicher Wohnungen und gingen in Hausgärten die Blätter des eingeschlagenen Kohls an. Bei einer erlegten Taube fanden wir das Brustbein scharf hervorgetreten und überhaupt Abmagerung auf's Äusserste vorgeschritten. Erschreckend zeigte sich uns die Gewichtsabnahme des Körpers. Doch nun ist die Zeit des Mangels längst vergessen, und gute Ernährung hat diesen wieder ausgeglichen. An dem Rande eines schmalen Kiefernhochwaldes, der Wetterseite entgegengesetzt, hat sich der paarungslustige Tauber ein heimelndes Plätzchen erwählt, wo er die Regungen seiner Seele in hohl und heiser klingenden Rufen offenbart. Wem? — Unbewusst uns, den lauschenden, verborgenen Beobachtern, bewusst nur ihr, der in der Nähe ruhenden Taube, welche mit aufgeblasenem Gefieder, tief hinabhängendem Schwanz, mit dem Leib auf dem Aste liegend, ein Bild behaglicher Ruhe und Theilnahmlosigkeit darstellt. Die Wirkung der Sonne und der eingetretenen Windstille belebt mehr und mehr den Trieb des Taubers, an dessen aufgeblasener Kehle die Federn abstehen und die Töne in ihrer Entwicklung gleichsam sichtbar aufsteigen. Immer stürmischer und leidenschaftlicher wird sein Rucksen, zumal jetzt, wo sich ein Nebenbuhler ebenfalls rucksend seinem Standort genähert hat. Er lässt den wetteifernden Buhlen nahe an sich herankommen, doch kaum hat sich dieser auf dem dürren Aste einer alten

Eiche niedergelassen, streicht der Eifersüchtige mit klappendem Flügelschlag ihm entgegen und beginnt den Ausweichenden, theils kurze Strecken fliegend, theils laufend und von Ast zu Ast sich schwingend, zu verfolgen. Die Taube hat wohl beim Flügelschlag ihres kampfbereiten Ritters den Kopf ein wenig aufgerichtet, aber schnell kehrt ihre Gleichgiltigkeit zurück. Schön und schlank erscheinen dagegen die erregten Tauber, unablässig verfolgt der eine den andern, bis endlich der Eindringling sich entfernt. Nun aber wendet sich der Sieger der Taube zu, stürmt auf sie ein, bläst den Kropf auf, umkreist sie hochaufgerichtet, rückt ihr dicht zu Leibe und zwingt sie zum Aufstehen und zur Flucht auf einen andern Baum; ihr nach drängt der Berauschte flatternd, mit dem gefächerten Schwanze rutschend und leidenschaftlich sich geberdend, bis die Unwillige sich ihm durch weitgehenden Flug zu entziehen sucht. Unmittelbar hinter ihr folgt der Courmacher und findet Gelegenheit, beim Flug durch die Luft die Hitze des Bluts etwas abzukühlen.

Ein andermal gelingt es indessen dem stürmischen Tauber, die Taube zur Ergebung zu nöthigen, und siehe, die Frucht dieser verfrühten Vereinigung entfällt dem auf einem Tannenhorste zur Seite des Männchens während der Nacht schlafenden Weibchen vor der Bereitung des Nestes.

Die feuchte, elastische Moosdecke verhütet das Zerbrechen des fallenden Eies, und der aufmerksame Forscher findet es hier, durch das „Gestöber“ der Tauben zur richtigen Schlussfolge geleitet.

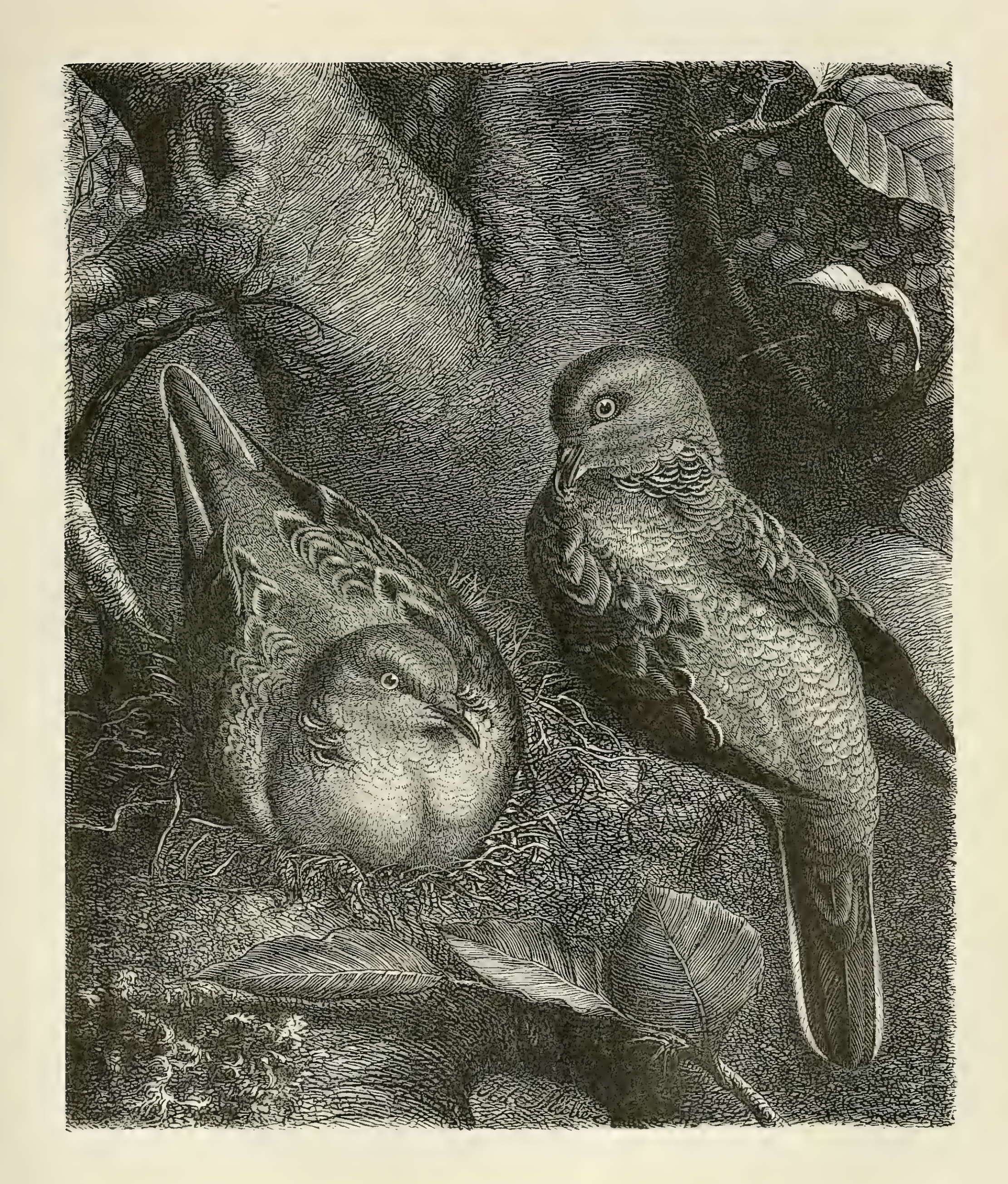
Der Trieb zum Bauen fordert jedoch eben so sehr sein Recht, wie der Paarungstrieb, und im gegenseitigen Einverständniss, übrigens angeregt durch die Taube, beginnt das Paar an der von ihr erwählten Stätte das mit wenig Kunstsinn plattenförmig gebildete Nest herzurichten. Der Tauber benimmt sich dabei nur als sogenannter Handlanger, der die Reiser herbeitragen hilft und sie entweder auf das Nest fallen lässt oder an die Taube abgibt. Diese prüft und regelt etwas die Form des immer unvollkommenen Geflechts durch wiederholtes Drehen um sich selbst, indem sie die Brust senkt und das Hintertheil hebt.

In unseren bereits erwähnten Thierwohnungen sagen wir über das Nisten der Ringeltauben Folgendes: „Zur Anlage ihres Nestes erwählt die Ringeltaube bald einen hohen, bald einen niedrigen Standpunkt, auch kommt es ihr nicht darauf an, eine Baumart der anderen vorzuziehen, sobald nur der gehörige Schutz zur Verbergung des Nestes gegeben ist. Wood hat Nester in der Spitze der Bäume sowohl, als auch in Hecken wenige Fuss vom Boden entfernt gefunden. Rennie hat ein Paar beobachtet, welches mehrere Jahre hindurch am Rande eines Kornfeldes in einem grossen einzeln stehenden, über den Fluss Ayre zu Sorn in Ayrshire hängenden Hagedornbusch nistete, obgleich sich auf dem entgegengesetzten Ufer ein Wald von beträchtlichem Umfange ausdehnte. Derselbe Schriftsteller gibt

andere Beispiele an, wo die Ringeltauben ihre Nester acht bis zehn Fuss vom Boden entfernt und meistentheils auf der Gabel eines Eichenastes, ohne auf einen bemerkbaren Schutz von oben her bedacht gewesen zu sein, anlegten. Die Lage der meisten war sogar in einem hohen Grade frei und ungeschützt. Chr. L. Brehm hat, gleich uns, Nester gefunden auf Fichten, Kiefern, Tannen, Eichen, Buchen, Erlen und Linden, gewöhnlich niedrig auf Stangenholz in hohen Dickichten, am Stamme starker Bäume und versteckt. Oft bauen nach Beobachtungen dieses Forschers die Ringeltauben gar kein eignes Nest, sondern bedienen sich der verlassenen Eichhörnchennester, welche dann oben platt gedrückt und zuweilen mit einigen Reisern belegt werden. Einst fand er auch die Eier dieser Taube in einem alten Elsternneste, dessen Haube die Elstern zum Bau eines neuen Nestes weggetragen hatten. Nach Wood machen die Jungen sich selbst Schutz vor dem durch das lückenhafte Nest blasenden Wind mittelst der Losung, welche die offenen Zwischenräume füllt und einen trockenen, geruchlosen Mörtel bildet. Derselbe Schriftsteller fand Elstern, Dohlen und Ringeltauben nistend auf einem und demselben Baum."

Wenn jetzt der Tauber ruckst, dann beglückt ihn die Taube oft durch Annäherung aus eignem Antrieb. Dann verstummt das sehnsüchtige Rucksen, und das heisere „Puh" verkündet die Wonne seiner Empfindung. Über ihm lächelt der blaue Frühlingshimmel und der West fächelt leise das Gefieder. Der liebeselige Tauber fühlt sich wonnevoll angezogen, er hält den Kopf schief und blickt in den weiten Luftraum empor, lüftet entzückt die Schwingen, erhebt sich mit klappendem Flügelschlag zehn Meter über die Oberständer und kehrt schwebend und in weitem Bogen kreisend auf den verlassenen Standort oder einen benachbarten Baum zurück. Das Luft- und Sonnenbad behagt ihm, ein wohliges Gefühl muss mit diesem Empor- und Niedertauchen verbunden sein; und wer will es in Abrede stellen, dass auch der Trieb des Gefallenwollens den Tauber bewegt, seine Reize vor den Augen der Taube zu entfalten?

Noch öfter steigt im jungen Buchenschlage von den da und dort emporragenden Oberständern, oder von den Kronen der jungen Fichten der Tauber des Turteltaubenpaares auf ähnliche Weise aufwärts, und länger noch währt sein Schweben, wobei die Flügel sich hoch über die wagrechte Lage heben, so dass sie sich über dem Rücken fast berühren. Ein Bild wahrer Anmuth bieten viele Paare einer Laub- oder Nadelholzhege. Zur Rechten und Linken, vor und hinter uns steigen die Tauber in schiefer Richtung in die Höhe und kehren zögernd und sich wiegend zu ihren Täubinnen zurück, die theils auf den Ästen der Bäume, theils im Gebüsch am Nistplatz verweilen und sicherlich einen Eindruck von diesem Minnespiel empfangen. Der Mai hat seinen ganzen Zauber entfaltet. Das zarte, helle Grün lacht dem Auge, würziger Duft erregt die Sinne. Des Pirols tief und voll tönende



Turteltauben.

Flötenmelodie dringt lebenswarm zur Seele, der Ruf des Kukuks beherrscht weithin den Raum, und das sehnsuchtsvolle Rucksen des Turtelchens aus dem Schatten der Zweige weckt träumerische Empfindungen. In kurzen Zwischenräumen ertönt sein sommerlicher Ruf, der mit „Grugru, Gru, grugru“ mehrmals hinter einander sich hören lässt. Beim Anblick des heranschleichenden Beobachters halten die meisten Tauben in ihrem Minnespiel inne; langhälsig blicken sie von den Bäumen herab und bleiben regungslos, bis die verdachterweckende Erscheinung verschwindet, oder sie streichen ab und lassen sich anderswo nieder, erheben sich auch wohl nur, um eine Strecke in gerader Richtung zu fliegen, dann plötzlich ihr Spiel wieder aufzunehmen und zurückzukehren. Besonders arglose und liebestrunkene Tauber aber achten kaum des unter ihnen wandelnden Menschen und geben ihm Gelegenheit, die eingehendsten Beobachtungen zu machen.

Wie anders benimmt sich die scheue, misstrauische, auf ihre Sicherheit bedachte Ringeltaube. Nur unter vollständiger Deckung gelingt es dem schleichenden Beobachter, ihr zu nahen. Sie sieht und hört gut. Das Rascheln des dürren Laubes oder das Knacken des Reises wendet der verdächtigen Richtung sofort den hochgehobenen Kopf zu. Ohne sich selbst Zeit zum völligen Sichern zu geben, streicht sie ab und gibt dem verfolgenden Auge Beweise ihrer Fluggewandtheit. Die Reise durch die Luft geht gewöhnlich in sicherer Höhe, und von da aus schweift ihr Scharfblick umher, beherrscht die Fläche des freien Bodens und dringt selbst bis zu einer bedeutenden Tiefe in die Schatten der Gebüsche ein, durchmisst gleichwohl einen weiten Luftraum, um dem kreisenden oder dahersausenden Raubvogel mit bewundernswerther Sicherheit auszuweichen oder in stürmischem Dahineilen ihn von seinem fruchtlosen Bemühen zu überzeugen. Nur unter dem Einfluss der drückenden Mittagshitze und der behaglichen Hingabe an das Verdauungsgeschäft wird sie von dem Wanderer oder Spaziergänger überrascht, ja sie sieht ihn von ihrem Ruheplätzchen aus zuweilen unter dem Baume hinwandeln, ohne dass sie aufsteht und die Federn glatt legt. Die brütende Ringeltaube lässt sich gewöhnlich nahe kommen, und wenn das Nest auf einer Fichte oder Kiefer steht, so hält sie nicht selten aus, bis der Baum von dem Steiger erschüttert wird. Dann aber nimmt sie beim Abstreichen eine solche Richtung, dass das Gezweige sie möglichst deckt und jede Blösse vermieden wird. Die Veränderung am Neste oder an dessen Umgebung, überhaupt jeder störende Eingriff bewegt das Paar zum Verlassen der Niststätte, um anderswo einen Brutversuch zu machen. Hier zeigt sich selbst die Liebe der Eltern zu den Jungen nicht stark genug, um die Furcht vor Gefahr, die Neigung, sich selbst in Sicherheit zu bringen, und die wilde Scheu zu besiegen.

So verhält sich die Ringeltaube wenigstens in den uns bekannt gewordenen Gebieten Mittel- und Süddeutschlands, und so möchte sie wohl auch

an den meisten Orten im Wesentlichen ihre Eigenthümlichkeit behaupten. Übrigens belehren uns E. F. v. Homeyer und Rohweder über das Verhalten der Taube in einigen nördlichen und östlichen Strichen unseres Vaterlandes eines Anderen. Rohweder sagt hierüber: „Erst in den letzten zehn Jahren hat sich die Ringeltaube immer mehr nach Westen vorgedrängt. Aus den Marschen, wo sie bald jeden Garten bewohnt, ist sie in den letzten paar Jahren nach Nordstrand hinüber gegangen, wo sie als gern gesehener Gast sich voraussichtlich bald reichlich vermehren wird. Sie hat hier alle Scheu und die Empfindlichkeit beim Nest verloren. Im vorigen Sommer fand ich innerhalb vier Wochen dreimal das Nest eines und desselben Paares im Walde (!), und allemal wurden die Eier von den Tauben hinausgeworfen, nachdem ich blos das Weibchen durch geringe Annäherung vom Nest verscheucht; in der Marsch darf man sogar Eier und Nest berühren, ohne dass die Vögel ihre Brut verlassen.“ Homeyer bestätigt diese grosse Vertraulichkeit der Taube auch für Schleswig-Holstein, die nordfriesischen Inseln, für Pommern und andere Gegenden, woselbst der Vogel in letzter Zeit die Gärten bezogen und fast alle Menschenscheu abgelegt habe.

Gewiss sind diese Erscheinungen nur Ausnahmen von der Regel und passen für gewisse Landstriche mit besonderen Verhältnissen. Wie aus der Mittheilung Rohweder's, dass die Täubin eines im Walde nistenden Paares bei der geringsten Annäherung die Eier aus dem Neste unstreitig durch erschrecktes Abstreichen herausgeworfen, das scheue, ungestüme Wesen der Ringeltaube in ihren ursprünglichen Heimstätten, dem Walde, hervorgeht, so bestätigt ihr abweichendes wenig scheues Verhalten in der Nähe menschlicher Betriebsamkeit gewiss nur die Gewohnheit, welche hier zur anderen Natur bei der Ringeltaube wird. Auch wir haben in dem Park unserer alten Heimath Staden in der Wetterau die Erfahrung gemacht, dass die Ringeltauben zur Brutzeit in der Nähe des menschlichen Verkehrs auffallend vertrauter sind, als im abgeschiedenen Walde.

Von zärtlicheren Trieben beseelt, erscheint das nistende Turteltaubenpaar. Da sitzt das im Busch oder auf einem Raidel oder niederen Aste eines Baumes brütende Täubchen auf dem Neste in einer Höhe von zwei bis drei Metern. Sein Köpfchen mit dem schönen beringelten Auge und dem weichen Schnabel sieht aus dem Grün hervor. Wohl leuchtet das Feuer der Angst und Besorgniss aus seinem Blick, wohl klopft rascher und lauter sein Herz, aber es lässt sich fast zum Greifen nahe kommen, und wenn es sich eilend vom Neste entfernt hat, weilt es ängstlich wartend in der Nähe desselben und kehrt nach kaum entschwundner Gefahr wieder zu den Eiern zurück. Treuer und zärtlicher ist auch das Turteltaubenpaar bei den Jungen, als die Ringeltaube. Allerliebst sieht das alte fütternde Turtelchen aus. Zur Zeit, wo die nackten Jungen noch mit dem im Kropfe erzeugten käseartigen Stoff gefüttert werden, ist der Schnabel des alten

Vogels mit zarter Rücksicht thätig, die Lage der Jungen bequem zu machen, sich mit dem geöffneten Schnäbelchen des Jungen zu vereinigen und das ausgeschiedene Futter in geeigneten Zwischenräumen und der Zartheit des Pfleglings angemessenen Portionen ihm einzugeben. Die flügge gewordenen Jungen sind Geschöpfe, an denen alles ganz weich und zart ist. Die Mausefedern ragen noch unter den Kopf- und Nackenfedern hervor, und die Füsse vermögen noch nicht, den Körper lange zu tragen, weshalb das Thierchen mit Bauch und Brust sich niederlegt und im Schlafe wohl auch das Köpfchen auf dem Nestrande ruhen lässt. Grösser geworden, nehmen die Jungen auf dem Nestrande, dann auf benachbarten Zweigen im Gebüsch und erst bei erlangter Flugfähigkeit auf höheren Bäumen Platz. Regelmässig empfangen die still und verborgen sitzenden Täubchen aus dem Kropfe der Eltern erweichte und angefeuchtete Sämereien, vorzugsweise früh Morgens und gegen Abend, wobei sie die Flügel schlagen und piepende Töne zu vernehmen sind. Eines Morgens bewegen die ermunternden Pfleger das bereits von Baum zu Baum gewanderte Junge zum ersten Ausflug in das Feld. Aber der erste Versuch wird gewöhnlich durch ängstliche Unterbrechung des Flugs und eine plötzliche Rückkehr zum Rande des Gehölzes verzögert. Endlich lässt sich das unerfahrene Täubchen mit den Führern auf dem Felde nieder, wo es, obgleich noch von diesen gefüttert, schon Samenkörner aufnimmt und aus Pfützen und seichten Gräben Wasser trinkt. Anmuthig und hoch aufgeschürzt laufen die Turtelchen über den Boden hin und bleiben öfters stille stehen, um sich umzusehen. Jetzt sitzen sie wie gebannt; den Hals ausgereckt, blicken sie aufwärts. In der Ferne haben sie den dahinziehenden Falken oder Sperber entdeckt. Die Alten sind sich ihrer Geschicklichkeit im Entrinnen durch kühne, flinke Wendungen und durch pfeilartiges Dahinsausen wohlbewusst; sie haben dem hintendrein stossenden Räuber sich in Noth und Bedrängniss vielleicht schon mehrmals dadurch entzogen, dass sie sich in das bergende Gehölz stürzten und mit staunenswerther Sicherheit zwischen den Zweigen dahineilten. Aber das mit den Künsten des Flugs weniger vertraute und an Erfahrungen arme, sich nur auf sein angeborenes Vermögen verlassende Junge bedarf noch der Bewachung. Mehr und mehr entwöhnt es sich indessen der elterlichen Bevormundung, und das Paar folgt von Neuem dem Fortpflanzungstriebe.

Leider haben die lieben, Wald und Flur belebenden Tauben auch im Menschen einen schlimmen Feind. Hier werden ihnen Eier von wilden Buben, dort die Jungen von Beauftragten lüsterner Feinschmecker geraubt, und ist der August einmal nahe oder gar gekommen, so steht der Schütze mit der Doppelflinte lauernd bei einer alten Eiche oder Buche unter der Wölbung des bergenden Laubdachs. Abends gegen fünf Uhr fallen schon Ringel-, Hohl- und Turteltauben einzeln und in kleinen Flügen auf den

dürren Ästen ein; sie kommen von der Äsung und Tränke zurück. Ein feines Geschwirr verkündet die Ankunft der Ringel- und Hohltaube, ein hörbares Flappen oder Klappen das Abstreichen vom Baum. Ein Schuss scheucht sie alle von den Ruheplätzen eines grossen Umkreises, aber nach kurzem Umherfliegen lassen sie sich auf andern einladenden Bäumen wieder nieder. Die scheue Ringeltaube meidet indessen bald die Plätze, wo sie Nachstellungen erfährt, doch zeichnen sich dabei die Alten vor den Jungen aus. Eine gleiche, oft auch grössere Vorsicht bekundet die Ringeltaube an der Tränke oder der Salzlecke in Wiesen und auf Triften. In weiten Bogen umkreist sie misstrauisch den Ort, traut der vorgenommenen Veränderung, Erhöhung, der aus Rasen oder Tannenreisig errichteten Hütte nicht und lässt sich endlich ausser Schussweite nieder. Da steht sie nun hochaufgerichtet, scharf den befremdenden Gegenstand im Auge, minutenlang unbeweglich. Dann erst geht sie umher, pickt einigemal Unkrautsamen oder Erdbröckchen auf und sichert von Neuem. Nach und nach wagt sie sich der Hütte näher, auf welche sich das Turtelchen vertraulich setzt, und wird das Ziel des plötzlich der Schiessscharte entfahrenden Hagels. Die Gefährten ziehen eine Weisheitslehre aus diesem Ereigniss und halten sich fortan in respectabler Entfernung von der gefährlichen Hütte, während die Hohltauben schon weniger, die Turtelchen am allerwenigsten Scharfsinn und Klugheit bekunden. Auf den Fruchtfeldern fallen grosse Schaaren Ringel- und Hohltauben ein, um gierig Körner aufzupicken, und auch hier erreicht die eine oder die andere, zuweilen mehrere auf einmal, das todbringende Blei des Schützen, der sich vorsichtig in einem noch nicht gemähten Fruchtacker oder hinter Kornhaufen anschleicht. Die Turtelchen gesellen sich ihnen gern zu, aber meistens sehen wir sie abseits der über einander aus Fressgier hinstürzenden Tauben des grossen Flugs oder Trupps sich umhertreiben.

Je weiter die Jahreszeit vorrückt, desto grösser dehnt sich das Feld des Umherziehens vereinigter Tauben aus. Ein paar Stunden Wegs sind den schnellen Luftkindern eine Kleinigkeit. Heute sind sie hier auf einem frisch besäeten Acker beschäftigt, Morgen umschwärmen die flüchtigen Gäste ein Saatfeld in einer fernen Gemarkung. Im Oktober umflattern die Ringeltauben oft zu Hunderten die alten Eichbäume, die Eicheln loszerrend und hinabwürgend, um sie durch die Kropfsäuere zur Verdauung vorbereiten zu lassen. Das zartere Turtelchen weicht der unfreundlichen Jahreszeit schon früh aus; nur junge Täubchen trifft man auf der Hühnerjagd noch spät im Hirsefeld und in Hanfäckern oder an sonst einer futterergiebigen Stelle vereinzelt an. Die beiden andern genannten Taubenarten ziehen bis in den Spätherbst hinein umher und wandern in grossen Zügen, oft in fernen Höhen, südlich.

Es bleibt uns noch übrig, die Tauben in ihrem Verhältniss zur Forst-

und Landkultur nach den von uns gemachten Erfahrungen und Beobachtungen zu würdigen.

Die bevorzugte Nahrung der Ringeltaube bilden die Samen der Nadelholzwaldungen, welche sie nicht blos von dem Boden aufliest, sondern auch zwischen den Decken der Zapfen hervorholt. Zum Ärger des Forstmanns lesen die Ringeltauben im Spätherbst und Winter an Südhängen die Buchelmast oft ganz auf. Aber kaum der Rede werth ist der Schaden, den sie auf dem Felde durch Wegpicken der ausgestreuten Fruchtkörner verursachen. Auf der andern Seite kommen die Schnecken und Würmer, welche sie fressen, gleichwohl nicht als erwähnenswerth in Betracht, ebenso wenig das Vertilgen von Unkrautsamen.

Die Hohltaube, welche ebenfalls sehr gern Unkrautsamen frisst, wiegt diese nutzenbringende Thätigkeit durch den örtlichen Schaden reichlich auf, welchen sie zur Zeit der Aussaat und Ernte an den Feldfrüchten anrichtet. Mit grosser Hartnäckigkeit beutet sie, in starken Flügen vereinigt, Erbsen-, Weizen- und Leinäcker aus.

Das Turtelchen geht wohl sehr gern ausgestreute Samenkörner an und liest Erbsen, Linsen, Wicken, Rübsamen, Hirsen, Hanf und Lein von den Äckern auf, allein es vertilgt auch eben so emsig allerlei Unkrautsämereien in Feld und Wiese. Nur in Forstgärten richtet das Täubchen an den daselbst auf den Beeten ausgesäeten Samen nicht selten empfindlichen Schaden an, wenn die Forstschutzbeamten nicht durch Schiessen oder Bedecken der Samenbeete vorbeugen.

VI. Ordnung.

Die Hühnervögel. Rasores. Gallinae.

Allgemeines über die Hühner.

Eine kräftige, gedrungene Körperform kennzeichnet den Hühnerleib. Die Flügel, mit den 10 bis 11 Handschwingen und den 12 bis 19 harten, aber biegsamen Armschwingen, kurz, meist schild- oder schaufelartig gewölbt und deshalb am Leibe knapp anliegend, befähigen nur zu einem mittelmässig schnellen, oft schwerfälligen und geräuschvollen Fluge. Der Oberkiefer des Schnabels erscheint gewöhnlich kuppenförmig, an der Spitze abwärts gebogen und umfasst mit seinen Rändern den Unterkiefer. Die Nasenlöcher, umgeben von einer weichen Haut, bedecken neben kleiner Befiederung knorpelige, schuppige Gebilde. An dem kleinen oder mittelgrossen Kopfe befinden sich in der Regel nackte, körnige Stellen von meist

lebhafter Färbung, oder auch eine Schopfzierde. Die Beine, im Ganzen derb, sind mittellang und an den Schenkeln und Schienen besonders muskulös. Der Fuss ist in der Regel ein Sitzfuss (mit einer kurzen Bindehaut am Grunde der drei Vorderzehen), öfters aber auch ein Spaltfuss (alle Zehen frei), sowie denn auch bei einer Familie der Gang- oder Wandelfuss (die beiden äusseren Zehen nur am Grunde verwachsen) vorkommt. Der Lauf oder tarsus ist entweder befiedert oder nackt; in diesem Falle geschildert. An den Zehen sitzen breite, etwas ausgewölbte Nägel. Gewöhnlich ist eine kleine Hinterzehe vorhanden, manchmal aber fehlt sie; ihre Einlenkung oder Anheftung ist aber verschieden. Da, wo sie höher eingelenkt auftritt, erscheint der ächte geheftete Hühnerfuss (Sitzfuss). Die Hühner mit solchen Füssen leben auf dem Boden, während bei den Wald- oder Baumhühnern die Hinterzehe in gleicher Höhe mit den drei vorderen eingelenkt ist. Als Waffe mancher Hähne erscheinen auch einfache oder paarige Sporen über der Hinterzehe am Lauf. Der Schwanz ist in Ansehung seiner Form und der Anzahl seiner Steuerfedern nach sehr veränderlich. Die Letzteren wechseln zwischen 12 und 20 an der Zahl, und der Schwanz selbst gestaltet sich bald kurz, bald mittellang, bald sehr gestreckt mit verkürzten Randfedern; er fehlt aber auch bisweilen.

Das Gefieder ist reich und grossflächig, zu stark ausgeprägten dicken Schäften gebildet, die Spule des Kleingefieders verzweigt sich in einen langen dunigen Afterschaft, und die Wurzeln der Federn sind gleichfalls spärlich mit Dunen versehen. Wie sich die schwieligen Hautauswüchse am Kopfe zu verschieden benannten Zierrathen, als Kämme, Lappen, Warzen und dgl. m., herausbilden, so tritt, neben den gemeiniglich langen, feinen Federn des Halses, das Gefieder der Schwanzdeckfedern am Bürzel mit vielfach ausgezeichnetem Schmucke hervor. Die Hühner erscheinen deshalb im Allgemeinen unter den im schönsten Federornate und in den prächtigsten Farben prangenden Vögel. Auch die Zierlichkeit der Zeichnung des Gefieders hilft noch den Schmuck und die Farbenpracht erhöhen. Fast durchgängig ziert nur den Hahn diese Gefiederpracht, während die Henne in bescheidenerem Kleide sowohl, als in kleinerer und unscheinbarer Gestalt auftritt. Die Geschlechter also unterscheiden sich, in umgekehrter Weise wie die der Raubvögel, äusserlich auffallend kenntlich von einander. Das Gefieder der Jugend besteht in einem Dunen- oder Flaumkleide. Bis der Hühnervogel in dem vollständig entwickelten Kleide erscheint, hat sein Gefieder, namentlich die Schwingen, in kurzer Frist einen öfteren Wechsel zu bestehen. Manche Arten erlangen das fertige Kleid erst im zweiten und dritten Jahre.

Anatomisch betrachtet, finden wir dem mehr an den Boden gewiesenen Leben der Hühner, insbesondere ihrem nur mittelmässigen Flugvermögen entsprechend, kein hochkammiges Brustbein. An demselben werden tiefe,

beiderseits doppelte, weit nach vorn sich fortsetzende Ausbuchtungen bemerklich, welche durch häutiges Gebilde ergänzt sind. Hierdurch erscheint das eigentliche Brustbein nur zu einem kleinen Theile knochig. Die dünne Gabel vereinigt sich mit den Enden ihrer beiden Äste in einer vortretenden plattenartigen Verlängerung. Der Vorderarm ist breit und kurz; das Skelet überhaupt massig, die Knochen wenig luftführend mit Ausnahme der Oberschenkelröhren. Der Schlund verläuft in einen grossen Kropf, worin die Nahrung vorher eingeweicht wird. Ihrer harten pflanzlichen Nahrung entsprechend, erscheinen die Blinddärme unverhältnissmässig lang, indem sie bis zu 0,7 der Länge des ganzen Darmweges betragen. Der Vormagen ist dick und drüsig und der Hauptmagen muskulös. An dem unteren Kehlkopfe oder der Trommel befindet sich kein besonderer Muskelapparat.

Diesem, freilich für die ausserordentlich vielgestaltige Ordnung nicht ganz massgebenden inneren Bau zufolge, entwickelt sich auch die Lebensweise und das Gebahren der eigentlichen Hühner. Sie sind Weltbürger, ohne Zugvögel zu sein. Was die Natur ihnen an Flugvermögen und Wandertrieb versagt hat, erreichen sie durch ihre ausserordentliche Verbreitung. Hühnerformen begegnen wir auf der ganzen Erde, vom Nordpole bis zum Gleicher hinüber zu dem äussersten Süden der Continent-Erdtheile. Asien ist besonders bevorzugt nach Zahl der Arten und der hohen Entwicklung der Hühnerformen; es ist vielfach die Wiege der Hühnervögel.

Die Lebensbühne der Hühner ist der Boden. Auf ihm suchen sie ihre hauptsächlichste Nahrung, meist dieselbe mit ihren muldigen Nägeln ausscharrend und blosslegend, woher die wissenschaftliche Benennung der Ordnung Rasores — Scharrvögel. Nur zwei Familien schlafen und leben theilweise auf den Bäumen; immer aber bleibt der Boden der Hauptort ihrer Lebensbethätigungen. Die „Baumenden“ oder die Bäume Besuchenden sind im Wesentlichen Waldvögel; viele andere leben ausschliesslich in freien, offenen Strecken. Manche Arten und Sippen lieben eben so sehr und ausschliesslich das Gebirg, als andere nur die Ebene bewohnen. Wohl die meisten leben in Vielehe, und dies bezieht sich eben sowohl auf die Hennen als die Hähne. Die Nahrung der Hühnervögel besteht, ihrem muskelreichen Magen gemäss, hauptsächlich in Körnern, Beeren, grünen Knospen, zarten Sprossen und Blättern, aber auch in Kerfen und andern niederen Thieren. Sie verschlucken Sand und Kieselsteine zur Verdauungsbeförderung und trinken schöpfend, nicht durch pumpweises Saugen wie die Tauben, indem sie den muldenförmigen Schnabel füllen und dann bei gestrecktem Halse das Wasser zum Schlunde hinunterfördern. Die Meisten sind Alles- und Alle Vielfresser. Ein Bedürfniss ist fast allen Hühnern das Pudern im Sand und Staube. Ihre Fruchtbarkeit ist gross. Die Eier wechseln in Farbe, Zeichnung und Korn mehr, als die der Vögel jeder

anderen Ordnung. Zu ihrer Zeitigung bedarf es durchschnittlich einer dreiwöchentlichen Bebrütung, welcher die Henne allein sich unterzieht. So treu hingegeben diese dem Brutgeschäfte obliegt, in noch viel höherem Grade bethätigt sie ihre Liebe zu den Jungen, den Küchelchen. Diese sind Nestflüchter, bedürfen aber alle der Wärme und werden demzufolge von der Henne oft gehudert.

Die Hühner, so wachsam und vorsichtig sie auch sind, entbehren einer besonderen geistigen Gewecktheit. Die Erfahrung macht sie nur scheu, nicht klug, und die Unzähmbarkeit der meisten wilden lässt ebenfalls einen Einblick thun in die Beschränktheit ihres Geistes. Damit zusammen hängt der Mangel jeden Kunsttriebes. Auch ihre Stimme hat nichts Anziehendes, ja sie ist grösstentheils misstönend. Die Henne besitzt nur einzelne dürftige Laute, ein Gegacker. Der Hahn übrigens lässt zur Balzzeit eigenthümliche Töne hören, die wohl das Ohr des Jägers mit Entzücken erfüllen, aber keinen Anspruch auf angenehmen Klang, noch viel weniger auf musikalische Bedeutung haben.

Die zahlreichen, vielfach abändernden Formen der Hühner haben den Systematikern schon viel Kopfzerbrechens verursacht, ohne dass es bis jetzt gelungen oder auch nur versucht worden wäre, die reinen Hühnervögel von den in ihrem Habitus und ihrer Lebensweise sehr abweichenden Formen zu trennen, also den Rahmen der Ordnung enger zu begrenzen. Zur Zersplitterung der Familien und Sippen sind unnöthigerweise oft genug Hände und Federn da; wenige aber sichten die weitgespreizten, unnatürlichen Ordnungen. Widerspruch und Ungereimtheit genug! Wir „zwischen Publikum und Katheder“ Stehenden fühlen uns nicht berufen, diese ornithologische Sichtung und Klärung vorzunehmen. Das sei das Werk der „Auserlesenen“.

Unser Vaterland hat verhältnissmässig nur wenige Hühnerformen aufzuweisen. Alle aber sind sehr beliebte Jagdthiere, und es sei vorzugsweise unsere angenehme Aufgabe, unser Wildgeflügel oder Federwild eben so wohl dem Jäger als dem Naturfreunde wesenhaft auf dem Schauplatz seines natürlichen Lebens und Wandels vorzuführen.

Die Familie der Hasenfuss- oder Rauchfusshühner. Lagopodes.

Hier begegnen uns die Urbilder unserer heimischen Hühner, die Jagd- und Waldvögel, deren Wesen und verdeckter Wandel in der schattigen grünen Nacht eben so wohl das Gemüth des Jägers erregt, als den Geist des Forschers beschäftigt und das Interesse des Naturfreundes weckt.

Die Familie umfasst grosse und mittelgrosse Arten, deren hauptsächlichster Aufenthalt der Wald, namentlich der Gebirgswald, jedoch auch bei einer Sippe ausgedehnte Haideflächen und Steppen des Gebirgs wie des Flachlandes. Die Rauchfusshühner sind derbe Vögel von gedrungenem

Körperbau, ebenmässigem Halse und verhältnissmässig kleinem Kopfe, an welchem ein kurzer und breiter, am Grunde dicker und an der Spitze knapp übergebogener Schnabel sitzt. Der Lauf ist bei allen diesen Hühnern entweder ganz bis auf die kurzen Zehen oder grossentheils mit haarartigen Federn bekleidet. Ja, seitlich an den Zehen erscheinen noch steife, hornartige Fransen, welche nichts anderes als verkümmerte Federgebilde sind. Diese schon in der ersten Jugend als feine Stiftchen zum Vorschein kommenden Ansätze fallen bei der alsbald nach der Balzzeit beginnenden Mauser aus, um sich neu zu ersetzen.

Dr. W. Wurm hat in seiner ganz vorzüglichen Abhandlung über „die deutschen Waldhühner“ in No. 10 des Oktoberheftes des „Zoologischen Garten“ von 1878 unter vielem Anderen den alten waidmännischen Irrthum aufgedeckt, als seien diese „Balzstifte“ oder „Balzfedern“ nur in der Balz vorhanden und würden nach deren Beendigung von den Hähnen abgebissen. An dem Fusse der Schnee- und Zwerghühner sehen wir diese verkümmerten Federchen in höherer Ausbildung als vollkommene Federn die Zehen decken. Auf den Augenfeldern zeigt sich bei den Rauchfusshühnern — grösser und intensiver gefärbt bei den Hähnen als bei den Hennen — ein nackter, in auffallend rother Färbung hervortretender warziger Fleck, nur local waidmännisch die „Rose“ genannt. Wurm gebührt das Verdienst, die Beschaffenheit dieses Farbstoffs auf Grund mikroskopischer und chemischer Untersuchungen dargelegt zu haben. Hiernach wird derselbe nicht etwa durch Blut gebildet, was durch die dünne Oberhaut hindurchleuchtet, sondern er erweist sich als ein von rothfärbenden Eisen- und Kupfertheilchen freier, in der Malpigischen Haut und dem Zellengewebe eingeschlossener orangerother, wachsstoffhaltiger Farbkörper, der, blosgelegt, sehr leicht durch Licht- und Lufteinwirkungen zersetzlich und sogar durch Tuch oder Papier in den oberen Schichten abreibbar ist. Wurm benennt diesen Stoff bezeichnend „Wildhahnroth“, eine weniger glückliche Aftertaufe hat er ihm indessen mit dem schwülstigen Gelehrtenterminus „Tetronerythrin“ gegeben. Die Nasenlöcher bedeckt fast ganz die Stirnbefiederung, sowie auch kleine haarartige Federchen. Die Schwingen des muldigen Flügelpaares, woran die dritte und vierte am längsten und die runde, stumpfe Form bewirkend, verschmälern sich an ihren Spitzen und stehen beim Fluge auseinander, mit ein Grund, dass der letztere unter lautem Schnurren erfolgt. Der Schwanz von 18 Steuerfedern ist mehrgestaltig, mittellang und kann fächer- oder radförmig aufgerichtet werden.

Die Verbreitung der Rauchfusshühner erstreckt sich im Allgemeinen über den Norden Europa's, Asien's und Nordamerika's. Das Vorkommen unserer Rauchfusshühner ist kein häufiges und dabei ein sehr ungleichmässiges, sporadisches zu nennen. Bei der Schilderung der einzelnen Arten wird dieser Punkt näher besprochen werden. Im Ganzen ist ebensosehr von

einzelnen Arten das Gebirg und der Wald, als die baumlose, haidenreiche, steppenartige Höhe und Niederung besucht, während ein anderer Theil ein Waldleben führt. Geselliges Leben in Familien oder Ketten ist Regel, doch gilt diese mehr für die Hennen und Jungen, als für die sich ausser der Balzzeit meist isolirenden Hähne. Es waltet ein vieleheliches Verhältniss bei Hähnen und Hennen, obgleich hier auch die zwar nicht feste Einehe vorkommt. Die Nahrung der Rauchfusshühner besteht der Hauptsache nach in pflanzlichen Stoffen, insbesondere in Erdstrauchfrüchten verschiedener Art, wie Beeren und Sämereien, in Knospen, namentlich der Nadelhölzer, sowie aber auch in Kerfen und ihren Larven, Gewürm und andern niederen Thieren. Bemerkenswerth ist zur Zeit der Wald- und Strauchbeerenreife der von dem häufigen Genuss dieser beliebten Nahrung im Kropfe der Rauchfusshühner durch Gährung entstehende weinige Geruch.

Die geistige Stufe, welche die Hasenfüssler einnehmen, ist keine besonders hohe, mehr unter, als über dem mittleren Niveau der Intelligenz der Hühnervögel stehende. Wohl aber sind ihre Sinne, insbesondere Gesicht und Gehör, vortrefflich ausgebildet, weniger ausgezeichnet ihr Flugvermögen, das sich auf einen schwerfälligen, nie weitgehenden Strich beschränkt. Der Geschlechts- oder Paarungstrieb erweist sich als ein ausserordentlicher, jedenfalls ist er unter den Hühnervögeln mit der heftigste und sichtlich hervortretendste. Er ist's, der die merkwürdige Erotomanie der Hähne hervorruft, die waidmännisch so berühmte, den Jäger wie das Jagdthier eben so sehr leidenschaftlich erregende Balze in Scene setzt. In ihr wandelt sich das sonst so vorsichtige, ungemein scheue Wesen dieser Hühner in ein beinahe vollständiges Vergessen und eine rückhaltlose Zerstreutheit um, und bildet in seinem Gipfelpunkt eine Ausschreitung der Leidenschaft bis zur Grenze der Tollheit, die aber vermöge des merkwürdig ausgesprochenen Geberdespieles nur fesselt und interessirt, nicht aber abstösst. Diese heftige Leidenschaft veranlasst auch die hin und wieder vorkommenden Verbastardirungen zwischen verschiedenen Arten. Sie mag aber auch, unbefriedigt gelassen, öfters im Verein mit den vielfach empfindlichen Verwundungen am Kopfe der mit einander kämpfenden Rivalen in der Balz die hin und wieder auftretende völlige Verrücktheit alter Hähne verursachen, die auf Thier und Mensch ihre blinden Angriffe unternehmen.

Mit dem starken Paarungstrieb im Verhältniss steht die Fruchtbarkeit. Die Anzahl der Eier des Geleges umfasst 6—18 Stück. Diese sind porös, hartschalig und auf fahlem oder grünlichfahlem Grunde dunkler gepunktet und gezeichnet. Ihre Reife erfolgt in vier Wochen oder 28 Tagen. Die Jungen, ächte Nestflüchter, folgen der Henne sogleich nach dem Auskriechen und Trockenwerden und zeichnen sich durch ihre schnelle Entwicklung, das muntere, gewandte Wesen, die Folgsamkeit, womit sie auf den Ruf der Mutter sogleich hören, durch ihre ungemeine Kunst, bei Gefahr in allen

Richtungen windschnell auseinander zu stieben, sowie durch die Fertigkeit aus, in ihrem bodenfarbenen Dunenkleid unkenntlich, sich mit Erfolg zu drücken oder zu verbergen.

Wie schon im Allgemeinen bei der Charakterisirung der Ordnung eine äussere Auszeichnung der Hähne vor den Hennen hervorgehoben wurde, so gebührt dieser bei den Rauchfusshühnern noch besondere Erwähnung. Bei wohl ebenso vielen Arten unterscheiden sich Hahn und Henne wenig oder gar nicht, während bei der andern Hälfte ein auffallender Unterschied in Färbung und Grösse stattfindet. Die Schneehühner, Prairiehühner und unser Haselhuhn charakterisirt zum Theil ein mehr übereinstimmendes Gefieder und wenigstens kein auffallender Unterschied in der Grösse der beiden Geschlechter, während die zwei grössten Formen unserer einheimischen Waldhühner, das Auer- und Birkwild, bedeutende Unterschiede in den angedeuteten Beziehungen aufweisen, auf die wir später noch näher zurückkommen werden.

Unsere Waldhühner mausern gleich zu Ausgang ihrer Balze im Frühjahre bis zum Vorsommer, also nur einmal; bei den Schneehühnern ist es zweifelhaft, ob das Sommer- und Wintergefieder auf einer nur einmaligen Mauser beruht. Nach Analogie der Färbung der nordischen Säugethiere zu schliessen, müssen sich die nordischen Hühner zweimal federn.

Erst in neuerer Zeit hat man (Conservator Mewes) entdeckt, dass auch die Erneuerung der Nägel bei den Rauchfusshühnern in der Mauser eine Rolle spielt. Die neuen Nagelbildungen wachsen nach und nach unter der schützenden Decke der alten her, bis sie diese abstossen. Ein ganz gleicher Wechsel der hornigen Schnabelbekleidung findet nach Sterger alljährlich, jedoch nur bei den Hähnen, statt. Es fällt dieser Process mit unsern dieses Jahr an dem Schnabel der Buntspechte angestellten Untersuchungen zusammen, und uns fiel dasselbe früher schon an den Schnäbeln der von uns gegen das Ende der Balzzeit geschossenen Auerhähnen auf, nämlich die deutlichen Risse und das Verblichene, Vergilbte der Schnabelhaut, sowie die geringe Festigkeit der ganzen oberen Hornmasse.

Die Sippe der Waldhühner, Tetraones,

ist kenntlich an dem Mangel von Sporen am Laufe; ihre Vertreter zeigen mit Ausnahme einer einzigen Art einen ganz befiederten Mittelfuss (Lauf, tarsus), einen starken, kurzen, kuppig gewölbten, an der Oberkieferspitze hakig übergebogenen Schnabel, der diesen Hühnern ein raubvogelartiges Ansehen verleiht, Nasengruben, welche bald mit Befiederung, bald mit körnig-knorpeligen Gebilden bedeckt, bald nackt erscheinen, einen vierzehigen Sitzfuss, an welchem die hintere kleinere Zehe aber etwas tiefer eingelenkt ist, als bei den Feldhühnern, eine Hinweisung auf ihr hervortretendes Baumleben, sowie endlich die dominirende Grösse (Stärke) der Hähne gegenüber den Hennen.

Die übrigen Ausprägungen der Waldhühner werden aus den nachfolgenden Bildern der einheimischen Arten hervortreten.

Das Auerhuhn oder das Auerwild. Tetrao urogallus.

Das Urbild der ganzen Sippe, ja Familie, stellt sich das Auerhuhn als ein gedrungener, zwar etwas schwerfälliger, nichtsdestoweniger aber als ein stattlicher und schöner Waldvogel von der Leibesgrösse eines Truthahns dar. Der alte Hahn glänzt in dunkelprächtigem Metallschimmer, eine ernste, sprechende Vogelerscheinung. Seinen sammetschwarzen Kopf ziert über den Augen eine hochrothe warzige Haut — hin und wieder waidmännisch die „Rose“ benannt — und die Kehle ein mittellanger schwarzer Federbart. Der hakige, kurze Schnabel ist hellhornfarben, in's Gilbliche spielend. Hals und Brust sind schwarzblau gewässert, der erstere an den Seiten und dem Nacken hellaschgrau. Vorn schillert der Hals mit der ganzen Brust in grünem Metallglanze, und dieser glänzende Brustfleck wird in der Jägersprache, wie bei allem jagdbarem starkem Federwilde, das Schild genannt. Der dunkelbraune Rücken und die Flügeldeckfedern der muldigen, kurzen Flügel zeigen feine schwärzliche Wellenlinien. Am Achselgelenk sitzt ein durch die daselbst sich umstülpenden Deckfedern der weissen Flügelunterseiten gebildeter schneeweisser, dreikantiger Fleck, welcher merkwürdigerweise wie ein ähnlicher des Birkhahnes waidmännisch der Spiegel genannt wird, da diese Benennung gemeiniglich nur dem Mittelfelde auf den Flügeln unseres übrigen Federwildes, den Fasan ausgenommen, zukommt. Die Unterseite erscheint schwarz mit spärlichen, bis zum Schilde sich verlierenden weisslichen Flecken, und der sammetschwarze Schwanz (waidmännisch der Steiss oder Stoss benannt, viel bezeichnender aber das Spiel zu nennen) ist vor seinem abgerundeten Ende mehr oder weniger weiss bepunktet. Die Beine oder Ständer, auch Tritte und Füsse sind am Laufe bis zu den drei am Grunde gehefteten Zehen haarartig braungrau befiedert. An den Seiten der Zehen stehen steife, hornartige Fransen, die schon unter den Kennzeichen der Familie der Rauchfusshühner unter der Benennung Balzstifte näher erwähnt sind. Junge Hähne unterscheiden sich von den alten ausser ihrer geringeren Stärke durch ihr blasseres Gefieder am Kopf, Hals und Stosse, woselbst statt des Sammetschwarz ein Schwarzgrau erscheint; durch den mehr mit grauweisen Punkten durchzogenen Bauch und den mehr weissberandeten Stoss, sowie endlich durch den graublau gefärbten Schnabel und die geringere Rose. Die um ein Drittel kleinere oder geringere Henne entbehrt des Federbartes. Ihr ganzes Oberkleid besteht aus einem Gemisch von Schwarz, Grau, Braun und Rostgelb und hat sehr viel Ähnlichkeit mit der Färbung und Zeichnung der Waldschnepfe; die Kehle ist rothbraun bis zur Brust, Hals und Bauch sind rostbraun, schwarz und weiss gefleckt. Die Ständer tragen eine stärkere Befiederung als die



Artist. Anst. v. Th. Fischer, Cassel

Auerhahn.

des Hahnes; die Henne hat so gewissermassen die Hosen an. Ein recht alter, starker Hahn kann bis zu 3,5 und 5 kgr. wiegen, das Gewicht der Henne beträgt höchstens 2,5— 3 kgr.

Von den inneren Organen verdienen theils als erklärende Bestandtheile der merkwürdigen Balzlaute, theils als an sich auffallende Erscheinungen die Luftröhre und die Zunge hervorgehoben zu werden. Die erstere ist — nach Nitzsch's Untersuchungen — „durchaus weich und enthält nur Knorpelringe, von welchen eine ziemliche Anzahl der letzten Strecke hinten oder auch zugleich vorne mit einander in einem mittleren longitudinalen (Längs-) Streifen verschmolzen sind, während sie an den Seiten getrennt bleiben und da häufige Zwischenräume zwischen sich lassen.“ Der unterste Theil der Luftröhre, der untere Kehlkopf oder die Trommel, ist nach demselben Schriftsteller noch weiter ausgezeichnet durch eine Umhüllung mit einer rundlichen, gallertartigen, mit Zellengeweben durchsetzten Masse, welche der Henne fehlt. Die Luftröhre zeigt sich durch sehr breite, lange und nachgiebige Bänder, ingleichen durch lange, schlanke Muskeln auffallend locker und bewegungsfähig an ihre Umgebungen angeheftet und hat — wie Wurm nachgewiesen — zwei ganz constante, feste, halbkreisförmige Biegungen in ihrem unteren Theile, von welchen die erste, obere, nach aussen, die andere, untere, nach innen mit ihrer Convexität gekehrt ist. Da nun auch die sehr verlängerten Kinn-Zungenmuskeln Zunge und Luftröhre beliebig zu heben und wieder fallen zu lassen vermögen, so gestalten sich jene beiden Biegungen der Luftröhre in der Ruhe oder im Tode des Hahnes zu einer Schleife, weil der obere Theil der Luftröhre nebst der Zunge durch die Schlaffheit der Bänder und Muskeln in den Hals zurücksinkt.

Dieser Umstand veranlasste den Glauben bei der Jägerei, der Auerhahn habe keine Zunge oder beise sich dieselbe beim Verenden ab. Die Zunge passt ausserdem in eine correspondirende, seitlich gezähnelte Rinne des Gaumens, wodurch sie, in die Rinne gesunken, oberflächlichen Blicken ebenfalls verborgen blieb. Die hinteren Nasenöffnungen im Gaumen zeigen gleichfalls solche gezähnelte Ränder. Die Henne ermangelt der beiden Biegungen oder der Schleife der Luftröhre.

Das Auerwild bewohnt das gemässigte Europa und Nordasien. Es verbreitet sich über die Hoch- und Mittelgebirge von den Alpen bis zu den Karpathen, von den ersteren über viele unserer heimischen Gebirgszüge, aber im ganzen nur in mässigem Grade. Erst im Norden Europa's, in Skandinavien und in Russland wird es häufiger. Im südlichen Europa tritt es spärlich auf, in Spanien auf den Pyrhenäen, in Frankreich auf den Ardennen, während es in Italien ganz fehlt und in Griechenland nur vereinzelt angetroffen wird. Seine Verbreitungsgrenzen in horizontaler Richtung dehnen sich von den Pyrhenäen über sämmtliche Alpen Mitteleuropa's bis nach Lapland, Sibirien und Kamtschatka hin; in vertikaler Richtung berührt es in den alpinen Gebieten die untere Baumgrenze bis zu 1500 m. über der Meeresfläche.

Das Auerwild oder Auergeflügel — wie jeden Geschlechts und Alters das Auerhuhn ebenfalls waidmännisch bezeichnet wird — zählt zur hohen Jagd. Es bildet von jeher den Gegenstand des höchsten Interesses für den deutschen Jäger. Aus diesem Grunde möge hier zum vorbereitenden näheren Verständniss alles dasjenige, was sich auf dies Wild bezieht, in den waidmännischen Ausdrücken bezeichnet werden, um sodann sein Wesen durch die Schilderung seiner Jagd vor dem Leser lebendiger sich entwickeln zu lassen.

Äusserst scheu und heimlich, zieht das Auerwild sich in die einsamen, zusammenhängenden, wilden Gebirgswälder, von welchen es im Allgemeinen die Nadelhölzer dem Laubholze vorzieht, es sei denn das letztere mit Föhren und Tannen durchsprengt und mit dichtem Unterholze bewachsen. Das Auerhuhn hasst, ein ächtes Bild unseres Urwildes, „die Cultur, die alle Welt beleckt,“ und liebt demzufolge einen gewissen primitiven Waldzustand, den Charakter der Wildniss — abgeschiedene, von Schluchten, Gehängen und Felsengeröllen zerrissene Waldstrecken mit unregelmässigen, aus dem Fehmelbetriebe gebildeten, weitgedehnten Holzbeständen mit dichtverwachsenem Boden aus Ginstern, Besenpfriemen, Farnkräutern und Waldbeeren, alles Örtlichkeiten, welchen hin und wieder moorige Haidestellen, Quellen und fliessende Gewässer nicht fehlen dürfen. Dort bildet es durch seinen bleibenden Aufenthalt die Auerhahnen-Stände. Unser Wild pflegt im Allgemeinen nicht weit von seiner Geburtssätte oder seinem Standorte sich zu entfernen, obgleich es die Gewohnheit hat, je nach der Jahreszeit und Aesung (Nahrung) oder zur Zeit der Balz oder Paarung seinen Stand zu wechseln. Obgleich das Auerhuhn ein Standwild genannt werden kann, so zieht es sich doch bei anhaltend harten und schneereichen Wintern aus den hohen Gebirgswäldern in die Vorhölzer, wechselt auch überhaupt im Winter gern auf die Südhänge; während es im Sommer die Schattenseiten der Gebirge aufsucht und zur Balzzeit besonders gern die Morgenseiten der horstweise mit hohem und niederem, altem und jungem Gehölze bestandenen Hänge oder auch bewaldete Kuppen bezieht. Bei Eintritt milderer Witterung, bezüglich nach beendeter Balz — in welcher es schon früh im Jahre die eben angeführten Waldorte besonders bezieht — wechselt es alsbald wieder auf seine alten Stände zurück.

Gewöhnlich liegt das Auerwild — mehr jedoch die Hennen als die Hähne — zur milderen Jahreszeit oder auch bei weichem, schneefreiem Boden Winters in Nadelholzdickichten oder im Unterholze des Waldes, daselbst sein Geäse suchend, das hauptsächlich in Holzknospen, vorzüglich von Nadelhölzern, zeitweise in Eicheln und Bucheln, in Waldbeeren, insbesondere der Preussel- und Heidelbeere, sowie in Würmern, Nacktschnecken, Insecten oder deren Larven, sowie in der Jugend aus Ameisenpuppen besteht. Nur bei starkem Frost oder Schnee pflegt es gesellschaftsweis oder in schwachen Ketten auf Nadelholz zu stehen, sowie es denn auch zum Schlafen stets

baumt oder auf Bäume fliegt. Während anhaltend hohen Schnees verweilt es nicht selten lange an einem und demselben Orte gebaumt, um bisweilen ganze Bäume zu entknospen. Im hessischen Odenwalde, sowie im ehemaligen hessischen Hinterlande, woselbst wir öfters das Auerwild zu beobachten und Hähne zu erlegen Gelegenheit hatten, verrieth sich uns nicht selten plötzlich der Stand eines alten Hahnes oder einiger Auerhühner in der häufigen Losung (Koth) unter den im Winter sehr gerne besuchten Horsten (Gruppen) von Kiefern und Fichten in Laubwäldern. Das Abstreichen (Wegfliegen) von Auerwild aus den Horsten erfolgte in mehreren dieser Fälle, und gewöhnlich fanden sich die Gipfeltriebe und einige Seitenäste der Nadelbäume von den längere Zeit auf ihnen gestandenen Waldhühnern theilweise oder ganz entnadelt. — Der Hahn besonders verschluckt Steine, hauptsächlich Kieselsteine, die sich in seinem Magen ausnahmslos vorfinden. —

Am Tage erhebt sich nicht gerne das Auerhuhn von der Erde: es liegt fest und drückt sich nach der Waidmannssprache, und der es Störende muss nahe an es herankommen, um es zu vermögen aufzustehen, d. h. im Fluge sich zu erheben. Dies geschieht wegen der kurzen, starken und mit ihren Schwingenspitzen im Fluge auseinanderstehenden Flügeln, insbesondere von den Hähnen, unter heftigem schnurrendem Geräusche oder Geprassel. Meist baumen, und vornehmlich die scheueren Hähne, die so aufgestossenen oder aufgejagten Waldhühner innerhalb einiger hundert Schritte; Hennen pflegen jedoch auch bisweilen wieder im Gebüsch und sonstige Erddeckung einzufallen. Nicht selten läuft das Auerwild bei Störung auch auf dem Boden davon, so viel als möglich unter Deckung und bergan, und man hat dann seine Schnelligkeit im Lauf zu beobachten Gelegenheit. In zunehmend starkem Laufe senkt es den Kopf und Hals mehr und mehr wagrecht. Die Sinne, namentlich Gesicht und Gehör, sind ungemein scharf. Im Sommer kommt man sehr selten an Auerwild. Die alten Hähne führen ausser der Balzzeit ein höchst einsiedlerisches, von den Hennen abgeschiedenes Leben; nur junge Hähne pflegen sich gegen den Herbst hin theils unter sich, theils mit Hennen zu vereinigen und bilden dann von da ab den Winter über gewöhnlich schwache Ketten. Wir bemerken hier einen dem Roth- und Damwilde ganz ähnlichen Zug beim Auerwilde.

Im Frühjahre, wenn schon in den meisten nicht zu hoch gelegenen Gegenden der Schnepfenstrich sich seinem Ende nahen will, wenn „der Birkwald im Wipfel schon der Haft entfliehen will", beginnen in der Regel die ernsteren Liebeswerbungen des Waldpatriarchen. Ja nach den verschiedenen wärmeren und geschützteren oder rauheren Lagen und Strichen, den Niederungen oder Hochlagen beginnt und endigt zu verschiedener Zeit die Balz. Die Extreme dieser Epoche mögen sich zwischen Ende März bis Mitte Mai bewegen. In den Mittellagen unseres Vaterlandes hebt mit

Anfang oder doch in der ersten Hälfte des April gewöhnlich das Balzen der älteren, die Stände schon früher recognoscirenden Hähne an, wird bei normaler Witterung von da ab immer hitziger, wobei die Hähne mit ihren Ständen näher zusammenrücken. Erst eine Woche bis 14 Tage später beginnen die jüngeren, anfangs verzagten Hähne zu Balzen. Die Entfernung der Stände der alten Hähne von einander bildet sich nach entschiedenem Balzen und Kämpfen naturgemäss in der Regel innerhalb einiger hundert Schritte, selten rücken die Stände näher an einander, auch wenn das Revier noch so gut bestanden ist. An ganz bestimmt gewählten, oben schon angedeuteten, aber allgemein nicht leicht zu beschreibenden Waldorten stellen sich die Hähne auf ihren Balzplätzen ein, welche sie, wenn die Axt oder sonstige Waldarbeiten und Anlagen keine auffallenden Veränderungen in dem Holzbestande veranlassen, mit grosser Beharrlichkeit, ja Eigensinn jahraus jahrein einhalten. Der Hahn streicht oder steht Abends in der letzten Dämmerung, wenn bereits der Vogelsang schweigt und die Schnepfe schon ihren Abendstrich vollendet, an den Ständen ein. Er erscheint in der Regel mit schwerfälligem Fluge und stumm und schwingt sich gewöhnlich in die Mitte der Bäume auf armdickes Geäste unter lautem, prasselndem Geräusch der Flügelschläge ein. Zuweilen lässt er nach dem Einschwingen — wie G. L. Hartig richtig bemerkt — einen dem „Grunzen eines kleinen Schweines“ nicht unähnlichen Ton vernehmen, sobald er nämlich alsbald auf das Einschwingen vom Baume absteht oder auf den Boden streicht. Manchmal knappt auch der Hahn nach dem Einschwingen, sehr selten balzt er aber dabei durch, wie ein weiter unten mitgetheilter interessanter Fall darthut. Es kommt auch vor, dass sich Hähne auf den Boden einschwingen und von da erst baumen oder gar mehrmals sich überstellen, indem sie nämlich von Baum zu Baum oder von einem Aste zum andern bis auf ihren Stand sich verfügen. Dies sind meist misstrauische alte Hähne, welche nach dem Einschwingen stets scharf sichern oder mit allen Sinnen den Umkreis prüfen. Wie eine dunkle Bildsäule steht der eingeschwungene Hahn oft lange Zeit sichernd und merkt die geringste Bewegung oder das leiseste Geräusch. Erst mit völlig eingetretener Dunkelheit übergibt er sich der Ruhe, nachdem er vorher gewöhnlich ein- oder mehrmals vernehmlich sich umgestellt oder seine Stellung nach Bequemlichkeit verändert hat. Auch die Hennen kommen in der Höhe der Balze, zuweilen sogar mit gackernden Lauten, die wie gack oder back klingen oder nach Hartig mit fernem Hundegebell ähnlichen „kläffenden“ Tönen, jedoch mit weniger Geräusche als die viel schwereren Hähne, angestrichen; in der Regel aber streichen sie bei der Balze am Morgen zu, namentlich wenn die Hähne schon im Balzen begriffen sind, auch von entfernteren Orten. Meist steht der eingeschwungene Hahn stumm, und im Schlafe auf einem Ständer, den Kopf unter dem Rande der Schwingen,

nahe am Stamme auf einem Aste inmitten des Baumes bis zum nächsten Tagesgrauen.

Wenn dies mit seinem ersten blassen Streifen am Horizonte sich zeigt, beginnt der vorher schon mit einem ganz unbeschreiblichen Geräusper — dem Wurgen oder Kröpfen — erwachte, gewöhnlich gegen Osten gekehrte Hahn zu balzen. Diese eigenthümliche Klangtour, das Balzen, das Spiel oder der Vers, besteht aus einer Reihe von Lauten, welche in ihrem Zusammenhange einige verschieden klingende Abtheilungen enthalten. Es hebt mit dem sog. Knappen an, d. h. mit kurzen, wie Lippenlaute tönenden Noten welche nach und nach in immer schnellerem Tempo auf einander und zuletzt in einem dumpfen markirten Prestissimo, dem leiseren Triller, erschallen, worauf plötzlich eine lautere Sylbe, der Hauptschlag, eingesetzt wird, der mit „Klack" bezeichnet worden ist und den der Vogel durch jähes Fallenlassen seiner Zunge zu bewirken scheint, um sogleich in eine etwa 3 bis 4 Secunden andauernde Tour von zischenden Lauten, das Schleifen, überzugehen, welches Hartig unwiderleglich richtig mit dem leisen Wetzen an einer Sense vergleicht. Auch das Knappen vergleicht der genannte Schriftsteller annähernd richtig mit dem Geräusch, welches durch das (leise) Anschlagen zweier Stöcke gegen einander verursacht werde. Wenn wir es mit Sylben übersetzen sollen, so klingen diese Töne zuerst langsam und abgebrochen wie „bö — lü" oder „bö — li" (nur mit Lippen- und Gaumenlauten hervorzubringen); bei immer schnellerem Tempo lautet das Knappen dann wie „blüblüblüblüblü etc., wobei der Lippenton-Accent aber immer noch stark auf dem b liegt. Dies Knappen wird nun nicht selten mehrmals zögernd und nur halb angesetzt und ohne das Schleifen wiederholt. Namentlich bemerkt man dies bei vorsichtigen alten Hähnen, die in Zwischenräumen immer sichern. Ist jedoch der Hahn sehr hitzig und hat er das Schleifen einmal dem Knappen und Hauptschlage im raschesten Tempo angesetzt, dann erfolgt gewöhnlich die Balztour in regelmässigen Intervallen hintereinander, oft mit kaum merklicher Pause zwischen Ausschleifen und Knappen eine viertel, ja halbe Stunden lang. Die Bechstein'sche sehr bezeichnende Übersetzung des Trillers in Sylbenlauten mit „Dödelrrr" beibehalten, lässt sich die ganze Balztour etwa in folgender Sylbenform darstellen: blüblüblüblüblü-dödelrrr-klack-zschizschizschizschizschiuit". Während des Knappens streckt der Hahn Hals und Kopf vor, um dann mit dem Einsetzen des Schleifens den Hals höher zu recken und dabei das gefächerte Spiel aufzurichten. Es nähern sich auf diese Art — und ich (Adolf) orientirte mich, eingedenk meines einseitigen Hörens, stets scharf und entschieden mit meinem guten Gesichte — Kopf und Spiel des Hahnes während des Schleifens und gehen wieder auseinander nach vollendeter Balztour.

So sahen wir stets und ständig in unserer Jagdpraxis den Hahn in seiner Balztour sich gebärden. Unser schon erwähnter Freund Bornemann be-

hauptet, dass er den Hahn während des Schleifens stets Kopf und Hals nach unten senken gesehen, also das gerade Gegentheil. Der mehrgenannte, ebenso scharf beobachtende als waidmännisch erfahrene Dr. Wurm sagt a. a. O. hierüber Folgendes: „Überhaupt glaube ich zwei Hauptstellungen des Hahnes beim Schleifen annehmen zu dürfen, deren letztere ich häufiger gesehen; der Vogel hält sich nämlich in diesen Momenten entweder wie ein krähender Haushahn, mit gehobener Brust und gerade aufwärts gestrecktem Halse und Kopfe, oder so, als ob er auf die Erde herabfliegen wollte, mit gesenkter Brust und horizontal, selbst etwas nach abwärts gestrecktem Kragen, ersteres, wie es scheint (!), mehr bei der Bodenbalze und bei schlechtem Wetter baumend, letzteres bei animirter Hochbalze" (zu Baume oder auf Felszacken stehend). Man sieht hieraus, dass das Gebahren der Hähne ein sehr verschiedenes ist. Da wir aber sowohl bei der Hoch- als bei der Tiefbalze und in jeder Witterung immer das gleiche erwähnte Hochaufrichten von Vorderkörper und Stoss beobachteten; so ist wohl die Annahme berechtigt, dass der Grund der verschiedenen charakteristischen Balzstellung der Hähne mehr in individueller Eigenthümlichkeit, in der Manier als in der Wurm'schen Erklärung zu suchen ist.

Während jedes Balztones bläst sich sein Kehlkopf mit den Federn des Bartes ruckweise auf, das Gefieder am ganzen Körper, besonders der Halskragen, sträubt sich und der Vogel lässt unter halb von der Nickhaut bisweilen geschlossenen Augen die vom Leibe abstehenden Flügel hängen, sich manchmal wie toll geberdend. Zuweilen, wenn er auf einem wagrechten Aste steht, trippelt er beim Balzen hin und her, indem er sich herumdreht, bückt sich auch abwechselnd mit tief gesenktem Halse, hebt einen Ständer nach dem andern, damit abwechselnd in die Luft greifend, hüpft wohl auch manchmal in die Luft oder von Ast zu Ast und ist mit einem Worte vor Liebestaumel und Leidenschaft wie berauscht. In solcher Erotomanie lässt er sich selbst durch einen abgefeuerten Schuss nicht stören und balzt weiter. Nicht selten steht der hitzige Hahn, namentlich bei dem Gackern der auf dem Boden unter dem Standbaume sich versammelnden Hennen, wie ein Riesenbolzen fasst senkrecht ab, um sodann entweder auf der Erde noch eine Weile fortzubalzen, oder, wie gewöhnlich, mit angebrochenem Tage die Hennen zu treten (begatten). In dem Momente des Schleifens, während welchem der Hahn in ganz besonderer Anstrengung seinen Stimmapparat in Anspruch nimmt und den Schnabel weiter öffnet, als bei der übrigen Balztour, pflegt das erregte Thier nichts zu hören. Wurm erklärt diese von jedem aufmerksamen Jäger und Beobachter längst erkannte Taubheit des Auerhahnes sehr überzeugend wissenschaftlich dahin, dass bei dem im Schleifen weit geöffneten Schnabel „ein beiderseits vom Unterkieferwinkel entspringender, etwas ausgebogen und sich verjüngend nach oben und wenig nach hinten verlaufender, 23 bis 25 mm. langer Knochenfortsatz nach

vornen über die Ohröffnung geht und den durch Anschwellung der saftreichen und erectilen Membran ohnehin etwas verengerten äusseren Gehörgang comprimirt." — Sein scharfes Gesicht ist aber — abgesehen von seiner allgemeinen Erregtheit und Zerstreuung während der Balz überhaupt — beim Knappen und vor dem Hauptschlag thätig, und er merkt ebenso sehr eine Bewegung des ungedeckten Jägers, als je nach seinem Standorte den Feuerstrahl oder den Pulverdampf des Gewehres, wodurch er öfters absteht. Ein sehr gewiegter und aufmerksamer Auerhahnjäger, unser Freund Bornemann in Alsfeld, behauptet entschieden, das der Hahn beim Schleifen nichts sähe. Der Angeführte hat dies erprobt, indem er, dicht bei einem untersprungenen Hahn stehend, 10—15 mal am Stein Feuer geschlagen, dass die Funken gestoben, ohne dass der Hahn im Balzen sich stören liess. Höchst merkwürdig und interessant ist die Behauptung Nilsson's, dass das Vibriren des Vogels bei der Schleiftour sich selbst dem Standbaume mittheile, an welchem man dies durch die berührende Hand verspüre; ingleichen dass der Hahn das Berühren des Baumes auf seinem Stande, selbst während des Schleifens, merke und gewöhnlich abstehe. Wurm hat diese Behauptung Nilsson's durch Versuche in der Jägerpraxis bei balzenden Hähnen auf Fichten, nicht aber auf Buchen und Kiefern, bestätigt gefunden. Dies wäre ein merkwürdiges Beispiel erhöheter Gefühlsthätigkeit, vermittelt und vermehrt durch das Schallfortleitungsvermögen und die Resonanz des Fichtenholzes.

Es kommt nicht selten vor, dass Hähne während des Balzens ihren Stand plötzlich wechseln oder, waidmännisch ausgedrückt, sich überstellen, auch abwechselnd auf Bäumen und dem Boden balzen. Gewöhnlich sind dies in der Tiefe balzende, durch Fehlschüsse oder unvorsichtiges, ungeschicktes Unterspringen scheu gemachte, sogenannte verdorbene Hähne. Diesen ist viel schwerer anspringen als solchen in der Hochbalze: denn sie sind erstlich viel unruhiger und beherrschen ein weites Terrain bei der Tiefbalze, zum Andern sichern sie vorsichter im Kreise und äugen leichter gegen den Horizont die Gestalt des Heranpürschenden oder Anspringenden. Die Bodenbalze gewährt aber ein höchst possirliches und abwechselndes Schauspiel. Der Hahn entwickelt in der Regel ein auffallend unruhiges und flinkes Benehmen, er ist im wahren Sinne des Wortes ein Überall und Nirgends, weshalb auch sein Balzen ein sehr variables, bald im Fortissimo, bald im Piano hörbares, oft auch unterbrochenes Klangspiel darstellt. Jetzt stürmt der Hahn mitten in der Balze fort, nun wieder hält er plötzlich inne, oder geht in mässigeres Tempo über, setzt unter begleitendem Knappen gravitätisch einen Fuss vor den andern, dann auf einmal im Trillern oder Schleifen meterhoch und höher auf- oder zur Seite springend oder wie ein Truthahn mit den abwärts gehaltenen Flügeln auf dem Boden hinrutschend, um das vernehmliche Rauschen zu bewirken, auch ähnlich dem Haushahne ein Verfangen des Fusses im Flügel zu produciren. Auf einem Gebirgs-

rücken des ehemaligen hessischen Hinterlandes, entdeckte ich (Adolf) mit meinem Freunde, dem Oberförster Jaeger in Biedenkopf, während der Balzjagd auf beträchtlichen Strecken tennenartig zertretene Balzplätze ähnlich den Brunftplänen des Rothwildes, sowie förmliche Steige (Gänge) der Hähne. Eines Morgens, an welchen dieselben nicht balzen wollten, hatte ich das Vergnügen, das ganz ausserordentlich bewegte Treiben zweier Hähne, welche mit vorgerücktem Morgengrauen abgestanden waren und auf dem Boden nun ihr Wesen trieben. Ich bemerkte unter dem beschriebenen Gebahren auch ein förmliches, bis dahin noch nie beobachtetes Flügelschlagen bei einem der Hähne, das einigermassen mit demjenigen der Hofhähne zu vergleichen war und einen dumpfen Schall erzeugte. Merkwürdigerweise kämpften die beiden Hähne nicht miteinander; wahrscheinlich noch friedlich gestimmtere junge, jagten sie sich blos balzend umher. Entschiedenen Einfluss auf das Balzen übt die Witterung, indem bei schönem, stillem Wetter in der Regel das Balzconcert erfolgt, bei Wind oder Regen die Hähne aber stumm sind und ohne die Balzceremonien sich zu den Hennen begeben. Zuweilen jedoch wollen trotz des schönsten Wetters die Hähne nicht balzen, wie denn umgekehrt an regnerischen Morgen, sogar bei Schneegestöber hitziges Balzen beobachtet worden ist, ohne dass man den Grund davon zu entdecken vermag. Bei einem guten Stand bestehen die Hähne häufig harte Kämpfe mit einander, wobei die schwächeren an den Köpfen oft stark mitgenommen und in die Flucht geschlagen oder abgekämpft werden.

Nach beendeter Balz, Ausgangs April oder Anfangs Mai, trennen sich Hahn und Henne. Letztere scharren eine seichte Vertiefung hinter einem Stamm oder in die Haide, das Gras und Farnkraut oder Gebüsch eines Holzschlags, merkwürdigerweise öfters in der Nähe von Gestellen und Wegen ganz offen in das Laub und das dürftige Wachsthum des Waldbodens. Dies ist das Nest. Das Gelege besteht gewöhnlich aus 5—8, selten mehr, feinporigen, zugespitzten und durch's Bebrüten immermehr sich abblassenden Eiern von der Grösse der Haushühnereier, welche auf gelblichen Grunde braun punktirt und beschmitzt und in 28 Tagen ausgebrütet sind. Die Auerhenne sitzt, namentlich zu Ende der Brutzeit unglaublich fest. Ein College von uns ist in den Waldungen bei Biedenkopf im vormal. hessischen Hinterlande von einem Förster zu einer brütenden Auerhenne geführt worden, welche an einem Buchenstamme dermassen fest sass, dass er sich quer über den Vogel stellen und sogar denselben berühren konnte, ohne dass er Miene machte, davon zu laufen. Bornemann theilt uns mit, dass ein Forstmann eine brütende Henne vom Neste genommen und diese 12—15 Schritte davon zur Erde gesetzt habe, worauf das Thier sofort wieder über das Nest zum Brüten gelaufen sei. Der erfahrene Wurm gibt an, dass die Henne bei dem jedenfalls nur in grossen

Zwischenräumen erfolgenden Verlassen des Nestes gewöhnlich um die Mittagszeit dasselbe mit Laub und Moos bedecke. — Die Behauptung, dass die brütende Auerhenne ein gut Theil ihrer Witterung oder ihres Geruchs auf Nest und Eier übertrüge, so dass sie dem Spürsinne der Raubthiere entginge; halten wir vor der Hand mit Dr. Wurm für eine sehr zweifelhafte Hypothese. — —

Hier möge als Episode eine unserer unvergesslichen Jagden auf den balzenden Auerhahn folgen.

Der eine von uns (Adolf) hatte früher in einem Jagdgebiete einen guten Auerhahnstand. Früher liess ich die Hähne, wenn ich einen den andern Morgen auf der Balz erlegen wollte, Abends zuvor von einem Förster verhören; später gewährte es mir besonderes Vergnügen, die stärksten Hähne an schönen Aprilabenden selbst zu beobachten. Das Verhören geschieht zu dem Zwecke, um zu wissen, welchen Stand ein jeder Hahn sich während der Balzzeit wählt, um ihn da in der ersten Morgendämmerung im Balzen zu erlegen.

Ich genoss einmal das Vergnügen, ganz unverhofft bei einer Waldtour nahe bei mir die höchst komische Begrüssungsceremonie der pathetischen Waldgeschöpfe mit anzusehen. Vollkommen verborgen, wie ich damals beim blossen Verhören ohne Jagdgewehr Abends im jungen Gehölze stand, schwangen sich in kurzer Zeit hinter einander acht Hennen auf einige Kiefern ein und strichen alsbald auf eine mit Haidegesträuch bewachsene Blösse ganz in meiner Nähe. Etwas später kam ein starker Hahn angestrichen und stand unter lautem Geprassel auf den nächsten Kiefern-Oberständer ein. Im Nu entfalteten ihre Reize die acht Hennen, indem sie ihre schlanken Hälse unter Bücklingen aus der Haide präsentirten. Diesen Artigkeiten musste der Galant offenbar eine grössere Huldigung entgegenzusetzen wähnen, denn er stand sogleich vom Baume ab und strich auf die Blösse ein. Da stand er, gleich einem muhamedanischen Halbgotte mitten unter den Houris seines Waldreiches und grunzte in Überschwänglichkeit. Als er aber mit allen möglichen komischen Ceremonien, als Fächern und Heben des Spieles, talarartigem Hängenlassen der Flügel und Herumstolziren von einer zur andern der zunächst sichtbar werdenden Schönen kaum fertig war, präsentirten sich ihm wieder mit freundlichem „Gack! Gack!“ neue Huldinnen, und der mit solchen Liebesgrüssen Überhäufte wurde in einem förmlichen Complimententanze auf der Blösse herumgetrieben, sodass ich ein lautes Lachen kaum unterdrücken konnte. Aber mitten in diese Haremsscene hinein prasselte plötzlich ein Nebenbuhler. Es war ein sehr starker Hahn, vielleicht der in seinem Serail beeinträchtigte Herrscher. Kaum in der Kiefer eingestanden, warf er sich auf den unten in seligster Cour begriffenen jüngeren Pascha und band mit ihm in hitzigem Kampfe an. Das war ein immer heftigeres Gehüpf und Flügelschlagen, wobei die Hennen

als scheue, aber wohl interessirte Zuschauerinnen sich tief in die Haide drückten. Einer der Kämpfenden musste endlich den Platz räumen; — ich konnte in der einbrechenden starken Dämmerung nicht mehr recht erkennen, welcher von beiden der Sieger war, hörte aber an dem lebhaften Gegacker der Hennen, dass der beglückte Sieger nun entsprechend begrüsst wurde, und gewahrte diesen noch schattenhaft inmitten der Blösse als eine aufgereckte schwarze Waldmajestät de haut en bas dem abgekämpften, wegstreichenden Besiegten nachäugend. Ich wartete nun noch das nach einer Weile erfolgende Baumen des Hahnes nebst Hennen ab, und schlich dann einige Zeit nachher im Dunkel mit dem eifrigsten Vorsatze davon, den improvisatorisch verhörten Hahn den folgenden Morgen auf der allem Anschein nach frequent werdenden Balze zu schiessen.

Ich hatte mir — da der Weg in das anderthalb Stunden entlegene Städtchen und wieder zurück auf den Balzplatz zu ermüdend für mich geworden wäre — eine nahegelegene Köhlerhütte zum Übernachten auserkoren. Dort angekommen, schickte ich einen der Köhler ab, mir zu Hause mein Jagdgeräthe nebst etwas Mundvorrath für den nächsten Morgen zu holen. Unterdessen war ich bei einem vom Köhlergehülfen unterhaltenen Feuer nach einem mitgenommenen frugalen Mahle bald fest eingeschlummert. —

Etwa gegen halb zwei Uhr des folgenden Morgens vom Köhler geweckt, begab ich mich mit grossen Erwartungen nach dem Balzplatze. Noch in der Dunkelheit erreichte ich denselben. Das Wetter war ruhig und es kam, nach dem klar gestirnten Himmel zu schliessen, ein schöner, stiller Morgen heran. Ich hatte mich unter Wind ungefähr 100 bis 120 Schritte an die Kiefer, worauf der Sieger vom gestrigen Abend stehen musste, herangepürscht und wartete nun das Balzen ab. —

Wenn unsere geehrten Leser je einen Sonnenaufgang auf hohem Gebirge erwartet haben, so wird ihnen wohl nicht entgangen sein, dass sich zur Zeit, wenn sich im fernen Osten matte, weisse Streifen bilden, gewöhnlich ein leiser, mit Sonnenaufgang oft etwas zunehmender Luftzug erhebt. Eben brachte mir der beginnende Morgenzug eine leise, abgebrochene Strophe der feierlichen Weise des Rothkehlchens zu, die mich aus dem seitherigen Selbstversunkensein weckte und mich aufmerksamer horchen liess. Gleichzeitig färbten den fernen Saum des Gebirgszuges mir gegenüber die ersten blassen Striche der nahenden Frühe. Da begann sich's plötzlich auf der Föhre vor mir zu regen — ein Geräusch wie von geschütteltem Gefieder und ein unnachahmliches Getön erreichte mein aufmerksames Ohr — es war das Wurgen des Hahnes. Jetzt erschallte leis und ganz abgebrochen „Bö — lü — bö“ und stille war's, wie zuvor. „Der Hahn sichert,“ flüsterte ich in mich hinein. „Das ist ein alter Schlaukopf, dem doppelt vorsichtig angesprungen werden muss.“ Ich stehe unbe-

weglich. Nun hebt das Knappen wieder an — leise, unbestimmt, zögernd, wie von ferne, aber bald schärfer und vernehmlicher. Jetzt bei einem neuen Ansatze, nimmt es an Stärke und Schnelligkeit zu, und ich bereite mich vor zum Anspringen. Nun geht das Crescendo des Knappens in das Trillern über, und jetzt erfolgt das „Glack", gleichsam der Ruck des Hauptschlags mit dem erfolgenden Schleifen — die ersten drei Schritte (nicht athembeschwerende Sprünge!) sind von mir gethan, und zu meiner vollkommenen Sicherheit höre ich nach beendigtem Vorschreiten den Hahn noch ausschleifen. Nicht lange, so erfolgt das zweite, das dritte Schleifen und so fort. Während dessen bin ich bei der Blösse angelangt, worauf die Ceremonie am verflossenen Abende stattfand. Ich stehe gerade am Rande der Lichtung im Holze, und weil ich beim nächsten Balzen über das Freie hin muss, so lasse ich ein einmaliges Schleifen vorübergehen und habe mir aus Vorsicht rasch am andern Ende des Platzes gegen die Kiefer hin einen starken Reidel ausersehen, hinter welchen ich quer über das Lichte setzen will. Da erfolgt ein neues, inbrünstiges Schleifen des Liebesberauschten, und in einigen diesmal nothwendigen Riesensätzen bin ich vor dem Reidel, habe aber zu meinem Schrecken das Zeitmass des Schleifens einen Moment übersprungen. Zum Glück stehe ich gedeckt durch den dicken, vorgewachsenen Buchenreidel, sodass mich der eine Weile stumm gewordene, gewiss sichernde Hahn nicht gemerkt hat und bald wieder zu balzen fortfährt. Durch mein eben begangenes Versehen vorsichtiger geworden, lavire ich mich unter erneuten Balztouren glücklich bis unter eine Gruppe mich ziemlich deckender, mittelwüchsiger Kiefern. Ich bin noch etwa vierzig Schritte von dem Oberständer entfernt, kann aber bei noch so geschärftem Sehen den Auerhahn nicht entdecken. Bis zu etwa dreissig Schritten komme ich nun an den Standbaum heran und erneuere mein Auslugen nach dem unsichtbar Balzenden. Die Kiefer hatte eine sehr starke, dichte Beastung, ein Umstand, der mich bei der noch herrschenden schwachen Dämmerung geraume Zeit den Vogel nicht gewahren lässt. Endlich entdeckte ich eine schwarze Partie ungefähr in der Mitte des Baumes und schliesse hiernach, dass dies der Hahn sei. In demselben Augenblicke lassen sich in der Ferne noch einige Hähne hören. Dies gibt meiner Ungeduld neue Nahrung; denn ich kann hoffen, mehrere Hähne zu schiessen, wenn ich bei der noch kaum begonnenen ersten Dämmerung nur den ersten alsbald erlege. Ich warte aber dennoch ein frisches Balzen des über mir stehenden, räthselhaften Vogels ab, um waidmännisch regelrecht während des Schleifens einen Schuss nach dem schwarzen Fleck auf alle Fälle hin zu senden. Der Hahn, offenbar durch das wiederholte vernehmliche Knappen eines nicht fern stehenden Nebenbuhlers nunmehr hitziger werdend, fängt tüchtig zu balzen an. Im Momente des Schleifens schlage ich nach dem dunklen Punkte in der Kiefer an, — der Schuss donnert auf den Klumpen.

Aber zu meinem Erstaunen höre ich statt des erwarteten dumpfen Sturzes des Hahnes nur das verhallende Echo des Schusses in den Bergen und das leise Geriesel zerschossener Nadeln und Ästchen. Ruhig bleibt's aber in der Kiefer über mir, stabil ist nach wie vor der schwarze Punkt. Klar ist's, dass ich einem dicht benadelten Aste die Ladung No. 1 gegeben und der Balzberauschte bekanntermassen in der Cadenz des Schleifens den Schuss gar nicht gehört hatte. Ich preise im Stillen unter diesen Umständen meine Vorsicht, nur unter dem Schleifen nach dem zweifelhaften Gegenstande gefeuert zu haben. Aber nun galt es, ernstlich den Verborgenen auszuspähen. Bei nochmaligem aufmerksamem Aufhorchen und Sehen kommt es mir vor, als ändere sich während des Balzens der Standort des Hahnes, und als komme der Schall von der entgegengesetzten Seite des Baumes her. Der einfache, auch hier naheliegende Satz, dass man ein zu erforschendes Ding von mehreren Seiten betrachten soll, kam mir erst jetzt in den Sinn, und kaum war ich beim ersten Schleifen einige Schritte seitwärts um die Kiefer angegangen: — da auf's Überraschendste präsentirte sich mein Grossmogul vom gestrigen Abend auf einem beinahe wagerecht abstehenden dürren Aste unter dem eigentlichen „Wald" des Baumes ganz frei gegen den Himmel. Eben hatte er mit dem Schleifen ausgebalzt, nachdem er bis zur Spitze des Astes im stolzesten Kothurnschritte avancirt, als er von Neuem in dur zu knappen anfing und bei dem moll des Schleifens seine gravitätische Excursion wieder rückwärts vollenden wollte. Aber Hochmuth kommt vor dem Fall! hiess es hier thatsächlich; denn die Ladung meines zweiten Laufes donnerte den zu einem Riesenbolzen Aufgeblasenen wie einen Sack zur Erde. Im Triumph hob ich den Verendeten empor — ein wahres Cabinetstück von einem Auerhahn! Erst das wieder beginnende Knappen des nicht fern stehenden Hahnes stöberte mich aus der Hochschau an der Beute auf. Sogleich war die Flinte schon im Zuschreiten auf das Balzen geladen; denn nun hiess es Eile bei dem schon eintretenden Silbern des Horizonts. Schon hatte ich mich auf einem durch's Holz ziehenden, verborgenen Wege dem Stand des Balzenden auf etwa 70 Schritte mit leichter Mühe angepürscht, da begannen die Verlegenheiten, näher zu kommen. Denn vor mir breitete sich ein fast undurchdringliches schmales Buchendickicht aus, und der Weg näherte sich an keinem freien Punkte dem Baume mehr, als an dem schon erreichten; auch war von keiner andern Seite ausserhalb des Weges im Holze selbst vor umstehender Dickung anzukommen. Endlich dämmerte eine Hoffnung auf beim Anblick eines Felsengerölles unweit des Standbaumes. Dort, wusste ich, war der Wald räumlicher mit Kiefern- und Birkengebüsch bewachsen, zwischen welchem sich leichter ankommen liess. Um aber dorthin zu gelangen, musste ich vorerst wieder auf dem Wege bis zum Rande der Dickung zurückschleichen, um dann im jüngeren, lichteren Unterholze durch einen

ziemlich weiten Bogen hinter die Felsen gelangen zu können. Da ich den Standbaum in einer steten Entfernung von mehr als hundert Schritte am Saume der höheren Dickung gedeckt umkreiste, so konnte ich, dem selbst scharfen Gehör und Gesichte des Vogels unerreichbar, beständig ziemlich schnell, jedoch nicht ohne Vorsicht fortschleichen und hatte so bald die Felsen zwischen meiner Richtung und dem Hahn. Behutsames Pürschen brachte mich bald unterhalb des Felsgerölles dem Vogel so nahe, dass ich ihn zu entdecken hoffte, sobald ich einen kleinen Vorsprung erklettert haben würde. Dies war jetzt geschehen: — ich lag auf einem schiefen Grünsteinblocke Angesichts des eben ausschleifenden Hahnes und keine vierzig Schritte entfernt beinahe horizontal mit ihm. Mittlerweile aber war es völlig Tag geworden, und nun stand der Hahn zu meinem Verdrusse plötzlich vom Baume in's Gesträuch, unter der Begrüssung einiger Hennen am Fusse des Felsens, ab. Jetzt blieb mir nur noch ein Versuch übrig, den Hahn womöglich schussmässig aufzuthun oder herauszujagen und ihn beim Herausstreichen herunterzuschiessen. Ich rutschte am Gerölle wieder leis hinab und war mit einigen Schritten alsbald um die Felsecke, mitten unter dem überraschten und glücklicherweise nach allen Seiten aufstiebendem Hofstaate unseres Pascha. Ihn selbst, den schwerfällig und geräuschvoll Aufstehenden, schoss ich mit leichter Mühe herunter. — Es war neben dem schon erbeuteten zwar ein schwächerer, aber immer noch starker Hahn, und nach meinem Dafürhalten der vorigen Abend abgekämpfte, nicht weit gestrichene; denn er trug am Kopfe die frischen Blessuren vom Kampfe. Der Arme war so aus dem Regen in die Traufe gekommen. —

Der Morgen war inzwischen angebrochen, und als ich heimwärts wandernd aus der Nacht des Buchenhochwaldes auf einem terrassenartigen Vorsprung des schönen Gebirges hinaustrat, breitete sich tief unter mir die erwachende, stromdurchrauschte Ebene im ersten Purpur der Sonne aus — eine erhebende, unvergessliche Hochschau!

Der 5. Mai des Jahres 1879 brachte das merkwürdige Ereigniss, dass ausnahmsweise ein Auerhahn Abends, nachdem er sich eingeschwungen hatte, hitzig und lange balzte. S. Königliche Hoheit der Grossherzog von Hessen, Ludwig der Vierte, hielt sich, seinen alljährlichen hohen Besuch auch in diesem Frühjahre wiederholend, vom 1. bis zum 6. Mai in Grebenau bei Alsfeld auf, um die Auerhahnjagd auszuüben. Die fortwährende Nord- und Oströmung begünstigte jedoch keineswegs die Balz, zumal da jede Nacht Frost brachte und naturgemäss gerade vor Sonnenaufgang die Temperatur am empfindlichsten war. Da trat am 5. Nachmittags eine mildere Luftströmung ein, welche veranlasste, dass Abends zwei einander gegenüberstehende Hähne zu balzen anfingen, als der Grossherzog den Ansitz an einem Balzplatze eingenommen hatte, begleitet von Seinem Jäger. Der hitzig balzende Hahn, dem der Rivale antwortete, wiederholte immer wieder

seine Touren, von denen jede gemäss der gewöhnlichen Erfahrung als die letzte vermuthet wurde. Als der hohe Waidmann keinen Stillstand wahrnahm, entschloss Er sich rasch, den Hahn zu unterspringen. Über raschelnden Laubboden, durch Haide und Gesträuch drang der bewährte und geübte Waidmann vor und erlegte den Hahn. Es war 9 Uhr 4 Minuten, als der Hahn erlegt wurde; er hatte eine halbe Stunde lang gebalzt. Hellleuchtend stand der Mond am heiteren Himmel. Am darauffolgenden Morgen erlegte S. Königliche Hoheit den Nachbarhahn, der natürlicher Weise Abends vorher, als der Schuss fiel, sogleich das Balzen eingestellt hatte, nun aber um so hitziger dasselbe wieder fortsetzte, als der dominirende Pascha der Nachbarschaft in die ewige Nacht des Schweigens versunken war.

Die Erklärung dieses ausserordentlichen Ereignisses liegt nahe. Die seit langer Zeit wieder zum ersten Mal herrschende Südluft weckte plötzlich mit doppelter Kraft die gedämpften Balztriebe, welche gleichsam den Abend zum Morgen werden liessen und den Hahn zur ungewöhnlichen Stunde in den Stand der Erotomanie versetzten. —

Die bunten, braun und rostgelb, am Vorderkopfe durch ein dunkles halbmondförmiges Band gezeichneten Jungen, welche sogleich nach dem Trockenwerden der Henne folgen, werden von dieser treulich behütet, zur Äsung und Tränke oder auch zum Sandbade geführt, öfters gehudert und bei Gefahr durch einen Warnton — der nach Wurm wie „back“ und „dju“ klingen soll — zur Flucht und zum Drücken in's Wachsthum bewogen. Auch sucht die flügellahm sich stellende Alte den Feind von der Kette abzuführen, um sich auf einem Umwege heimlich den Kleinen wieder zu nähern. Diese sind in zwei Monaten schon so weit befiedert, flugbar oder beflogen, dass sie baumen und auf den Bäumen auch schlafen. Die jungen Hennen in der Kette bleiben bei der Alten den Winter über, auch bis in's Frühjahr hinein; während sich die jungen Hähne in der Regel den Spätherbst schon von ihren Geschwistern trennen und den Winter durch unter sich vereint bleiben. Das junge Auergeflügel erreicht seine Fortpflanzungsfähigkeit schon im nächsten Frühjahr zur Balz, die Hähne aber erst im zweiten Jahre ihre Vollkommenheit, d. i. waidmännisch ihre völlige Stärke. Im Herbste sollen nach glaubhaften Angaben manche Hähne — wahrscheinlich junge! — balzen. Es wird dies auch von den Haselhühnern behauptet, worauf wir später zurückkommen. Wir haben diese Erscheinung — waidmännisch falsche oder kalte Balze genannt — noch nicht wahrgenommen, halten sie aber im Hinblick auf das Herbstgezwitscher der Singvögel und das Gebahren anderer Vögel um diese Zeit für nicht unwahrscheinlich. Dagegen hat Bornemann im Hochsommer auf einer Kohlplatte einstmals einen alten Hahn über eine halbe Stunde balzen hören und balzend von der Kohlplatte ablaufen sehen. Dies war gewiss eine

sogenannte Nachbalze, eine spätere Erregtheit für eine der ersten Brut beraubte Henne, wie sie nicht selten, sogar regelmässig stattfindet in denjenigen Fällen, in welchen frühzeitig die erste Brut den Hennen verunglückte.

Zu den ausserordentlichen Erscheinungen gehören auch die leidenschaftlichen Kämpfe der Auerhähne mitten im Winter, wie wir sie im Januar 1881 am 10. und 11. bei Alsfeld in den Balzdistrikten Eifa-Schwarz und Grebenau erlebten. In beiden Fällen endete der Kampf mit dem Tode des einen Hahnes, der in Folge schwerer Verletzungen am Kopfe verendete. Die wüthenden Kämpen waren auf den Bäumen mit einander in Streit gerathen, der so nachdrücklichen und erbosten Charakter annahm, dass sie zu Boden herabstürzten und der siegende stärkere, ältere Hahn sichtlich ermattet vor dem Beobachter die Flucht ergriff. Wir wissen uns keine andere Erklärung dieser Vorgänge zu denken, als dass die während des ganzen Vorwinters bis zum neuen Jahre waltende ausserordentliche Wärme verfrühte Triebe weckte, welche zum Zweikampf herausforderten und zu tragischem Ende führten.

Das Wildpret eines alten Balzhahnes ist ein erbärmlicher, zäher, holziger Braten. Was Wunder auch! Das übergebührlich erhitzte Thier äst während der Balzzeit nichts als Nadeln der Tanne, Fichte und Kiefer, überhaupt zu jeder Jahreszeit gröbere Pflanzenstoffe als die Hennen, die auf dem Boden mehr Insekten, Schnecken und Würmer suchen. Von den Hennen und dem jungen Auergeflügel ist das Wildpret schon viel zarter und wohlschmeckender.

Durch das Abbeissen der Knospentriebe junger Nadelholzpflanzen auf Kahlschlägen, auf Saaten und in Kämpen kann ein sehr übertriebener Auerhahnenstand — der übrigens in diesen Zeiten zu den grossen Raritäten gehört — hin und wieder schaden; im Allgemeinen ist das Abäsen der Baumknospen vom Auerwilde aber nicht nennenswerth, und es zeugt von praktischer Unkenntniss oder von einer Übertreibungssucht, wenn Schriftsteller die bekannte ominöse Angabe des Forstraths König in Eisenach reproduciren, der im Kropfe eines Auerhahnes 1500 Gipfeltriebe von Nadelholz gefunden haben will. Der forstliche Rechenmann hat sich um eine Stelle der Zahl geirrt und wohl 150 gemeint. Ein Auerhahnkropf und 1500 Gipfeltriebe — die gehören in einen Straussenmagen!

Man lasse doch, vorab der Mann im grünen Kleide, das prächtige Auergeflügel unbeneidet noch die kurze Frist unter seinem grünen Laubdache, bald wird es nur noch in traurigen Resten als ausgestopfter Balg in den Museen oder als gleiche Jagdtrophäe in der Gewehrstube des Jägers an die entschwundene Poesie unseres einst wildreichen deutschen Waldes traurig-wehmüthig gemahnen! Lasst es unbehelligt seine Knospen äsen, die der Wald in seiner pulsirenden Lebensfülle alljährlich wieder mit Millionen andern ersetzt; lasst es in überschwenglicher Minne noch eine

Zeit lang balzen zum Hochgenuss des unterspringenden Waidmannes! Bald balzt der Auerhahn im deutschen Walde nicht mehr, wie der Edelhirsch seinen letzten Brunftschrei in den immer wildleerer werdenden Revieren durch die Morgendämmerung geschickt haben wird!

Nur vorübergehend sei der Rackelhahn oder das Rackelhuhn erwähnt, ein Bastard zwischen Birkhahn und Auerhenne, ein Mischling, den man früher als eine besondere Art angesehen hat. Sein Gefieder weist Eigenheiten auf. Eine kleine Andeutung von dem sichelförmigen Schwanze des Birkhahns trägt auch noch in einem seichten Ausschnitte der Schwanz des Rackelhuhns, auch die Statur erinnert an beide Eltern. Hingegen sind Farbe und Zeichnung von beiden Letzteren abweichend, indem der Mantel des Rackelhuhnes dunkelbraun mit feiner schwarzer Wässerung, Kopf, Hals und Brust dunkelpurpurn schillernd. Diese Mischlingsform kommt in denjenigen Strichen vor, wo sich Auer- und Birkwild in ihrem Vorkommen berühren, und namentlich in den Fällen, in welchen ein grosser Mangel an Auerhähnen die Auerhennen dazu bewegt, den Birkhähnen zu huldigen. In Deutschland tritt diese Bastardirung viel seltener und ganz vereinzelt auf, während sie in Skandinavien, sowie in den gut bestandenen Jagdrevieren Böhmens schon häufiger erscheint.

Das Birkhuhn oder Birkwild. T. tetrix.

Haben wir schon in dem Auerhahn einen prächtig schillernden Waldvogel betrachtet, der durch die Mächtigkeit seiner Formen imponirt, so präsentirt sich uns nun in dem Birkhahn ein zwar merklich geringerer, aber in noch lebhafterem Farbenschmucke und in zierlicheren Formen prangender Vetter des Urhahnes. Er ist der geputzteste unserer Waldhühner, ein wahrer Hochzeitsritter des Waldes, dem wir nun einen Augenblick das Aussere mustern wollen.

Der etwa haushahngrosse Vogel bietet uns einen hochflammenden grossen Fleck über dem Auge, der in der Balze ganz besonders leuchtet und von dem schön stahlblau glänzenden Gefieder an Kopf, Hals, der Brust und dem Unterrücken, dem schwarzen, braun und grau gepunkteten Rücken sich noch feuriger abhebt. Der schwarze Schwanz oder das Spiel zeigt eine nach Aussen schön geschwungene lyraförmige Ausbuchtung, wohl des hohen Ruhmes würdig, den er als Hutzierde des Jägers besitzt. Die braunbeschwingten Flügel zeigen durch die helle Einfassung der Schwingen weisse Binden, die unteren Flügeldeckfedern und der After sind hellweiss, und das Achselgelenk prangt in einem weissen Spiegel. Die um ein Drittel geringere Henne hat auf braunrothem Grunde oben die schwarze, graue und rothgelbe, unten die weisslich und schwarz quergestreifte Waldschnepfenzeichnung. Die leierartige Form des Schwanzes ist sichtlich

weniger ausgeprägt wie beim Hahn. Auch den Birkhahn kennzeichnet vor der Henne die schon beim Auerhahn hervorgehobene Umhüllung seines unteren Kehlkopfs mit einer rundlichen, gallertartigen, zelligen Masse.

Das Birkgeflügel hat mehr als unsere übrigen Waldhühner Varietäten, wie weisse und scheckige.

Die Verbreitnng des Birkwildes ist so ziemlich die des Auergeflügels, doch pflegt es etwas weiter gegen Norden und auch höher hinauf in's Gebirg, selbst bis zur oberen Grenze des Baumwuchses zu gehen. Besonders beherbergen es die lückigen Birkwaldungen, Haiden und Moore Scandinaviens, Finlands und des mittleren Russlands. In unserem Vaterlande ist es ungleich häufiger als das vereinzelte Auerwild. Obgleich im Wesentlichen Standwild oder doch nur Streichvogel, bewährt sich das Birkhuhn doch viel unruhiger und unsteter als das Auerhuhn. In Hochgebirgen und im Norden soll es sogar wandern. Sehr launig in der Wahl seiner Standorte, verlässt es diese leicht und plötzlich, um unerwartet in vorher unbesuchten Strichen zu erscheinen. Es liebt sehr lichte, verwahrloste, mit Wiesen, Haiden und Blössen unterbrochene oder nur horstweise mit verschiedenalterlichen Holzarten bestandene hügelige Waldungen, namentlich Birkwälder; ebenso gerne besucht es aber auch weitgedehnte Haiden und Moore, die mit niederem buschigem Holzwuchse durchschnitten sind und in denen das Wasser nicht fehlt. Es ist sehr scheu und vorsichtiger als seine Vetterschaft und unterscheidet sich von dieser in seinem Wesen und Wandel auch vielfach.. Obgleich sein Flug ebenfalls noch etwas Schwerfälliges und geräuschvolles hat, zeigt es doch eine viel grössere Gewandtheit im Streichen und ein anmuthigeres, lebendigeres Wesen. Ungleich mehr als das Auerwild besucht es den Boden, daselbst im Wesentlichen dieselbe pflanzliche und thierische Nahrung (Äsung) suchend. Es läuft noch schneller als das mehr ernstere, gemächlichere Auergeflügel. Wie dieses hält es seine Nachtruhe stets gebaumt. Es lebt aber in zahlreicheren Ketten, jedoch die Hähne ebenfalls ausser der Balzzeit von den Hennen getrennt. Oft sieht man im Spätherbste und Winter auf Oberständern Dutzende junger Birkhähne stehen, die in ihrem schillernden Gefieder gar prächtig in der Sonne glänzen. Noch wissen wir uns des belebenden Anblicks zu erinnern, welchen die dunkelbesetzten Äste von Eichenoberständern in den Waldungen des Taunusgebirgs unserer Heimath auf unsere jugendlich-jagdlichen Gemüther übten. Dies Gebirg mit seinen Ausläufern hatte in den Dreissiger Jahren ungemein viel Birkwild.

Sobald die Auerhahnbalz sich ihrem Ende naht, fängt der Birkhahn an zu balzen. Die Balze beginnt also in der zweiten Hälfte des April und dauert bis in den Mai hinein. Auch das Birkwild sucht sich Balzplätze aus, von wenigem Gebüsch und vereinzeltem Oberholz bestandene, an Wiesen und Blössen stossende, gewöhnlich gegen Morgen gelegene Schläge

und Waldorte. Meist schon in der Abenddämmerung pflegen die Hähne auf dem Balzplatze einzustieben oder einzustehen und bis zur Morgendämmerung auf ihren Balzbäumen zu stehen, nicht selten auch zu balzen. Während der Nacht zuckt der eingestandene Hahn in fieberhafter Regung bisweilen auf und lässt sonderbare, unbeschreibliche Balzlaute vernehmen. Sein eigentliches bewegtes Minnespiel beginnt aber erst gegen Morgen und währt nicht selten bis tief in den Tag hinein. Manchen Jäger ist die Birkhahnbalze noch anziehender als die des Auerhahns. Wir können diese Ansicht nicht theilen. Die Balze der Birkhähne mag belebter, scenischer, belustigender sein; die Jagd auf den balzenden Auerhahn behält immer einen grossartigeren, geheimnissvolleren Charakter, dem eben allein schon durch das Behaben des prächtigen, mächtigen befiederten Paschas der Wälder das Siegel der „hohen Jagd“ aufgedrückt wird.

So schweigsam und heimlich sich der Birkhahn das Jahr über verhalten mag, in der Balzzeit löst sich seine Zunge, und er weiss seine Liebeswerbung mit den merkwürdigsten Tönen zu begleiten. Diese Balzlaute sind nun von denen des Auerhahnes sehr verschieden, sowie denn auch das Geberdenspiel und das ganze Behaben des Birkhahns bei der Balz ein anderes ist. Es bewährt sich als ein Tanz der tollsten Art, und die Kämpfe der Birkhähne tragen viel mehr das Gepräge unserer Haushähne. Die Balztour besteht aus zwei Klangabtheilungen, wovon der erste Theil das Schleifen oder Blasen, der zweite das Kollern oder Gurgeln genannt wird. Nach einem hohen Pfeifen vernimmt man alsbald ein hohles, unnachahmliches Zischen, das Schleifen. Das darauffolgende, in weiter Ferne hörbare Kollern vergleicht Naumann mit demjenigen des Truthahns, und wir müssen gestehen, dieser Vergleich ist noch der beste der vielfach von Schriftstellern gegebenen. Ähnlich halten wir die Stimmlaute noch in der Erinnerung von den Fällen her, in welchen wir sie vernahmen. Die Balzsylben werden bei zunehmender Hitze des Hahnes in immer schnellerem Tempo hörbar und — nach Naumann — „so, dass der Ton bis zu einer Quinte steigt und fällt, und im recht hitzigen Balzen so schnell herausgegurgelt, dass es zuletzt oft wie ein Hohngelächter endigt.“

Diese Beschreibung ist ganz naturwahr und bezeichnend. Es ist uns ein Morgen aus unserer frühen Jugendzeit noch lebhaft erinnerlich, wo uns ein Forstbeamter im Taunus auf die Birkhahnbalze mitnahm. Damals, in den dreissiger Jahren, war auf dem Taunusgebirge, wie schon erwähnt, ein starker Birkwildstand, und an jenem Morgen standen mehrere Hähne kurz hinter einander auf dem Balzplatze ein. Dieser war ein mit Gras, Ginster und einigem lückigen Gesträuch überzogener Kahlschlag, an dessen Rande eine gut verdeckte Schiesshütte angebracht war, in welcher wir mit dem Förster bewegungslos sassen. Die eingefallenen Hähne geriethen alsbald mit einem schon Abends vorher eingeschwungenen Hahn in Kampf,

der sich von einer fernen Birke des Schlags wüthend auf die Rivalen warf. Wir können uns keiner besseren Beschreibung dieser ebenso belebten als drastisch komischen Vogel-Minnespiele und Kämpfe bedienen, als der Naumann'schen. Dieser Altmeister sagt davon Folgendes: „Der Hahn macht (beim Balzen) die wunderlichsten Posituren in schnellster Abwechselung, wirft Anfangs den wie einen Fächer ausgebreiteten Schwanz senkrecht in die Höhe, sträubt die Kopf- und Halsfedern, hält die Flügel vom Körper ab, aber so, dass sie auf dem Boden hinstreichen, rennt in die Kreuz und Quer herum wie ein Besessener, springt und tanzt gleichsam in Sätzen, selbst im Kreise herum und zuweilen auch rücklings, schlägt dabei mit den Flügeln, streckt den Hals bald lang in die Höhe, bald drückt er ihn, namentlich beim Kollern, so nieder, dass die gesträubten Kehlfedern auf dem Boden hinschleifen und macht überhaupt der sonderbarsten Geberden so viele, dass man ihn beim Balzen für wahnsinnig und toll halten möchte, zumal da er alles mit einer Art von Wuth ausführt und seine Kräfte übermässig überbietet," — Wir setzen noch hinzu, dass er in der Extase sich manchmal förmlich überschlägt und dann urplötzlich nach solcher ungebührlichen Tour auf einen Moment gleichsam wie zur Besinnung zu kommen scheint, den Hals hoch in die Höhe reckt und in's Blaue stiert: ein höchst komischer, unwillkürlich zum Lachen reizender Anblick, den auch wir an dem gedachten Morgen zu fröhlichem Ergötzen genossen. „Wenn zugleich" — fährt Naumann fort — „mehrere Hähne auf einem solchen Platze umhertollen, so bietet das ein Schauspiel von wildem Durcheinanderrennen, von Gauklersprüngen und wüthendem Poltern, mit dem in der ganzen Vogelwelt wohl nichts Ähnliches zu vergleichen ist."

Das eigentliche Kämpfen geschieht, wie schon angedeutet, in der Manier unserer Haushähne, ist aber viel wüthender und viel toller. Der Streit beginnt mit tiefgesenktem Halse der Kämpen, welche das Spiel oder den Schwanz fächerförmig aufrichten und nun wuchtig auf einander losrennen, hoch an einander in die Höhe springen, um sich mit den Ständern zu kratzen und mit den Schnäbeln zu hauen. Oft fliegen bei den Anprällen die Federn, der Stärkere fasst zuletzt den Schwächeren an den Kopffedern und zaust ihn eine Strecke mit sich fort, worauf der Abgekämpfte unter ein paar wuchtigen Schnabelhieben seines Siegers die Flucht ergreift. Bornemann hat in seiner Jägerpraxis das seltene aber ganz dem tollen, wüthenden Wesen gleichende Schauspiel angesehen, dass zwei dem Balzplatz zustreichende Hähne sich in der Luft umfassten und, gegenseitig gepackt, mit einander zur Erde fielen, woselbst sie im hitzigsten Kampfe fortstritten. Der den Platz behauptende Hahn erntet dann, wenn Hennen auf dem Balzplatze eingefallen sind, der Minne Lohn, nachdem er mit hellem „back back" begrüsst worden. Nach beendigtem Minnespiel pflegen sich die Hähne mit den Hennen auf nahen Bäumen einzuschwingen, um

darauf einige Zeit auszuruhen und dann zum Geäse in den Wald zu streichen. Das Balzen währt in dieser Weise fünf bis sechs Wochen. Wie der Auerhahn, so ist auch der Birkhahn nur bei schönem und stillem Wetter laut; windiges, regnerisches Wetter unterbricht das Balzen.

Nach beendigter Balz sucht sich jede Henne eine Niststelle. Gewöhnlich in der Haide, im Ginster oder Farnkraut oder im Gestrüpp, entfernt von Bäumen, kratzt sie eine Vertiefung und belegt diese mit einigen Reisern, Geniste und wenig Federn. Das Gelege besteht in der Regel aus 8—12, wohl auch bisweilen aus mehr Eiern, die auf etwas dunklerem Grunde dunkler gezeichnet sind wie diejenigen des Auerwildes, auch nur die Grösse sehr schwacher Haushühnereier haben. In dem Verhältniss, wie das Birkwild scheuer und vorsichtiger ist als das Auergeflügel, in demselben Grade sitzt die Birkhenne, bei allem fleissigem Brüten, lange nicht so fest auf dem Gelege; auch legt sie ihr Nest nicht so exponirt an, als die Auerhenne dies thut.

Unter den rostgelblich längsgestreiften Jungen bilden sich die Hennen bis zum Winter aus, während die Hähne erst ihre völlige Stärke im nächsten Frühjahre erlangen und bei der Balze fortpflanzungsfähig sind.

Da, wo das Birkhuhn, wie in unserem nördlichen Vaterlande, auf Haiden und Mooren vorkommt, erlegt man es auf der Suche mit dem Hühnerhunde im August, zu welcher Zeit die Ketten flugbar sind. Diese Jagd ist aber in der Sommerhitze und dadurch, dass der Schütze sehr auf dem moorigen Boden vielfach von einer zur andern erhöhten trockenen Stelle springen muss, mühsam und anstrengend, verlohnt aber die Mühe, wenn der Birkwildstand ein guter ist.

Das Wildpret ist zarter und wohlschmeckender als das des Auerwildes.

Das Haselhuhn oder Haselwild. T. bonasia.

Es ist das bunte Miniaturbild des Auerhuhns, offenbar die niedlichste Art unserer Waldhühner. Etwa 38—39 cm. lang, wovon auf den Schwanz 12,5 cm. kommen, von der Grösse einer Asttaube, erscheinen beide Geschlechter in ziemlich gleichem Federkleide. Dies ist ein schwer beschreibliches Gemisch von Braun, Rostgelb, Aschgrau, Schwarz und Weiss, vielfach unter einander nüancirt und wohlgefällig gezeichnet, ein Gefieder, das die Haselhühner in einiger Entfernung ganz mit der Farbe des Waldbodens verschwimmen lässt. Seine ganze Gestaltung ist gedrungen. Der kurze Schnabel mit gewölbter Firste ist beim Hahn schwärzlich, bei der etwas kleineren im Ganzen dunkler gezeichneten, des Weiss im Gefieder entbehrenden Henne braungrau. Den Hahn unterscheiden von der Henne zwei Kennzeichen: der starke schwarze, weiss eingefasste Bart unmittelbar unter dem Schnabel und der kleine Federbusch auf dem Scheitel. Auch das Haselhuhn hat ein rothes Feld über den Augen, beim Hahn tritt das-

selbe aber viel mehr hervor als bei der Henne, die es nur angedeutet trägt. Mit dem Auer- und Birkwilde verglichen, erscheint der Lauf des Haselhuhns nur bis zur Hälfte befiedert.

Die Verbreitung des Haselwildes ist so ziemlich diejenige seiner beiden heimischen Verwandten. Es liebt aber, diesen entgegen, mehr zusammenhängende Laubholzwaldungen, vorzugsweise den Buchenwald. Das Gebirg, namentlich die Mittelberge, bevorzugt es entschieden vor der Ebene, obgleich es nicht so hoch in den Bergen zu gehen pflegt, wie seine beiden einheimischen Verwandten. Es verlangt in den Waldungen häufigen Unterwuchs und besucht besonders die mit Haseln, Hollunder, Faulbeeren, Vogelbeeren, Ebereschen, Dorngebüsch, Brom- und Himbeersträuchern, Heidel- und Preusselbeeren bewachsenen Mittelwaldungen. Sein Vorkommen bedingen ganz bestimmte, von dem Geflügel unveränderlich beibehaltene Örtlichkeiten und Verhältnisse, ein Umstand, der sein sehr vereinzeltes Auftreten verursacht. Auch sind seiner Feinde so viele, und wird ihm in dieser unwaidmännischen Zeit so eifrig nachgestellt, dass es in unserem Vaterlande ein sehr seltenes Federwild geworden ist. Gegenwärtig beherbergen es noch die Waldungen Schlesiens, der Harz, der Odenwald, die baierischen und überhaupt süddeutschen Waldungen, der Taunus, die ehemals hessischen Gebirge u. a. m.

Daselbst sucht es die warmen sonnigen Lagen und Hänge auf, wo es in Einehe lebt. Am meisten von seinen beiden heimischen Verwandten liebt es den Boden, im Sommer vorzugsweise, woselbst es sich an sandigen Stellen auf Blössen und Wegen gerne pudert. Wie seine Verwandten verschluckt es kleine Kieselsteine und besucht gern zur trockenen Jahreszeit und bei Beerenmangel die Tränke; weshalb es seine Stände gerne an Bächen, Quellen und Rinnsalen wählt. Seine Hauptnahrung besteht aus Beeren und den Blüthenkätzchen der Haseln und anderer Weichhölzer, weniger schon aus Baumknospen oder gar Nadelholztrieben; ferner aus Würmern, Insecten und ihren Larven welche es aus dem Boden scharrt, sowie auch Schnecken. Auf diesem läuft es behend wie ein Rebhuhn und weiss sich mit seinem waldbodenfarbenen Gefieder ausserordentlich gut unter das Wachsthum zu drücken. Nur ungern steht es auf. Es erhebt sich in schiefer Richtung, streicht unter dem Gezweige des Holzes her und fällt innerhalb 100—150 Schritten in der Regel wieder auf dem Boden ein. Eine Kette aufgestossener oder herausgejagter Haselhühner aber zerstreut sich sehr gerne nach allen Richtungen. Das Haselgeflügel ist viel weniger scheu als das Auer- und Birkwild, und ungleich leichter zu erlegen. Es charakterisirt eine Art Neugierde, wenn nicht Dummdreistigkeit, die es namentlich beim Ueberraschtwerden an den Tag legt. Seine Balzzeit fällt in die zweite Hälfte des März und dauert vier Wochen. Um diese Zeit lässt der Hahn ein Pfeifen hören, das der Jäger Spissen oder

Pisten nennt. Die Balzlaute bestehen in einer Reihe solcher pfeifenden Sylben und werden von Kopfnicken, Sträuben der Holle und Aufblasen des Kehlkopfes begleitet. In viel gemässigteren Formen, als bei den Auer- und Birkhähnen, hält sich die Balzweise des Haselhahnes. Er macht sich zwar viel um die Henne zu schaffen, ja er verlässt diese fasst nie; namentlich ist sein Spiel auf den Ästen der Bäume sowohl, als auf der Erde ein bewegtes zu nennen; er hat aber, seiner Einehigkeit gemäss, weder besondere Balzplätze, noch viel weniger verliert er in tollem Treiben den besten Theil seiner Sinne wie jene. Mehr wie beim Auer- und Birkwilde macht sich unter den Haselhühnern eine starke Überzahl von Hähnen bemerklich. Der angepaarte Hahn ist also zu Eifersucht geneigt. Mann kann ihn deshalb mit gut nachgeahmtem Spissen leicht zu Schuss bekommen. Ja, es ereignet sich nicht selten, dass ein recht hitziger Hahn, der beim Anlocken etwa gefehlt wurde, bei verändertem Stande dem Lockpfeifchen nochmals folgt und abermals vor das Rohr des Jägers kommt. Auch im Herbste sollen nach Nolde die Haselhähne, besonders die jungen, auf die Locke angestrichen kommen, ob aus Paarungstrieb, wie Nolde meint, möchten wir doch sehr bezweifeln. Wir haben mehrmals sein galantes Spiel in der Balzzeit angesehen. Es zeichnet sich durch anmuthige Bewegungen aus, unter denen häufiges Nicken mit dem Kopfe und zuweilen ein Schlagen oder vielmehr zitterndes Rütteln der Flügel und ein Fächern des Schwanzes bemerklich sind. Die Begattung oder das Treten findet meist auf der Erde statt, wobei der Hahn die Henne, ähnlich wie es die Haushähne thun, umkreist.

Ende Mai oder in den ersten Tagen des Juni brütet die Henne. Der Nistplatz ist sehr verborgen im Laub und dem Gebüsch des Waldbodens, häufig auf einem Felsgerölle angelegt. Er besteht aus einer gescharrten, mit wenig Halmen, Haidewurzeln und Blättern belegten Mulde, welche ein Gelege von 8—12, auch manchmal mehr glänzenden Eiern enthält, die auf hell roströthlich-braunem Grunde braune Punkte und Tüpfeln zeigen und in drei Wochen ausgebrütet werden. Die Henne hält den Brutort sehr geheim, huscht bei Annäherung einer feindlichen Erscheinung wie ein Schatten vom Neste und kehrt auf einem Umwege behutsam zu demselben wieder zurück. Auch bedeckt sie beim Verlassen des Nestes, wie die Birkhenne, das Gelege mit Laub und Geniste. Reizend sind die braun und gelb gefärbten bunten Jungen. Sie sind flüchtig wie die Mäuse, und stieben bei Verfolgung in allen Richtungen auseinander unter den hellen Pfeiflauten derHenne, die ähnlich wie der Schreckruf der Schwarzamsel klingen, nur nicht so grell, vielmehr dünner und feiner. Zweimal hatten wir bei Oberweidbach im ehemaligen hessischen Hinterlande das seltene Glück, eine Kette Haselhühner zu überraschen. Das erstemal begegnete uns auf einem Waldgange eine kaum halb flugbare Kette. Das Völkchen musste sich vorher im

Sande eines nahen Weges gebadet haben, lief ganz vertraut über das Lichte daher, als wir in Begleitung eines Waldwärters unbemerkt vom Holze her an dessen Rand traten, sodass wir gedeckt die Familie in ihrem Treiben eine Zeit lang belauschen konnten. Unter ganz fein piependen Lauten umlief die Kette die Alte, welche alsbald auf einem Hainbuchen-Vorwuchs baumte, und die Kleinen — vierzehn an der Zahl — flogen sogleich auf das niedere Geäste des Baumes, von Zweig zu Zweig höher baumend, der Henne nach. Es sah allerliebst aus, die winzigen Hühnchen von kaum Sperlingsgrösse schon so flüchtig und gewandt auf den Ästen und Zweigen sich bewegen zu sehen. Die Henne hatte auf einem Aste bald die Hühnchen neben und um sich versammelt, die nun reihenweis sich zusammendrückten, putzten, abwechselnd die Flügelchen emporreckten, die Ständerchen nach hinten dehnten und zuletzt, die Federn gesträubt, wie Bällchen auf dem Gezweige sich behaglicher Ruhe hingaben. Es war das lieblichste Vogelgenrebildchen, was wir je in der Natur gesehen, und welchem etwa nur eine zusammensitzende Zaunkönigfamilie an Niedlichkeit vergleichbar sein könnte. Dennoch konnten wir es uns nicht versagen, nach längerem Zuschauen die kleine Gesellschaft zu überraschen, um ihre Manieren bei Gefahr zu beobachten. Ein Händeklatsch mit gleichzeitigem Hervortreten aus der Deckung — und die vierzehn Hühnchen waren wie auf einen Zauberschlag in ebenso viele Pünktchen auf dem Geäste der Hainbuche erstarrt, kleinen Knoten eher ähnlich, als lebenden Wesen. Die Henne hatte sich unter hellen Angstrufen zur Erde fallen lassen und umkreiste den Ort tief an der Erde herflatternd, da wir uns durch ihr bekanntes Manöver nicht stören liessen. Uns war es darum zu thun, ein Hühnchen zu erlangen. Ich (Adolf) hatte die schwache Hainbuche geschüttelt, worauf das ganze Völkchen zu Boden flatterte und wie der Wind nach allen Seiten auseinanderstiebte. Ein rasches Zu-Boden-Werfen seines Kleidungsstücks und ein ebenso schnelles Darüberherfallen brachte meinen Begleiter glücklich in den Besitz eines allerliebsten Kleinen. Dasselbe schrie mit feinen Lauten „Briiiiii“ in der Hand des Waldwärters, worauf die Henne mit wahrer Kühnheit die Störenfriede ihrer Brut mit gesträubten Federn und gefächertem Schwanz unter durchdringend hellen trillerartigen Rufen umflatterte. Wir konnten es nicht über uns gewinnen, das gefängene zarte Thierchen zu behalten, so gerne wir es später uns noch manchmal zum Abbilden herbeigewünscht haben. Es wurde seiner schattig-grünen Heimath und Pflege seiner getreuen Mutter wieder übergeben.

Ein andermal — es war im August — trafen wir eine schon stark flugbare Kette Haselhühner mit dem alten Paare in einem Buchenstangenorte an. Es bot sich Gelegenheit zu beobachten, wie wenig scheu das Haselwild während seines Familienlebens ist. Nur ganz allmälig standen aus unserer Nähe ungefähr ein Dutzend Haselhühner auf und baumten

unweit. Zuerst die beiden Alten, dann eines nach dem andern der Jungen aus der Kette. Alte wie Junge stierten uns mit langen Hälsen an und nickten ruckweise mit Kopf und Hals ganz nach Art der Tauben, ohne dass sie Miene machten, weiter zu flüchten oder sich zu drücken. Dies Stutzen und Äugen dauerte wohl eine Minute, sodass man bequem einen Doppelschuss hätte anbringen können. Endlich stand die Kette continuirlich nach verschiedenen Richtungen von den Bäumen ab. Auf Grund dieser Beobachtung, sowie auch aus unseren übrigen Erfahrungen an älteren Haselhühnern zu jeder Jahreszeit, müssen wir dieselben als durchaus nicht so oder in einem viel geringerem Grade scheu und vorsichtig erklären, als unser Birk- und Auerwild. Den Hahn sahen wir niemals bei der Kette, obwohl er beim Brüten in der Nähe der Henne sich aufhält und diese wohl auch vor nahender Gefahr warnt.

Gegen den Herbst hin trifft man öfters noch die Ketten in besonders von ihnen beliebten Waldschluchten und an sonnigen steinigen oder felsigen Hängen, auch nicht selten in Vorhölzern oder von Wiesen und Feldern durchschnittenen Auwaldungen. Später jedoch zieht sich das Haselwild wieder in's Innere der Wälder, und bei strengen Wintern gern aus dem Laubholz in's schützende Nadelholz. Noch mehr wie ihre stärkeren Verwandten lassen sich die Haselhühner bei dichtem Schneegestöber förmlich einschneien, und sie treiben sich dann bei anhaltendem Schnee in dessen Schichten umher, sich darin Gänge wie die Feldhühner drückend und scharrend. Das Geläufe oder die Spur des Haselhuhns ist, wie das des Auer- und Birkwildes, ein Schnüren oder wird geschnürt, d. i. die Abdrücke der Zehen erscheinen im Schnee oder weichen Boden wie in einer Linie vor einander gesetzt. Schon im Spätherbste kann man innerhalb der Kette bemerken, wie sich die jungen Hähne von den Hennen bereits abscheiden, bis sie sich gegen das Frühjahr förmlich aus der Gemeinschaft trennen. Ältere Hähne trifft man fast ausschliesslich einsiedlerisch. Wenn wir solche Einsiedler auf unseren Waldgängen nicht aufthaten, so bemerkten wir bei Schnee doch wenigstens immer ihr einzelnes Geläufe.

Das Haselwildpret halten wir für das delicateste von allem aus der ganzen Reihe unseres Wildgeflügels. Es ist weiss, äusserst zart, saftig und wohlschmeckend. Schon deshalb verdient das Haselhuhn mehr als jedes andere jagdbare Federwild strengste Schonung — ich rede nicht von ächten, es hochhaltenden Waidmännern — sondern von sogenannten Jagdliebhabern.

Die Sippe der Schneehühner. Lagopus.

Ihre Kennzeichen sind im Wesentlichen: sehr gedrungener Körperbau, ein kurzer Schwanz und mit sehr langen Nägeln versehene Zehen, welche bis zu ihren Enden mit haarigen Federn versehen sind, sowie ein ausserordentlich dichtes, vielfachem Wechsel unterworfenes Federkleid.

Alle Hochgebirge Europa's, Asien's und Amerika's gegen Süden hin, wie hoch in den Norden hinein sind von ihnen bewohnt.

Zwei Arten von ihnen kommen als einzelne Ausläufer an den äussersten Grenzen Deutschlands vor, die eine im Nordosten, die andere im Süden an den Vorbergen der Alpen.

Eigenthümlicherweise sind diese Hühner keine Waldhühner, sondern, ihrem Aufenthalte gemäss, wesentlich Felsen- und Moor- oder Morasthühner weswegen man die grosse Gruppe, unter die man sie mit den Tetraonen gebracht, auch Rauchfusshühner genannt hat.

Das Alpen- oder Bergschneehuhn. Lagopus alpinus.

Das von den Schweizer- und Tiroleralpen her sobenannte Alpen-Schneehuhn steht hinsichtlich seiner Grösse zwischen einem Hasel- und Feldhuhne. Sein Winterkleid ist ausser den schwarzgeschäfteten Schwungfedern, dem schwarzen Schwanze und beim Hahne dem schwarzen Zügel, schneeweiss. Das Sommerkleid tritt mit Ausnahme der stets weissen Beine, des weissen Unterleibes und der gleichfarbigen Schwingen in den verschiedensten Übergangsfärbungen auf, in welchen Rostgelb, Braun, Grau, Schwarz und Weiss sich mehr oder weniger geltend machen. Über dem Auge steht ein warziger, nach oben gewölbter, ausgezackter rother Fleck, welcher namentlich beim Hahn in der Balz zu einem kammartigen Wulste anschwillt. Über die Mauser oder die auffallend wechselnde Federfärbung ist man noch im Unklaren. Einige nehmen für das Sommer-, sowie für das Winterkleid eine besondere, durchgängige Mauser an; Andere wollen nur einen einzigen jährlichen Federwechsel gelten lassen und erklären die weisse Winterfärbung für eine Bleichung (?) des Sommergefieders, jedenfalls eine sehr gewagte, mit keinem einzigen weiteren Beispiele in der Vogel- und Säugethierwelt zu belegende Behauptung. Brehm erklärt sich dahin, dass die Hauptmauser im Herbste vor sich gehe, während im Frühjahre das Kleingefieder gewechselt werde, das im Laufe des Sommers aber viele Umfärbungen — wahscheinlich durch Weiterwachsen — erfahre. —

Es herrschen gegenwärtig noch sehr verschiedene Meinungen darüber, ob die Schneehühner in den verschiedenen Hochgebirgen mit dem Alpenschneehuhne eine und dieselbe Art bilden. Wir übergehen füglich diese Streitfrage, als durchaus nicht in das Feld unserer Betrachtungen gehörig, und wenden unsere Aufmerksamkeit dem Alpenschneehuhne zu.

Dies liebt die offenen, gebüsch- und baumlosen Striche der Hochgebirge über den Grenzen des Baumwuchses, also in der Nähe der ewigen Eis- und Schneeregion; ebenso die Hochlande der um den Nordpol liegenden Strecken, wie Lappland, Norwegen, Island, Grönland, Sibirien, sowie die Hochländer Schottlands.

In Deutschland wählt es die bayerischen Alpen zu seinem Aufenthalte.

Im Wesentlichen zeigt es sich als ein stilles, ruhiges Rauchfusshuhn, nur unter einer mittleren geistigen Begabung stehend. Sein Strich geht unter schnellen, geräuschvollen Flügelschlägen auf nicht lange Strecken, also in der Art unserer Waldhühner. Es soll nach den Beobachtungen Holboell's und Brehm's ein guter Schwimmer sein. Seine Stimme schildern diese Forscher als einen dumpfen, röchelnden, tiefen Kehllaut und geben diesen mit dem Ausdruck „Aah“, dem ein mit Buchstaben nicht wiederzugebendes Schnurren angehängt wird. Seiner beschränkten geistigen Begabung zufolge, ist es unvorsichtig, stellt sich den Blicken eines Jeden blos und lässt den Jäger nahe an sich herankommen, der es zur Niederjagd rechnet.

Die Aesung des Alpenschneehuhnes gibt Tschudi als eine vorzugsweise pflanzliche an. Sie besteht aus den Beeren der Heidel-, Preussel-, Rausch- und Brombeere, aus den Spitzen der Haide und Alpenweide, aus den Trieben des Nadelholzes, der Alpenrose und anderer alpinen Straucharten, auch in Flechten. Im Winter graben sich die Schneehühner tiefe Gänge in den hohen Schnee, um zur Aesung zu gelangen, sowie sie sich denn auch bei Schneegestöber ruhig einschneien lassen. Einige Reisende wollen beobachtet haben, dass sie sich Vorräthe in ihre Schneegänge eintrügen. In besonders harten Wintern rücken sie aber nach Tschudi aus den Alpen in die Niederungen.

Das Schneehuhn lebt einehig. Im Mai ist seine Paarung oder Balzzeit. Der stille melancholische Hahn wird nun lebhaft und laut, und streicht schräg in die Luft, einen Moment dann rüttelnd und darauf plötzlich wieder herabfallend. Auch noch während der Brut setzt er dieses Gaukelspiel in der Luft fort. Im Juni brütet die Henne auf einem Gelege von 8—12 Eiern von der Grösse der Taubeneier, welche auf lebhaft rothgelbem Grunde mit tiefdunklen zahlreichen Flecken versehen sind, in einer gescharrten, mit wenig Kunst gebildeten Vertiefung liegen und drei Wochen zu ihrer Zeitigung bedürfen. Das Gebahren der Henne bei den Jungen stimmt im Wesentlichen mit dem der schon beschriebenen Waldhühner überein.

Die höchst unwirthliche Natur der Hochgebirge, sowie die wegen seiner Dummheit oder Zutraulichkeit erfolgreichen Nachstellungen durch Mensch und Thier setzen der Vermehrung und Verbreitung des Schneehuhns sichtliche Grenzen, und es kann sich nur durch die unzugänglichen Höhen seines Aufenthaltes und seine überaus zähe und ausdauernde Körperconstitution noch unter diesen Verhältnissen erhalten.

Das Moorschneehuhn, L. albus,

ist etwas stärker, als das vorhergehende, etwa von der Grösse unseres Haselhuhnes. Im Winterkleide präsentirt sich dies schöne Huhn in einem schneeweissen Gefieder bis auf den schwarzen, weisskantigen Schwanz und einen braunschwarzen Streifen auf den Aussenfahnen der ersten sechs grossen

Schwungfedern. Sein Sommerkleid gleicht dem des Alpenschneehuhnes, doch ist seine Grundfarbe dunkler, rein kastanienbraun. Sein Schnabel erscheint dicker, als der seines Verwandten, und der schwarze Zügel desselben fehlt ihm. Die Nägel sind derb, muldig und lang.

In Schottland wird diese Art im Winter nicht weiss, was veranlasst hat, dass die schottische Form als besondere Art (L. scoticus) bezeichnet wurde.

Seine Verbreitungsgrenze ist die nördliche Hälfte der alten und neuen Welt. Auch unser deutsches Vaterland bewohnt es im äussersten Nordosten. Viele derselben sind aber Einwanderer, welche aus Kurland und Lithauen dem allzustrengen Winter ausweichen.

Das Moorschneehuhn liebt die Hochebenen, nicht aber die eigentlichen Hochgebirge; es kommt mitunter auch in die tieferen Gegenden, wie sein Aufenthalt in den moorigen Strichen Nordostdeutschlands zeigt. Seine eigentlichen Heimathstätten sind aber die Moosflächen oder Tundern der skandinavischen Hochebenen.

Wir geben das Wesentlichste seiner Lebensweise aus der Schilderung Brehm's, der den Vogel auf seiner skandinavischen Reise genau kennen gelernt hat.

„Auf jenen (den skandinavischen) Hochebenen,“ sagt Brehm, „und in der Tundra ist es stellenweise unglaublich häufig, häufiger gewiss als jedes andere Huhn. Ein Paar wohnt dicht neben dem andern, und das Gebiet des einzelnen Paares ist so wenig ausgedehnt, dass man es mit fünfhundert Schritten und weniger schon durchschreitet. Während der Frühlingszeit vertheidigt der Hahn seine Grenze eifersüchtig gegen jeden Eindringling derselben Art; wenn aber die Küchlein erst herangewachsen sind, schlagen sich die einzelnen Familien in grössere Schwärme zusammen, und diese durchstreifen dann gemeinschaftlich weite Strecken; denn das Winterleben ist von dem sommerlichen Treiben weit verschieden.“

„Das Moorschneehuhn gehört zu den begabtesten, regsamsten und lebendigsten Hühnern, welche ich kenne. Es ist in allen Bewegungen sehr gewandt, deshalb auch selten ruhig, und versteht es, sich unter den verschiedensten Verhältnissen geschickt zu bewegen. Die breiten, dicht befiederten Füsse gestatten ihm, ebenso rasch über die trügerische Moosdecke als über den frischen Schnee wegzulaufen; sie befähigen es wahrscheinlich auch zum Schwimmen. Der Gang ist verschieden, wie bei den meisten Hühnern. Gewöhnlich läuft es schrittweise in gedrückter Stellung, mit etwas gekrümmtem Rücken und hängendem Schwanze dahin, jeder Vertiefung des Bodens folgend, und nur wenn etwas Besonderes seine Aufmerksamkeit reizt, einen der kleinen Hügel erklimmend, um von hieraus zu sichern; wenn es sich aber verfolgt sieht, rennt es mit kaum glaublicher Eile seines Weges fort. Beim Sichern streckt es sich so lang aus als es kann, hebt den Kopf hoch auf und erscheint nun auffallend schlank. Der

Flug ist leicht und schön, dem unseres Birkwildes ähnlicher, als dem des Rebhuhnes; er zeichnet sich besonders dadurch aus, dass auf einige rasche Schläge ein längeres Dahingleiten folgt. Kurz vor dem Einfallen lässt das Männchen regelmässig sein lautschallendes „Errreck-eck-eck-eck" vernehmen; das Weibchen hingegen fliegt immer stumm. Den Schnee beherrscht unser Huhn in eigenthümlicher Weise. Es gräbt sich nicht blos tiefe Gänge in denselben, um zu seiner im Winter verdeckten Nahrung zu gelangen, sondern stürzt sich auch, wenn es von einem Raubvogel verfolgt wird, senkrecht aus der Luft herab und taucht dann förmlich in die leichte Decke ein. Bei strengem Winter sucht es hier Zuflucht, um sich gegen die rauhen Winde zu schützen; zuweilen soll man den ganzen Flug dicht aneinander geschaart antreffen, und zwar so, dass die ganze Gesellschaft unter dem Schnee vergraben ist und nur die einzelnen Köpfe herausschauen."

„Die scharfen Sinne machen es dem Moorschneehuhne leicht, eine sich nahende Gefahr rechtzeitig zu erkennen, und es versteht es meisterhaft, sich dann bestmöglichst zu schützen. Gleichwohl ist es in der Regel nicht scheu, oft sogar auffallend dreist und muthig; doch wird es durch wiederholte Verfolgungen ebenfalls vorsichtig und misstrauisch."

Seine Aesung ist im Ganzen die bei dem Alpenschneehuhne erwähnte; auch verschmäht es Körnerfrüchte nicht.

Mit dem Beginne des Frühlinges, noch auf dem weissen Wintergefilde beginnt nach Forstmeister Goebel das Balzen des Moorschneehahnes. „Trotz Nachtfrost und Schnee erschallen dann in der Morgen- und Abenddämmerung die knatternden Liebesgesänge der Schneehahnritter, beantwortet durch das sanfte „Kieu, kieu, mau" ihrer Damen. Goebel führt an, dass die Mauser des Hahnes gerade mit der Balz zusammenfalle. (?) Der Genannte sagt darüber:. „Immer offener documentirt der Schneehahn seinen Abfall, schon ist Anfang April sein Hals und Kopf roth, schon zeigt er auf dem Rücken ganze Flächen in der Sommerfarbe, immer heftiger entbrennt er in Liebesgluth, wilde Kämpfe werden auf den Mooren ausgefochten, mit gehobenem Spiel (Schwanz), hängenden Flügeln folgt er dem Lockruf einer sinnbethörenden Schönen; armer Kerl, für deine Untreue verfällst oft du und manches Mal auch dein dir folgendes unschuldiges, aber leider eifersüchtiges Weib, dem Tode: denn der böse Jäger versteht nur allzugut den dich lockenden Sirenenruf zu dem jungen Volke nachznahmen und du findest anstatt eines Liebesabenteuers oder Duells mit einem Nebenbuhler dein Ende durch Pulver und Blei!"

Der Nistplatz, eine ähnlich allen Hühnernestern mit wenig Kunst ausgelegte, in den Boden gescharrte Vertiefung, ist gut verdeckt in der Haide oder dem Gestrüpp der Moore. Der Hahn bewacht die brütende Henne und warnt bei jeder Erscheinung mit einem vernehmlichen „Gabauh, gabauh", sucht sich auch Annähernde durch öfteres Aufstreichen und baldiges Wiederein-

fallen vom Nistorte abzulenken. Die Henne brütet im Mai über einem Gelege von 15—16 birnförmigen, glatten, glänzenden Eiern, welche nach Brehm auf okergelbem Grunde mit zahllosen leberbraunen oder rothbraunen Fleckchen, Pünktchen und Tüpfelchen bedeckt sind und in vier Wochen ausgebrütet werden. Die nestflüchtenden Jungen folgen sogleich der Mutter in's Moor. Auch der Hahn gesellt sich nun zu dem jungen Volke, das sich sehr gewandt im alsbaldigen Gebrauch seiner Beine und Flügelchen über den Schlamm und die Gräben des Moors bewegt und sich von der Bodenfläche in seinem erdscheinigen Dunenkleide kaum unterscheidet. Nach mehrmaligem Wechsel der Schwingen und Änderung der Färbung erscheinen die Jungen Anfangs September im Contourgefieder als Moorschneehühner in fast vollkommener Stärke. Über Winter bleiben sie noch in der Kette vereint, bis diese das Frühjahr sich auflöst.

Der normännische Jäger betreibt nach Brehm's Mittheilungen die Jagd auf das Moorschneehuhn fast nur im Winter, doch fängt er den Vogel mehr mit Netz und Schlinge. Die Jagd wird schonend von den nordischen Eingeborenen betrieben. Das gerade Gegentheil geisselt Brehm mit Recht von der wahren Aasjägerei der Engländer, welche, kein Gebot der Schonung kennend, die schwächsten, noch nicht flugbaren Hünchen tödten und sogar die so schmählich erbeuteten ihren Hunden vorwerfen, ein Barbarenverfahren, von dem sich der deutsche Waidmann mit Verachtung wendet. Dieselbe schonende Hand, welche innerhalb der fiscalischen Jagdbezirke an der nordöstlichen Grenze unseres Vaterlandes, im Regierungsbezirk Gumbinnen das Elchwild noch bis lang vor gänzlicher Ausrottung bewahrt hat, lässt auch gewiss unserm Moorhuhne den waidmännischen und thierfreundlichen Schutz angedeihen.

Am ergiebigsten erweist sich die Jagd im Herbste mit dem Vorstehhunde, bei welcher man in einem Nachmittage auf Skandinavien Dutzende von Hühnern erlegen kann.

Die Familie der Feldhühner. Perdices.

Im Gegensatz zu den Waldhühnern begegnen wir in dieser Familie schlankeren, beweglicheren Hühnervögeln mit gestrecktem Leibe und unbefiederten, zuweilen durch Sporen bewehrten Läufen. Die Flügel, an welchen die zweite, dritte bis fünfte Schwungfeder die längsten oder gleich lang sind, erscheinen zwar auch hier noch hühnerartig kurz, aber im Vergleich mit denen der Rauchfusshühner bei weitem weniger hohl, auch weniger massig, leichter, dünner, sowie auch der Schwanz kürzer ist. Der Schnabel ist seitlich nicht zusammengedrückt, kurz, am Grunde mit einer Wachshaut und die Nasenlöcher mit einer Schuppe versehen. An dem kleinen Kopfe erscheint hin und wieder um das Auge, sowie noch seltener an der Kehle eine nackte Stelle, die jedoch von den Wülsten (der „Rose“) über den Augen der Waldhühner verschieden ist. In der Färbung unterscheiden sich Hahn und

Henne wenig. Die Feldhühner leben paarweise und legen viele mit gilblichen grösseren Feldern oder Fladen oder kleineren Flecken versehene Eier.

Unter der Sippe Rothhühner, Caccabis, welche dem südlichen Europa, den Mittelmeerländern, Nord- und Westafrika, sowie Mittelasien angehören, erwähnen wir auch eine in Deutschland vorkommende Art, das Steinhuhn, Perdix saxatiles sive graeca. Seine Schilderung mag zur Kennzeichnung der Sippe genügen.

Das Steinhuhn ist ein auffallend gefärbtes Huhn, das mit einer die Sporenbildung andeutenden hornigen Warze versehen ist und durch seinen starken Kopf und kurzen Hals, sowie überhaupt durch kräftigen Körperbau von den schlankeren Feldhühnern sich unterscheidet. Seine Oberseite und Brust sind aschgrau mit einem röthlichen Schimmer überlaufen, die weisse Kehle, sowie die weissen Wangen fassen, erstere ein breites schwarzes Band, letzere ein von der Schnabelwurzel ausgehender schwarzer Strich ein. Die Weichengegend zeichnet sich, wie bei den drei Arten der Sippe überhaupt, durch eine schöne Bandzeichnung aus, indem der graublaue Untergrund abwechselnd roth, rostgelb, weisslich und schwarz in die Quere gebändert ist. Den übrigen Theil der Unterseite deckt ein Rostgelb. Der Schnabel leuchtet korallenroth, das Augenfeld und die Füsse etwas blasser roth. Es ist etwas stärker als unser gemeines Feldhuhn, etwa von der Grösse des Haselhuhnes, und bildet wie diese einen Gegenstand der niederen Jagd.

Das Steinhuhn bekundet sich als ein ächter Hochgebirgsvogel. Es heimathet auf den bayerischen Alpen mit dem Alpenschneehuhne über der Baumgrenze auf sonnigen, steinigen Hängen und Geröllen; doch ist es ein seltenes Federwild geworden. Von dieser seiner nördlichsten Verbeitungsgrenze zieht es sich über die schweizer und tyroler Alpen, Oberösterreich bis nach Griechenland, die Türkei, Nordafrika, Kleinasien, sowie bis nach Arabien, Persien und Indien. Obgleich in den Hochgebirgen zwischen Baum- und Schneeregion, doch nicht so hoch aufsteigend als das Alpenschneehuhn, lebend, steigt es in den südeuropäischen Ländern, z. B. in Griechenland, in die Tiefe, wenigstens in stein- und felsenreiche Ebenen herab. Übrigens ist es im Hochgebirg ein Strichvogel, der allwinterlich aus der Höhe zu Thal rückt.

Es wird von allen Beobachtern und süddeutschen Waidmännern als scheu, vorsichtig, klug, listig, behend und muthig, aber bei allen diesen Eigenschaften doch leicht zähmbar geschildert. Namentlich wird sein scharfes Gesicht und seine Unterscheidungsgabe hervorgehoben, nach welcher es den Jäger auf weite Strecken vom Landmanne und Hirten unterscheidet und meidet. Es streicht zwar nicht weit, aber schnell, geräuschlos, läuft aber vermöge seiner kräftigen Schenkel ausserordentlich gut und versteht

es meisterhaft, sich auf den schroffen steinigen Gehängen trotz seiner starken Leibesgestalt noch mit Leichtigkeit zu bewegen. Die Laute und Lockrufe dieser Hühner bezeichnet von der Mühle als denjenigen der Haushühner sehr ähnlich, sodass man sich zur Balzzeit in den Alpen in einen Hühnerhof versetzt glaubt. Die Balz beginnt im April. Die Balztour ist ziemlich lang und zeichnet sich durch zischende und wetzende Töne aus, wodurch der selbst in dieser Zeit seine Vorsicht und Wachsamkeit nicht verlierende Hahn seinen Stand wenigstens verräth. Die Henne brütet im Vorsommer, von Mitte Mai bis Ende Juni, auf einem kunstlosen, zwischen Felsengerölle in niederem Gebüsch und Alpenkräutern verborgenen Neste auf 12—15, verhältnissmässig grossen, birnförmigen Eiern, welche auf blassgelblichem oder rostgelblichem Grundtone mit bald dunklerer, bald hellerer olivenfarbener Punktzeichnung versehen sind. Im Spätherbste ziehen sich bei zahlreichem Vorkommen mehrere Ketten zu stärkeren Flügen zusammen, welche sich durch ihre vereinte Schärfsicht den Gefahren eines strengen Winters und den Nachstellungen gegenüber besser zu erhalten vermögen. Gegen das Frühjahr lösen sich diese Verbände wieder auf, um in Paaren ihr sommerliches Eheleben zu führen. Die Nahrung oder das Geäse des Steinhuhnes besteht aus zarten Blättern, Knospen, Blüthen, Beeren und Sämereien der Alpengewächse; im Winter jedoch äst dasselbe auch die Saatspitzen der Thäler, und ebenso lieb ist ihm Kerbthiernahrung.

Das Wildpret ist sehr schmackhaft und wird dem des Haselwildes nahekommend gepriesen. Deshalb ist die Jagd auf dies Federwild auch sehr im Schwunge. Diese ist hin und wieder im Spätsommer an manchen nicht zu coupirten Orten ergiebig, da zur Herbstzeit die Ketten oft im Klee und Krummet wie die Feldhühner bei stillem, heissem Wetter „fest liegen.“ Auch lassen sie sich, wie die Rebhühner in der Frühe verhören, da sie sich in der Dämmerung zusammenzurufen pflegen.

Die Sippe Feldhühner, Perdix, kennzeichnet sich durch unsere beiden einheimischen Vertreter derselben zur Genüge. Es sind dies unser gemeines Feld- oder Rebhuhn und die gemeine Wachtel.

Das gemeine Feldhuhn. Perdix cinerea.

Welchem deutschen Jäger und Naturfreunde, ja welchem Spaziergänger wäre das muntere, unsere Fluren Abends und Morgens durch seinen hellen Ruf „Girhick“ belebende Feldhuhn nicht bekannt? Und wenn dem Letzten der Genannten der scheue, gern verborgen sich haltende Vogel auch nicht paarweise auf der grünen Saat der sich verjüngenden Natur oder im ährenwogenden Sommergefilde in seinem heimlich-stillen Familienleben oder auf den Stoppeln der herbstlichen Felder unter dem lauteren Schwirren und Rufen seiner flugbaren Ketten lebendig sich bethätigend zu

Gesicht gekommen sein sollte: so hat er doch in den Tagen des September auf dem Geflügelmarkte der Städte unser Thier als reiche jagdliche Beute erblickt, dessen häufig wiederkehrende Braten einem Ludwig dem XIV. einst in lucullischer Übersättigung das bekannte „Toujour perdrix“ entlockte. Es bedarf also keiner ängstlichen oder minutiösen Beschreibung seines Äusseren. Genug, wenn seines blaugrauen, etwas zusammengedrückten, breiten und kurzen Schnabels, seiner die Sippe kennzeichnenden vorn und hinten doppelt geschilderten Beine (Ständer) ohne Sporenwarzen, des braunschwarzen hufeisenförmigen Flecks, des waidmännischen Schildes, auf der Brust des Hahnes, sowie endlich des kurzen, nach den Rändern zu rothbraunen, von den Deckfedern fast ganz verhüllten Schwanzes Erwähnung geschieht.

Das Rebhuhn ist über Mitteleuropa und Mittelasien verbreitet; es heimathet in Deutschland und geht nördlich bis Dänemark, ist auch in England eingebürgert; weiter beherbergen es das nördliche Frankreich, Spanien, Italien, die Türkei und theilweise Griechenland, sowie das mittlere Russland bis südlich in die Krim und Kleinasien. Es ist ein Vogel der Ebene und liebt vorzugsweise fruchtbare Felder, welche mit Rainen und Remisen bewachsen sind und mit quellen- und bächereichen Wiesen unterbrochen werden. Gerne hält es sich an kleinen Auwäldchen auf und liegt besonders gerne auf mit Haide, Ginster und Gras bewachsenen Blössen der an Felder angrenzenden Vorhölzer. In zusammenhängende Wälder und auch selbst tiefer in Vorhölzer hinein geht es nicht. Man trifft das Feldhuhn zwar auch im hügeligen und gebirgigen Terrain; allein höher wie durchschnittlich 700—750 m über der Meeresfläche heimathet es nicht.

Unser Huhn ist ein behender Vogel, dessen Gang etwas Pathetisches oder Theatralisches hat. Es geht im Wachsthum und auf der Äsung in gebückter, etwas nachlässiger Haltung einher, über Blössen und namentlich wenn es bei Verfolgungen über das Lichte ungedeckt laufen muss, hält es den Körper mehr aufgerichtet, langgestreckt, den Hals etwas vorgebeugt und sucht im raschen Laufe eine Deckung zu erreichen, woselbst es sich geschickt zu verkriechen und zu drücken versteht. Ausgenommen im Spätherhst und Winter, hält es gemeiniglich gut, sonst steht es mit schnurrenden Flügelschlägen und begleitet von gellenden Rufen auf, die wie „Geck, geck, geck“ oder „Gick, gick, gick“ klingen. Sein Flug oder Strich ist beim Aufstehen flatternd, geht niedrig und in gerader Richtung schnurrend dahin, setzt sich aber in Zwischenräumen in ein ruhigeres, stetiges Ziehen fort, um sodann wieder in ein ruckweises, schnurrendes Flattern überzugehen. Innerhalb einiger hundert Schritte fällt das Huhn mit stark nach unten fächerförmig ausgebreitetem Schwanz oder Steiss und senkrecht gehaltenem Leibe wieder ein. Die Nachtruhe wird bisweilen auf heimlichen Plätzen der Waldblössen in Haide und Gras, meist aber auf freiem Felde in den Stoppeln und Furchen der Äcker gehalten, indem

sich entweder das einzelne Paar oder nach der Brut und im Spätjahre die Kette mit den Köpfen dicht zusammendrängt. Solche Schlaf- oder Lagerplätze entdeckt man an dem Gestöber oder Gestüber, d. i. den Excrementen, häufig in Feldern und Haagen. Die Abend- und erste Morgendämmerung begrüsst die Henne mit „Girhick", der Hahn mit „Girhäck", sodann streichen sie ein- und ein andermal mit hellen Locktönen — die etwa wie „grihi, gick, grihi" klingen" — auf zur Äsung, auf der sie sich bis gegen Mittag herumtreiben, um einige Stunden zu ruhen, sich namentlich im Sande zu baden und die Tränke an Wiesenquellen und Bächen zu besuchen. Wasser und Sandbad sind unserem Feldhuhne im Sommer tägliches Bedürfniss; wir haben die Paare sowohl als die Ketten unzähligemale in diesen beiden Beschäftigungen beobachtet. Die Stöberplätze oder die muldenförmigen Vertiefungen im Sande, welche durch das Scharren und Pudern entstanden, finden sich in den Feldern, namentlich an heimlichen Örtlichkeiten auf Haiden, hügeligen Steinkuppen, auf versteckten Waldblössen sehr häufig. Unter einem behaglichen leisen„ Kurr, kurr, kurruk" wird nach Art der Haushühner unter Scharren der Füsse und Schaufeln der Flügel das Sandbad genommen, und daselbst auch in der Sonne oft lange Zeit die Mittagsruhe gehalten. Dabei sieht man die Hühner öfters mit ausgestrecktem Leibe oder mit ausgebreiteten Flügeln wie verendet (todt) daliegen, ein Zeichen, wie wohlthuend ihnen das Sandbad und das Besonnen ist. Zu der im Sommer täglich besuchten Tränke führen im Wiesengrase ausgetretene Gänge oder Geläufe, insbesondere vielfach bemerkbar im Herbste, wenn die Ketten durch's Krummet zur Tränke laufen oder auch den Thau vom Grase und Kraut nehmen.

Das Feldhuhn lebt in Einehe. Schon Ausgangs Februar schlagen sich die den Winter über vom Herbste her noch in Ketten oder auch „Völkern" versammelten Hühner paarweise zusammen, die Hähne bisweilen unter kleinen, unterbrochenen Kämpfen überzähliger Rivalen. Im März begegnet man schon den Paarhühnern, und der mit der Lebensweise derselben Vertraute weiss aus dem öfteren Aufenthalte des Paares den demnächstigen Nistort schon mit ziemlicher Gewissheit zu bestimmen. Erst Ende April oder Anfangs Mai schreitet die Henne zum Legen. In einer gescharrten, wenig oder gar nicht ausgelegten Vertiefung des Bodens, ausnehmend gern in dornigen Lagen und Rainen auf freien Feldköpfen, nicht minder häufig aber auch in der der Brut oft durch den Sensenhieb des Mähers so verderblichen Kleeflur erscheinen nach und nach, an jedem Morgen eines, 10 bis 16, ja zuweilen noch mehr birnförmig gestaltete Eier, schmutzig-grau oder grünlich grundirt, deren Ausbrütung in drei Wochen erfolgt. Das Gelege einer zweiten Brut, welche nur dann erfolgt, wenn die erste verunglückte, ist immer geringer an Zahl, besteht oft nur aus 5—7 Eiern. Mit unsäglicher Hingebung und Ausdauer liegt die Henne dem Brutge-

schäfte ob, und der treue Gatte Hahn verlässt die brütende Gattin nie auf weite Strecken. Er hält unabänderlich Wache in der Nähe des Nestesrapportirt mit einem „Körr“ die Henne vor nahenden Erscheinungen, steht, sich wohl zuweilen flügellahm stellend, immer aber unter lautschallendem „Girre, girri, gick, gick, gick, gick“ auf, eine Strecke niedrig am Boden herstreichend, um sich auf heimlichen Umwegen wieder in die Nähe des Nistortes zu begeben. Bleibt dieser trotzdem bedroht, so wiederholt der Hahn dies sein Bemühen, die Gefahr vom Neste abzuwenden, und offenbart sich sichtlich als sorgenvoller, aufopfernder Gatte. Übrigens verlässt die Henne, namentlich zu Anfang des Brütens nach unsern Beobachtungen Nest und Eier, sobald zu häufige Störungen am Brutorte stattfinden. Dies sei besonders denjenigen Jagdliebhabern gesagt, welche die Kleefluren zu oft und zu spät mit dem Hühnerhunde absuchen lassen in der jagdpfleglichen Absicht, das Hühnerpaar vom Nisten im Klee abzuhalten. Das geübte Auge wird am Verhalten des Hahnes alsbald gewahr, ob die Brut schon begonnen, oder aber ob das Minnevorspiel bei dem Paare noch im Zuge ist. Im ersteren Falle verhält sich das Paar sehr still, der Hahn streicht auch, besonders früh am Morgen, wenn das legende Huhn auf dem Neste sitzt, öfters allein heraus; während es letzterenfalls in den Morgen- und Abendstunden stets rührig und laut ist.

Niedliche, liebenswürdige Thierchen sind die jungen Hühnchen, ein stets bewegliches, munteres, dabei aber zärtliches, wärmebedürftiges Völkchen, das in zarter Jugend deshalb von der Henne öfters gehudert wird. Anhaltend nasse Witterung ist unserem Feldhuhn sehr verderblich. In nassen Sommern sind deshalb geringe und spärliche Ketten, sowie allerlei Missbildungen an den Zehen, Läufen und Schnäbeln unter andern Krankheiten gewöhnliche Erscheinung der Hühner. In den ersten Wochen besteht die Äsung der jungen Hühnchen aus Kerbthieren und deren Larven, sodann aus kleinen Sämereien und später erst aus gröberen Körnerfrüchten. Wo ein Ameisenhaufen von den Alten an Waldblössen oder in Hecken und Rainen aufgedeckt werden kann, geschieht es gewiss, und die Küchlein haben dann reiche Spende. Rührend ist die Liebe des Hühnerpaares zu den Jungen. Die oft beschriebenen, allen Hühnervögeln mehr und minder eigene Verstellungskünste, den Feind von der Kette abzuführen, sind zu bekannt und auch bei der Schilderung des Familienlebens der Waldhühner schon beschrieben, als dass es einer umständlicheren Anführung derselben bedürfe. Nur das sei besonders hervorgehoben, dass die Eltern den Zeitpunkt gar wohl zu beurtheilen wissen, wann ihre Künste der Verstellung und des Irreführens der Feinde von der Kette weg überflüssig geworden. Bis zum August hinein hält sich Alt und Jung äusserst heimlich und still. Der erfahrene Jäger schliesst aus dem Stummsein der alten Rebhühner in der Flur auf eine gute Herbstjagd und mit Recht: denn nur die ihrer Brut be-

raubten Hühner rufen Abends und Morgens, bis sie in der zweiten Brut ebenfalls wieder verstummen. Schon bei dem Beflogensein oder dem Flugbarwerden der Kette zu Ende Juni oder im Juli beschränkt sich die Sorge der Eltern mehr auf ein geräuschvolles, von Angst- und Lockrufen begleitetes, niedrig über der Erde hergehendes Herausflattern der Henne und ein seitliches Aufstehen des ebenfalls lauten Hahnes. Dieses Manöver der Eltern dauert, solange die flugbare Kette noch ein sperrlingsähnliches Piepen beim Aufstehen hören lässt. Ist die Familie aber einmal gut beflogen und kann eine Strecke von 100 und mehr Schritten rasch durchstreichen, so nimmt die alte zu ängstliche Sorge des Hühnerpaares sichtlich ab. Gewöhnlich stiebt das mehrmals aufgestossene (herausgejagte) Volk auseinander, was man waidmännisch mit Sprengen bezeichnet. Die einzelnen Hühner liegen dann sehr fest, besonders im dichten Wachsthum, wie Klee, Flachs, Wicken und dichten Kartoffeläckern, woselbst sie, vom Vorstehhunde aufgesucht und gestanden, der geübte Schütze im Aufstehen oder Herausstreichen mit Leichtigkeit erlegt.

Die Hühnerjagd in gut bevölkerten Feldern gewährt ein hohes Waidmannsvergnügen. Dazu gehört ein guter Hühner- oder Vorstehhund, welcher die Ketten erst aufsuchen oder ausmachen und vor ihnen fest stehen muss. Wir übergehen, als bekannt und zu weit führend, das Nähere der Suche auf die Hühner und beschränken uns nur auf die Schilderung einzelner Charakterzüge des Feldhuhnes hierbei.

Wie alles Wild, liegt das Feldhuhn an ruhigen, schönen Tagen des September fest. Windiges Wetter und Regen taugt für die Suche nicht. Alsdann halten die Hühner nicht, d. h. sie stehen ausser Schussweite auf oder laufen vor dem nachziehenden oder ihre Spuren verfolgenden Hunde viel und weit, um stets ferne aufzustehen und so Hund und Jäger zu ermüden. Die Suche darf auch nicht zu frühe am Morgen, nicht vor 9 Uhr beginnen, weil früher die Feldcrescenz durch den Thau noch zu nass ist und die Ketten noch von der Morgenäsung her auf den freien Stoppel- und Sturzäckern liegen und daselbst nicht so gut halten, als bei vorgerücktem Tage, wo das Huhn das deckende Wachsthum aufsucht. Eine gute Förderung auf der Hühnerjagd, ja bei spärlich bevölkerten Feldern eine wünschenswerthe Erleichterung der Suche bezweckt das Verhören der Hühner. Beim ersten Morgengrauen nämlich rufen die Hühner — wie schon oben angedeutet — unter mehrmaligem Aufstreichen. Diese Gewohnheit benutzt man waidmännisch, indem man sich vor Anbruch des Tages auf einem dominirenden Punkte im Felde aufstellt und nun das Erwachen der Ketten, welche in der Dämmerung besonders laut sind, abwartet. Dies Erwachen verräth das alte Paar mit den schon beschriebenen Rufen, worauf die jungen Hühner ihr feineres, hellklingenderes „Girhick“ vernehmen lassen. Alsbald erfolgt das schnurrende Aufstehen der versam-

melten Kette unter obligatem Rufen von Jung und Alt, dem gewöhnlich ein zweites oder auch ein nochmaliges Aufstehen folgt. Den Schluss der beweglichen, lärmenden Morgenexcursion bildet fast immer der Ruf des Hahnes, der sich durch sein mehrmaliges gedehntes „Girhähk“ kenntlich macht und dem aufmerksamen Ohre des Verhörenden den Aufenthalt der Kette verräth. An diesem Orte treibt sich die Kette auf dem Geäse des Morgens herum und liegt Tags über ganz in der Nähe ruhig. Nach dieser Gegend dirigirt man die Suche und hat die Annehmlichkeit, dass der Hund alsbald die Kette markirt, d. i. durch seine Geberden angibt, dass er das Geläufe der Hühner wittert, um diese selbst hierauf zu stehen.

Es ist, wie schon angedeutet, eine Gewohnheit der Hühnerfamilien, sich zu zerstreuen, wenn sie mehrmals hinter einander aufgethan oder aufgestossen werden. Zuvor aber ist es praktisch, wenn man das alte Hühnerpaar oder wenigstens den Hahn beim Aufstehen der Kette zu erlegen sucht. Es bestand früher die Regel, die alten Hühner beim Beschiessen der Ketten stets zu schonen, weil jene, wie man irrig annahm, fruchtbarer seien als die jungen. Seitdem man aber durch anatomisch-mikroskopische Untersuchungen und darauf gestützte Erfahrungen weiss, dass jede Henne von Natur eine gewisse Anzahl Eier im Eierstocke besitze, welche gerade in der Zeit der Jugend am reichlichsten befruchtet werden, seitdem hat man sich von diesem alten Jägerglauben bekehrt. Die alte Henne streicht gewöhnlich laut und unter gefächertem Steisse mit der Kette heraus; der Hahn hingegen drückt sich gern abseits und lässt sich entweder übergehen, oder er weiss sich durch Laufen ausser Schussweite zu begeben und dann zu salviren. In der Regel macht er sich durch sein lautes Aufstehen bemerklich und ist dem geübten Blick schon durch seinen gelbrothen Kopf und das Schild auf der Brust kenntlich. Hat man erst einmal den alten Hahn — diesen Entführer der Kette — dann hält es nicht schwer, die einzelnen Hühner der versprengten Kette nach und nach vor einem guten Hunde zu erlegen. Bewährte waidmännische Regel ist es nun bei diesem Beschiessen, das ganze Volk nicht aufzureiben, sondern mindestens ein halb Dutzend Hühner zum Ersatz für die nächstjährige Brut mit dem Abschuss zu verschonen. Nur eine unpflegliche „Aasjägerei“ beschiesst die Ketten ganz oder bis auf einzelne Stück, die sich gewöhnlich vor den platzenden Ruhestörern durch weites Aufstehen zu retten verstehen. Sechs bis acht versammelte Hühner wissen sich auch besser gegen Noth und Feinde zu schützen als ganz vereinzelte, auf sich gewiesene Individuen Aus diesem Anbetracht verschont man die alte Henne wohl auch zur besseren Führung des Restes der Kette mit dem Abschuss.

Kann man die versprengten Hühner nach längerem Suchen nicht wieder auffinden, so ist es praktisch eine Zeit lang sich ruhig zu verhalten, um an dem alsbald bei eintretender Stille erfolgenden gegenseitigen leisen Rufen

der vereinzelt liegenden Hühner, deren Aufenthaltsorte zu erforschen und die Suche dann an jenen Plätzen zu erneuern, wo man das häufigste Rufen vernommen und woselbst sich auch sofort die meisten Glieder der Kette versammelt haben. Bei heissen Nachmittagen bricht man aber die Suche ab, weil der Hund bei zu grosser Trockniss die Witterung verliert und der Schütze in der drückenden Sonnenhitze des September leicht erschlafft. Kurz vor Sonnenuntergang halten nach unseren vielfältigen Erfahrungen die Feldhühner nochmals etwa eine gute Stunde und auch etwas länger ausnehmend gut, und wir haben gerade zu dieser Tageszeit sehr ergiebige Jagden gemacht. Später mit dem Eintritt der Dämmerung hält kein Feldhuhn mehr.

Die erste Hälfte des Septembers ist die beste Zeit zur Hühnerjagd. Gegen Ende des Monates halten die stark beflogenen und geschildeten (ausgefederten) Hühner nicht mehr gut, und im October sind nur einzelne Tage der Mauser, in welcher das Huhn nochmals sehr fest liegt; im Übrigen aber schliesst die Hühnerjagd mit dem September. Es bewahrheitet sich der alte Waidmannsspruch, dass das Huhn nicht mehr hält, sobald es die ersten Spitzen der keimenden Wintersaat geäst habe.

Im Spätherbst ziehen sich nicht selten mehrere Ketten zusammen und wandern von Flur zu Flur, sogar in entlegene Felder. Wir sind schon mehrmals solchen wandernden Schaaren, einmal sogar tief im geschlossenen Walde begegnet. Namentlich unbeschossenen Ketten pflegt der Wandertrieb inne zu wohnen; weshalb das Beschiessen einer jeden Kette praktische Jägerregel geworden ist. Auch ungepaarte Hähne und Paare, deren Brut zu Grunde gegangen, gesellen sich zu dieser Zeit zu den Ketten. Ob die Behauptung einiger Jagdschriftsteller regelmässig zutrifft, dass junge, der Alten beraubte Völker sich andern Ketten zugesellten, bedarf noch der Bestätigung. In unserer Erfahrung ist uns nur ein Fall vorgekommen, wo ein Volk „schwacher“ Hühner in der Nähe einer stärker beflogenen Kette lag und beim Aufstossen mit diesen versprengt wurde. — Das Rebhuhn hat unsägliche Feinde. In der ganzen Reihe des vierläufigen Raubzeugs sind es der Fuchs bis herunter zum kleinen Wiesel, das Heer der Tag- und Nacht-Raubvögel, sowie der die Felder oft absuchende, halb heilig gesprochene Storch, der Kolkrabe, die Krähen u. a. m., welche den Rebhühnerstand unablässig gefährden und zehnten, sodass derselbe bei noch hinzutretenden ungünstigen Wintern oft sehr abnimmt und ganz aufgerieben wird. Absonderlich der Fuchs zehntet unter den Reihen der Rebhühner gewaltig. Wir haben dem begabten rothen Freibeuter zugesehen, dass er wie der beste Hühnerhund ein Volk Rebhühner markirte, heranschlich, einen Fehlsprung nach einem Huhne that, und alsdann der aufstehenden Kette in hochgehobener Positur nachsah und ihr Einfallen beobachtete; worauf er das eingefallene Volk wieder ausmachte und mit einem Meistersprunge nunmehr sich ein Opfer fing. Dieser Praktikus mag auf seinen Gaunerwegen viel mehr Hühner alljährlich er-

beutet haben, als ein mittelmässiger Schütze deren zu erlegen pflegt. Aber wie viele gleichbegabte und gleich erfahrene Vettern hat Reinecke, welche sich in der hohen Schule des Räuberwesens gleich dem von uns belauschten zu Meistern des Rebhühnerfangs heranbilden!

Und zu diesen thierischen Räubern gesellt sich der Mensch mit seinem ausgebildetsten Mord- und Zerstörungssinn. Die immer grösser werdende Sippschaft der Aasjäger — die sich selbst nicht entblödet, die armen hungernden Rebhühner im Schnee auf den Futterplätzen oder auf den Lagerstellen zu morden —; ferner die heimliche, nächtliche Zunft der Lerchenfänger, die eine grosse Anzahl Hühner mit dem mörderischen „Streichgarn" deckt, rotten unsere Fluren ebenfalls bis zur letzten Feder aus.

Endlich müssen wir auch der strengen Winter gedenken, welche die Entvölkerung ausgedehnter Gegenden veranlassen können. Das viele Wochen hindurch währende Glatteis des Winters 1878/79 verschloss den Rebhühnern in den Gebirgsgegenden die Quellen der Nahrung der Art, dass viele verhungerten oder matt und elend den befiederten und unbefiederten Räubern zur Beute wurden. Die schwer gefährdeten Ketten wagten sich in die Gehöfte und Dörfer hinein, wo sie auf Miststätten nach Futter suchten und vielfach die Hülfe barmherziger Menschen und der Jagdinteressenten bereit fanden. Auch tiefer Schnee gefährdet ihr Leben, namentlich mittelbar, indem den räuberischen Feinden der Raub erleichtert wird, aber auch unmittelbar, wenn der Boden hart gefroren ist. Sie richten sich im tiefen Schnee unterirdische Höhlungen, oft ziemlich ausgedehnte Gänge ein, die ihnen theils zum Schutz dienen, theils in der Absicht von ihnen gescharrt werden, um an die Crescenz zu gelangen. Remisen und Feldhecken sind zu solcher Zeit ebenfalls beliebte Bergungs- und Schutzstätten für sie. Die Fütterung („Anpöschen") an bestimmten, durch Buschwerk geschützten oder künstlich mit Dornen belegten Lieblingsplätzen ist in solchen Wintern für den ächten Waidmann geboten.

Es sind Beispiele vorhanden, dass sich jung aufgezogene Rebhühner zähmen lassen, sogar durch liebenswürdiges Wesen und Anhänglichkeit fesselten. Eingefangene sehr junge Feldhühner scheinen äusserst schwer oder gar nicht aufziehbar zu sein. Uns wenigstens missglückten einige Versuche, einer davon allerdings mit einem vor unserm Hühnerhunde gedeckten, kaum einwöchentlichen Feldhühnchen, dass wir vergeblich der Pflege einer zahmen Glucke übergaben. Alte eingefangene Rebhühner bleiben immer wild, unbändig und stürmisch. In vielen Gegenden, namentlich in Böhmen, fängt man alte Rebhühner im Herbste, um sie zu überwintern und nachher zur Brut wieder frei zu lassen.

Der vortreffliche Braten von jungen Hühnern, sowie das Ragout von alten ist jedem Feinschmecker als Delicatesse, wohl aber auch jedem Kranken als erquickende Speise bekannt.

Die gemeine Wachtel. Perdix coturnix sive Coturnix communis.

Wir beanstanden es, dem Beispiele einiger Naturforscher zu folgen und unsere Wachtel mit ihren nächsten Verwandten in Asien und Amerika von den Feldhühnern sippenweise zu trennen, da die Unterschiede zwischen beiden Formen doch geringe, nebensächliche sind, eine darauf fussende Scheidung mithin zu den Subtilitäten einer Stubengelehrsamkeit zählt.

Der auf der Oberseite in sanfter Mischung und Vertheilung von Braun, Rostgelb, Grau und Schwarz, bald heller, bald dunkler quer- und längsgestreifte Wachtel-Hahn hat einen schwarzbraunen Kehlfleck, welcher von zwei hellbräunlichen, nach den Wangen laufenden Bändern beiderseits eingefasst wird. Über den Augen und die Mitte des Scheitels ziehen sich rostgelblich-weisse Streifen. Die Unterseite ist an den Weichen rostgelb, am Bauche gelbweisslich, die ersteren durch dunklere Schaftstriche gezeichnet. Der schwärzliche Kehlfleck nebst Einfassung ist bei der Henne nur ganz blass angedeutet, was ein sicheres Unterscheidungszeichen abgibt. Seine Länge beträgt 17,5—18 cm.

Dieses allbekannte, niedlichste und kleinste unserer Hühner belebt in ungemeiner Weise unsere heimischen Sommerfluren mit seinem volksthümlich gewordenen schallenden Ruf oder Schlage, den der „vogelsprachekunde Kindermund“ schon in das beliebte „Bickberwick“ übersetzt. Dic cur hic — sage, warum du hier bist? — Diese Frage weiss das liebe nette Hühnchen unbewusst durch seine traulich schallende Stimme zu beantworten: um die sommerliche Natur der heimathlichen Gefilde uns zu verherrlichen. Welcher Naturfreund wollte dem lieben kleinen Gaste also für seine Belebung der Gefilde nicht dankbar-schonend sich erweisen? Zu der Kenntniss ihres Wesens und Wandels werden uns die Kleinen selbst, als unseres Schutzes würdig, verhelfen.

Ende April ist da, und der erste Wachtelschlag erschallt aus der Flur. Der Vogel hat nach seinem Herzuge richtig unsere fruchtbare Ebene mit dem beliebten Weizen- und Kleebau gewählt. Denn die Wachtel bewohnt die gesegnete Ebene, meidet die Höhe und namentlich ebensosehr die sterilen als die nassen Strecken. Sie will ein offenes, höchstens hügeliges, warmgelegenes, fruchtbares Gefilde. Unser Wachtelruf, ein zum Herbeilocken des Wachtelhahnes dienendes, sehr gebräuchliches Druckpfeifchen mit einem Windsäckchen lockt mit den feinen Tönen „Brick brick“ hurtig einige Hähnchen herbei, trotzdem dass wir nur den Schlag von einer Wachtel gehört haben. Dies zeigt uns, dass mehr Wachteln da sind, als wir schlagen hören. Doch kann auch der Vermuthung Raum gegeben werden, dass die stummen Wachteln, noch auf dem Zuge begriffen, sich nur vorübergehend in unserer Flur niedergelassen.

Die auf den Ruf angelaufenen Hähne kämpfen sogleich mit einander,

und wir haben Gelegenheit, das stürmische, heftige Temperament unseres so friedlich und sanft aussehenden Vogels zu belauschen. So klein und zart die Kämpen scheinen, so stürmisch, so wüthend und derb wird der Streit ausgefochten. Alle Federn sind gesträubt, sodass der ohnedies kurzbesteisste Vogel kugelrund oder wie ein Bolzen erscheint. Anprall auf Anprall, Flügelschlag auf Flügelschlag erfolgt klappend, die Erhitzten suchen sich zu kratzen und zu schlagen und hüpfen und fliegen oft über einen Meter hoch aneinander in die Luft. Endlich weicht der Schwächere dem Sieger, und dieser gibt seinem Frohlocken Ausdruck in seinem Schlage. Man hört ein leises „Wauwau, wauwau", dem gleich darauf das „Bickberwick" ein Dutzendmal hintereinander folgt. Fürwahr! ein vorzüglicher, seltener Schläger, für den ein Liebhaber wohl ein Zwanzig-Mark-Stück geben würde. Doch wir sind keine Wachtelfänger und beobachten lieber weiter das Wesen des unbehelligten Thieres. Dies läuft leicht in gebückter, eingezogener und loser Haltung dahin. Kaum erkennen wir in dem kugeligen Klümpchen das noch eben hochaufgerichtete Wesen mit dem glatt anliegenden Gefieder und der schlanken niedlichen Gestalt. Aus dem stolzen, schlanken Streiter ist ein gebückt dahin trippelndes furchtsames Hähnchen geworden, das einem aufgeblasenen, fröstelnden Vögelchen gleicht. Wir stossen endlich den Hahn auf. Mit den Lauten „Bri, bri" und „Beck, beck" erhebt er sich ganz nahe vor uns. Sein Strich geschieht in raschen Flügelschlägen niedrig, aber ziemlich fördernd über der Erde her, und es erfolgt innerhalb vierzig Schritten ein plötzliches Stehenbleiben des Vogels in der Luft, der sich dann ebenso plötzlich senkrecht in die Saat zu Boden fallen lässt. Unser Versuch, die Wachtel nochmals zum Aufstehen zu bringen, misslingt vollständig. Wir sehen vielmehr, dass der Vogel durch Laufen sich entfernt und dann im Wachsthum drückt.

Schon die ausnehmend stürmischen, wüthenden Kämpfe der Hähne beweisen die Leidenschaftlichkeit und das hitzige Temperament der männlichen Wachtel. Diese bietet denn in Wahrheit auch einen ausserordentlich stark entwickelten geschlechtlichen Zug, der sie, noch mehr wie den Haussperling, zu einer Art Tollheit hinreisst, in welcher sie das sich nicht gleich ergebende Weibchen wahrhaft misshandelt, ja unter dem Walten dieser seiner blinden Leidenschaft andere Vögel und Thiere förmlich anfällt und sogar treten soll.

Dies ist von zuverlässigen Beobachtern bestätigt worden, woran wir in Anbetracht des ganzen Gebahrens der Hähne zur Paarzeit nicht den geringsten Zweifel hegen. Nach dieser Richtung hin also entfaltet unser Vogel einen hässlichen, übrigens ihm von der Natur tief eingeprägten Zug, der aber, unseren Erfahrungen in der Thierwelt gemäss, wohl nur in der geschilderten Ausartung bei unbefriedigt gebliebenen Hähnen vorkommt. Wir sind schon einem Ähnlichen bei der Lebensschilderung des Auerhahnes begegnet.

Wir fügen dieser Erfahrung eine ähnliche hinzu, die wir bei einem californischen Wachtelhahn in der Gefangenschaft gemacht haben, der seine Henne verloren hatte und einer männlichen Singdrossel, welche seinen geräumigen Käfig theilte, täglich in geschlechtlicher Erregung stürmisch zusetzte. Eines Morgens wurde die Drossel todt in der Ecke des Käfigs gefunden und auf ihr sitzend der Wachtelhahn.

Im Laufe des Sommers begegnet uns noch öfters die Wachtel, wie sie Mittags vorsichtig durch das Getreide auf die Feldwege kommt und hier in den Geleisen und Dällen das so beliebte Sandbad nimmt. Wir erfahren durch fortgesetztes Beobachten, dass der Hang zum Bade im Sande noch stärker bei der Wachtel hervortritt, als beim Feldhuhn. Ebenso treffen wir den Vogel bei der Tränke, die er in der nahen Wiesenquelle aufsucht; gleich häufig sehen wir ihn aber auch an dem Thau von den Blättern und Halmen der Feldgewächse sich tränken.

Ein allerliebstes Genrebild gewährt eine Kette Wachtelchen mit der Alten. Man kann nicht leicht etwas Niedlicheres, Anmuthigeres in der Thierwelt sehen, als diese Kleinbilder von Hühnern, wenn sie die Henne auf Stoppeläckern zur Äsung oder auf Wegen zum Sandbade führt. Ein sanftes „Brüwi“ oder „Bübiwi“ der Alten gibt den Kindern die Behaglichkeit und Sicherheit der Umgebung kund, und das kleine bunte Völkchen duckt sich nun, dem Beispiele der Mutter folgend, nach und nach in den Sand, bald sich hinstreckend, bald sich förmlich wälzend. Ein Handschlag verscheucht die piepende Gesellschaft wie Spreu vor dem Winde nach allen Richtungen hin. Gibt man sich recht Mühe und durchsucht aufmerksam den Unkraut- und sonstigen Pflanzenwuchs der Furchen und Dällen in der Umgegend, so findet man, in irgend einem Verstecke verkrochen, hier und da ein Küchelchen, das sich leicht mit der Hand decken und nehmen lässt. Überhaupt liegt auch die ältere Wachtel ausnehmend fest. Mit einem Handnetz lässt sie sich im Herbste vor dem Hühnerhunde mit leichter Mühe decken.

Das Nest, worin die niedlichen Wachtelküchelchen entstehen, ist eine lüderlich nach Hühnerart gekratzte Vertiefung in einem Fruchtacker, in der Furche oder Dälle einer Klee- oder Erbsenflur, in welcher 8—12, selten mehr verhältnissmässig grosse, birnförmig gestaltete Eier innerhalb 12—16 Tagen erscheinen. Sie zeigen auf gelbbräunlicher Grundfärbung bald deutliche und starke, bald blassere und feinere dunkelbraune Punkte und Tüpfeln und sind vor der dritten Woche gezeitigt. Die dem Brüten eifrigst hingegebene Henne kann man leicht mit der Hand decken; das Thierchen fällt darum oft als Opfer seines festen Brütens unter der Wucht der Sense oder Sichel.

Kaum ist es zu begreifen, wie ein so mittelmässiger Flieger, wie die Wachtel, den Zug über das Mittelmeer bewältigen kann. Zwar verschlingt

die See Tausende und aber Tausende der Thiere, sobald diese während des Überzugs ein Sturm trifft. Desshalb ist es auch erklärlich, warum in manchen Jahren unsere Felder so spärlich von Wachteln besucht werden, während in andern wieder von allen Seiten uns Wachtelschlag entgegenschallt.

Offenbar überlässt sich die ziehende Wachtel im Herbste, gewöhnlich Anfangs September oder auch bisweilen noch etwas früher, den Luftschichten, in welchen um diese Zeit die Polarwindströmung beginnt. Diese ruhige Strömung führt das Thier wie ein segelndes Schiff über das Mittelmeer nach Afrika. Umgekehrt bringen uns die Ende April herrschenden südlichen und Südwestwinde die Wandernden wieder.

„Wenn man“ — sagt Brehm über die Ankunft des Vogels an der Küste Nordost-Afrikas — „während der Zugzeit (dem Herbstzuge) an irgend einem Punkte der nordafrikanischen Küste auf die Wachtel achtet, ist man nicht selten Zeuge ihrer Ankunft. Man gewahrt eine dunkle, niedrig über dem Wasser schwebende Wolke, welche sich rasch nähert und dabei mehr und mehr sich herabsenkt. Unmittelbar am Rande der äussersten Fluthwelle stürzt sich die todtmüde Masse zu Boden herab. Hier liegen die armen Geschöpfe anfangs mehrere Minuten lang wie betäubt, unfähig fast, sich zu rühren. Aber dieser Zustand geht rasch vorüber. Es beginnt sich zu regen; eine der Angekommenen macht den Anfang, und bald huscht und rennt es eilfertig über den nackten Sand, günstigeren Versteckplätzen zu. Es währt geraume Zeit, bis eine Wachtel sich wieder entschliesst, die erschöpften Brustmuskeln von neuem anzustrengen; in der Regel sucht jede jetzt ihr Heil im Laufen; während der ersten Tage nach ihrer Ankunft erhebt sie sich gewiss nicht ohne die dringendste Noth. Für mich unterliegt es sogar keinem Zweifel, dass die Reise von dem Augenblicke an, wo die Schaar wieder festes Land unter sich hat, zum grössten Theile laufend fortgesetzt wird.“

Ermüdet eine Wachtelschaar auf ihrem Zuge über's Meer, so sollen nach Aussagen von Schiffern und Meerfahrern diese Flüge auf die Wogen einfallen und darauf ausruhen, um sodann mit erneuten Kräften die Reise weiter fortzusetzen. Wie im I. Buche bei der Betrachtung des Zuges der Vögel der neueren Beobachtung gedacht worden, wonach andere kleinere Vögel, wie z. B. Drosseln, auf ruhiger See auszuruhen vermögen, so kann dies auch bei der Wachtel stattfinden. Unerklärlich bleibt es aber, wie sich diese Thiere so unaufhaltsam auf die Verdecke ihnen begegnender Schiffe werfen sollen, da sie doch dann ebensogut auf den Meereswogen ausruhen könnten. Allerdings sollen die ermatteten und geängsteten Vögel bei Sturm auf die Schiffe fallen. Ob sie es aber stets bei Sturm und nicht auch bei ruhigerer See thun, das ist nicht bei allen Berichten über den Zug der Wachteln hervorgehoben. Und so bleibt denn eine nähere Erforschung hierüber noch vorbehalten.

Das Wildpret der Wachteln ist sehr zart, selbst das der alten. Eine Geltwachtel, d. h. ein nicht zur Brut gekommener weiblicher Vogel, und überhaupt viele Wachteln vor dem Herbstzuge erscheinen wie in einem förmlich von Fett umwickelten Leibe, sie platzen nicht selten, durch einen Schuss getroffen, beim Herabstürzen auf die Erde auf. Ihr Braten ist auch ein sehr beliebter, und die Insel Capri im Tyrrhenischen Meere, neben unzähligen des Mittelmeeres um Griechenland herum, auf welchen die im Herbste und Frühling ziehenden Wachtelschaaren einzufallen pflegen, ist durch ihre Wachtellieferungen so berühmt geworden, dass man die auf ihren Fang theilweise fundirten Bischöfe daselbst die „Wachtelbischöfe“ genannt hat.

Die Familie der Fasanen, Phasiani,

begreift schlanke, gestreckte Hühnerformen, deren Körpergestaltung durch den langen, geschweiften Schwanz noch gestreckter und länger erscheint. Der kleine Kopf hat meist nackte Augen- und Wangenfelder und einen Ausschmuck in Form von Federbüschen und lappigen Hautgebilden. Die nackten, geschilderten, starken, mittellangen Läufe zeigen ganz geheftete Zehen und einen, zuweilen auch zwei Sporen. Die muldigen Flügel sind sehr kurz, in ihnen ist die sechste Schwinge die längste. Der Flug der Fasanen ist deshalb ein schwerfälliger, anstrengender. Den seitlich zusammengedrückten Schnabel characterisirt eine hohe Wölbung und hakige Spitze. Wie auf dem Kopfe die Scheitelfedern, verlängern sich auch die Federn des Halses, sowie die Armschwingen und das Gefieder auf dem Bürzel zu einer wahren Zierde, welche die Fasanen in die vordersten Reihen der Prachtvögel stellt. In dieser Familie gruppiren sich die grössten bis zu den mittelgrossen Hühnervögeln. Nur die Hähne zeigen das Prachtgefieder, während die Hennen mit den Jungen in unscheinbarem Kleide und gewöhnlich auch kleiner an Gestalt erscheinen. Die Polygamie ist fast überall herrschend, und die Hennen besorgen allein das Brutgeschäft und die Erziehung der Jungen. Ihre geistige Entwicklung ist eine geringe. Es sind asiatische Vogelgestalten, welche die Cultur mit ihrem Länderverkehr zu uns herübergebracht und als Schmuckvögel unserer Höfe neben andern Hühnerformen eingebürgert hat.

Nur einen Fasanenvogel, welcher gleichsam ein Verbindungsglied des Haus- und Wildgeflügels bildet, haben wir hier näher zu schildern: denn er — der gemeine Fasan — ist durch die vollkommenste Einbürgerung in die Reihen unseres jagdbaren Federwildes getreten. Er kann also mit Recht zu den heimathlichen Vögeln gerechnet werden.

Die Sippe Fasanen — Edelfasanen. Phasiani.

Hier sind die Hauptkennzeichen folgendermassen zusammenzufassen: ein dach- und keilförmiger, stark zugespitzter Schwanz von der Leibeslänge,

ein unbeschopfter, kleiner Kopf, auf dessen Augen- und Wangenfeldern eine nackte, hochrothe, körnige Haut sich lagert und dessen Ohrenfedern zu aufrichtbaren Federhörnchen sich verlängern. Das Gefieder der Hähne schillert in prächtigem Metallglanze.

Der gemeine Fasan. Phasianus colchicus.

Über diesen geschichtlich berühmt gewordenen Hühnervogel hat sich schon in grauer Vorzeit auch die Sage verbreitet, indem sie ihn am Flusse Phasis in Kolchis (daher seine Benennung Fasan, Phasianus und sein Beiname colchicus) durch die Argonauten finden und nach Griechenland verpflanzen liess. Von hier aus ist der Fasan durch die Ländereroberer. und zugleich Feinschmecker Römer in die Mittelmeerländer und endlich auch nach Deutschland verbreitet worden. Hier wurde er in besonderer Zucht gepflegt und schliesslich in fürstlichen Parks oder Fasanerien zu jenem berühmten Vogel der hohen Jagd herangezogen.

Einer umständlichen äusseren Beschreibung bedarf es bei seinem Bekanntsein wohl nicht. In Hauptzügen ist die Färbung des Hahnes folgende. Der Kopf und Oberhals schillern in Grün und Blau, die Kropfgegend, Brust, sowie die Weichen und der Bauch gehen in ein purpurschillerndes schönes Braun über. Das Gefieder des Oberrückens und der Schultern hebt sich mit scharfen, breiten, braungelben Schaftflecken und am Saum der einzelnen Federn mit weisslicher, sichelförmiger Zeichnung ab, die länglichen, zerschlissenen Federn des Bürzels glänzen auf kupferfarbenem Grund purpurn, während der Schwanz oder das Spiel auf graugrünlichem Grundtone schwarze Binden und lebhaft braune Säume zeigt. Die Füsse oder Ständer sind blaugrau, und der Schnabel hebt sich in bräunlich-gelber Farbe von dem dunklen Oberkörper ab. Die geringere Henne entbehrt des Prachtgefieders, sowie des Sporns und erscheint auf braungrauem Grundtone ihrer Befiederung dunkelbraun und schwarz längs- und quergefleckt, sowie weiss gerändert; auf der Oberseite ist sie dunkler als auf Brust und Bauch. Die Körpergrösse oder Stärke des Fasans kommt der eines Haushuhnes gleich; mit dem körperlangen Spiel allerdings misst seine Länge 94 cm. Sehr alte Gelthennen (unfruchtbare Individuen) bekommen indessen fast ganz das Hahnengefieder.

Der gemeine Fasan liebt Auwälder, Inseln in Flüssen, welche an fruchtbare, warme, dabei aber nicht trockne Felder grenzen. Er beansprucht einen Wald mit dichtem Unterwuchse, zieht Vorhölzer, wie Nieder- und Mittelwaldungen den zusammenhängenden Hochwäldern entschieden vor. Wie reiche Körner-Nahrung, ist ihm Wasser aus Quellen, Bächen und Flüssen Bedürfniss. Sein Hauptbestreben ist, sich in dem Wachsthum des Bodens zu decken; wo er diese Verhältnisse nicht vorfindet, zieht er sich weg oder wird eine leichte Beute der Raubvögel. Er liebt aber neben den

Körnerfrüchten und Sämereien unserer Felder ebensosehr und zeitweise fast ausschliesslich Insecten, deren Larven, Nacktschnecken und Würmer, weshalb er einen feuchten Boden aufsucht, auf dem ein üppiges, dichtes Wachsthum sich entfaltet. Er zieht im Allgemeinen unsere mittel- und süddeutschen Striche den nördlichen vor, obgleich auch dort Fasanenstände sich gebildet haben. In unseren Rhein- und Maingegenden gedeiht er sehr gut, und die Rheininseln sind als treffliche Fasanenstände bekannt.

Der Fasan ist ein wenig begabter, ja ein Vogel von sehr beschränktem Fassungsvermögen. So stattlich und hochgeschmückt der Hahn umherschreitet, so tief steht er geistig z. B. unter unserm intelligenten Haushahne. Ebenmässig mit seinem beschränkten Verstande sind seine Bewegungen, die etwas Zögerndes, Steifes, wenn nicht Linkisches verrathen. Er läuft zwar ganz vorzüglich, streicht aber desto schlechter und steht namentlich unbeholfen und mit Geräusch auf. Seiner Beschränktheit und Hülflosigkeit scheint er sich dunkel bewusst zu sein, denn er hält sich den ganzen Tag über in der Deckung dichten Wachsthums, baumt nur selten, z. B. zur Mittagszeit und stets zur Nachtruhe. Nachstellungen sucht er in der Regel durch Laufen zu entgehen; nur bei Überraschungen pflegt er auf nahe Oberständer zu baumen und vor dem auf seinem Geläufe (Spur) fleissig nachziehenden Vorstehhunde auch aufzustehen. Er ist auch launisch und unbeständig in der Wahl seines Standes, und wechselt gerne in andere Reviere. Dabei verstreicht er sich öfters vermöge seiner geringen Fassungsgabe in ihm gar nicht zusagende Örtlichkeiten. Wir haben ihn an seinen Ständen auf den Rheininseln und in der dortigen Gegend überhaupt bei Überschwemmungen beobachtet und seine Störrigkeit, eine Tochter der Dummheit, in hohem Masse kennen gelernt. Viele nahm die wachsende Fluth mit, ohne dass sie sich in das höhere Geäste des Buschwerks und der Bäume hätten flüchten mögen. Die andern baumten zwar nach und nach, aber immer nur schon halbdurchnässt, höher, manche liessen sich aber auch von den Wellen fortreissen und ertranken; kein einziger der Bedrängten suchte sich durch Überstreichen in die benachbarten Auwaldungen zu retten. Der Fasan lernt auch in der Schule der Erfahrung sehr wenig zu. Er ist und bleibt ein störriger, verschlossener, bei jeder Verlegenheit und Gefahr immer wieder leicht überraschter, verwirrter Geselle, dem alle unsere feinsinnigen Räuber den Garaus zu machen leichte Mühe haben. Wenn ihm der jagdliebende Mensch nicht fort und fort zu Hülfe käme und sein Leben vor so vielen Gefahren beschützte, wäre der sich ganz selbst überlassene Vogel längst vertilgt. So aber gedeiht seine zwar mühselige Zucht in den Fasanerien fort und fort. Man hat früher darin das Ausbrüten der Fasaneneier fasst ausschliesslich durch Truthennen besorgen lassen, ist aber später nach und nach davon abgekommen und vertraut neuerdings naturgemäss den Fasanenhennen selbst das Bebrüten

ihrer Eier an, wodurch man zu guten Resultaten gelangt ist. Die Henne legt nämlich im wilden Zustande, oder wo sie sich selbst überlassen bleibt, gewöhnlich nur 8—12 Eier, aber deren bis 25 und mehr, sobald man ihr bis auf ein Nestei nach und nach die dazu gelegten Eier wegnimmt. Hierdurch wird die Vermehrung, wie sich denken lässt, ungemein gefördert. Aus wenig Paaren erwachsen so unter günstigen Verhältnissen, gutem Schutz und sorgfältiger, naturgemässer Pflege in wenig Jahren zahlreiche Fasanenstände. In Böhmen hat man deren ausgezeichnete, und selbst Schlesien und einige Flussgebiete des übrigen nördlichen Deutschlands können solche aufweisen.

Die Balzzeit beginnt Ende März. Die Erregtheit der Hühnervögel überkommt auch unsern schweigsamen Fasan. Er wird beredt, aber eben nur wie ein unbegabter Fasan. Sein Balzen soll ein Krähen sein; es geht ihm damit, wie dem Schlesier mit seinem Wein, der nach unserm Claudius so aussieht, aber keiner ist. So auch gurgelt der verliebte Recke in dem prächtigen Hochzeitskleid das unmusikalischste, unbeholfenste Gekoller oder Gekrächz heraus. Das Belebendste bei der Balze ist noch die Entfaltung seines Gefieders, indem das Spiel sich fächert und hebt, und der Krächzende wenigstens sich in gestreckter Haltung aufreckt und mit den Schildern (Flügeln) schlägt. Beim Anblick herbei gebalzter Hennen verzückt sich seine Herrlichkeit auch bisweilen zu einem tanzartigen Liebesspiel, das aber nicht lange anhält und täppisch ausfällt. Die Erregtheit wächst und findet ihren Höhepunkt in einem plötzlichen Abstreichen des Hahnes auf den Boden, woselbst er die gackernden Hennen tritt. Ganz seiner dummen, biderben Natur gemäss, wird er das Gegentheil von einem galanten Liebhaber, ein nur äusserlich aufgeputzter Grobian in der Liebe, der die nicht gleich willfährigen Hennen wohl auch noch maltraitirt. In freien Fasanenständen versammeln sich um einen balzenden Hahn gewöhnlich wenige Hennen, während deren in Fasanerien 8—10 auf einen Hahn gerechnet werden. Die Hähne der Wildniss kämpfen deshalb auch mehr und hitziger mit einander als die Letzteren.

Die Brutstätte ist ein recht lüderlich gescharrtes Hühnernest im Waldgebüsch, im Gras und Farnkraut eines Wiesenraines, eines lichten Holzschlages oder auch im Getreide. Die hell olivenfarbenen Eier sind rundlich und ein Drittel kleiner, als die unserer Haushühner. Ihnen entschlüpfen innerhalb 24—26 Tagen die wolligen Jungen, an einigen Orten waidmännisch das Gesperr, gewöhnlich aber die Kette genannt. Die Thierchen sind sehr zärtlich und werden ihrer Wärmebedürftigkeit wegen von der Henne fleissig gehudert und wenig Stunden nach dem Ausschlüpfen schon zur Äsung oder auf's Geäs geführt. Dies besteht nur in Insecten und deren Larven. Künstlich werden ihnen in den Fasanerien und Gehegen Ameisenpuppen gereicht. Wie alle unsere Hühnervögel erweist sich die Henne als

zärtliche, besorgte Mutter, die aber gar oft bis zum Herbste die Reihen ihrer Kette sehr gelichtet findet. In dieser halten sich die schon in den ersten Wochen so weit flugbar werdenden Jungen, dass sie baumen können, bis zum Spätherbst und auch wohl noch den Winter über zusammen, wonach sich die schon im Herbste dunkleren Hähne daraus trennen und mit den einjährigen Hennen zur Balzzeit fortpflanzungsfähig sind.

Es gewährt die Fasanenjagd nur zur Abwechslung gelegentlich der Suche nach Rebhühnern ein Vergnügen für den Jäger. Dem geübten Flugschützen ist die Erlegung eines schwerfällig und polternd aus einem Kartoffel- oder Erbsenacker oder aus irgend einer dichten Crescenz des Feldes, sowie auf einer grasbewachsenen Waldblösse aufstehenden Hahnes eine Kleinigkeit. Gar oft stellt das Fasanenwild die Geduld des buschirenden (suchenden) Jägers auf die Probe, indem es kreuz und quer vor dem Hunde herläuft und erst nach längerer Zeit mit einem erfahrenen und unermüdlichen Vorstehhunde zum Herausstreichen zu bringen ist. Wir haben in der Feldflur nächst der Fasanerie bei Hanau erlebt, dass der ungern aufstehende Vogel den Hühnerhund in einer Kartoffelflur viermal auf und ab führte, bis er an einem der äussersten Enden des Ackers schliesslich aufstand und von dem beharrlich nachgefolgten Schützen heruntergeschossen wurde.

Mehr Fertigkeit im Schiessen und darum auch grösseres waidmännisches Vergnügen gewährt schon ein Treiben nach Fasanen. Hier werden dieselben in den Waldorten, woselbst sie stehen, durch Treiber der auf einer Schneise oder an Wiesen- und Feldrändern aufgestellten Schützenlinie zugetrieben. Die aufgestandenen Hähne kommen dann, einmal im Striche, rasch über das Lichte der Schneise, sodass man sich beeilen und vorhalten muss, um den durch das lange Spiel täuschenden dunklen Hahn (Hennen werden gewöhnlich nicht erlegt) herunterzuschiessen. Nicht auf Fasanenwild eingeübte Schützen schiessen zu kurz und treffen — wenn sie nicht fehlen — den anstiebenden Hahn in der Regel hinten oder waidwund, wodurch er oft noch weite Strecken fortläuft. Nicht wenig Hähne kommen beim Treiben auch laufend an, stehen aber gewöhnlich beim Vorrücken der Treiber auf, passiren aber nicht immer die Schützenlinie, sondern streichen zurück oder seitwärts.

Das Wildpret ist zart, saftig und von grossem Wohlgeschmacke. Es ist begreiflich, dass der Vogel geschätzt wird. Einen absonderlichen Geschmack bekunden aber gewisse superfeine Persönlichkeiten, wenn sie den Fasan so lange im Gefieder an dem Spiele hängen lassen, bis der Vogel abzufallen droht, also sein Wildpret den sogenannten haugout im Superlativ bekommen hat. Wir überlassen den beneidenslosen Braten und seinen Duft hoch organisirten Nasen.

VII. Ordnung.

Die Wad- oder Stelzvögel. Grallatores.

Obgleich diese Ordnung ihren Hauptformen nach eine charakteristische Wesenheit zeigt, so reiht sie sich doch in ihren Ausläufern bald an die Ordnung der Hühner, bald an die der Schwimmvögel, bald an die der Läufer an. Es kennzeichnen ihre Vertreter hauptsächlich hohe, magere Beine. Diese unterscheiden sich von den starken, muskelkräftigen der Laufvögel. Sie sind vielmehr dünn, stelzenartig, weshalb die bezeichnende Benennung der Ordnung.

Ckarakteristisch sind die langen, mageren und nackten Schienbeine (fälschlich Unterschenkel genannt) über der Fussbeuge oder dem Fersengelenke. Sie stellen entweder die Stelzbeine mit Läufen von oder über Rumpflänge und über den Fersen nackten Schienbeinen, oder die Wadbeine mit kürzeren Läufen und ebenfalls über der Fussbeuge nackten Schienbeinen her. Die Füsse, drei- oder vierzehig, sind meist ganz- oder halbgeheftet, d. h. im ersteren Falle ihre Zehen durch eine kurze Haut verbunden, oder im andern Falle dies nur an der Mittel- und Aussenzehe; auch tritt der Spaltfuss ohne alle Hautverbindung, sowie der halbe Schwimm- und Lappenfuss, ersterer bis zur Hälfte der Zehen mit Schwimmhäuten, letzterer an den Zehen mit ausgeschweiften Säumen von gekerbten Hautlappen versehen auf. Im geraden Verhältniss zur Länge der Beine steht der gestreckte magere Hals. Die meisten besitzen einen langen oder wenigstens gestreckten Schnabel, welcher jedoch in der Form je nach der Lebensweise sich verschieden ausprägt. Das Flugvermögen der Wadvögel ist im Ganzen gut, namentlich charakterisirt es sich als ausdauernd. Die Flügel, verschieden geformt, erscheinen deshalb ziemlich lang, in der Regel mindestens mittellang. Die Ausdauer im Fluge begründen kräftige Muskeln, welche an hervortretenden, hinten tief ausgebuchteten Brustbeinen anhaften. Machen sich hier auch unter den schwerfälligen Vertretern ein langsamer Flug und bedächtige Bewegungen geltend, dort begegnet unser Blick den gewandtesten, schnellsten und anmuthigsten Bethätigungen in Luft, Wasser und auf der Erde. Wie jedoch die meisten Vertreter durch ihre hervortretendsten Gliedmassen, die Stelz- oder Wadbeine, schon an und für sich auffallende Erscheinungen bilden, gibt ihnen der Gang weiter noch eine besondere Eigenthümlichkeit mehr. Diese schreiten gemessen, gravitätisch, wie auf hohem Kothurne, einher; sowie auch wieder andern die langen Beine einen schnellen Lauf verleihen. Meist Zugvögel, selbst von den Orten aus, wo sie es der Nahrung wegen wenigstens nicht nöthig haben, unterstützt das gute Flugvermögen ihre oft grossen Reisen. Dieser verschiedenen, weit von einander entfernten Länderstrichen und ihrer grossen Verbreitung gemäss, treten sie

als wahre Weltbürger mit dem vielseitigen Vermögen auf, überall sich heimisch zu fühlen. Zwar hält sich bei weitem die grössere Anzahl in sumpfigen Gegenden auf (daher die hin und wieder noch gebräuchliche Bezeichnung der Ordnung „Sumpfvögel"), und fast alle lieben die Ebene, die Tiefländer, allein nichtsdestoweniger heimathen wieder Arten in den höchsten Regionen. Ihre langen Beine kommen ihnen trefflich beim Durchwaden der Gewässer zu statten. Wo Familien mit Schwimm- oder Lappenfüssen auftreten, sehen wir diese ständig an die Gewässer gebunden. Im Übrigen beherrscht die vielseitige Ordnung sozusagen das ganze Erd-Gebiet: auch in den sandigsten Einöden und Moorgegenden findet man noch Stelzvögel die Natur beleben. Sie schlagen sich in grossen Flügen und Gesellschaften familien- und artenweis bunt zusammen, weniger aus vorherrschender Neigung zum Frieden, als vielmehr der in die Augen springenden Gemeinsamkeit ihrer grossen Nahrungsquellen an weitgedehnten Gestaden, Sümpfen und Niederungen wegen.

Im Allgemeinen sind die Stelzvögel auf den Boden angewiesen, Landthiere, wenige nur Baumthiere, und auch dann nicht entschieden ausgeprägte, nur dies vorübergehend zur Zeit ihrer Brut oder ihres zeitweiligen Aufenthaltes während der Schlafzeit. Ihrer grosen Verbreitung in allen Zonen und Regionen analog, ist ihre Nahrung eine vielseitige. Sie sind ebensosehr Viel- als Allesfresser. Vom Wirbel- bis zum Weichthier herab lässt ihre Gier Alles, was ihnen begegnet und sie überwältigen können, verschlingen. Wo ihnen das Werkzeug des Raubvogels fehlt, reisst sie der unbändige Heisshunger zu Raub und Mord hin. Krieg der Thierwelt ist ihre Losung. Mit alleiniger Ausnahme der Paarungszeit, gilt ihre viel bewegliche Lebensbethätigung meist dem Raube in der Thierwelt, wenn auch ausnahmsweise manche Arten zeit- und theilweise von pflanzlichen Stoffen leben.

Ihre Sinne sind sämmtlich gut ausgebildet. Gesicht und Gehör bekunden sich als scharf und werden begleitet von Klugheit, nicht selten von ausserordentlicher Vorsicht und scheuem Wesen. Bei Vielen schärft sich das Gefühl noch in ausgezeichneten Tastorganen, in biegsamen, weichen Schäbeln. Diese natürlichen Begabungen sind vielfach verbunden mit einem entsprechenden Verständniss, das der Ausbildung fähig ist. Das beweisen uns gezähmte Stelzvögel in sprechender Weise. So sehr sich aber die kleineren Arten als harmlose, friedliche und anmuthige Wesen kennzeichnen, ebenso sehr erweist sich der Charakter der grösseren Stelzvögel als misstrauisch, herrschsüchtig, heimtückisch und boshaft.

Mit wenigen Ausnahmen ermangeln die Wadvögel einer klangreichen, angenehmen Stimme. Ihr Ruf ist misstönend, rauh, krächzend, auch schrill und grell, bei manchen mystisch und höchst sonderlich; einige sind sogar gänzlich stimmlos, wofür Klappern mit dem Schnabel oder höchstens ein

Zischen den fehlenden Ruf ersetzt. Nur die Strandläufer, Regenpfeifer und Brachvögel lassen theilweise helle, sogar melodische Rufe vernehmen.

Ihre Fortpflanzungsfähigkeit ist sehr verschieden, doch in der Regel überschreitet sie die mittlere Grenze nicht.

Unter den vielen Feinden der Stelzvögel steht der Mensch obenan. Bei vielen ist guter Grund dazu wegen ihres schmackhaften Fleisches, bei manchen, die Vorurtheil und Gewohnheit trotz ihrer wirthschaftlichen Schädlichkeit gleichsam als eine Art geheiligter Vögel schützen, wäre eine entschiedenere Verfolgung von Seiten des Gebieters der Erde am Platze.

Die Ordnung umfasst Vogelgestalten von dem grossen Tross der Trappen, Kraniche, Störche, Reiher u. a. bis zu den niedlichen Reihen der Strandläufer und Regenpfeifer u. a. hin.

Die Zunft der Hühnerstelzen. Alectorides.

In dieser Zunft oder Abtheilung hat man mehrere Familien der Stelzvögel vereinigt, welche den Übergang vermitteln von den Hühnern zu den Sumpfvögeln. Es sind dies die Trappen, deren Habitus an die Hühner erinnert, die namentlich einen hühnerartig gewölbten Schnabel besitzen, sich aber viel enger an andere Sippen der Stelzvögel anschliessen, z. B. an den Trompetenvogel und die Wehrvögel Amerika's. Zwischen diesen und den Sumpfvögeln vermitteln wieder die Regenpfeifer, Steinwälzer und Austernfischer den Anschluss. Man hat deshalb alle diese ergänzenden Familien einer Zunft oder grösseren Abtheilung, den Hühnerstelzen, Alectorides, unterstellt, deren Hauptkennzeichen in kräftigem Leibesbau, mittelhohen Beinen, kurzem oder mittellangem Halse, dreizehigen, gehefteten Füssen und kopflangem Schnabel bestehen, sowie deren Brut sich als Nestflüchter bewährt.

Familie Trappen. Otides.

Die Trappen sind von manchen Naturforschern zu den Scharr- oder Hühnervögeln gestellt worden, sogar wollen sie Einige den Kurzflüglern, wie den Straussen, zuzählen. Es sind, wie schon erwähnt, jedenfalls einige Hinneigungen zu den Hühnern bei ihnen unleugbar, nicht minder aber auch zu den Laufvögeln; ihre Eigenthümlichkeit und ganze Ausbildung rechtfertigt aber mehr eine Zutheilung der Familie zu den Stelzvögeln.

Die Flügel sind muldenförmig, gross, und an ihnen ist die dritte Schwinge die längste. Das oft schön und fein gezeichnete Gefieder, dicht und derb, liegt glatt an und verlängert sich nicht selten an Kopf und Hals bartartig. Die Weibchen, minder lebhaft gefärbt, treten auch an Grösse gegen die Männchen sehr zurück. Das Jugendkleid besteht aus Dunen.

Hervorzuheben ist von den inneren Organen bei den männlichen Vögeln ein vor der Luftröhre befindlicher Hautsack, welcher sich bis herab zum

Gabelbein zieht, und mit den zelligen Luftsäcken in Verbindung steht. Dieser Hautsack schwillt während der Balz- oder Paarungszeit an, indem er sich aus den Luftzellen der Brust mit Luft füllt; zu jeder andern Zeit tritt er so zurück, dass man ihn mit blossen Augen nicht gewahrt.

Die Trappen sind Steppenvögel. Ihr Vorkommen ist gebunden an ausgedehnte, sandige, oft auch dürre Ebenen in den wärmeren Ländern; sie meiden feuchte, von Gewässern durchschnittene Niederungen, waldige oder auch nur mit Bäumen bewachsene Gegenden. Ihrem Aufenthalte entspricht ihr fahles, bräunliches Gefieder. Es sind sehr scheue, vorsichtige Vögel, deren Gang zwar etwas Bedächtiges hat, der sich nichtsdestoweniger aber zu ziemlich schnellem Laufe verstärken kann. Der Flug geht gerade aus, ist bedächtig, ohne schwerfällig zu sein. Dem Erheben in die Luft geht eine Lauftour, ein Anlauf, voraus. Sie nisten in die Crescenz der Erde; das Gelege besteht aus wenigen Eiern mit grober, dunkler Zeichnung auf grünlichem Grunde. Es herrscht noch Ungewissheit darüber, ob die Trappen in Ein- oder Vielehe leben. Ihre Geselligkeit ist bekannt, und mag wohl eine Vielehe in mässigen Schranken vorkommen. Die Nahrung besteht bald aus grünen pflanzlichen Stoffen, sowie aus Körnern, bald aus Insecten und Gewürm. Auch die Gewohnheit, sich im Sande zu baden, haben sie mit den Hühnervögeln gemein; sowie sie denn auch gewisse Strecken ihres Wandels durch raschen Lauf zurücklegen. Ihre Stimme ist sehr verschieden, indem einige ganz stumm sich verhalten, andere nur unarticulirte Laute hören und wieder andere einen lauten klangvollen Ruf vernehmen lassen. Zu der Scheuheit der Trappen gesellen sich gute Sinne, die in einem eben so scharfen Gesichte als Gehöre gipfeln. Ihrer körperlichen Grösse und Stärke entspricht ihr Muth und ihr Betragen. Zwar weichen sie als wachsame, scheue Vögel einer erkannten Gefahr rechtzeitig aus, in die Enge getrieben, vertheidigen sie sich aber mit Entschiedenheit. Namentlich sind die Männchen beherzt und tapfer. Ihr Betragen und Wesen hat etwas Stolzes, ermangelt aber auch nicht ganz der Aufgewecktheit und einer gewissen Erregung, was sie durch neckische Kampfspiele beweisen.

Das Wildpret junger Trappen wird sehr geschätzt, weshalb sie in allen Ländern beliebte Jagdthiere sind, welche bei uns zur hohen Jagd zählen. Aber ihre Erbeutung ist nicht leicht und erfordert Erfahrung und Geduld.

Trappenvögel lassen sich, jung eingewöhnt, zähmen, alte Thiere nicht.

Von den etwa ein Dutzend bekannten Arten erweisen sich als heimische Brutvögel nur die zwei folgenden Arten.

Der grosse Trappe. Otis tarda.

Der etwas schwerfällige, aber stattliche Vogel misst bis 1,2 m. in der Länge. Sein Oberkleid ist auf rostgelblichweissem Grunde schwarz und braun fein gewellt und gebändert, Kopf, Hals und oberer Theil von Brust und Flügel hell aschfarben, Unterbrust und Bauch weiss oder weissgrau, an den Seiten mit einem Gemisch von Gelb und Braun versehen. Der ebenfalls rostgelbe Schwanz oder Stoss ist an dem Rande weiss und vor demselben schwarz quergebändert, die äusseren Steuerfeder beinahe ganz weiss, die Schwingen dunkelgraubraun, am äusseren Rande schwärzlichbraun, die der Unterarme weiss. Den männlichen Grosstrappen oder den Hahn ziert ein Bart, der, vom Winkel des Unterkiefers fächerförmig über die Wangen laufend, aus langen, schmalen und zerschlissenen weissgrauen Federn besteht. Am Oberhalse, etwas unterhalb und hinter den Wangenfedern, befindet sich bei Hahn und Henne eine nackte Stelle, und der erstere hat einen in der Balzzeit anschwellenden starken Kehlsack. Dem um ein Drittheil kleineren blasseren Weibchen oder der Henne fehlt der Bart. Ein starker Hahn wird an 10 — 12 Klogr., die Henne hingegen nur höchstens 4 — 6 Klogr. schwer. Der Grosstrappe ist also dem Masse nach einer unserer grössesten, der Leibesmasse und dem Gewichte nach der stärkste unserer einheimischen Vögel und wird zur hohen Jagd gerechnet.

Unser Vogel ist bis jetzt noch nicht als ein wahres Standwild erkannt worden. In Deutschland, woselbst er in einzelnen nordöstlichen Strichen vorkommt, wie in den preussischen Provinzen Brandenburg, Pommern, Schlesien, Sachsen, in den Ebenen des Königreichs Sachsen und Thüringens, aber auch in den süddeutschen Ebenen, wechselt er unregelmässig in schwächeren Flügen, selten in grösseren Trupps. Viel häufiger ist sein Auftreten in den Hochebenen Asiens, besonders aber in den südrussischen Grassteppen, den bulgarischen Ebenen, den Pusten Ungarns und in den fruchtbaren Ebenen der Länder am Mittelmeer. Er scheint nach allen besseren Berichten über sein Freileben wenn kein Zug-, so doch ein Wander- oder Strichvogel zu sein. In Russland und Asien wenigstens wandert er, kommt daselbst auf den Hochebenen und Steppen der gemässigten Striche im März an, verbringt daselbst sein Sommerleben und streicht schon im August wieder fort bis Kleinasien. In Deutschland ist sein Hin- und Herwandern ein Streichen, das aber immer einen grossen Raum beherrscht. Vorzugsweise kommt er in den ausgedehnten Ebenen unseres nordwestlichen Vaterlandes vor, ja er ist dort nach E. von Homeyer's Angabe noch zahlreich vorhanden.

Der Grosstrappe liebt ausgedehnte, fruchtbare Felder, namentlich wo der Rapsbau betrieben wird, entfernt von lärmenden Stätten menschlicher Betriebsamkeit, frei von Wald- und Baumwuchs, von Sumpf und nassen



Artist. Anst. v. Th. Fischer, Cassel

Strecken. Ebenso gerne besucht von ihm sind weitgedehnte Haiden. In diesen stillen Örtlichkeiten lebt er gesellig in bald schwächeren, bald stärkeren Flügen, von welchen aus er meilenweite Striche zur Äsung in fruchtbare Felder unternimmt.

Wir haben nie Gelegenheit gehabt, den Grosstrappen selbst zu beobachten, wir müssen also die Erfahrung Anderer zu Rath ziehen. Unser Hauptgewährsmann sei der vortreffliche Beobachter E. von Homeyer, welcher eine sehr ausführliche Abhandlung in No. 1 des I. Jahrgangs der leider eingegangenen Zeitschrift „Aus Wald und Haide“ gegeben hat, aus der wir Folgendes zu entnehmen uns erlauben.

„Der Flug dieses gedrungenen, ausserordentlich kräftigen Vogels ist viel rascher, als dies dem flüchtigen Beobachter erscheint, geht in der Regel nicht hoch über den Boden mit fortwährenden Flügelschlägen in gerader Richtung fort, denn kurze Wendungen kann er kaum oder nur mit grosser Anstrengung machen. Sein Gang ist gemessen, doch ist er trotz seiner scheinbar etwas schwerfälligen Gestalt zum raschen Lauf befähigt, wenn auch nur in seltenen Fällen dazu geneigt.

In Asien und dem östlichen Europa scheint der Trappe ein regelmässiger Wanderer zu sein. In Deutschland ist dies nicht so der Fall, da man an geeigneten Orten der Brutgegenden auch zur Winterzeit Trappen findet; selbst bei tiefem Schnee sind sie öfter beobachtet. Die Mehrzahl verlässt Norddeutschland in der Regel gegen den Herbst, während in gelindem Winter in Mitteldeutschland viele bleiben. Ihre Wanderungen dehnen sie nicht bis nach Afrika aus, sind schon auf den Inseln des mittelländischen Meeres selten, dagegen zahlreich zur Winterzeit im westlichen Asien. Aus dem südlichen Russland scheint ihre Hauptzugstrecke nicht um, sondern über das schwarze Meer zu führen, wie Antinori und Demidoff dies bekunden. Letzerer sah bei einem Sturme auf dem schwarzen Meere einen ganzen Schwarm der Grosstrappen in's Wasser fallen, Ersterer berichtet, dass in der Gegend von Warna ermüdete Trappen mit Stöcken erschlagen wurden.“

Bei Beginn der ersten Frühlingszeit, hier Ende März, Anfangs April beginnt die Paarungszeit des Grosstrappen. An gewissen Plätzen sammeln sich dann Gesellschaften, gewöhnlich von 8 — 16 Stück, aus Männchen und Weibchen bestehend. Die alten Hähne gehen mit hängendem Flügel, radförmig ausgebreitetem Schwanze und aufgeblasenem Halse stolz umher, kämpfen auch wohl um die Weibchen, doch scheint das Wesentliche ihrer Bewerbungen mehr in ihren Stellungen als in ihren Kämpfen zu liegen, wenigstens habe ich oft stundenlang nur dergleichen gegenseitige Demonstrationen gesehen.“

„Es war früher allgemein der Glaube verbreitet, der Grosstrappe lebe stets in Polygamie. Naumann bezweifelt dies und gibt dergleichen Fälle

mehr als Ausnahmen zu. Mir ist es trotz sorgfältiger Beobachtungen nicht gelungen, auch nur einen einzigen Fall, wo ein Trappenmännchen mit mehreren Weibchen gepaart gewesen wäre, zu constatiren, obgleich ich den grössten Theil meines Lebens in Gegenden zubrachte, wo Trappen häufig nisteten und ich ihnen stets besondere Aufmerksamkeit schenkte. Überall fand ich das Männchen in der Nähe des brütenden Weibchens als treuen Wächter. Mein Bruder fand jedoch einst in einem Getreidefelde von ca. 12 Morgen Grösse 4 Trappennester mit ganz kleinen Jungen und in diesem Falle ist es kaum anzunehmen, dass vier Trappenhähne sich in solcher Weise geduldet hätten. Es wäre daher wohl denkbar, dass hier ein Fall von Polygamie vorläge. Immerhin aber glaube ich annehmen zu dürfen, dass dergleichen Fälle zu den Ausnahmen gehören."

„Die Niststelle der Trappen, eine eingescharrte Vertiefung, welche gewöhnlich zwei, selten drei Eier enthält, befindet sich bei uns in der Regel am Rande eines Roggenfeldes, in der Nähe einer Wiese, eines Weizenfeldes oder von Sommerfrüchten und steht wohl verborgen im hohen Roggen, während die Trappen in dem niederen Getreide ihre Nahrung suchen, welche bei den Alten im Sommer grösstentheils aus Cruciferen, namentlich aus Hederich (Raphanistrum arvense), Leindotter (Camelina), Ackersenf (Sinapis arvensis) und kohlartigen Pflanzen, theilweise auch aus Insecten, ja Mäusen besteht, während die Jungen fast ausschliesslich animalische Nahrung nehmen. Es kommt jedoch nicht ganz selten vor, dass Trappen auf freiem, gepflügtem Lande nisten und so fest brüten, dass sie die Annäherung des Jägers bis auf wenig Schritte vertragen, ja es hat sich mehrfältig ereignet, dass so frei brütende Trappen so fest auf den Eiern sassen, dass sie übereggt wurden."

„Dies Unvorsichtigsein des Trappenweibchens steht im Widerspruch mit ihrem sonstigen, ausserordentlich vorsichtigen Benehmen, wie dies bei vielen Vögeln der Fall ist. Man hat trotz dieser Ausnahme Recht, wenn man den Trappen zu den allerscheuesten Vögeln rechnet. Wenn jedoch ausgezeichnete Naturforscher und namentlich N a u m a n n geneigt sind, den Trappen um deswillen für einen klugen Vogel zu halten, so kann ich mich dieser Meinung keineswegs anschliessen. Kluge Vögel sind leichter zähmbar als dumme, da sie im Stande sind zu lernen und sich in neue Verhältnisse zu finden, wie wir dies z. B. beim Kranich und den Krähenarten sehen. Beim Trappen dominirt die angegebene Scheuheit so, dass er sehr schwer zähmbar wird."

„Es ist ja gewiss, dass der Trappe in den meisten Fällen die Annäherung eines Menschen sorgfältig vermeidet, dass er gewöhnlich sofort die Flucht ergreift, wenn der sich nähernde Mensch durch irgend ein Hinderniss seinem Auge entschwindet, aber eine gewisse Entfernung so sicher einzuschätzen, wie manche andere Vögel, namentlich der Rabe, das vermag

der Trappe nicht, sondern er ergreift gewöhnlich schon in mehr als doppelter Büchsenschussweite die Flucht. Trotz der vielfachen Berührungen mit den Trappen, habe ich doch keine Eigenschaften bei denselben entdecken können, welche mich veranlassen könnten, sie für klug zu halten."

„Die Jagd ist ausserordentlich schwierig und gewährt dadurch ein besonderes Interesse, zumal das Wildpret der Trappen, besonders im Herbste und bei nicht ganz alten Vögeln, ganz vortrefflich ist. Man hat in früherer Zeit eigene Geschütze mit vielen Büchsenläufen zur Erlegung der Trappen construirt, eine Art Höllenmaschine, man will die Trappen auch mit Windhunden gehetzt haben, doch erscheint letzteres sehr unglaublich, da der Trappe fast stets die Annäherung rechtzeitig bemerken wird und sein Auffliegen nicht so schwierig ist, wie dies öfter behauptet wird."

„Da, wo der Trappe häufig ist, veranstaltet man bisweilen grosse Treiben oder Kesseltreiben, was, wenn das Terrain günstig, der Jagdbezirk ein grosser, auch oft von Erfolg begleitet ist, zumal die Trappen nicht leicht so hoch fliegen, dass sie dadurch ausser Schussweite kommen. Auch in kleineren Bezirken lassen sich solche Jagden mit Erfolg durchführen, wenn das Terrain dies begünstigt. Dazu gehört, dass man die Gewohnheiten der Trappen und die Richtung ihres Fluges kennt, welche sie von ihrem Standorte gewöhnlich einhalten. Führt nun nach der Seite in einer Entfernung von mindestens 500 — 800 Schritten ein befahrener Weg vorüber und ist derselbe mit Gräben oder Mauern versehen, so begibt sich eine Schützengesellschaft auf einem Wagen längs dieses Weges, und die einzelnen Schützen gleiten an passenden Plätzen von dem langsam fahrenden Wagen an ihre Posten. Ist die Schützengesellschaft auf diese Weise an ihre Plätze gelangt, so begeben sich ein bis zwei Treiber in sehr weiten Bogen um die Trappen, um dieselben zu bewegen, ihren Aufflug nach der Schützenlinie zu nehmen. Wesentlich dabei ist, dass die Annäherung der Treiber langsam und nicht in gerader Linie auf die Trappen ausgeführt wird, und dass ihre Bewegungen unbefangen und denen eines umherschlendernden Menschen ähnlich sind. Auf diese Weise werden die Trappen sehr oft den Schützen nahe kommen. Um einen wirksamen Schuss auf die vorüberziehenden Trappen zu machen, ist vor allen Dingen ein gutes Gewehr nothwendig Dasselbe muss mindestens das Caliber 12 haben und mit groben Schroten (nicht Posten) geladen sein. Ausserdem ist dabei zu beachten, dass der Schuss nie von vorne abgefeuert wird, sondern von der Seite oder halb von hinten und dass man sich nicht durch die Grösse des Wildes und durch die scheinbar nur mässige Geschwindigkeit desselben täuschen lässt und den Schuss zu weit nach hinten richtet, denn nur ein wund geschossener Trappe fliegt in der Regel noch weiter als das Auge des Schützen reicht. Der Flug der Trappen, besonders wenn er die Schützen gewahr wird, ist so schnell, dass diese grossen Vögel bei dergleichen Jagden gewöhnlich zu

kurz geschossen werden, wie ich Ähnliches hier und bei anderen grossen Vögeln öfters gesehen habe."

„Bei den vielen oft von Erfolg begleiteten Jagden auf Trappen, welche ich Gelegenheit hatte auszuführen, bewährte sich mir ein ländliches Fuhrwerk mit an den Seiten aufrecht stehenden Strohbunden und da, wo das Terrain einen Wagen nicht erlaubte, ein Reitpferd am besten und als Waffe die Kugelbüchse. Die Annäherung muss stets in weiten, sich allmälig verengenden Bogen geschehen. Sehr wichtig ist das Benehmen des Kutschers, denn wenn derselbe sich verleiten lässt, das Auge auf die Trappen zu richten, werden dieselben sich nicht nahe kommen lassen, und alle Mühe ist vergebens. Der hinter dem Stroh verborgene Jäger muss dem Fuhrmann vielmehr die Richtung der Fahrt angeben, hierbei nicht allein das Terrain, sondern auch die Bewegung der Trappen berücksichtigen und in Momenten, wo die Trappen sich besonders aufmerksam zeigen, jede Annäherung vermeiden, sondern zeitweise in derselben Entfernung bleiben. Wenn man so jede auffällige Bewegung vermeidet und seiner Waffe sicher ist, wird man auf diese Weise manchen Erfolg erreichen, und mit leichterer Mühe als auf irgend eine andere Art."

„Wie schon Naumann berichtet, scheuen die Trappen jede, auch eine geringe Veränderung an der Erdoberfläche an ihren gewohnten Standplätzen, und es ist daher schwierig, sie aus Erdhütten, selbst solchen, welche die Oberfläche des Bodens nur wenig verändert haben, zu berücken. Diese Jagd ist überhaupt nicht für Jedermann, da sie mehr als alle anderen Lauerjagden die Geduld des Jägers in Anspruch nimmt, indessen ist es für den Beobachter von Interesse, so scheue Vögel auf diese Weise in grösserer Nähe beobachten zu können. Da die Trappen von ihren Nachtquartieren stets sehr früh, zur Herbstzeit noch in der Morgendämmerung, an ihre Futterplätze ziehen, ist es unvermeidlich, dass der Jäger bereits früher in der Hütte ist und nicht etwa in der Ferne von den heranziehenden Trappen bemerkt wird; denn geschähe dies, so würden entweder die Trappen sich gar nicht in der Gegend niederlassen, oder doch die ihnen verdächtige Stelle tagelang meiden. Ebenso unzweckmässig ist, es die Hütte zu verlassen, wenn Trappen in Sicht sind, und dies unbestimmte Lauern macht diese Jagd den meisten Jägern, ja Allen, die nicht sehr kaltes Blut haben, wenig angenehm."

E. von Homeyer hatte sich zum Ansitz auf Trappen eine Schiesshütte zwischen einem alten Steinhaufen anbringen lassen, dass dadurch eine Veränderung der Örtlichkeit an der Stelle von den Vögeln nicht bemerkt werden konnte, und war die Nähe der Hütte auch mehrere Tage schon von Trappen nicht gemieden worden.

„Um mich nach langem Harren" — berichtet v. Homeyer weiter — „ohne die Trappen scheu zu machen, aus der Hütte entfernen zu können,

griff ich zu einem eigenthümlichen Mittel. Die Trappen standen seit geraumer Zeit in einer zu grossen Entfernung für den Büchsenschuss, dennoch versuchte ich dieselben wegzuschiessen, ohne dass sie mich sahen. Dies gelang mir gewöhnlich erst nach dem dritten oder vierten Schusse, wenn die nahe einschlagende Kugel sie mit Erde bespritzte. Die Trappen waren offenbar nicht im Stande, den Schuss vom Donner zu unterscheiden."

„Im August kann man bisweilen zufällig in Kartoffelfeldern oder an den Rändern der Getreidefelder junge Trappen schiessen, auch ist mir ein sicherer Fall bekannt, wo zur Winterzeit ein ganzer Flug Trappen eingefangen wurde, denen bei starkem Glatteise die Flügelfedern zusammengefroren waren."

Gerade zu der Zeit, als wir dies niederschreiben — den 26. Januar 1879, wo grosse Strecken unserer Heimath mit einer Eiskruste überzogen sind, eine Calamität, die in arger Weise die Thierwelt schädigt — erfahren wir, dass in der nahen Lahnebene und einem Seitenthale derselben mehrere ermattete, des Weiterstreichens unfähig gewesene Gross-Trappen von Landleuten gefangen worden seien. Wir kamen zu spät an den betreffenden Ort, wo zwei Exemplare — ein junger Hahn und eine Henne — von einem Landmann eingebracht und einige Tage von demselben in seinem Gehöfte gehalten worden waren. Beide Trappen hatten sich bereits an die ihnen gereichte Nahrung von Körnerfrüchten, Brod und Kartoffeln gewöhnt, waren aber beide, der eine schon einen Tag früher an einer Schusswunde, der andere in Folge von einigen Schlägen, welche er beim Einfangen empfangen, verendet. Beide Vögel hatten sich dem Einfangen stark widersetzt und mit den Schnäbeln eifrig um sich gehauen.

Der Zwergtrappe. O. tetrax.

Diesem interessanten Kleinbilde der Trappenfamilie glauben wir nicht vorübergehen zu dürfen, da er sich neuerdings nach den verdienstvollen, unablässigen Beobachtungen und Ermittelungen von Pfarrer W. Thienemann zu Gangloffsömmern als Brutvogel Thüringens thatsächlich eingefunden hat.

Der Vogel tritt in schön gefärbtem Kleide auf. Der schwarze Kopf und Hals des Hahnes wird von zwei gewundenen weissen Binden durchzogen, von welchem die eine hinter den Augen über die Wangen schief nach der Gurgel läuft, die andere, quer vom Kropfe ausgehend, sich gewunden über die hintere Partie des Halses nach dem Hinterkopfe verliert. Der Vorderkopf ist hell fahlgelb, braun quergefleckt; der Oberkörper erscheint auf licht röthlichgelbem Grunde mit schwärzlichen Wellen gezeichnet. Die Flügelmitte (d. h. die Handschwingen zweiter Ordnung) ist rein weiss, stellt also einen Spiegel her, sowie denn der Schwanz inmitten zweier weissen Binden, wovon die eine die Enden des Schwanzes begrenzt, von

einer dunkel gewellten durchzogen und die ganze Unterseite weiss ist. Die blassere Henne entbehrt der schwarz-weissen Bindenzeichnung des Hahnes. Die Jungen besitzen eine mehr in's Grau spielende Färbung und gleichen der Henne. Der Zwergtrappe hat die Grösse eines gewöhnlichen Haushuhnes. Nach Thienemann's Angaben misst der Hahn 0,5 m. in der Länge bei 1 m. Flugweite, während die Henne nur 6 cm. kleiner ist, also waltet eine sehr geringe Grössendifferenz zwischen beiden Geschlechtern, wie sie umgekehrt beim Grosstrappen stattfindet.

Die Verbreitung des Zwergtrappen erstreckte sich seither über die südeuropäischen Länder, wohl auch über Nordafrika und einen Theil Asiens, In unserer gemässigten nördlichen Erdhälfte hat man ihn noch nie anders als einen verflogenen Irrling (!) erkannt. Erst in allerneuester Zeit siedelte er sich hier und zwar im nördlichen Theile unseres Vaterlandes schon einige Jahre (seit 1875) regelmässig an.

Was man seither über den Aufenthalt des Zwergtrappen berichtet, dass er nämlich nicht so ausschliesslich wie der Grosstrappe die baum- und strauchfreie Ebene, sondern auch das hin und wieder von Baum und Strauch bewachsene bergige Terrain bewohne, bestätigt vollkommen sein plötzliches Erscheinen und wiederholtes Brüten bei Gangloffsömmern, Lützensömmern bis Sömmerda, Langensalza südlich bis gegen Erfurt, südwestlich bis nach Gotha in Thüringen. Thienemann gebührt auch das Verdienst, für den neuen befiederten Bürger unserer heimischen Gaue Sehutzmassregeln des Königlich Preussischen Staates, der Herzoglich Gotha'schen, der Fürstlich Reussischen, der Schwarzburg-Sondershausen'schen und Rudolstädt'schen Regierungen erwirkt zu haben, und es steht zu hoffen, dass die Jagdschutzvereine, sowie jeder ächte deutsche Waidmann und Naturfreund die Schonung dieses interessanten Vogels in ihren Kreisen sich angelegen sein lassen, damit er nicht der Unbesonnenheit und Gewissenlosigkeit der Sonntagsjäger, namentlich aber nicht der bummelnden, gefährlichen Gesellschaft der Eier sammelnden sog. Oologen zu Opfer fällt.

Wir geben hier auszüglich das Wichtigste von Thienemann's Mittheilungen über unseren Vogel, welche der gedachte Beobachter im XVI. Jahrgang von 1875 und im XVIII. Jahrgang von 1877 des „Zoologischen Garten" veröffentlicht hat.

Der Zwergtrappe kommt alljährlich als Zugvogel im Frühjahre — Mitte oder in der zweiten Hälfte des April — in kleinen Flügen von einem Dutzend und mehr Stück bei uns an und verlässt uns im Herbst — gewöhnlich vor Mitte des October — wieder. Sofort nach Ankunft der Flüge lösen diese sich bis zu einzelnen oder zwei Exemplaren auf. Die Paarung tritt jedoch erst zwei Wochen nach der Ankunft ein, innerhalb welcher Zeit die Hähne ein weites Gebiet unstet durchstreichen.

Von einer Polygamie bei den Zwergtrappen hat Thienemann bis

jetzt noch nichts gewahrt, auch ein Balzen derselben noch nicht beobachten können.

„Da, wo fast aller Baumwuchs fehlt" — berichtet der mehrerwähnte Beobachter — „wo höchstens an den Landstrassen einzelne Pflaumen- oder Kirschbäume stehen oder nur ganz vereinzelt ein niedriges Gebüsch von geringem Umfange den Abhang eines Hügels ziert; da, wo der schirpende und trillernde Grauammer häufig wohnt, und die Korn- und Wiesenweihe ihr Revier in leichtem, schwankendem Fluge absucht und ihren Horst im hohen Wintergetreide anlegt, da brütet auch der Zwergtrappe im hohen Kleefelde .... Nirgends hat man hier bis jetzt sein Nest gefunden als im Klee oder in der rothblühenden Esparsette. Das Weibchen legt in kurzen Zwischenräumen seine 3 bis 4 Eier, auf denen es, sobald das Gelege vollzählig ist, äusserst festsitzt. Man kann getrost das ganze Feldstück kreuz und quer durchgehen; ohne dass es sich stören läst. Weder fliegt es auf, noch kriecht es ungesehen fort. Vor dem scharfen Auge der Raubvögel wird es theilweise durch sein erdfarbenes Federkleid des Oberkörpers geschützt, theilweise durch die hohen grünen Kleestengel, welche sich laubartig über dem Neste wölben. Den Angriff der Weihen kann es auch mit Erfolg zurückschlagen, nicht so den des Taubenhabichts (Astur palumbarius); aber dieser kecke und gefährliche Räuber kommt glücklicher Weise nur in der Strich- und Zugperiode zu uns und auch dann nur auf kurze Zeit. Gleichwohl erlag ihm im Herbst vergangenen Jahres ein stolzes junges Männchen."

Die Niststelle ist eine gescharrte Dälle in einer Ausdehnung von 20 cm. in der Breite und 6 cm. Tiefe, grob bekleidet mit trockenen Stengeln, welche am Rande des Nestes noch einige cm. über den Boden ragen, worüber in der Nestmulde noch eine Lage von feineren Stengeln und Blättern, in einem Falle die der Trespe, und andern Gräsern sich befindet. Die eigenthümlich fettglänzenden, dunkelolivengrünen Eier sind mit ziemlich regelmässig vertheilten, bald an der Spitze und Basis spärlicher auftretenden, bald wieder daselbst sich verdichtenden deutlichen und verwaschenen Längsflecken von leberbrauner Farbe versehen.

Das „Männchen hält sich" — nach Thienemann — „stets in der Nähe des brütenden Weibchens auf und ist dann auf dem Kleestücke, wo es sein Heim sich gegründet hat, oder wenigstens auf den angrenzenden Feldern ziemlich sicher anzutreffen. Manchmal bleibt es im hohen Klee halbe Tage lang verborgen, manchmal betritt es angrenzende Brachäcker und liegt daselbst eben so lange der Kerbthierjagd ob. Im Ganzen scheint es also Anhänglichkeit an das brütende Weibchen zu haben, welche man sonst bei polygamischen Vögeln meist vermisst. In den Frühstunden, wenn das Weibchen vom Neste geht, äsen dann beide Gatten mit einander. In der zweiten Hälfte des Juni schlüpfen die Jungen aus den Eiern und ver-

lassen als echte Nestflüchter auch sofort mit der sorgsamen Mutter die Niststätte, ja, wenn etwa Gefahr droht, wohl auch das heimathliche Kleestück, um in dem mehr Sicherheit gewährenden Getreidefelde sich zu verbergen. Anfangs geht die Wanderung bei der Unbeholfenheit der Kleinen nur langsam, und die vorsichtige Alte, welche sich ganz wie eine Gluckhenne geberdet, das Gefieder sträubt, die Flügel hängen lässt und langsamen Schrittes bald vorwärts schreitet, bald umkehrt, bald um das hülflose kleine Herdlein herumgeht, fängt ihren Kindern dabei Kerbthiere, welche sie ihnen mit dem Schnabel vorlegt und die auch sofort angenommen werden. Die kleinen bunten, mit braunem und gelbem Flaum bedeckten Küchlein gleichen an Grösse den jungen Haushühnern desselben Alters, sind aber mit verhältnissmässig längerem Halse und längeren Beinen begabt und besitzen das grosse, listig (?) dreinschauende Trappenauge, welches sie sofort von jenen unterscheidet. Die Stimme dieser Jungen ist auch nicht das feine Piepen der Hühnchen, sondern mehr ein zartes „Jaupen“ der kleinen Truthühner oder das Geschrei der eben ausgekrochenen Pfauen.“

Diese Beobachtung Thienemann's stimmt mit der, welche Külz in den russischen Steppen an unserm Vogel angestellt hat, überein.

Das Männchen oder besser der Hahn ist bei den jungen im Dunenkleide hingegen noch nicht gesehen worden, selbst in einem Falle nicht, wo die Henne sehr ängstlich um bedrohte Junge herumstrich. Es lässt dieser Umstand deshalb noch der Vermuthung Raum, dass eine wenn auch nur mässige Vielehe bei den Zwergtrappen stattfinden könne.

Der Vogel soll Ähnlichkeit in Gang und Wesen mit dem Grosstrappen haben. Doch werden seine Bewegungen zierlicher, sein Flug oder Strich und sein Lauf als gewandter bezeichnet. Er ist, abweichend von seinem einheimischen Verwandten, vorzugsweise ein Kerffresser.

Das Wildpret des Zwergtrappen soll vortrefflich sein.

Das sind bis jetzt die wesentlichsten Züge des neu in unsere heimischen Gaue eingekehrten Vogels, für dessen nähere Lebensweise noch ein ergiebiges Feld der Ergründung und Beobachtung offen steht.

Die Sippe Dickfüsse. Oedicnemi.

Den Übergang von den Trappen zu den Regenpfeifern vermitteln unserer Ansicht nach die Dickfüsse oder Triele. Es sind grössere Vögel als die Regenpfeifer, welche sich hauptsächlich durch ihre dicken Fersenglieder an den hohen Läufen mit drei breitsohlichen, kurzen, halbgehefteten Zehen, ihrem dicken, hochstirnigen, grossäugigen Kopfe, einem ungefähr kopflangen, seitlich zusammengedrückten, tiefgespalteten Kolbenschnabel und einem lerchenfarbenen (getäfelten) Gefieder im Äussern kennzeichnen. Sie leben in sandigen, baumlosen Einöden, sind Nachtvögel und

ernähren sich von kleinen Wirbel- und niederen Thieren. Es sind schnelle Läufer, baben aber einen ziemlich matten Flug. Die Unterfamilie oder Sippe weist wenige Arten auf, welche dem Osten angehören.

Der europäische Triel, Dickfuss oder grose Brachvogel. Oedicnemus crepitans.

Wir müssen diesen Vogel wenigstens scizziren, da er im nordöstlichen Vaterlande als Brutvogel, wiewohl nicht häufig, erscheint. Sein Gefieder ist auf der Oberseite und der Brust lerchenfarben, über und unter dem Auge bis an die Mundspalten ziehen weissliche Striche, und über den Oberflügel laufen parallel zwei weisse Querbinden, während die Schwingen und die Schwanzspitze die dunkelbraune oder schwarzbraune Farbe tragen. Die Kehle und der Bauch sind weiss. Das grosse, lebhafte Auge hat eine goldgelbe Iris.

Der Vogel belebt die wüsten, kahlen Flächen des südöstlichen und südlichen Europa's, namentlich die dürren Strecken einiger Inseln des Mitttelmeeres und die Einöde des spanischen Campo; ferner Afrika und das westliche Asien.

Aber wie er hiernach in diesen Ländern die baum- und strauchlosen Striche liebt, also den Wald förmlich meidet; so sucht er merkwürdiger Weise in Deutschland zwar sandige, aber mit Kieferndickichten bewachsene Strecken.

Der schon äusserlich auffallende Triel zeigt auch im Benehmen und seiner ganzen Lebensweise dem Beobachter Absonderliches. Ein Einsiedler in hohem Grade, der sich von der Vogel- und übrigen Thierwelt streng absondert, setzt er sich nichtsdestoweniger durch seine rege Aufmerksamkeit mit seiner Umgebung in genaue Kenntniss. In der Wüste drückt er sich bei nahender Gefahr glatt auf die Erde, durch sein gelbbraunes Gefieder mit derselben verschwimmend; in den sandigen, kiefernbewachsenen deutschen Lehden aber sucht er in schnellem Laufe die schützende Dickung. Er weiss vermöge seiner Intelligenz also seine Umgebung wohl zu benutzen. Sein Gang ist trippelnd, sein Flug weniger gewandt als der der Regenpfeifer, etwas matt und schwankend. Erst in der Dämmerung und Nacht wird er rege und macht sich durch seine lautschallende Stimme „Gräiit" bemerkbar. Er streicht in der Dämmerung und Nachts auf Triften und Felder, daselbst Insecten, Schnecken, Regenwürmer und andere niedere Thiere zu erbeuten, dabei ziemlich grosse Steine umwendend und in der Crescenz und dem Boden mit seinem starken Schnabel visitirend. Tags hält er sich verborgen hinter Gebüsch, Erderhöhungen und Steinen, ist scheu und weiss sich der Gefahr rechtzeitig durch Lauf und auch nothgedrungen durch Wegstreichen zu entziehen. Naumann hat ihn beobachtet, dass er Mäusen und andern kleinen Thieren auflauert und sie mit seinem spitzen, kolbigen Schnabel tüchtig bearbeitet, ehe er sie verschluckt.

In der Paarzeit kämpfen zuweilen die männlichen Triele. Das Nest, welches man in Form einer muldigen Vertiefung auf dem Boden zu Ende Aprils findet, enthält gewöhnlich nur zwei erdfarben grundirte mit braunen, olivenfarbenen oder auch schieferfarbenen Flecken, Schnörkeln und Schmitzen versehene, übrigens sehr abändernde Eier von der Grösse gemeiner Haushühnereier. Sechszehn Tage währt die Bebrütung, nach welcher die Jungen als echte Nestflüchter alsbald nach ihrer Abtrocknung den Alten folgen. Ihr erdfarbenes Dunenkleid ist dunkler gestreift und gefleckt, ihre Nahrung besteht anfänglich aus Inseckten und Gewürm. Die alten Vögel erbeuten auch kleinere Wirbelthiere, wie schon oben erwähnt; ihre Hauptnahrung beziehen sie aber aus dem Heere der Insecten und Weichthiere.

Der Dickfuss ist ein Zugvogel, der uns im September verlässt und Anfangs April sich wieder bei uns zeigt. Er zieht als Nachtvogel nur bei Nacht.

Die Familie der Regenpfeifer. Charadrii.

In dieser wie in den nachfolgenden Familien begegnen wir den mittelgrossen und kleineren Gestaltungen, im Wesentlichen den Miniaturbildern der Hühnerstelzen. Die Regenpfeifer sind meist niedliche Sumpfvögel, deren Betragen viele liebenswürdige Seiten dem beobachtenden Blicke darbietet, und in deren ganzer Lebensgeschichte des Interessanten und Eigenthümlichen in keinem geringen Grade sich entfaltet. Das Volk hat die Vögel dieser Familie treffend getauft, und die Wissenschaft hat diesen Taufnamen aufgenommen, weil sie keinen besseren dafür geben kann; das Volk lässt diese Vögel veränderliches Wetter verkünden, anpfeifen; der Forscher muss diesem, der Natur richtig abgelauschten Zuge seine Anerkennung zollen.

Das allgemein Charakteristische der Familie lässt sich in folgenden Zügen erblicken. Den bedeutenden, hochstirnigen und eckigen Kopf beleben grosse, sprechende Augen; der seichtgespaltene Schnabel, kürzer als der Kopf, zeigt schmale Naslöcher in einer grösseren häutigen Umgebung und eine harte, kolbige Spitze. Die ziemlich langen, spitzen und schmalen Flügel, an welchen die beiden äussersten Handschwingen die längsten sind, bilden an ihren Oberarmen einen sog. After- oder Eckflügel. Die zusammengelegten Flügel bedecken meist ganz den kurzen, keilförmig abgerundeten Schwanz, der aus 12 Federn besteht. Das Gefieder ist weich, dicht und glattanliegend, wechselt nach der Jahreszeit und zeigt namentlich in der Frühjahrsmauser in den kleinen Federn auffallende Zeichnungen und Färbung. Die dreizehigen Füsse, an welchen eine hintere vierte meist fehlt oder höchstens klein und verkümmert vorhanden, sind breitbesohlt und halb geheftet. Eine grosse Rührigkeit und ein munteres Wesen, getragen von Gewandtheit in den Bewegungen, lässt die Regenpfeifer als die unruhigsten und schnellsten aller Stelzvögel erscheinen. Ihr Lauf sowohl als

ihr Flug sind gleich gewandt, sowie anmuthig. Den Gang kennzeichnet ein oft unterbrochenes Rennen, den Flug ein behendes, weites Ausgreifen; rasche Wendungen und in der Paarzeit vielfach kühne und interessante Lufttouren gehören ebenfalls zu den Eigenthümlichkeiten. Die Stimme ist hell und lautklingend, angenehm, namentlich in der Paarung triller- und gesangartig. In allen Erdtheilen sind Arten vertreten, manche davon haben grosse Verbreitung. Sie bewohnen offene Gegenden mit niederem Wachsthum oder mit ganz unbenarbtem Boden, gewöhnlich stille, weite Ebenen, hier mehr von Gewässern durchschnittene, dort trockene, sandige. Alle lieben als rege Läufer ein plattes, planes Terrain, wenigstens mehr oder weniger freie Stellen, auf welchen sie sich unbehindert herumtreiben können. Die Nahrung besteht ausschliesslich aus kleinen Erdthieren, Insecten und Würmern. Sie nisten in Erdvertiefungen mit wenig oder gar keiner Nestbekleidung. Das birn- oder kreiselförmige Gelege besteht aus 3—4 Eiern, welche kreuzweis, mit ihren Spitzen sich berührend, in der Nestmulde liegen. Die Eltern zeichnen sich durch eine warme, rückhaltlose Liebe zu den Jungen aus. Es sind Zugvögel, die auf ihrer Reise vielfach die offenen Brachfelder bei uns besuchen, woher manche Arten die Benennung „Brachvögel“ tragen. In dicht gedrängten, oft ansehnlichen Flügen verlassen sie die Heimath im Herbste und kehren im Frühlinge zurück.

Man kann, wie viele neuere Forscher in einer grossen Neigung zur Trennung thun, die Familie der Regenpfeifer in Unterfamilien oder Gruppen unterscheiden. Nur mit Widerstreben folgen wir hier insoweit diesem Gange, als wir eine Sichtung andeuten, es jedem unserer Leser überlassend, diese kleineren Schranken innerhalb des grossen Rahmens der Familie sich wegzudenken.

a) Gruppe Goldregenpfeifer, Charadrius,

mit gänzlich fehlender Hinterzehe, schwachem gestrecktem Schnabel und stämmigen Füssen. Man könnte diese Gruppe auch, wie Oken gethan, in die Halsbandregenpfeifer, Aegialitis, und die bunten Brachregenpfeifer, Pluvialis, scheiden; wir stehen aber, abhold grosser Zersplitterung, gerne von dieser Scheidung ab.

Der Goldregenpfeifer. Ch. auritus.

Dieser wegen seines schimmernden Oberkleides sobenannte und auch das grüne Dütchen getaufte Vogel von Turteltaubengrösse ist ein Bewohner des nördlichen Europa und Asien bis Island und Lappland hinauf, in Sibirien, am Eismeer und der Hudsonsbay, auf den ausgedehnten, sterilen Haidestrecken, Moorgegenden und Wüstungen ohne eigentlichen Sumpf zu Hause. Namentlich kommt er auf den Hochmooren und Haiden Skandinaviens bis zur Küste des Eismeeres vor und zieht sich bis nach Sibirien.

Südlich geht er nicht weiter als Deutschland und Ungarn. Er ist zu finden als nicht sehr häufiger Brutvogel in der Lüneburger Haide und in den Oldenburgischen Niederungen. Sein Kleid ist folgendermassen gefärbt. Der ganze Oberkörper ist schwarz, übersät mit kleinen grün- oder goldgelben Flecken, die Unterseite des Frühlings- und Sommerkleides kohlschwarz, vom Kopf und Hals bis zum Bauche herunter beiderseits eng weiss begrenzt, im Winter- und Jugendkleide aber weiss mit graugelblichen Flecken auf Hals und Brust. Die unteren Flügeldeckfedern sind weiss, Fuss und Schnabel schwarz.

Der Vogel ist einer der schönsten seiner Familie. Äusserst hurtig in seinen Bewegungen, rennt er eben weite Strecken dahin, um sodann wieder ebenso bedächtig als anmuthig einen Fuss vor den andern zu setzen. Wie sein Lauf zierlich, so ist auch sein Flug mit abwechselnden Schwenkungen und Bogenzügen, namentlich zur Paar- und Brutzeit, eine wahre Augenweide. Oft, sowohl sitzend als im Fluge, lässt er sein helltönendes „Tlüi“ oder „Klüi“ hören, das gewöhnlich in Einer Silbe klingt, manchmal aber auch zweisilbig vorgetragen wird und dann eine etwas wehmüthige Betonung erhält. Wir haben diesen Ton beim Durchzuge des Thierchens Abends und Nachts im März in den Wiesenebenen der Wetterau oft vernommen und an seiner wohlthuenden, melodiösen Weichheit und Klangfülle uns erfreut. Höher steigert sich aber seine Stimme in der Hochzeit seines Lebens zu einer lieblichen, trillerartigen Tour, die Brehm mit „Talüdltalüdletalüdletalüdle“ bezeichnet.

In dem kunstlosen Neste einer flachen Erdmulde finden sich 3—4 glanzlose, verhältnissmässig grosse, birnförmige Eier, deren olivenfarbener, bald trüberer, bald hellerer Grundton verschiedentlich durch kranzförmige oder gehäufte dunkelbraune oder braunröthliche Zeichnung bedeckt ist. Bei Annäherung an das Nest läuft das Weibchen davon, während der männliche Vogel den Störer fliegend mit „tlüi“ umfliegt. Die Jungen entlaufen nach dem Trockenwerden ihres moosfarbenen Wollkleides sogleich dem Neste und bewähren sich sofort geneigt und bewandert in der Kunst des Verkriechens. Nunmehr umschwärmt auch das Weibchen ängstlich den Besucher des Nistortes. Die Nahrung des Goldregenpfeifers besteht ausser der hauptsächlichen von Käfern, Larven, Regenwürmern und anderen niederen Thieren auch aus Sämereien, Beeren, wie Rausch- und Heidelbeeren, auch Graskeimen. Grosses Bedürfniss ist dem Vogel ein Bad, das er allabendlich nimmt und fleissig dabei trinkt.

Unsern niedlichen Vogel charakterisirt Droste-Hülshoff in seiner „Vogelwelt der Nordseeinsel Borkum“ folgendermassen: „Sein dicker Kopf und die schmalen, weitausgestreckten Flügel lassen ihn alsbald erkennen. An den Kiebitzregenpfeifer erinnert er allerdings bedeutend, doch charakterisirt ihn die dunklere Färbung und der schmächtigere Bau. Er ist ein

gewandter, schneller Flieger, welcher die Flügel ein wenig krümmt, wodurch sie ein sichelförmiges Ansehen erhalten. Die Schwingungen sind tief und nicht sehr rasch. Im Stehen ist seine Körperhaltung ziemlich aufgerichtet. Verfolgt, sucht er anfangs in ruckweisem Laufen auszuweichen, wobei er die Gewohnheit hat, wenn eben möglich, auf einem kleinen Hügel Halt zu machen, um sich von dort aufmerksam umzuschauen. Ehe er fortfliegt, dreht und wendet er den Körper, als ob er unschlüssig sei, und reckt die Flügel über den Kopf aus, und alsdann enteilt er schnell mit lautem Rufe. Er ist sehr vorsichtig, sodass es nicht leicht gelingt, ihm auf freiem Felde schussmässig nahe zu kommen, dagegen lässt er sich leicht durch eine gute Nachahmung seines Locktones bewegen, dicht vorüber zu streichen. An Seinesgleichen ist er sehr anhänglich, sodass beim Erlegen eines Goldregenpfeifers aus einem Fluge stets der ganze Schwarm nochmals zurückkehrt und durch eifriges Locken den Todten zur Flucht ermuntert. Gegen andere Vögel ist er, mit Ausnahme der Staare, nicht so gesellig, und ich habe gesehen, wie er Rothschenkel durch Schnabelhiebe vertrieb. Dennoch findet man Strandläufer von eben jener Art in seinen Flügen, sowie ferner Limosen und Brachvögel, und selbst eine Tringa subarcuata (bogenschnäbliger Strandläufer) wurde aus einer Gesellschaft Goldregenpfeifern heraus geschossen. Goldregenpfeifer-Schwärme erinnern von weitem sehr an Staare, da jene wie diese gleich dicht gedrängt fliegen. Nur auf dem Zuge sind sie stets geordnet, in eine schräge oder gerade Linie, seltener in einen Haken. Sie ziehen am Tage so gut, wie bei Nacht.“ — Mehrmals haben wir Flüge gegen Abend in engschenklichem Zifferzuge über die Ebenen der Wetterau hoch dahin ziehen sehen. — E. F. von Homeyer sagt vom Goldregenpfeifer folgendes sehr Bemerkenswerthe: „Leider erscheint dieser ausserordentlich nützliche Vogel von Jahr zu Jahr seltner in den deutschen Küstenländern. Während in früherer Zeit die Felder in jedem Herbste von unzähligen Schwärmen dieser Vögel belebt waren, erscheinen sie jetzt nur in einzelnen, oft kleinen Gesellschaften und sind in manchen Jahren wenig zu sehen. Das macht sich auch für den Landmann entschieden bemerklich, denn in früheren Jahren hat man von sogenanntem Madenfrass in den Saaten lange nicht so viel gehört, als in jetziger Zeit. Der Goldregenpfeifer ist nämlich der Hauptfeind der Saateule (Agrostis segetum) in ihrem Raupenzustande. Die Raupe dieses Schmetterlings, welche unter der Erde lebt und dort die jungen Weizen- und Roggenpflanzen oft in der ersten Entwicklung vernichtet, kommt zur Nachtzeit regelmässig über die Erde, um auch die jungen, kaum entwickelten Blätter in ihre Gänge zu ziehen. Der Goldregenpfeifer nun ist ein halber Nachtvogel (man sieht dies schon an den ungewöhnlich grossen Augen) und vorzugsweise in der Abend- und Morgendämmerung thätig, oft sogar die ganze Nacht, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man in stillen, hellen Nächten auf die

Felder geht und aufmerksam auf die Stimmen und den Flug dieser Vögel achtet."

Ch. Fritzsch hat im Magen eines Goldregenpfeifers 50 Häute der Agrostis segetum gefunden. Der Goldregenpfeifer ist wegen seines essbaren, dem Schnepfenwildpret ähnlichen Fleisches ein gesuchter Jagdvogel, aber, scheu und flüchtig wie er ist, nicht so leicht zu erlegen.

Der Mornellregenpfeifer. Ch. morinellus.

Als ein sehr vereinzelter und seltener deutscher Brutvogel des Riesengebirges (auch der Sudeten) in einer Meereshöhe von 1500—1600 m. von Beobachtern aufgeführt, wollen wir nicht unterlassen ihn wenigstens kurz zu erwähnen.

Von der Grösse einer Drossel, zeigt er im Wesentlichen ein mäusegraues Colorit mit einem rosafarbenen Anhauche an den Federkanten. Über den Augen tritt ein weisser, sich nach dem Nacken verlierender Strich hervor, zwischen Hals und Brust zieht ein schmales weisses Band die Quere, während die Unterbrust im Sommer ein hell rostfarbenes, inmitten schwarzes Schildchen markirt, das jedoch dem Winterkleide fehlt. Des Schildes, sowie des Halsbandes ermangeln die ohnedies mit weisslichen Federkanten versehenen und am Bauche trübweiss gefärbten Jungen. Die Beine sind grüngelb.

Dieser Regenpfeifer — auch mancherorten zum Unterschiede des vorigen das gelbe Dütchen genannt — bewohnt die Hochplateaus und einsamen Haideflächen Skandinaviens über der Baumgrenze, die Hochgebirge des nördlichen Russlands und Schottlands, ja er zieht sich bis in die Gebirge über die Tundern Sibiriens. Ein Zugvogel, wandert er schon im August nach Süden zu den Mittelmeerländern und weiter bis Kleinasien und Nordafrika. Im April kehrt er zur Heimath zurück, sogleich sein Brutgeschäft beginnend. Im Mai und Juni findet sich das flache, mit wenig Geniste ausgelegte Nest in einer Erdvertiefung, mit 3—5 Eiern belegt, welche im Ganzen denen des Goldregenpfeifers ähneln, aber mehr gefleckt erscheinen. Das Weibchen brütet sehr fest auf den Eiern und lässt sich sehr nahe kommen, ehe es aufsteht. Brehm schildert den Vogel auf den Skandinavischen Gebirgen als sehr wenig scheu, vertheidigt ihn aber gegen die Behauptung einiger Schriftsteller, er sei dumm. Die Stimme des in seinem Fluge gewandten und in seinen Bewegungen überhaupt anmuthigen und behenden Vogels soll höchst angenehm wie „Dürr" oder „Dürü" klingen, sein ganzes Wesen liebenswürdig und gesellig sein. Brehm nennt ihn die unbedingt anmuthigste Erscheinung der Skandinavischen Hochgebirge. Namentlich kennzeichnet er das Familienleben dieser, wie gezähmte Thierchen dem Besucher der einsamen Höhen vertrauenden Vögel reizend und die Anhänglichkeit der Alten an die beflaumten Jungen rührend, sodass er sich

nicht bewegen konnte, mehrere einst von ihm gefangene junge Regenpfeifer zu behalten, sie vielmehr der besorgten Alten thierfreundlich wieder überliess.

Sein Wildpret wird als das feinste alles Jagdgeflügels bezeichnet.

Der Flussregenpfeifer. Ch. fluvialis s. minor.

Etwa von Lerchengrösse, präsentirt sich dieses äusserst niedliche Stelzvögelchen als das kleinste der ganzen Ordnung. Sein Obergewand zeigt einen erdfarbenen Ton, nur die Stirne markirt ein breites weisses Feld, beiderseits von schwarzen Bändern begrenzt. Der Kopf ist bis in den Nacken kohlschwarz, die Unterseite weiss, das dunkle Auge schön gelb umringt, der Schnabel und Zügel sind schwarz und die Beine gelblichfleischfarben.

Dieser auch in unserm Vaterlande einzeln als Brutvogel vorkommende Regenpfeifer bewohnt ganz Europa und den grössten Theil von Asien. Das nördliche Afrika beherbergt ihn wahrschei nich blos als Zugvogel. Er kommt zu uns zurück im März und zieht Ende August oder Anfangs September weg. Sein Zug geschieht in grossen Flügen. Er ist ein ausgeprägter Süsswasservogel und bewohnt blos die Binnenwasser und nistet auf steinigen Flussufern, woselbst er sich eine flache Mulde in den Boden kratzt, in welcher Mitte Mai 4 kleine, dem Kiessande zum Verwechseln ähnliche Eier erscheinen, die auf gelblich-röthlichem Grunde aschfarben und dunkler gezeichnet sind. Die Eier sollen nur bei Regenwetter und des Nachts von den Vögeln bebrütet, Tags über aber den Sonnenstrahlen überlassen werden, welche den Flusssand hinlänglich erwärmen. Übrigens bleibt dies sorgfältiger, bewährter Beobachtung genau festzustellen noch vorbehalten. Rohweder weisst schon bei dem Sand- und Seergenpfeifer auf die irrthümliche Angabe mancher Schriftsteller hin, als bebrüteten die genannten Arten ihre Eier nicht; ähnlich wird es sich auch mit unserem Zwerge verhalten. Nach der zweiten Woche erscheinen die flaumigen Jungen, ächte Nestflüchter, die sich schon in der dritten Woche so selbstständig entwickelt haben, dass sie sich allein ernähren. Allerlei Kerfe und deren Larven, sowie Weichthiere bilden die Nahrung, die sie emsig unter dem Kiesgestein hervorheben. Bad und Trinken ist ihnen tägliches Bedürfniss. Ihrem Wesen nach sind sie ächte Regenpfeifer, welche durch ihr niedliches Betragen und ihre Munterkeit allgemein gefallen. Ihre Lockstimme klingt wie die ihrer Verwandten hell und wohltönend. Brehm gibt als Lockton ein „Dia“ oder „Diä“ an und bezeichnet den Warnruf mit „Diü“, während Droste-Hülshoff den ersteren als ein feines „Tit, tit“ schildert.

Auch des Sandregenpfeifers, Ch. hiaticula,

müssen wir erwähnen, da er auf den Nordseeinseln brütet.

Die Befiederung des Oberkörpers ist graubräunlich, Stirne, Hals und Unterseite weiss, Wangen, Zügel und Scheitel mit einem schmalen Strich

über dem Schnabel schwarz, letzterer vorn schwarz, an der Wurzel gelb, ebenso die Füsse. Den Unterhals ziert ein breites schwarzes Halsband, wovon der Vogel auch den Namen Halsbandregenpfeifer trägt.

Droste-Hülshoff hat das Thierchen von Drosselgrösse als Brutvogel auf Borkum beobachtet, ebenso Roweder auf den nordfriesischen Inseln. Ersterer führt als seine westlichste Verbreitung Grönland an, als Grenze seines nördlichen Vorkommens Island, die Faröer-Inseln, den Strand Skandinaviens bis zum Nordkap hinauf und die Gebirgswasser bis zur Schneegrenze, sowie Spitzbergen, ostwärts Lappland und das nördliche Russland. Seine südliche Verbreitung bis zum Mittelmeere als Brutvogel wird bezweifelt. Seinen Zug hingegen dehnt er weit nach Afrika hinein, dem Nil hinauf bis über den 12° n. Br. und die Küsten entlang sogar bis zum Cap der guten Hoffnung aus.

Beide Schriftsteller stimmen in der Angabe des Vorkommens des Halsbandregenpfeifers überein. Nach Rohweder bewohnt der Vogel besonders häufig den sog. Ellenbogen auf Sylt, ebenso zugleich mit der folgenden Art die Insel Hörnum, daselbst gleichwohl auf dem Grünland und in den Dünenthälern der Inselmitte und auf dem sand- und steinreichen Seeufer vorkommend, welches von der Fluth verschont wird. Gerade so fand ihn Hülshoff neben Zwergschwalben-Colonien auf dem Muschelgerölle des Strandes, unmittelbar am Fusse der Dünen, und wiederum in den von glaux maritima begrünten Strichen der Glaux-Wiesen. Seine Nester fand Hülshoff freistehend, in der Form von napfförmig gescharrten Vertiefungen mit 3—4 (nach Rohweder aber regelmässig mit 4), der sandigen Umgebung täuschend in Grundton und Zeichnung ähnlichen kreiselförmigen Eiern, die nach Roweder häufig mit Schlick beschmutzt sind. Homeyer fand die Nester auf Rügen stets im Rasen, selten anders.

Der Ruf klingt nach Rohweder wie „feud", mit etwas schnarrender Beimischung, schärfer und lauter als der „verwandte weichere Ton des Seeregenpfeifers", während Hülshoff den Ton der Besorgniss mit den wohl eine etwas hellere Nüance bedeutenden Silben „Tluit" wiedergibt, das die Vögel bei Störungen am Nistplatze in raschem Tempo mehrmals hintereinander ausstossen, sich aber dabei im Ganzen ruhiger als cantianus verhalten.

Die Balze geht unter Kreisen in einer Höhe von 100 Fuss vor sich, indem sich das Männchen mit bedächtigen Flügelschlägen hin- und herwirft und erst langsam und dann immer schneller nach Rohweder's Übersetzung folgende Klangfigur vorträgt: „T'lyā̆ — t'lyā̆ — t'lya, t'lya, t'lya t'lya t'lya t'lyat'lyat'lyat'lya — — tugünjer (◡ — ◡), tugünjer, tugünjer."

Die Jungen verweilen als Nestflüchter nicht lange im Nest, schon den ersten, höchstens den zweiten Tag den Alten folgend. Selbst ausgewachsen, halten sie sich noch zu denselben, kleine Familien bildend, deren einzelne

Mitglieder grosse Anhänglichkeit zu einander bekunden. Wird einer von ihnen oder einer der sie begleitenden verwandten Arten aus einem Fluge herabgeschossen, so kehren sie um, den Todten umkreisend.

Sie vermehren das bewegte Vogelleben an den Gestaden sehr. Ihr Lauf geschieht wie der ihrer kleinen Verwandten ruckweise. Ihr Flug charakterisirt sich ebenfalls in der Manier der Regenpfeifer: er geschieht mit gestreckten Flügeln und tiefgehenden Schlägen. Seine Halsbandzierde macht ihn schon von Weitem kenntlich, und Hülshoff gibt seinen im Ganzen dem Alpenstrandläufer ähnlichen Lockruf tieflautender mit „Trüiit" an, welchen er in den Flügen sehr häufig hören lässt. —

Die Zugzeit im Herbst erfolgt schon frühe in Form von Vorzügen im August, sie währt aber bis in den September hinein, woselbst sich noch Flüge an den nördlichen Küsten unseres Vaterlands zeigen. Im Frühjahre beginnt der Halsbandregenpfeifer den Rückzug etwas vor seinem Verwandten, dem Seeregenpfeifer, oft schon Anfangs März.

Sein Fleisch ist thranig und kaum geniessbar.

Der nicht so hoch nach Norden gehende, südlich aber bis über die Mittelmeerländer sich verbreitende Seeregenpfeifer, Ch. cantianus, tritt ebenfalls als Brutvogel an der Nord- und Ostseeküste und deren Inseln auf.

Er steht in der Grösse zwischen dem Sand- und dem Flussregenpfeifer. Von diesen unterscheiden ihn seine schwarzen Beine und der ganz schwarze Schnabel. Ihn macht ferner die weisse Stirn kenntlich, — weshalb er auch weissstirniger Regenpfeifer heisst — hingegen fehlen ihm die schwarzen Kopfbänder und der Zügel des Flussregenpfeifers, sowie das Band vom Sandregenpfeifer am Kropfe, woselbst bei ihm nur zwei seitliche schwarze Flecken erscheinen. Sein Obergewand ist hell braungrau, die Unterseite weiss. In dieser seiner mehr gleichmässigen Färbung unterscheidet er sich wesentlich von seinen Verwandten.

Droste-Hülshoff theilt über ihn Folgendes mit:

„Auf Borkum ist er sehr gemein und vertheilt sich in der Brutzeit über alle Dünen und die anstossenden Strandpartieen. Die Nestbezirke lagen sowohl in den äussern dichtbewachsenen Dünen, als auf den grossen kahlen Sandfeldern und wiederum auf der Innenseite der Dünen, wo Seggen, Gräser, handhohe Weiden, Brommbeeren und Hauhecheln vorwiegend sind. Bei weitem die grösste Anzahl aber lebte an der Watt-Grenze der Dünen und des Grünlandes, wo winzige Hügelchen mit spärlicher Poa maritima bewachsen sind, aus welcher sich einzelne Sandhaferbüsche als wahre Riesen hervorheben, und wo die Sohle der winzigen Thäler von Glaux maritima strotzt. Als einen Bewohner der saftigen Aussenweiden oder des Muschelsandes, wie Naumann angibt, konnte ich ihn nicht kennen lernen. Auch steht das Nest durchaus nicht, wie jener grosse Forscher sagt, stets frei,

im Gegentheil, gar oft fand ich es mitten in einem Sandhaferbusche oder zwischen und unter Weidenschösslingen. Freilich ist es niemals in dem Masse versteckt, wie jenes des Totanus calidris.“ Von Rohweder erfahren wir durch E. F. v. Homeyer's „Reise nach Helgoland“ hinwieder ein Anderes bezüglich des Aufenthaltes und der Nistorte unseres Vogels, das die Naumann'sche Angabe im Wesentlichen bestätigt. Rohweder sagt in dem a. a. O. gegebenen Verzeichniss der Vögel der nordfriesischen Inseln, dass, im Gegensatz zu Charatrius hiaticula, der Seeregenpfeifer, als ein mehr ausgeprägter Strandvogel, das fluthfreie, von Sand-, Stein- und Muschelgeröll bedeckte Seeufer zu seinem Lieblingsaufenthalte erküre; er fehle aber auch öfters an scheinbar ganz für ihn wie gemachten Örtlichkeiten, an welchen man seine gewöhnliche Nachbarin, die Zwergseeschwalbe, Sterna minuta, als Brutvogel treffe. Homeyer, welcher auf den Nordwestinseln von Rügen dieselbe Beobachtung wie oben Rohweder gemacht hat, gibt an, dass die Zwergseeschwalbe und der Seeregenpfeifer dieselben Plätze liebten und dass, wo man zahlreich die ersteren sähe, man auch sicher auf das Vorhandensein des weissstirnigen Regenpfeifers rechnen könne. Die Nester von cantianus — berichtet Rohweder ferner — „finden sich in der Regel im kahlen Sande und Geröll (genau wie die der Sterna minuta) und sind dann oft mit einigen Steinen oder Herzmuschelbröckchen ausgelegt oder richtiger am Rande herum verziert; indess fand ich auch schon Nester zwischen den Büscheln des Dünengrases und in diesem Fall mit einigen trockenen Halmen und Würzelchen ausgebaut.“

Wir erblicken in diesem abweichenden Verhalten des Vogels wiederum, wie in so vielen Fällen der Natur, die Thatsache vertreten, dass das Thier sich an keine todte Regel bindet, vielmehr nach den dargebotenen Verhältnissen handelt, wobei viel mehr, als man seither gewisserseits anzunehmen pflegte oder zugeben wollte, individuelle Eigenthümlichkeiten mitsprechen.

„Da der Vogel das Nest ausschliesslich laufend verlässt, so kann man es in den Dünen mit leichter Mühe finden, wenn man nur acht auf seine Fährten hat. Dasselbe ist eine unbedeutend ausgescharrte Vertiefung, welche mit feinen Würzelchen und trocknen Grashalmen belegt wird und Anfangs Juni 4 Eier enthält. Ein späteres Gelege umfasst nie mehr als drei, in der Regel aber nur zwei Eier. Die Eier variiren in der Grundfärbung von dem trüben Weiss des Dünensandes bis zu einem dunklen Olivenbraun, und sind sie mit vielen dunklen Schnörkeln und Punkten übersäet.“ Auch in diesem Punkte müssen wir Rohweder's entgegenstehende Mittheilung a. a. O. erwähnen, welche lautet: „Die Cantianus-Nester enthalten regelmässig drei Eier.“ Dies stimmt nach Homeyer's Referat mit den von P. Müller in Deetzbüll gemachten Beobachtungen über das Gelege von Ch. cantianus überein, während wieder Homeyer auf Rügen in der Regel 4 Eier bei

unserem Vogel gefunden hat. Es besteht eben keine Regel ohne Ausnahme, und es bestätigen diese verschiedenen Angaben wohl nur die Thatsache, dass beim Seeregenpfeifer das Gelege in der Anzahl der Eier zwischen 3 und 4 Stück schwankt.

„Oftmals nisten mehrere Paare auf einem verhältnissmässig kleinen Raume; ich fand Nester in dem geringen Abstande von zehn Schritten. Die Paare lebten in guter Eintracht mit einander und vereinigten ihr Geschrei bei meiner Annäherung. Nähert man sich einem Neste, so warnt insgemein das Männchen sein Weibchen durch ein leise flötendes „Flüit". Zufällig war es mir ein paar Mal vergönnt, daraufhin das Weibchen gebückt vom Neste fortlaufen zu sehen."

„Möglichst verdeckt entfernte es sich erst eine geraume Strecke, ehe es sich hinter einem Hügel erhob und mich nun in gewandtem Fluge umkreiste, während es ein scharfes, aber nicht lautes „Pit, pit" ausrief. Ab und zu löste das Männchen es in diesem Fluge ab. Wenn sich einer sezte, so geschah es stets dort, wo eine Unebenheit des Bodens ihn barg. Doch alsbald lief er hervor, um aufmerksam den Ruhestörer im Auge zu behalten, und wiederholte dabei ab und zu jenes „Flüit"". Ein ähnliches Verhalten in der Nistzeit schildert Rohweder, wenn er sagt: „Beide — nämlich cantianus und hiaticula — scheinen am Tage allerdings nicht anhaltend zu brüten, doch beruht die Angabe verschiedener Schriftsteller, dass sie niemals auf dem Neste sässen, auf einem Irrthum — einem leicht verzeihlichen, da sie bei Annäherung eines Menschen sehr zeitig still fortlaufend die Eier verlassen, erst in weiterer Entfernung anhalten und nun in etwas geduckter Stellung der Dinge warten, die da kommen, indem sie meist den Friedensstörer über die Schulter weg in's Auge fassen ohne ihm die Brust zuzuwenden. Erst wenn die Gefahr für ihre Brut drohender wird, lassen sie oft wiederholt ihr „feus" (!) hören und rennen ängstlich umher, ohne sich jedoch sehr zu nähern, und ihre eigene Sicherheit ausser Acht zu lassen; denn womöglich suchen sie wenigstens eine theilweise Deckung. Ein „rraaje, rraaje" des cantianus und ein „tugünje" des hiaticula zeigen an, dass sie die Gefahr überstanden halten." — „Kommt ein Mensch einem Neste gar zu nahe" — berichtet Hülshoff weiter — „so kriecht er wenige Schritte vor demselben am Boden umher; kläglich schreit er „Trärr trärr", sträubt das ganze Gefieder, dreht den Kopf schief und lässt einen Flügel schleppen. Macht man Miene ihn zu verfolgen, so rennt er schleunigst fort, wiederholt aber das Spiel, wenn man stehen bleibt. Selten scheinen die Alten in der Brutperiode den kleinen Nestbezirk zu verlassen, denn man trifft sie immer in engem Umkreise beim Neste. Dort hat man vielfach Gelegenheit, das Männchen in seinem höchst originellen Gaukelfluge, welcher wohl eine Art Balz vorstellt, zu beobachten. Es fliegt einem balzenden Girlitz nicht unähnlich mit fledermausartigen abwechselnden Flügelschlägen. Die Schwingen streckt es so weit

aus, dass es damit vorgreift; den Körper wirft und wendet es von einer Seite auf die andere, und beschreibt im Fluge mehr oder weniger einen Kreis. Als begleitende Musik stimmt es dazu ein eigenthümliches Schnurren an, welches ungefähr wie „Trit tritritritrirrr" lauten wird." Rohweder's Bezeichnung für die Balzlaute stimmt mit dieser Angabe Hülshoff's überein, der Erstere ergänzt aber seine Bezeichnung noch weiter dahin, dass „cantianus sein tremulirendes „Tryrrr — —" mit einem mehrfach wiederholten „Rrāajĕ, rrāajĕ" schliesst".

„Die Jungen verlassen schon in den ersten Tagen das Nest. Anfänglich bewegen sie sich nur in engem Bezirke, aber kaum halb erwachsen, steigen sie aus den Dünen herab und begeben sich auf den benachbarten Strand. Flugbar geworden, verbinden sie sich in kleinen Gesellschaften und verbreiten sich nun auch über das entlegenere Watt. Dieses durchstreifen seine Flüge allerorts, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der schlammigen und sehr nassen Stellen. Am häufigsten halten sie sich dort auf, wo der geriffte Boden in glatten Strand übergeht, also im Bereiche der oberen Grenze der mehrerwähnten Strandwürmer-Colonien. Führen ihn seine Streifereien an den Rand des Meeres, so verweilt er dort wohl, um im Seeschaum kleines Gewürm zu fischen, nicht aber watet er gleich den Tringen darin herum. Er wendet sich bald davon ab. Bei steigendem Wasser zieht er sich höher auf die Insel zurück und geht auch auf's Grünland. Das Süsswasser besucht er nur höchst selten. Bei seinem Umherziehen trifft er oft mit allerlei Strandvögeln zusammen, hauptsächlich mit Tringa cinclus, von denen er immer einige in seine Flüge aufnimmt. Auch mengt sich wohl ein Steinwälzer oder ein Kiebitzregenpfeifer darunter, welcher dann den Anführer macht. Es is höchst unterhaltend, einer solchen Schaar zuzusehen. Der Seeregenpfeifer läuft schussweise ausserordentlich schnell, und die trippelnden Tringa cinclus können natürlich nicht mit und flattern darum alle Augenblicke von dem Schwanz zur Spitze des Zuges. Nun auf Kommando geht's los. Alle rennen, als ob man eine Hand voll Kugeln über den glatten Boden hinrollt. Wenn sie dabei auch im allgemeinen einen geraden Strich einhalten, so laufen sie doch nicht parallel, sondern schiefwinklig durcheinander, sodass man unbedingt erwartet, es müssten ein paar über'n Haufen purzeln. Darauf bleibt der ganze Tross im selben Momente halten und nur einzelne Kugeln rollen noch weiter. Jeder greift eilig auf, was er gerade in seiner Nähe entdeckt und zwar mit einer Bewegung, als ob der Körper mit steifem Halse auf den geraden Beinen vornüber gekippt würde. Andere, welche nichts aufzunehmen fanden, recken die Flügel über den Kopf aus, wenn dies geschieht, springen die im Zuge befindlichen Tringen erschreckt in die Höhe. Vertreibt man einen solchen Flug, so kommen sie alsbald mit Heftigkeit zurückgeschwenkt, als ob sie den Störenfried genauer in's Auge fassen möchten. Öfters und mit häufigem

Locken kommen sie zurück, wenn man einen erlegt hat. — Der Seeregenpfeifer fliegt gleich den vorigen Arten.“

„Im Spätherbste vereinigen sich diese kleinen Flüge in einen grossen Schwarm, welcher mit Beginn der strengen Winterkälte fortzieht. Im Frühjahre kehren sie zeitig zurück.“

„Sein Fleisch hat zu jeder Zeit einen unangenehmen Thrangeschmack.“

b. Gruppe Kiebitze. Vanelli.

Kennzeichen: Ganz geheftete dreizehige Füsse mit einer kleinen hochangesetzten Hinterzehe, vorn getäfelten, hinten genetzten, mittelhohen, starken Läufen; ein schlanker, nach der Spitze kolbiger Schnabel unter Kopfeslänge, runder, hochstirniger Kopf. Dadurch, dass die Schwingen erster Ordnung von der zweiten bis zur fünften die längsten sind, erscheinen die Flügel stumpf.

Das Gefieder ist breit, gross und glattanliegend und bildet auf dem Hinterkopfe einen concav nach oben geschweiften dünnen Schopf, der im Affect aufgerichtet werden kann.

Die Gruppe enthält unter ihren wenig zahlreichen Arten nur einen einheimischen Vertreter.

Der gemeine Kiebitz. Vanellus cristatus.

Eine allgemein bekannte heimische schöne Vogelgestalt mit dem charakteristischen fein geschwungenen länglichen Schopf, die einer umständlichen Beschreibung ihres Äussern nicht bedarf.

Die dunkle Oberseite glänzt in grünlichem Metallglanze, an den Schultern spielt sie in zwei Flecken in's Purpurfarbene. Die schwarze Kehle und Brust des Sommerkleides hebt sich gegen den weissen Bauch auffallend ab.

Der Kiebitz ist neben einer südöstlichen Art der einzige europäische Vertreter unter der Gruppe seiner Verwandten. Seine Verbreitung zieht sich vom 64° nördlicher Breite, also von Grossbritanien mit seinen Inseln und Grönland, über Mittelskandinavien, das nördliche Russland, über die südlichen Theile Sibiriens bis nach Nordindien und China, sowie von da über die nördlichen Theile von Afrika. Er geht in den südeuropäischen Ländern sogar in die Gebirge bis zu 1500—2000 m. Höhe.

In unserer Heimath bevorzugt der Vogel von Gräben und Gewässern durchnittene feuchte, grasige Ebenen und Marschen mit Viehweiden.

Der Kiebitz ist ein geselliger, höchst beweglicher, nimmer in Geberde und Stimme ruhender Geselle. Wer kennt nicht sein laut und scharf klingendes „Kihwit“, womit er seinen Namen verherrlicht?! Sein Gang ist ein zierlicher. Mit wagrecht gehaltenem Leibe trippelt er jetzt dahin, wie eine Wildtaube, jetzt wieder erhebt er sich unter dem Spiel seiner auf-

und niedergehenden Haube stolz mit Brust und Kopf und läuft in Absätzen schnell dahin, und nun beugt er den Kopf und Hals wieder vor, legt den Körper wagerecht und rennt mit unglaublicher Schnelle davon, als wenn Feuer hinter ihm wäre. Seinen wachen Sinnen entgeht nichts in der weiten Umgebung, was er nicht alsogleich mit Geberde und Stimme anzeigt. Er übt so den Wachtdienst, gewissermassen die Sicherheitspolizei der Wiesen, Blachfelder und Triften aus, nach der sich die Vögel seiner Umgebung richten. So wie er seine bald leis, bald laut angesetzten, verschiedentlich betonten und modulirten krähenden oder krächzenden Warnungsrufe hören lässt, stutzen alle einigermassen aufmerksamen Vögel der Gegend. Im eigenthümlichen Schlage der auffallend sich krümmenden Handgelenke scheint sein Flug mit den Schwingenspitzen nach unten zu gehen. Wie in seinem ganzen Wesen, so ist er auch in seinen Luftouren sehr veränderlich. Bald sieht man ihn in trägen Flügelschlägen matt und fast unbeholfen dahinstreichen, bald beschreibt er Zickzackwendungen, oder er stürzt sich mit rauschendem, zischendem Fluge ebensosehr von oben herab, als er diese lärmende Tour in gerader Fortbewegung vollzieht. Namentlich auffallender bemerklich macht sich das liebeselige Männchen in der Paarungszeit. Da erstrebt es abwechselnd purzelnd und im Zickzackfluge nach und nach die Höhe, um sich dann plötzlich von dort fast zur Erde herabzuwerfen, dann aber sogleich wieder in schönem Bogen aufwärts zu steigen, um das Gaukelspiel von neuem zu beginnen. Ein schönes, abwechselndes Schaustück entsteht, wenn wie gewöhnlich die gesellig nicht weit von einander wohnenden Männchen diese Luftspiele gleichzeitig unternehmen. Es saust und rauscht und zischt in einemfort, und zwischen diesem erstaunlichen Flügelgeräusch erschallen die Paarungsstrophen des Vogels auf dem Gipfel seiner Lufttour vor dem Herabstürzen, die weit und scharf klingend mit den Sylben „Quähe, querowik, kiwik, kiwik, kiuwik“ die Ebenen durchdringen.

Das angepaarte Weibchen scharrt Anfangs April auf schwer zu entdeckenden, genau mit der umgebenden Crescenz übereinstimmenden Plätzen eine flache Vertiefung in den Boden und legt seine vier kreiselförmigen, grossen, langgestreckten Eier von mehr oder weniger matt olivenfarbenem Tone mit dunkler grosser und kleiner Zeichnung, alle inmitten der Mulde mit ihren Spitzen sich zugekehrt. Nach sechszehn Tagen schlüpfen die beflaumten Jungen aus, und nun geht die Sorge der mit unbeschreiblicher Liebe an den Kindern hängenden Eltern an. Keinen Augenblick lassen diese die Brut aus den Augen, und jedes sich dem Verstecke nahende lebende Wesen wird sofort durch den hellklingenden Warnruf angezeigt und unablässig durch alle möglichen Bethätigungen aus der Nähe der Lieblinge abzubringen gesucht. Welcher Jäger, ja welcher einigermassen naturwüchsige Knabe hat diese verzweifelten Anstrengungen der alten Kiebitze nicht einmal beobachtet! Da wird der Nahende mit den sonder-

barsten Wendungen und Bewegungen von den gefährdeten Orten abzulenken gesucht, da erhebt der geängstete Vogel bald den Drohruf „Quähe, queroik", bald den Angstschrei „Gräik". Hilft das Schreien nicht, dann greifen die verzweifelten Vögel den Störenfried an, sie werfen sich auf ihn, dass er bisweilen den Luftzug der Flügel um den Kopf verspürt, ja uns hat ein Kiebitz einstmals geradezu mit einem Flügelschlag und einem Schnabelhieb am Hut getroffen. Auf Hunde und Weidevieh stossen die Eltern in wahrhaft verzweiflungsvoller Art, sie werden auch von Kameraden bei solchen Angriffen unterstützt. Beharrlich attaquirt und verfolgt die Schaar auch einen ungewandteren Raubvogel, wie einen Bussard, einen Gabelweih, ferner die Krähen und Raben, Reiher oder Störche, welche sich den Brutorten der Kiebitze nähern, sodass die Angegriffenen bald das Feld den nimmermüden Stossenden und Lärmenden räumen. Vor dem Hühnerhabicht wie überhaupt den Falken hütet der vorsichtige Kiebitz sich, vor dem Wanderfalken aber haben wir ihn mit Wildenten pfeilschnell das schützende Gras seines Planes suchen und ihn sich platt auf den Boden drücken sehen. Er kennt also seine gefährlichen Feinde wohl und weiss sie von denjenigen zu unterscheiden, welche ihn, den gewandten Flieger, nicht zu stossen vermögen. In der Noth rettet sich der alte wie junge Kiebitz nicht selten in's Wasser und schwimmt darin, selbst durch tieferes Gewässer, sehr schnell und gut. Wir haben bei dem Mähen der Wiesen, sowie bei Verfolgungen, denen sich der Vogel entzog, in den Rieden des Niddathales und der Wetterau oft Gelegenheit gehabt, die Schwimmfertigkeit desselben zu bewundern. Einmal bemerkten wir sogar, wie eine ganze Kiebitzfamilie aus einer Wiesenflur, welche abgemäht wurde, über die Nidda, einen grossen Bach, auf eine jenseitige grasige Weide flüchteten.

Der Kiebitz lässt sich leicht zähmen und gewöhnt sich, jung eingefangen, an ein Universalfutter von eingeweichtem Semmel. Doch bleibt seine beste, natürliche Nahrung stets Gewürm und Insecten. An gehacktes Fleisch gewöhnt er sich bald und erfreut den Pfleger durch sein aufgewecktes und graciöses Wesen.

Das Fleisch des jungen Kiebitz ist recht gut und zart, dem Wildpret der Waldschnepfe oder noch mehr der Becassinen ähnlich, wie wir uns zu wiederholtenmalen an erlegten Kiebitzen überzeugt haben; das der alten Vögel schmekt thranig und zähe. — Schon im September ziehen sich die Kiebitze in Flügen zusammen, um sich allmälig, verstärkt durch nordische Schaaren, der Kälte und dem Schnee ausweichend, gewöhnlich langsam wegziehend, über das südliche Europa und theilweise über das Mittelmeer zu begeben.

c. Gruppe Steinwälzer. Strepsilates.

Den Steinwälzer hat man ebenso wie den nachfolgenden Austernfischer zum Vertreter einer besonderen Gruppe erhoben. Beide bilden die Bindeglieder zwischen Regenpfeifern und Schnepfenvögeln.

Der Leibesbau, die länglichen, zugespitzten Flügel des Steinwälzers erinnern lebhaft an die Regenpfeifer, und der Vogel könnte in diesem Anbetracht noch ganz gut zu den Hühnerstelzen gerechnet werden; hingegen gemahnen die vierzehigen Füsse sowie der etwas aufwärts gebogene Schnabel an die Schnepfen, insbesondere an die Strandläufer.

Der Halsband-Steinwälzer. Strepsilas interpres.

Von der Grösse einer Singdrossel, erscheint dieser im Sommerkleid bunte Vogel voll grosser scheckiger Flecken und Streifen, weiss und schwarz an Kopf, Nacken, Kehle und Brust, sodass hierdurch ein schwarzes Doppelhalsband und auf der Kehle ein Schild entsteht, sowie denn auch ein weisser Spiegel das Mittelfeld der schwärzlichen Flügel mit kastanienbraunen Deckfedern durchzieht. Der Bauch und Unterrücken sind ebenfalls weiss, und der kurze abgerundete Schwanz ist schwarz mit weissem Saum und Spitzen. Über den weisslichen Kopf laufen schwarze Längsflecken, und den Mantel zieren breite schwarze, rostroth und weisslich berandete Federn. Die Füsse heben sich schön gelbroth ab. Das Winterkleid ist unscheinbarer, indem die im Sommer weissen Theile des Kopfes, Halses und der Vorderbrust grau und die schwarzen Schilder schwärzlichgrau gefärbt sind.

Als die südlichsten Brutorte des Steinwälzers in Europa führt Droste-Hülshoff die Küsten Schleswigs, die meklenburgische Insel Poël und die Insel Hildensee bei Rügen auf. Er ist also auch ein heimischer Vogel zu nennen. Seine sommerliche Verbreitung ist eine sehr grosse. Sie zieht sich über die nördlichen Theile der alten und neuen Welt. Er geht hoch in den Norden bis zum 75° n. Br.

Der Vogel zieht fasst ausschliesslich den Meeresküsten entlang in seine Winterquartiere; weshalb er in Binnenländern nur selten gesehen wird. Er wandert in die Mittelmeerländer, in Afrika weit über die Äquatorialländer hinaus, sogar bis an's Cap; in Asien bis zum Süden Ostindiens und auf die Inseln Oceaniens; in Amerika bis Brasilien und Chili. Unser Vogel ist sozusagen auf der ganzen Erde gefunden worden, er repräsentirt also den wahren Weltbürger. Seine Lieblingsorte sind Meeresküsten, vorzugsweise begünstigt er sandige und harte Buchten unmittelbar am Meere, wo auf zusammengebackenem Grunde Meerwassertümpel sich ausgespült haben und wo nach Droste-Hülshoff Muscheldrüsen wachsen. „Bei der steigenden Fluth“ — sagt dieser Beobachter — „verweilt er auf den hoch-

rückigen, „Plaaten“ länger, als die meisten andern kleinen Strandvögel, und ist dann im Hochwasserstrich einer der letzten, welche aufwärts streichen.“ Nur bei der Hochfluth fliegt er auf das bewachsene Land. Er mischt sich gern unter Strandläufern, mit diesen während der Zugzeit kleine Flüge bildend. In diesem Falle übernimmt er als aufmerksamer, scheuer Vogel, den Wächterdienst. In Gesellschaft von grösseren Strandvögeln überlässt er sich hingegen auch deren Führung.

Der überaus muntere, lebhafte Vogel trägt viel zu dem bewegten Leben der Meeresgestade bei. Rückt die Hochfluth heran, so wird er besonders lebendig, läuft hin und her, erhebt sich abwechselnd, von einer Hochstelle zur andern streichend und dabei seine gellende Stimme erhebend. Leider wird seine Abnahme an den deutschen Gestaden von bewährten, aufmerksamen Vogelkundigen bestätigt. Homeyer stellt das betrübende Prognostikon, dass er als Brutvogel für Deutschland zu den ungewöhnlichen Erscheinungen gehören werde, und Roweder hat ihn in den beiden letzten Jahren auf den friesischen Inseln nicht mehr brütend gefunden. — Die Schilderung seiner Lebensbethätigungen scheint uns, von der anderer Beobachter nicht unwesentlich abweichend, Droste-Hülshoff ganz besonders treffend gegeben zu haben; weshalb wir dessen Beobachtungen hier wiedergeben.

„Er gefällt sich manchmal in einem wunderbarlichen Schnarren, während er den Flug flatternd zu Boden senkt. Die dabei ausgestossenen Laute kann ich unmöglich mit Naumann als „Kittekitte“ etc. auffassen. Im Gegentheil schien mir darin ein schnarrendes „R“ bedeutend vorzuwiegen, jedoch habe ich mir dieselben niemals mit Buchstaben versinnlichen können. Auch in Bezug auf die Lockstimmen bin ich mit Naumann nicht einerlei Meinung. Er bezeichnet dieselbe mit „Kikikik“, und ich habe sie oft an Ort und Stelle aufnotirt, aber stets als „Tritritri“ oder Tretretre“. Manchmal wird diesen drei Sylben eine vierte oder fünfte angehängt. Die Schwärme, welche meistens aus Jungen bestehen, locken sich durch ein „Flüa“, welches der Stimme des Seeregenpfeifers ähnelt, indess tiefer ist. Den Körper trägt er wagerecht, den Hals ziemlich eingezogen, wodurch er bedeutend an die kleinen Regenpfeifer erinnert, mit welchen er auch noch die Eigenthümlichkeit gemein hat, Verfolgungen anfangs nur laufend auszuweichen. Angeschossen kann er unglaublich rennen, taucht auch kurze Strecken weit und schwimmt über breite Wasserflächen. In der Schnelligkeit des Fluges übertrifft er die Tringen, steht aber gegen die Wasserläufer zurück. Er fliegt gewöhnlich in geraden Linien, doch ist er nicht ungeschickt im plötzlichen Abschwenken. Die ziemlich ausgestreckten Flügel schwingt er leicht und schnell. Von einer Tringa unterscheidet ihn fliegend die schmale Form der Flügel und die sichelförmige Krümmung derselben, von einem Regenpfeifer dagegen das schnelle Tempo der Schläge. Ausser-

dem gibt sein Gefieder ein stets sicheres Kennzeichen ab, denn wegen des weissen Unterrückens und eines weissen Strichs über den Flügeln erscheint die Oberseite im Fliegen dreifach längsgestreift. Im ausgefärbten Kleide fällt auch der grossentheils weisse Kopf sehr weit auf.“

„Die Alten scheinen ziemlich ungesellig zu sein und treiben sich in der Regel einzeln oder zu wenigen umher. Die Jungen dagegen vereinigen sich fast immer in kleine Flüge von 5 bis etwa 15 Individuen, oder aber sie schliessen sich einer Gesellschaft der kleinen Strandläufer und Regenpfeifer an, resp. einem aus allerlei Arten zusammengewürfelten Schwarme, dem dann ein Numenius oder eine Squartarola (Kibitzregenpfeifer) vorsteht. Ist kein grösserer Vogel darunter, so übernehmen sie die Rolle des Heerführers, und gehen als solche manchmal an Orte, die sie sonst nicht aufsuchen würden. So erlegte ich einen Steinwälzer, welcher mit einer Schaar Tringa minuta schlammige Regenwassertümpel in der Nähe des Deiches durchwatete. Alte Individuen sah ich niemals jene Anführer-Rolle übernehmen. Grössere Schwärme scheinen sich nicht zu bilden, denn wenn man auch wohl 30—40 Individuen an einem Platze antrifft, so zerstreuen sich dieselben, sobald sie aufgescheucht werden.“

„Seinen Namen Steinwälzer trägt er nicht mit Unrecht; denn wenn er auch nicht gerade grosse Steinblöcke umwälzt, so hat er die Gewohnheit, kleine Gegenstände, die er auf den kürzlich vom Meere verlassenen Flächen findet, mit dem Schnabel umzuwerfen, in der Absicht, die sich darunter beherbergenden Flohkrebse etc. zu fangen. Überhaupt zeigt sich bei keinem andern Strandvogel eine so entschieden ausgesprochene Neigung, sich seine Nahrung aus deren Verstecken hervorzusuchen. Mit Vorliebe stöbert er in angeschwemmten Tangbündeln herum, späht auf den Watten unter jedes Blättchen des lebenden Seegrases, oder untersucht mit dem Schnabel die Ritzen der Muscheldrussen. Ausserdem bohrt er dann nach Art der Tringen in nassem Sande und watet in seichtem Wasser. Die im Herbst erlegten Steinwälzer waren sehr fett, und ihr Fleisch gibt einen delikaten Braten.“

Seine Nahrung wählt der Steinwälzer aus den kleineren Thieren des Strandes, sie besteht also hauptsächlich aus allerlei Muschelthieren und Würmern, welche er aus dem Sande, den Salztümpeln, dem Seegrase und unter Steinen sehr geschickt hervorzuholen versteht.

Die Brutstelle wählt er sich auf seinen gewöhnlichen Tummelplätzen, unweit der Meeresküsten, dabei natürlich die von der Hochfluth nicht berührten Strecken, kleine höher gelegene Kies- und Sandinseln, aussuchend. Doch soll er nach manchen Beobachtern auch auf vom Gestade entfernteren Strichen nisten, welche mit höherem Gras- und Binsenwuchse hin und wieder versehen sind. Unter diesem oder auch im dürftigen Seegrase findet sich das flach ausgescharrte, mit wenig Halmen belegte Nest, in letzterem 3—4 grünliche oder olivenfarbene, birnförmige Eier, mit dunkel olivenbräunlichen

Punkten und Flecken gezeichnet. In ihrer Jungenpflege sollen die alten Steinwälzer grosse Liebe an den Tag legen.

d. Gruppe Austernfischer, Haematopi, stehen, wie schon erwähnt, zwischen den Regenpfeifern und Strandläufern. Im Besonderen ist die Gruppe ausgezeichnet durch eine kräftige, untersetzte Gestalt, durch einen harten, keilförmig zusammengedrückten Schnabel von doppelter Kopfeslänge, durch derbe, mittellange, genetzte Läufe, deren kurze, breitsohlige, halbgeheftete Zehen, welche ausserdem noch durch eine schmale Haut besäumt sind.

Die Austernfischer sind mittelgrosse Meeresstrandvögel von schwarz und weiss unterbrochenem, starkem, breitem und anliegendem Gefieder. Sie haben das Wesen der Regenpfeifer.

Wir haben es nur mit einer europäischen und zugleich einheimischen Art zu thun, welche entschieden die Kennzeichen der Gruppe trägt.

Der europäische Austernfischer. Haematopus ostralegus.

Er ist eine auffällige, nicht fehlende Vogelfigur an den Nord- und Ostseeküsten, sowie an den nordfriesischen Inseln, mit einem grossen, schnepfenähnlichen Kopfe, einem doppelt so langen, messerförmig zusammengedrückten, sehr harten Schnabel, dessen Bewegungsmuskeln eine auffällig starke Entwicklung zeigen. An dem kurzzehigen Fusse sind durch eine breite Spannhaut die äussere und mittlere Zehe gekennzeichnet, sowie sich der Lauf durch seine Derbheit auszeichnet.

Dieser Vogel von etwas über Taubengrösse erscheint im Sommerkleide auf Kopf, Oberhals, dem Rücken und der Schwanzhälfte tiefschwarz, schwach metallglänzend, auf Unterrücken und Bürzel, Unterleib und auf einem Spiegel des Mittelfelds der schwarzen Flügel rein weiss. Der gelbrothe Schnabel, die blutrothe Iris und das gelbgesäumte Auge, sowie die fleischrothen Läufe zeichnen den alten Vogel besonders vortheilhaft aus.

Der Austernfischer bewohnt alle Küsten Europa's bis zum Nordkap und des nördlichen Asiens. Brehm weist auf das mehrfach eigenthümliche seiner Wanderungen hin, indem er hervorhebt, dass er den Strand der Ostsee regelmässig verlässt, während er auf Island blos vom Nordstrande zur Südküste ziehe. „Die Erklärung hiervon", meint Brehm, „ist nicht schwer zu geben: unser Vogel verweilt da, wo der Golfstrom die Küste bespült, jahraus, jahrein und verlässt sie da, wo die See im Winter zufriert, er also zum Wandern gezwungen wird. Gelegentlich seiner Reisen zieht er soviel als möglich der Küste nach, überfliegt ohne Bedenken einen Meerestheil, höchst ungern aber einen Streifen des Festlandes, gehört deshalb auch im Binnenlande zu den seltenen Vögeln. Diejenigen Austernfischer, welche die Küsten der Nord- und Ostsee verlassen müssen, finden übrigens schon an den französischen und nordspanischen Küsten die geeignete Herberge,

während diejenigen, welche im chinesischen Meere leben, ihre Reise bis nach Südindien ausdehnen."

Der stehende Vogel erscheint sehr schwerfällig, ja plump, und fällt in seinem schwarzen Kleide ruhend nicht besonders auf. Das Gegentheil bietet der Fliegende. Nach einem bald trippelnden, bald stossweisen Laufe streckt er plötzlich die Flügel wagrecht aus, wodurch der im Sitzen nur schwer bemerkbare weisse Spiegel deutlich sich präsentirt, und erhebt sich mit raschen Flügelschlägen, unter schrillem, pfeifendem Geschrei.

Wir können es uns, die wir den Charaktervogel der Meeresküsten in der Natur nicht zu beobachten Gelegenheit gehabt haben, nicht versagen, den schon mehrfach erwähnten aufmerksamen und gewissenhaften Zeichner der Seevögel, Droste-Hülshoff, ausführlich sprechen zu lassen, um so mehr ausführlich, als dieser Beobachter das von andern Forschern übersehene, von Oken und A. Brehm sogar in Abrede gestellte Aufbrechen der Muscheln des Austernfischers mit so vielen Charakterzügen deselben entdeckt und zur Geltung gebracht hat.

„Auf Ostland ist er so zahlreich, dass man ihn in der Brutzeit überall trifft, wo man ihn auch gar nicht vermuthet. Dichter als in den Binnenwiesen und dem Ackerlande Ostlands können sie kaum nisten. Hier in einem mannigfaltigen Durcheinander von Kampfhähnen, Kiebitzen und Fluss-Seeschwalben, fallen überall ihre bunten Gestalten vortheilhaft auf. Auch die benachbarte Aussenweide bevölkern sie demnächst in gehöriger Anzahl und fast mehr noch die niedrigen Theile der anstossenden Dünen. Im Innern der Dünen, auf den grossen Sandfeldern brüten sie einzeln und oft fast vereinsamt. Seeregenpfeifer und Rothschenkel sind dort ihre einzigen Gesellschafter. Auch auf dem Strande selbst legen sie zuweilen ihre Nester an. Auf Borkum vertheilen sie sich ähnlich, mit dem Unterschiede jedoch dass sie hier überall in nur geringer Zahl angetroffen werden. Sie schlagen ihren Wohnsitz am süssen Wasser so gut als am salzigen auf, ja oftmals weit vom Wasser entfernt in den entlegensten und ödesten Dünen. Eine Gesellschaft von allerlei Strandvögeln scheint ihm besonders angenehm zu sein, je bunter, desto besser. Hier in einem Gewühle von Philomachus, Tringa, Totanus, Vanellus und Sterna nistend; dort auch in den geschlossenen Colonien der Seeschwalben und Möven.

An jenen Plätzen, da wirken die Austernfischer gewiss ein gut Theil mit, um das Gelärme recht ununterbrochen in Gang zu halten. Überall müssen sie dabei sein, und gleich machen sie sich so breit, als ob ihre Nachbarn die unbedeutendsten Nebenpersonen wären. Dünenköpfe, oder in der Binnenwiese Pfähle und Stakete, sind Lieblingspunkte, wo allzeit einige wachhaltend stehen. Aufmerksam auf alles, bemerkt leicht einer etwas Verdächtiges, und sofort verkündet er dies durch einen gellenden Warnungsruf. Die übrigen versäumen es daraufhin nicht, hastig auf möglichst hohe

Gegenstände zu klettern, um von dort auszuschauen. Da, der schräg stehende Stock eines Spatens, ach, wie gern möchte jener Austernfischer da oben aufsitzen; doch es ist halt so glatt; trotz Flügelschlägen gleitet er an dem polirten Handgriffe aus. Zum Glück für seine Ehre sieht er aber, dass ein alberner Rothschenkel Vermessenheit genug besitzt, oben auf einem sehr bequemen Pfahle zu stehen. Was fällt dem Laffen ein; marsch herunter. Sieh, dort kommt ein Mensch an den Brutdistrict heran. Alsbald eilt ein ritterlicher Austernbeisser mit gellendem Geschrei ihm entgegen. Die Austernfischer haben die Gewohnheit, den Gegenstand ihres Verdrusses langsam mit zitternden Flügelschlägen zu umkreisen, wagen sich aber selten nahe heran. Oft bleiben sie mit abgewandtem Gesichte unter zitternder Bewegung in der Luft schweben und schiessen dann plötzlich mit rapider Geschwindigkeit seitwärts ab. Alles dieses begleiten sie mit einem unausgesetzten lauten Pfeifen. Sie beginnen mit ihrem Lockton „He — u ihp", welchen sie in ein hastig kreischendes „Quikquikquik" etc. verschnellern, und endigen endlich beim Abstreichen mit einem recht grellen, langgezogenen „Kewikh." Kommt man dem Verstecke der Jungen zu nahe, so zeigen die Alten eine weit grössere Angst. Das Geschrei wird kläglicher, und sie laufen hastig am Boden auf und ab. Beobachtet man sie recht aufmerksam, so kann man mit Sicherheit die Verstecke der Jungen auffinden, denn ihre Angst veranlasst sie oft, über die Jungen hin zu fliegen und auf sie herabzublicken. Auf's Ausserste steigert sich ihre Heftigkeit, wenn ein Hund in den Nestbezirk eindringt. Sie schlagen dann denselben nicht selten mit Flügeln und Schnabel. Sehr gut wissen die Austernfischer den Jäger von andern Personen zu unterscheiden und hüten sich wohl, jenem allzunahe zu kommen. Ja, es war nicht zu verkennen, dass dieselben auf Ostland den Grenzaufseher Ahrens und mich viel weniger scheuten, als jeden andern Jäger, und selbst dann, wenn wir mit unsern Hunden durch ihr Revier gingen. Der Grund lag wahrscheinlich darin, dass wir einerseits sehr oft erschienen und andrerseits niemals Brutvögeln nachstellten."

„Seine ausserordentliche Wachsamkeit macht ihn, bei der Sorge um seine eigene Sicherheit, auch zum Beschützer der Brut seiner Nachbarn. Der Vogt von Rottum zerstört desshalb wohlüberlegt alle Austernfischernester, welche nicht in der Seeschwalben-Colonie angelegt werden. Durch diese weise Massregel erreichte er, dass sie fast sämmtlich zwischen den Flussseeschwalben nisten und diese schwachen Vögel vor den räuberischen Überfällen der Silbermöven und Krähen beschützen, indem sie mit energischen Schnabelstössen und unter heftigem Geschrei fortgejagt wurden. Gegen seine schwachen Nachbarn benimmt er sich höchst herablassend und gnädig, höchstens gibt er ihnen einen kurzen Verweis. Aber einst war ich so glücklich mitanzusehen, wie so ein alter Bursche mit einem Brandentrich aneinander gerieth. Aus was für einer Ursache; weiss ich nicht; gleichviel,

jene beiden standen nicht weit auseinander, sich ab und zu mit dem Schnabel drohend. Da fiel es dem Brandentrich ein, mit Kampfmiene gegen den Austernbeisser zu laufen, der aber, auch nicht faul, sofort den Kopf einzog, das ganze Gefieder aufblies und sich wie ein Hahn zum Sprunge bereit stellte. Gleich mit dem ersten Puff verfingen sie sich ineinander, und jeder biss sich in des Gegners Halskrause fest. So schoben sie sich eine Weile herum und dann liessen sie sich los und blieben stehen, als ob nichts vorgefallen wäre. Mit Seinesgleichen zankt er öfterer, ohne dass dabei anhaltender Ernst zu bemerken wäre."

„Im Stehen ruht der fast wagerechte Körper auf ganz geraden Fersen, nur bei einem unsichern Stehen auf hohen Gegenständen werden dieselben etwas gekrümmt. Der Flug ist sehr schnell. Unter hastigen, kurzen Schlägen, fast unter entenartigem Zittern der Schwingen, zieht er in geraden Linien fort. Die Flügel werden fast ganz ausgestreckt und der Schnabel schräg zur Erde gerichtet. Abgesehen von der bunten Färbung, erinnert der fliegende Austernfischer ungemein an eine streichende Waldschnepfe. So geschwinde der Flug ist, so schnell vermag er auch zu laufen, obschon er es selten ausübt und in der Regel mit vieler Gemächlichkeit einhertrippelt. Zu schwimmen versteht er ebenfalls, und allenfalls auch etwas zu tauchen. Angeschossen suchen sie schnurstracks das Wasser zu erreichen und schwimmen mit grosser Leichtigkeit hinüber. Seine Stimme, welche er alle Augenblicke hören lässt, ist ein gellendes Pfeifen. In der Nähe klingt sie deutlich dreisilbig „He-u-ihp", welches etwas entfernt zu einem einsilbigen „Huihp" verschmilzt. Wer gut mit dem Munde pfeift, kann ihn nachahmen. Die beiden ersten Töne werden als Vorschlag geschleift und der scharfe Accent liegt einzig auf dem dritten. . . . . Im Frühjahre lässt er oft bei Sonnenuntergang einen, jeden andern Vogellärm übertönenden Triller hören; er beginnt tremulirend sehr hoch und fällt allmählich herab, wobei er zugleich von forte zu piano übergeht und zuletzt mit einem pianissimo schliesst."

„In den Abendstunden pflegen diejenigen Austernfischer, welche in den Dünen wohnen, paarweise an den Strand zur Asung zu fliegen. Die Nahrung besteht zum grossen Theil aus jenen Uferwürmern, welche in gewissen Regionen des Watts so unsäglich häufig sind. Man kann ihn oft genug beobachten, wenn er die Löcher derselben nachbohrt, oder sie fängt, wenn sie den Kopf aus ihrer Behausung hinausstecken. Auch in den fetten Boden der Aussenweiden sticht er mit seinem Schnabel zahlreiche Löcher. Auf dem Watt fängt er aus den zurückgebliebenen Lachen Garnelen und Fischchen und fischt auch sonst an allen tieferen Wassern und schlammigen Pfützen. Ob er wirklich Austern verzehre, wie sein Name besagt, wage ich nicht zu entscheiden, halte es indess nicht für unmöglich. Denn aufmerksam darauf gemacht, dass der Austernfischer Miessmuscheln verspeise,

beobachtete ich dieses sowohl bei einem gefangenen, als in der Freiheit. Wenn die Miessmuscheln trocken liegen, öffnen sie ihre Schaalen ein wenig. Diesen Moment benutzt der lauernde Austernfischer, seinen Schnabel in die Ritze zu schieben; und indem er denselben nun in die Kante dreht, bricht er die Muschel auf. Sodann schneidet er mit seinem platten Schnabel, wie mit einer Scheere, das Thier von der Schaale und verzehrt es ohne Umstände. Desshalb wohl hält sich der Austernfischer zur Ebbezeit soviel auf den Muschelbänken auf."

„Das Nest ist eine ausgescharrte Vertiefung, welche sich oft schon von fern durch den Rand ausgekratzten Sandes verräth. Es steht möglichst frei in Wiesen, an Plätzen, wo das Gras kümmerlich wächst, und ist inwendig dünn mit trocknen Hälmchen ausgelegt. Die drei Eier gleichen in Form, Grösse und Stärke der Schaale unsern Hühnereiern, sind dann aber genau gefärbt wie der Strand, und mit zahlreichen schwarzbraunen Flecken und Punkten bestreut. Zur Entwicklung bedürfen sie einer Bebrütung von 24 Tagen. — Die Jungen verlassen das Nest alsbald und werden von beiden Alten geführt. Bei einer Gefahr verbergen sie sich blitzschnell zwischen Kräutern oder in Vertiefungen, wo es dann schwer fällt, sie in ihrem oben dunkelgrau, unten weissen Dunenkleide aufzufinden. Sie liegen regungslos und lassen sich ruhig aufnehmen. Berührt man sie ohne sie festzuhalten, so rennen sie schleunigst einem andern Verstecke zu, oder springen auch wohl in's Wasser und tauchen und schwimmen gut. Sind die Jungen erwachsen, so werden sie von ihren Alten verlassen. Erstere vereinigen sich mit ihren Leidensgefährten in einen grossen Schwarm, halten sich noch einige Zeit an ihrem Geburtsorte auf und wandern dann fort. Zu der nämlichen Zeit siedeln die Alten auf das Watt über, wo sie sich ebenfalls in Schwärmen vereinigen und nur noch bei Hochflucht auf's Grünland hinaufziehen. Bald auch kommen die auf dem Zuge begriffenen Austernfischer schaarenweise an, und man kann endlose Wolken von ihnen beobachten. Steigt die Fluth, so eilen ihre aufgelösten Massen unter hundertfachem Geschwätze von den Sandbänken herüber. Sie sammeln sich in dichtgedrängte Haufen und stehen in unabsehbaren Reihen am Strande Ostlands und der runden Plaat, und warten das fallende Wasser ab. Auf das Grünland aber kommen sie nicht mehr. Im Spätjahr sind zwar ihre Colonien bedeutend gelichtet, doch ist der Haufen, welcher hier den Winter zubringt, immerhin noch ansehnlich genug. Im April kommen neuerdings die unermesslichen Schaaren aus dem Süden zurück."

„Sobald der Austernfischer den Nistort verlässt und sich auf's Watt zieht, ist sein Fleisch ungeniessbar, wogegen es im Sommer gar nicht zu verachten ist." —

Noch ist zu erwähnen, dass sich nach R o h w e d e r grosse Flüge von Austernfischer zur Brutzeit ungepaart, ohne der Fortpflanzung hingegeben,

umhertreiben. Ihr unvollständig ausgefärbtes Gefieder und die noch nicht roth gefärbten Schnäbel kennzeichnen solche Schwärme als einjährige Vögel.

Familie Kraniche. Grues.

Der gemeine oder graue Kranich bildet das Urbild dieser Familie, weshalb wir uns einer weitläufigen Ausführung allgemeiner Züge enthalten. Wir beschränken uns auf folgende Skizzirung des wesentlich Charakteristischen.

Die Kraniche sind grosse, wohlgebaute Vogelformen, deren Schnabel und halbgeheftete Zehen viel kürzer, als die der Störche und Reiher sind. Alle Arten der Familie sind ächte Erdthiere, die nie „baumen" oder sich auf Bäume setzen. Eigenthümlich ist den Kranichen die mehr oder minder gewundene, von mehreren hundert Knorpelringen gebildete Luftröhre, welche sich in schleifenartigen Bögen von unten nach oben windet, nachdem sie durch eine zwischen Brustbeinkiel und den Ästen der Gabel gebildete sehnige Kapsel durchgegangen, um bei der abermaligen Windung nach oben zwischen den Gabelästen durch die Brusthöhle in die Lungen zu münden. Wohl mit Recht wird diesem kräftigen, geschmeidigen Stimmorgane die Stärke des hellklingenden Kranichrufes zugeschrieben.

Einheimisch von den vier andern europäischen Artenverwandten ist nur der graue Kranich.

Der graue Kranich. Grus cinerea.

Seine Hauptleibesfarbe bildet ein Aschgraublau. Die grossen Schwingen sind schwarz, der theilweise nackte, warzige, blos beborstete Hinterkopf ist namentlich beim Männchen roth, während Kehle und Unterhals schwarz und die Seiten des langen, schlanken Halses weiss erscheinen. Ein charakteristisches Merkmal bilden die letzten zu gekräuselten Fahnen sichelförmig verlängerten kleinen Schwingen der Oberflügel. Der mittelstarke, gerade, an den Seiten leicht zusammengedrückte, spitze, bis zur Mitte flachgefurchte Schnabel, etwas länger als der schön gewölbte proportionirte Kopf, röthlich an der Wurzel, geht an der Spitze in ein grünschimmerndes Schwarz über. Es ist ein stattlicher Vogel, dessen Länge 1,15—1,25 m. und Flugweite beinahe 2 m. misst.

Die eigentliche Heimath des Kranichs ist der Osten der alten Welt. Droste-Hülshoff bezeichnet sie näher mit den kurzen Worten: „Ziehen wir von Dänemark eine Linie quer durch Deutschland, so finden wir ihn ostwärts davon überall nistend. So in Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, Schlesien, Mähren, Ungarn u. s. w. Je weiter ostwärts, um so häufiger wird er, bis ihn das steppenreiche Russland und Sibirien seine Hauptheimath geben." Doch setzten seiner Ausbreitung Kamtschatka und die Strecken um's Eismeer die Grenzen. Er geht von hier aus nach Brehm

wandernd durch China bis Siam und Indien oder bis Mittel- und West-Afrika.

Wer kennt ihn nicht, den Boten des Frühlings mit dem jauchzenden, hellen Klang seiner Stimme hoch aus den Lüften,

„Wenn über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimath zieht?"

Jedes Kind kennt sein „Gru gru" und die schön geordneten Zifferzüge, in welchen er im Frühjahre und Herbste über unser Vaterland wegzieht. Vor Allen lebhaft begrüsst die Wandernden aber der deutsche Jäger, der in ihnen die Vorboten und Mitziehenden der beliebten Waldschnepfen hört und schaut. Kein Wunder, dass der Vogel ein Volksvogel geworden. Aber er verdient auch diese Popularität in jeder Beziehung. Seine geistige Begabung blickt aus seinem sprechenden dunklen Auge; Schönheit und Grazie leuchtet aus jeder seiner Bewegungen, jede seiner Bethätigungen begleitet ebensowohl Würde als Überlegung. Der gezähmte Kranich, die Zierde eines Gehöftes, nicht minder, wie sein Bruder in der Freiheit, bezeugen diese körperlichen und geistigen Vorzüge jedem aufmerksamen Beobachter.

In dem kalten Spätwinter des Jahres 1846 — während welchem viele Kranichflüge auf dem Herzuge durch Schnee und Frost vom Weiterwandern zurückgehalten wurden — bot sich uns in den weiten Ebenen der Wetterau und den Seitenthälern des Niddagebietes öfters Gelegenheit, dem Kraniche viele seiner fesselnden Eigenthümlichkeiten abzulauschen. Obgleich bei dem damals sehr unwirthlichen Wetter die zurückgehaltenen Gäste blos auf die Saat der Felder angewiesen waren, erschienen die Flüge doch stets rüstig, wachsam und munter. Ein Glied des Trupps hielt sich als Wache immer beobachtend abseit und wurde bisweilen von einem andern abgelöst. Neben dieser Wachsamkeit waren die Thiere in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes nicht besonders scheu. Es gelang uns unter Begleitung eines Bauernfuhrwerkes in die Nähe der Fremdlinge zu kommen, ohne jedoch ein Individuum erlegen zu können. Dies gelang uns erst an einem nebeligen Abend, als ein Trupp, wie gewöhnlich in der Dämmerung, aus den Rieden in die Saatfelder wechselte, bei welchem Wetter die Kraniche tief am Boden herfliegen. Der verwundete Kranich stürzte nicht gleich, sondern strich noch bis in die Nähe des Ufers der Nidda, welche damals hoch ging. Mein Hühnerhund verfolgte den angeschossenen Vogel, der sich aber zu meinem Erstaunen vor dem nacheilenden Hunde in den Bach stürzte und mit Leichtigkeit durch das reissende Wasser schwamm, während der Hund ihm erst auf einem Umwege nachsetzte und ihn am andern Ufer der Nidda stellte und „verbellte." Herangekommen, bemerkte ich, dass der Kranich sich anfangs mit entschiedenem Erfolge gegen den Hund vertheidigte, bis er, matter und matter werdend, vor meinen Augen verendete, ohne dass ihm der mittlerweile zurückgewiesene Hund etwas zu leid gethan hätte.

Seit dieser Scene vermochte ich es nicht mehr, auf die schönen, klugen und tapfern Thiere zu schiessen. Wohl aber wurden die Beobachtungen der seltenen Ankömmlinge eifrig fortgesetzt. Die allseitige Verfolgung, welcher dieselben von Seiten der Jäger der Umgegend ausgesetzt waren, liess sie in Kurzem sehr auf ihrer Hut sein. Weder einem einzelnen Vogel noch einem Trupp kam ein Jäger nunmehr schussmässig an. In einer Entfernung von 150 und mehr Schritten bemerkte man eine, auch zwei Wachen stehen, welche stets die Umgegend beobachteten und jede Erscheinung sogleich mit einem hellen Ruf, der etwa wie „Gäük, güik" klang, anzeigten. Auch kundschafteten stets einige der Vögel beim Aufscheuchen oder beim Wechsel nach der Äsung oder beim Rückwechsel von derselben die Gegend aus, in welcher sie einfallen wollten, unter längerem Kreisen in der Luft. Schien der Ort sicher, so liess sich der Flug langsam, zögernd und vorsichtig in Schraubenlinien nieder. Einmal konnten wir, hinter einem mit einzelnen Weiden bewachsenen Fluthgraben gedeckt, einen auf freier Wiesenfläche eingefallenen Flug durch's Fernrohr lange Zeit betrachten. Bemerkenswerth war das eigenthümliche Benehmen, welches von Zeit zu Zeit die Gesellschaft die Köpfe gegen einander strecken liess, als wenn sie sich Etwas zu erzählen hätten. Dasselbe Schauspiel entstand, wenn eine kreisende Wache zu dem Fluge zurückkehrte. Gleich bei dem ersten Gange nach dem von einem Jäger angekündigten Fremdling machte sich ein sprechender Zug der geistigen Begabung der Kraniche geltend. Ein wachestehender Kranich erhob sich bei unserem jägermässigen Erscheinen mit zwei Sprüngen und mächtigen Flügelschlägen in die Höhe, um sogleich bei einem entfernteren Fluge seiner Kameraden einzufallen und die beschriebene Scene unter denselben hervorzurufen. Offenbar referirte die Wache das nahende Raubthier Mensch der Gesellschaft, denn diese erhob sich alsbald nach den Zeichen der Berathung in die Lüfte, um einer anderen Wiesen- oder Saatfläche zuzustreichen. — Aber der hinter dem Fluthgraben angepürschte (angeschlichene), vorhin erwähnte Trupp Kraniche liess uns manch andern fesselnden Zug entdecken. So grausten sich abwechselnd die Einzelnen des Trupps in den Federn, reckten dabei in Zwischenräumen die Schnäbel gegen einander, wie wenn sie sich schnäbeln oder die Schnäbel aneinander reiben wollten. Bisweilen trat die Gesellschaft plötzlich auseinander, als wenn sie etwas vermerkt habe; es sah so aus, als ob ein Windstoss unter sie gerathen. Gleich darauf hüpften die Glieder des Trupps in graziösen Sprüngen unter gelüfteten Flügeln wieder näher zusammen. Es war augenscheinlich die selbst in winterlicher Unwirthlichkeit den Kranich nie verlassende muntere Laune. Dem Beobachter drängte sich ein gehobenes Gefühl auf bei dem wohllaunigen Gebahren der prächtigen Vögel, und er stand, das Gewehr auf der Schulter vergessend oder verachtend, mit einer wahrhaft sympathischen Regung in der Anschauung der „Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser" verloren.

In dem angegebenen Jahre wurde in der Wetterau ein Kranich flügellahm geschossen und in dem Gehöfte eines Gutsbesitzers gehalten. Der alte männliche Vogel fügte sich bald in die Gefangenschaft, söhnte sich mit seiner Umgebung nicht allein aus, sondern setzte sich auch mit derselben in lebhaften Verkehr, sodass er in Kurzem eine wohlbekannte Persönlichkeit in seinem ganzen Umkreis wurde, ebensowohl für den Beobachter höchst anziehend und interessant, als für die Insassen des Hauses und Hofes gewichtig. Als ein allesfressender Stelzvogel nahm er bald die verschiedenste Nahrung an. Merkwürdig war sein polizeiliches Functioniren unter dem Federvieh des Hofes. Einen sog. türkischen Entrich hielt er nachdrücklichst in Schranken, sobald dieser seinem ungeschlachten, cholerischen Temperamente folgend, sich Ausschreitungen bei dem Hühnervolke hingeben wollte. Die Streitigkeiten der Hähne und Gänseriche schlichtete er ebenfalls schnell durch sein kategorisches Dazwischentreten, das ihm bei Gegenwehr stets und ständig den Sieg verschaffte. Ebensosehr wie er sich durch sein entschiedenes, muthiges Auftreten auszeichnete, wahrte er eine bewunderswerthe Mässigung gegen schwache, hülflose Insassen des Hofes. Das gerade Gegentheil vom ungrossmüthigen, egoistischen weissen Storche, schützte er die kleinen Küchelchen und Entchen vor Unbilden und Verfolgungen, also dass er einstmals einem, seine Schutzbefohlenen bedrängenden Buben einige derbe Züchtigungen mit dem Schnabel ertheilte. Die Erscheinung eines Falken oder Weihes gewahrte der wache Vogel sogleich, und unter seinem lauten Rufe war er rasch zur Stelle, um sein Hüteramt mit dem besten Erfolg auszuüben. Das geängstete Federvieh des Hofes versammelte sich in solchen Momenten um ihren Protector, der sich seines wichtigen Amtes wohl bewusst war. Merkwürdig war seine Abneigung gegen den Hofbesitzer, der ihn angeschossen und gefangen genommen hatte. Er musste sich vor ihm wahren. Hingegen genoss die Frau des Gutsbesitzers seine ganze Zuneigung, deren Bethätigungen wir mehrmals zu bewundern Gelegenheit hatten. Er wusste genau die Zeit der Fütterungen, und selten unterliess er es, seine Freundin bei ihrem Erscheinen durch seinen hellen Freudenruf zu begrüssen und sie in Hof und Haus eine Zeit lang zu begleiten, ja bei Laune sie mit seinen zierlichen Bewegungen spielend zu umgaukeln. Kurz das prächtige Thier bewährte sich als ein liebenswürdiger und verständiger Vertreter seiner begabten Sippe.

In der Natur ernährt sich der Kranich von allerlei Körnerfrüchten des Feldes, von dem Blatt der grünen Saat, dem Grase, dem Klee und der Wicke, der Erbse und anderer Crescenz mehr. Ebenso gerne verzehrt er Insecten, Schnecken, Würmer und andere niedere Thiere, auch wohl kleine Wirbelthiere. Sein Schaden in den Feldern, worauf er in seinen Winterquartieren einfällt, ist nicht unbedeutend.

„Da, wo der Kranich seinen Sommeraufenthalt nimmt“, behauptet

E. F. von Homeyer, „ist er durchaus unschädlich, wenn man auch geneigt ist, ihm zur Last zu legen, dass er Pflanzen ausreisse, um sie zu fressen. Der Kranich frisst zur Sommerzeit fast nur Insekten, deren Larven und Regenwürmer. Beim Aufsuchen derselben kommt es oft vor, dass er Pflanzen, namentlich wenn dieselben krank sind, ausreisst, um besser zu deren Verderbern gelangen zu können. Man findet z. B. in Lupinenfeldern, in denen viele Engerlinge sind, oft kranke Pflanzen ausgerissen und umgeworfen, stets aber die unverkennbaren Zeichen, dass der Kranich nach den Engerlingen gesucht hat."

Es sind im Eingange zum I. Buche die schönen Züge beim Wandern der Kraniche berührt worden. Wir wollen derselben etwas eingehender gedenken. Die eigentlichen Zugzeiten sind der October und der März. Dieses Ziehen ist füglich mit dem Wechsel unseres Wildes auf der Erde zu vergleichen; nur sind diese Luftstrassen der befiederten Wanderer ungleich grossartiger, aber die im Ganzen regelmässig innegehaltenen Richtungen, ja deren Gang über gewisse bevorzugte Punkte ist bemerkenswerth. Nach unsern Beobachtungen im Odenwalde, dem Taunus und dessen Seitenbergen, im Vogelsberg und in den Bergen des ehemaligen hessischen Hinterlandes machten sich diese regelmässigen Luftreisen stets unserem Auge bemerklich. Ja, wir kannten in der letzterwähnten Gegend zwei Bergrücken, über deren Einschnitte fast ohne Ausnahme jedesmal die bedeutenderen Kranichflüge hingingen. Ein Hochplateau zwischen den Dörfern Günterod und Hartenrod, sowie sogar ein dünnbewaldeter Gebirgssattel bei dem Dorfe Erdhausen unweit Gladenbachs, beide alljährlich beliebte Zugstrassen in dortiger Gegend, sahen wir mehrmals von den ziehenden Kranichen zu Ruheplätzen benutzen. Das Einemal kamen wir den Thieren sehr nahe: es war die eben gedachte Waldhöhe, auf welcher ein Flug von einigen Dutzend Kranichen sich niedergelassen hatte. Sie fallen gewöhnlich in Schraubenlinien an diesen Ruheplätzen ein und erheben sich in solchen Linien wieder, bis sie dann in sicherer Höhe den Zug ordnen, der gewöhnlich bei ansehnlicher Fluggesellschaft zu der bekannten Keilform sich gestaltet, deren einer Schenkel, gewöhnlich der auf der Seite „unter Wind", viel kürzer als der andere ist, an welchen sich bei grossen Flügen nicht selten auch noch weitere kurze Schenkel anschliessen. Das Nähere hierüber ist in der Abtheilung über den Zug der Vögel hervorgehoben.

Gewöhnlich reisen die Kraniche hoch in den Lüften, namentlich im Frühlinge in der höchsten, für unbewaffnete Augen öfters nicht erreichbaren Luftschichten; weshalb man die meisten Kranichzüge zur Frühlingszeit übersieht. Der Herbst- oder Hinzug geschieht in tieferer Region, weil die Polarluftströmungen, welchen der Kranich mit andern nördlichen Zugvögeln folgt, tiefer gehen, als die erwärmten südlichen Strömungen im Vorjahre. Sehr tief ziehen die Kraniche, wie alle andern Wanderer, bei Nebel, während

sie bei stürmischem Wetter pausiren. Ausserdem bindet sich der Zug an keine Tageszeit, denn er findet sowohl Nachts wie zu jeder anderen Zeit statt. Kein Kranich reist auch allein oder mit nur einem oder wenigen Gefährten. Gewöhnlich zählt ein Trupp mehrere Dutzend Wanderer, deren Zahl übrigens in der Zeit des stärksten Zuges bis auf mehrere hundert Stück anwachsen kann. Thatsächlich sammeln sich die Kraniche wie die Störche auf gewissen Plätzen zum Zuge. Ein solcher Ort der Zusammenkunft ist z. B. die Insel Rügen; auch die Gestade des Mittelmeeres dienen ihnen als Sammelorte zur Weiterreise über die See. Das äusserste Ziel ihres Zuges ist noch nicht entdeckt. Wie alle Stelzvögel, streckt der Kranich beim Fliegen seine Ständer stark nach hinten und ebenso den Hals nach vorn wie der Storch, von welchem ihn u. a. auch die dicht gereihten Schwingen im Fluge unterscheiden, welche beim ersteren fingerförmig auseinanderstehen.

Über das Fremdleben der Kraniche theilt Brehm in seinem Thierleben Folgendes mit.

„Angelangt in der Herberge, welche sie während des Winters bewohnen sollen, senken sie sich tief herab und suchen nun nach einer ihren Anforderungen entsprechenden und von andern Wanderschaaren noch nicht besetzten Insel. So lange der Aufenthalt in der Fremde währt, halten sie sich stets in zahlreichen Massen zusammen und nehmen auch verwandte Arten unter sich auf, in Afrika z. B. die Jungfernkraniche, in Indien den Kranich der Antigone, in Südchina und Siam diesen, den weissnackigen und den Schneekranich u. s. w. Mit diesen fliegen sie gemeinsam allmorgentlich nach den Feldern hinaus, um hier Nahrung zu suchen, kehren in den Mittagsstunden zurück und verweilen nun Tag und Nacht auf den Inseln, zeitweilig mit verschiedenen Spielen sich vergnügend und beständig im Gefieder putzend und ordnend, da die jetzt stattfindende Mauser eine derartige Sorgfalt nöthig macht.“

Der Kranich wählt in der Regel für Menschen unzugängliche Örtlichkeiten zu seiner Brutstätte. Ausgedehnte Moräste mit sog. schwimmendem Boden, grosse Brüche der Ebenen, welche nicht mit allzuhohem Riedgrase, Weiderich und anderem Strauchwerk bewachsen sind, bevorzugt er, Strecken mit hohem Rohr und Schilf vermeidend. Hier auf einer erhöhten Stelle des Sumpfes, von mittelhohem Seggengrase oder Buschwerk gedeckt, legt der vorsichtige Vogel sein kunstloses Nest an. Es ist ein zusammengetragener Haufen Riedgras, mit Reisern, Laub und sonstigem Geniste vermengt, das inmitten eine flache Mulde erhält. Das Gelege besteht gewöhnlich in 2 grossen, langen, grobschaligen und körnigen Eiern, deren Färbung sowohl in der Grundfarbe als Zeichnung oft ändert. Sie werden bald als olivenfarben, bald bräunlich grundirt mit braunrothen, grauen oder graubraunen Unter- und dunkleren Oberflecken bezeichnet. Die Bebrütung

geschieht von beiden Gatten, welche in ihrer charakteristischen Wachsamkeit und Vorsicht Eier und Junge wohl zu verbergen und zu beschützen verstehen. Die Klugheit lässt den Nistvogel niemals direct vom Neste sich erheben, noch dasselbe auf offenem, ungedecktem Wege betreten. Der Vogel schleicht sich stets verborgen im Wachsthum seiner Umgebung vom Nest und zu demselben, und kommt im ersteren Falle in bedeutender Entfernung wieder zum Vorschein oder streicht daselbst bei Verfolgung in die Höhe; auch drückt er sich bei entfernterem Lärm oder Gefahr in's Gestrüpp und die Binsen oder bleibt ruhig auf seinem verborgenen Neste. Von der Dauer der Brut ist noch nichts Genaueres bekannt geworden. Auch sind die Meinungen darüber getheilt, ob die Brut des Kranichs zu den Nestflüchtern zu rechnen sei. Thatsache ist es, dass die jungen Kraniche nur ganz kurze Zeit, höchstens einige Tage nach dem Ausschlüpfen das Nest verlassen. Hiernach können sie unbedingt als Nestflüchter betrachtet werden. Ihre erste Jugendbefiederung ist ein graubraunes Wollkleid. Sie werden uns als niedliche, anstellige Thierchen geschildert. Nach Brehm pickten sie das ihnen vorgehaltene Futter aus der Hand, haben nichts von der Unbehülflichkeit der jungen Störche und Reiher, sondern benehmen sich geschickt und selbstständig, laufen trotz ihrer dicken Beine sehr gut und wissen sich in dem dürren Riede oder Binsicht vortrefflich zu verstecken; ohne Hülfe des Hundes ist es unmöglich, sie hier aufzufinden. Das Betragen der klugen Alten schützt sie vor Entdeckung; die ersteren suchen sie nur auf bei völliger Sicherheit und entführen sie bei Gefahr oder Störung auf entlegene Felder in's bergende Getreide. Der Jungen Piepton soll unaufhörlich und störend für ihren Pfleger erklingen, eine Untugend, welche der Thierfreund gern mit in den Kauf nimmt bei den vielen Vorzügen des Kranichs. Das Fleisch desselben soll geniessbar sein. Wir bezweifeln es sehr, da zwei von uns erlegte Kraniche einen sehr starken höchst unangenehmen Geruch verbreiteten, der dem Wildpret gewiss ebenfalls anhaftet und den blos starke Gewürze und Beize vielleicht zu entfernen oder zu umhüllen vermöchten.

Familie Störche. Ciconiae.

Sie sind die gravitätischsten Bilder unter den Wadvögeln. Alles erscheint aber im Vergleich zu den Kranichen hier eckig, ungeschlacht, fast an's Plumpe streifend. Der ungelenke grosse Körper ruht auf hohen, mageren, weit über dem Fersengelenk nackten Beinen, mit halbgehefteten Vorder- und die Erde berührenden Hinterzehen. Der Schnabel ist zusammengedrückt und an den Rändern stark eingezogen, gerade, lang und zugespitzt ohne Nasengrube. Die Flügel sind lang, ziemlich abgestumpft, und es stehen in der Ausspannung beim Fluge die Spitzen der Schwingen fingerförmig auseinander. Die Störche fliegen mit gerade vorgestrecktem Halse und

nach hinten wagerecht gerichteten Beinen. In unserem Vaterlande nisten zwei Arten, welche als die nördlichsten Ausläufer der eigentlich südlichen Ländern angehörigen Storchfamilie anzusehen sind.

Der weisse Storch, Ciconia alba,

Bürger des ganzen gemässigten Europa, nichts desto weniger aber eine ächte einheimische Vogelgestalt, bedarf wahrlich nicht der näheren Beschreibung. Er ist und bleibt eine wohlbemerkbare Erscheinung in der heimathlichen Vogelwelt. Abgesehen ganz von seinem originellen Wesen, fällt schon sein gewichtiger Körper auf, der im niederen Fluge von und zu dem bekannten Neste auf die Umgebung unter ihm bei Sonnenschein sichtbare Schatten wirft. Mag der Geselle bedächtig im Gras und den Binsen sumpfiger Wiesen oder dem Wachsthum der Felder umherschreiten, um als Viel- und Allesfresser hier dem Contingente der Kleinsäuger und Vögel, dort dem der Lurche, hier wieder dem Heere der Insecten und Weichthiere nachzustellen; mag er mit ausgebreiteten Flügeln hoch oben im Äther seine ruhigen, majestätischen Kreise ziehen, um seine weite Wanderschaft damit zu beginnen; mag er dort auf den Ästen alter Trifteichen auf einem seiner Stelzbeine bei der Verdauung seines angefüllten Kehlsackes anscheinend tiefem Brüten nachhängen oder auf dem Strunke der Kopfbäume oder auf der Dachfirste beim Neste sich sonnen; mag er endlich im Gegensatze zu allem diesem auf dem umfangreichen Reiserhorste zur brütenden Gefährtin zurückkehren, um unter Geklapper die komische Begrüssungsscene des Paares mit auf dem Rücken zurückgeworfenen Köpfen zum Besten zu geben: — überall bietet er ein der Betrachtung und Forschung hochinteressantes Vogelwesen dar, dessen Lebensspuren wir nunmehr eingehend folgen werden.

Weil der Storch überall geduldet wird und mit den menschlichen Hausgenossen auf friedlichem Fusse steht, so fühlt er sich in ihrer Nähe am heimischsten und betrachtet die Vorgänge in den Strassen und Gehöften, die sein Blick vom erhabenen Standpunkte aus zu beherrschen vermag, mit grösserer Theilnahme, als es dem Anschein nach vermuthet werden sollte. Wo er seit Jahrzehnten als ständiger Sommergast eines Hauses eingebürgert ist, lässt er sich zuweilen, insbesondere in der Frühe, wenn es im Hofe noch stille ist, nieder und bietet somit dem Beobachter Gelegenheit, ihn recht nahe zu mustern. Sein Gang hat etwas Würdevolles und Gemessenes, er hebt in ziemlich regelmässigem Takte einen Fuss nach dem andern hoch auf, so dass sein Dahinschreiten in Wahrheit pathetisches Stolziren genannt werden muss. In den Wiesen nimmt sich der weithin durch Grösse und blendendes Weiss sichtbare Vogel doppelt schön aus, wenn er in Gesellschaft Seinesgleichen daselbst die Quellen der Nahrung ausbeutet. Sehr nahe lässt er den Menschen indessen gewöhnlich nicht kommen, denn trotz

seiner Einbürgerung bei uns blickt eine gewisse, ursprünglich seiner Art eigene Scheu und Vorsicht durch, welche im Einklang mit seiner Intelligenz durch die geringste Ursache von Bedrohung in hohem Grade wachgerufen werden kann. Vor dem Nahenden fliehend, springt er erst eine kleine Strecke mit ausgebreiteten Flügeln und erhebt sich dann ziemlich schwerfällig vom Boden empor. In der Höhe fliegt er aber schön, leicht und beschreibt kreisend mannigfache Schraubenlinien und Bogen, nur selten die Flügel in kleinen Schwingungen regend. Also kreisend, haben wir ihn im Frühling bei seiner Ankunft oder in Gemeinschaft mit dem Weibchen beobachtet, das stets später in die Heimath zurückkehrt und von dem vorangegangenen Gatten wahrscheinlich unterwegs in Empfang und zur Brutstätte geführt wird. Auch fremde Störche kreisen in höheren Luftschichten zögernd über dem Horste, lassen sich bisweilen auch nieder und kämpfen mit den rechtmässigen Besitzern, wobei es zu heftigen Scenen kommen kann, wenn Junge aus Anhänglichkeit an ihren Geburtsort den Horst zu erobern bemüht sind. Wir haben uns durch eigene Anschauung in der Wetterau von einem Kampfe überzeugt, der mit dem Tödten und Zerfetzen eines Eindringlings endete. In rauheren, gebirgigen Gegenden, in welchen übrigens der Storch selten ist, wird er, wenn er Ende Februar zum Horste zurückgekehrt, zuweilen durch Eintritt von starkem Frost und Schneefall in solche Verlegenheit gesetzt, dass er plötzlich die Gegend verlassen muss und nicht eher wiederkehrt, bis der Schnee geschmolzen und die Eisdecke geborsten ist. Schwerlich begibt er sich in solchen Fällen wieder in südlicher gelegene Länderstriche, vielmehr sucht er nur die milderen Ebenen auf, welche ihm eine hinreichende Menge von Nahrung darbieten. Dafür spricht das vorübergehende Zusammenschaaren vieler Storchpaare bei der Ungunst der Witterung an sumpfigen Plätzen grösserer Ebenen im Frühjahre. Bemerkenswerth ist eine Beobachtung Snell's, die er im Jahre 1867 in der Wetterau machte. Er erzählt uns: „Es fand sich im Mai eine Schaar von circa 100 Störchen bei meinem Wohnorte ein und trieb sich bis in den Juni hinein in den Rieden umher. Die in der Gegend brütenden waren das nicht — schon wegen der grossen Menge konnte man das nicht annehmen, wenn man diese auch nicht in der Nähe ihrer Nester, wie immer, gesehen hätte. Es waren aber im Jahre 1867 ungewöhnlich viele Störche aus der Fremde zurückgekehrt; in der Nähe meines Wohnortes entstanden drei neue Nester auf hohen Kopfweiden. Die zu jener grossen Heerde gehörigen Störche hatten aber offenbar nichts zu thun, sondern schlenderten den ganzen Tag sorglos in den Wiesen umher, während die anderen an ihren Nestern ab- und zuflogen oder die Kopfweiden durchmusterten, um einen Nestplatz zu suchen.“ Snell wirft die Frage auf, ob wohl die Störche erst im vierten Sommer fortpflanzungsfähig werden und ausnahmsweise schon im dritten? Wenn dies der Fall wäre, so schliesst er, dann würde es sehr natürlich

sein, dass die jungen Vögel (also hier die von 1866) aus einem grösseren Umkreise sich zusammenschaarten. Dann würde diese auffallende Erscheinung aber auch, möchten wir hinzusetzen, regelmässig auftreten. Mit ausserordentlichen Scharfsinn erforscht der Storch die Nahrungsquellen der Umgegend seiner Heimath. Die Naturgabe kommt ihm hier nicht allein zu Statten, sondern auch die Erfahrung, welche in einzelnen Fällen durch viele Jahrzehnte gesammelt worden ist, denn keinem Zweifel ist es unterworfen, dass das Alter dieses Vogels unter günstigen Umständen ein sehr hohes werden kann. Das Gedächtniss, die Erinnerungsgabe des Storchs verdient bewundert zu werden. Die halbjährige Trennung von der Brutstätte bewirkt nicht etwa, dass er sich von Neuem orientiren müsste; wer ein Storchpaar viele Jahre hindurch an dem alten Horste beobachtet hat, muss es wahrgenommen haben, dass der sofortige Besuch der beliebten Nahrungsquellen unmittelbar nach der Ankunft des Storchs erfolgt, und überhaupt sein ganzer Wandel von dem klarsten Erinnerungsvermögen zeugt. Anfangs besucht er ausser den Wiesen, Bach- oder Fluss-Ufern, Teichen, Moor- und Sumpfplätzen auch die Saatfelder. Solange die Nahrung noch nicht im Überfluss für ihn vorhanden ist, streicht er bald zu diesem, bald zu jenem Orte, durchschreitet mit wachem Auge die Gründe, stellt sich da und dort auf die Lauer und gönnt sich während des Tags seltner anhaltende Ruhe, in der er stehend zuweilen auf einem Beine also verharrt, dass der Hals eingezogen und der Schnabel nach unten gerichtet ist. Auf der Lauer an Maulwurfshaufen, Mäuselöchern und Schlupfwinkeln sonstiger kleinerer Thiere beweist er Klugheit, Vorsicht, Ausdauer und Gewandtheit in der Benutzung des dargebotenen günstigen Augenblicks. Lurche, Würmer und Kerbthiere bilden die Lieblingsnahrung des Storchs. Er verzehrt deren in grosser Menge, lässt aber auch vermöge seiner Gefrässigkeit sonst keinen annehmbaren Bissen unberührt. Nackte junge Vögel sagen ihm sehr zu, und wenn er öfters dieselben geschmeckt hat, so plündert er nicht von ungefähr und zufällig die Nester der auf dem Boden nistenden Vögel, sondern er geht auch eifrig suchend darauf aus. Häufiger, als im Allgemeinen angenommen wird, fallen ihm zarte junge Häschen zu. Selbst an grosse Nattern wagt er sich, wie Lenz berichtet. „Er bearbeitet sie, bevor er sie fasst, oft lange mit Schnabelhieben, bis sie ganz ohnmächtig geworden sind, und schluckt sie dann, wie er sie gerade packt, hinab, entweder den Schwanz oder den Kopf vornweg, gleichviel ob sie schon todt sind oder sich noch fest um seinen Schnabel ringeln, so dass er genöthigt ist, sie durch eine heftige Bewegung wieder herauszuschleudern, oder sie mit einem Fusse herauszukratzen, worauf er sie von Neuem zu verschlingen sucht. Verfährt er einmal zu rasch und unvorsichtig und wird er von einer Kreuzotter gebissen, so leidet er einige Tage sehr, erholt sich dann aber ganz.“ Wir haben dieselbe Beobachtung wie Naumann gemacht, nämlich dass der

Storch aus Mordlust eine ungeheuere Menge von Kröten tödtet, von denen er nicht eine einzige frisst, weil er sie aus Ekel verschmäht. Im Frühjahr und Sommer wüthet er in der Nähe unserer Wohnung, wo sich ein Teich befindet und ein Bächlein fliesst, unbarmherzig unter diesen nützlichen Thieren. Er schlitzt ihnen mit derben Schnabelhieben den Bauch auf und lässt sie so liegen. Zu gewissen Zeiten ist der Teichrand und das Bächlein mit solcher Weise gemordeten Kröten wie besät.

Dr. v. Olfers hat in No. 11 des „Zoologischen Garten" von 1874 verdienstvolle Zusammenstellungen seiner Resultate von Untersuchungen an Storchmagen veröffentlicht. Nach diesen geht hervor, dass die seitherige Annahme mancher Thierkundigen, der Storch fange Bienen, mindestens sehr zweifelhaft sei; dass ferner der Vogel seine Nahrung nur auf der Erde erbeute, nicht aber dieselbe von dem Wachsthum ablese. Das Letztere haben wir auch niemals gesehen, so oft wir das Thier auch mit dem Fernrohr beim Durchsuchen seines Gebietes beobachtet haben. Interessant und beachtenswerth ist auch der Umstand, dass v. Olfers in den 19 untersuchten Storchmagen nicht einen einzigen Fisch fand. Die Folgerung v. Olfers, welche er hieran knüpft, dass der Storch kein gewandter Fischer sein könne, unterschreiben wir aus voller Ueberzeugung. Wir haben den oft belauschten Storch weder jemals Fische rauben, noch jemals solche seinem Neste zutragen sehen. Er hat zum Fischfange auch nicht die nöthige Gewandtheit, wie sein viel beweglicherer schwarzer Vetter oder gar der Fischreiher. Ebenso bemerkenswerth ist das Resultat der v. Olfers'schen Untersuchungen, nach welchen keine Spur von Bienen in den Storchmagen vorgefunden werden konnten, sowie denn die Folgerung, die v. Olfers daraus zieht, zutreffend ist, dass das Bienenfangen bei Störchen höchstens eine individuelle Gewohnheit und — wir setzen hinzu — seltene Fertigkeit sei. Auch die mancherseits berührte Frage über das Begrünen der Storchnester bringt v. Olfers zur Sprache und erklärt diese Frscheinung dahin, dass die Störche, Angesichts der in ihren Magen vorgefundenen sämmtlich keimfähigen Getreidekörner und Unkrautsämereien, durch eifriges Ergreifen der Beute auf Stoppelfeldern jene Sämereien zufällig mit vom Boden aufrafften, verschluckten, mit der „Losung" (Entleerung) in den Reisern der Nester alsdann hängen blieben und während des Nachsommers im Geniste keimten und grünten, namentlich wenn die Ernte der Felder frühe eingetreten sei, sodass die Störche noch zeitig die Stoppelfelder durchsuchten, also dass der in den Nestern abgesetzte Samen noch im Herbste zur Keimung und zum Grünen kommen könnte.

Sehr bald nach Begrüssung der beiden Gatten und ihrer Heimkehr schicken sie sich an, Material zum Nisten herbeizutragen. Beziehen sie einen alten Horst, so haben sie natürlich leichtere Arbeit, die nur in der Ausbesserung, vorzüglich in der Bereitung einer neuen Nestmulde besteht

und in wenigen Tagen beendet ist. Die Erbauung eines neuen Nestes nimmt dagegen einen grösseren Zeitraum in Anspruch und wird von beiden Gatten, der Ausführung nach jedoch von dem Weibchen besorgt. Die Grundlage bilden derbe Äste, Reiser, Dornen, Erdklumpen und Rasenstücke, welche die beiden Störche ineinander flechten, worauf sie mit den spitzen Schnäbeln Stücke Erde und Rasen einstossen; hierauf folgt die aus feineren Bestandtheilen hergerichtete Schicht, welche Reisig, Schilfblätter und Rohrhalmen enthält und welche neben dem flechtenden Schnabel schon mit Hülfe Eindrückens der Körpertheile, namentlich der Brust und der Flügel, formgerecht gebildet werden. Die Nestmulde von Stroh, Papier, Lumpen und sonstigen zufällig aufgegriffenen Stoffen wird unter fortwährendem Andrücken der Stoffe zwischen Brust und Schnabel, sowie der Flügel als die feinere Auspolsterung des Nestinnern hergestellt. Während der eine Gatte ausfliegt, um Material herbeizuholen, bewacht der andere mit Eifersucht das Nest und wechselt mit dem Wiedergekehrten regelmässig in der Bewachung und Arbeit ab. Es finden öfters gegenseitige Begrüssungen durch Klappern statt, welches mit eigenthümlicher Stellung des Halses begleitet wird. Derselbe erscheint nämlich der Art zurückgebogen, dass er sich fast an den Rücken andrückt und der Schnabel in schneller Folge sich öffnet und schliesst. In der zweiten Hälfte des Aprils beginnt die Störchin Eier zu legen, die fein- und glattschalig und von weisser, zuweilen in's Grünliche oder Gelbliche überleitender Farbe sind. Nach den Beobachtungen, welche von Schmidt und Krauss im „Zool. Garten" niedergelegt sind, betheiligen sich, wie wir auch selbst beobachtet haben, beide Gatten gleich eifrig am Brut- und Nährgeschäfte. „Nie wird einer der Alten," sagt Krauss, „vom andern geätzt, sondern sie lösen sich beide ziemlich regelmässig ab. Sobald der eine erscheint, stösst der andere vom Neste ab, was nun freilich nicht immer mit gleicher Raschheit und Präcision von Statten geht. Manchmal erhebt sich nämlich der gerade Aufsitzende auffallend zögernd von den Eiern oder der noch zarten Brut. Eben so wenig werden jemals die Jungen im eigentlichen Sinne geätzt, vielmehr wird denselben vom ersten Tage an alles Futter vorgewürgt, und man erkennt sofort an den lebhaften Kopfbewegungen der Brut, dass sie das vorgesetzte Futter selbstthätig aufnimmt." Schmidt erzählt von gefangenen Störchen: „Die Mutter würgte dem Jungen Stücke von Regenwürmern und gehackten Fischen vor, welche dieses vom Nestrande selbst und ohne Beihülfe aufnehmen musste. Es gelang ihm ziemlich gut, obwohl es so wenig Festigkeit im Halse hatte, dass der Kopf bald nach der einen und bald nach der andern Seite herabsank und beständig in einem zitternden Schwanken war. Das Kleine packte die Nahrung mit dem Schnabel, beförderte sie ganz nach Art der erwachsenen Störche mittelst einer schleudernden Bewegung möglichst weit nach hinten in die Rachenhöhle und schlang sie unter einigen ruckweisen Stössen des

Kopfes und des Halses hinab." An einer andern Stelle bemerkt Schmidt: „Es fiel mir auf, dass das Herauswürgen den alten Vögeln anfänglich weit leichter von Statten ging als später, wenn die Jungen grössser werden und stärkere Portionen verlangen. Wenn die Nestvögel noch ganz klein sind, senkt der alte Vogel beim Füttern den geöffneten Schnabel so auf das Nest, dass die Spitze des Ober- und Unterschnabels, wie die beiden Füsse eines Zirkels aufstehen, und mit einem ganz leichten Ruck wird die Nahrung ausgeworfen. Der Vogel wählt dazu immer eine Stelle des Nestes, welche den Köpfen der Kleinen möglichst nahe ist. Dass ein entfernt und tiefer als das Nest stehender Beobachter das bedächtige Vorgehen des Storchs hierbei leicht so auslegen kann, als ob er den Jungen das Futter in den Schnabel gäbe, begreife ich vollkommen. Im weiteren Verlauf wird das Auswürgen beschwerlicher. Der Vogel öffnet den Schnabel in der angegebenen Weise und würgt kräftig in Stössen, welche den ganzen Körper erschüttern, wobei sich der ausgedehnte Schlund gewaltig anspannt und die etwas von der Brust entfernt gehaltenen Flügel als Stützpunkt dienen. Anfänglich kommt gewöhnlich nur etwas zäher Schleim zum Vorschein, und nicht selten geht das Thier noch ein oder mehrere Male an's Wasser, um zu trinken, bis es ihm endlich gelingt, den Jungen die erwartete Speise zu liefern. Dieses Vorwürgen ist auch aus grösseren Entfernungen nicht zu verkennen." Es währt eine geraume Zeit, bis die jungen Störche im Neste gehen lernen. Krauss sagt, dass „sie sich allmälig von den Fersen auf die Zehenspitzen erheben. Die ersten Ortsbewegungen sind rückwärtsschreitende, indem sie sich mit dem Hintern dem Nestrande nähern, um sich des Unraths zu entledigen, der in einem kräftigen Bogenstrahl hinausgeschleudert wird. Die Reinhaltung des Nestes wird überhaupt mit einem fast pedantischen Eifer geübt. Anfangs, so lange die Jungen jenes mühsamen Krebsgangs noch nicht fähig sind, wird das Nest von den Alten bei ihrem jedesmaligen Erscheinen pünktlich gesäubert, indem sie mit dem Schnabel alles Unfläthige über das Nest hinüberschnellen.

Erst wenn die Jungen festzustehen und den Rand des Nestes sicher zu begehen im Stande sind, beginnen die Vorübungen zum Fluge. Diese Übungen gehen fast durchaus in Abwesenheit beider Eltern vor sich, welche mit dem Futteraufnehmen vollauf zu thun und keine Zeit zu systematischem Unterricht haben. Was die Jungen von ihnen lernen können, ist lediglich die Art, wie die Alten vom Neste abstossen und wieder anfliegen. Das Erstere würde aber den Jungen sehr übel bekommen. Die Alten beschreiben nämlich, wenn sie abfliegen, einen sehr stark concaven Bogen, welche sie oft tief unter die niedrigeren Dachfirsten bringt, ehe sie sich wieder erheben, um das Freie zu gewinnen. Würden die Jungen dieses Abfliegen blindlings nachahmen, so könnte es kaum fehlen, dass sie auf die niedrigsten Dächer oder gar auf den Erdboden geriethen und der muthwilligen Strassenjugend

in die Hände fielen. Sie greifen die Sache ganz anders an, und hierin gibt ihnen Niemand Unterweisung, als die gütige Mutter Natur. Ihr Verfahren ist hierbei folgendes: sie umschreiten flügelschlagend das Nest vorerst, ohne sich von demselben zu erheben. Alsdann thun sie dasselbe hüpfend, erheben sich allmälig höher, halten sich dann einige Secunden schwebend über dem Neste und bringen dies stufenweise immer weiter, bis sie zuletzt eine oder zwei Ellen hoch eine halbe Minute lang oder noch länger sich schwebend zu erhalten vermögen, wobei sie aber vorerst die Horizontalprojektion des Nestes ängstlich einhalten. Erst wenn sie dies einigemal mit Erfolg wiederholt haben, durchbrechen sie den Zauberkreis, schweben muthig hinaus in das freie Luftmeer, beschreiben sofort fliegend einen etwa fünfzig bis sechzig Meter im Durchmesser haltenden Kreis um das Nest, wiederholen ihn auch wohl einmal, kehren dann aber auf das Nest zurück oder lassen sich zuweilen auch auf einem naheliegenden mit dem Neste auf gleichem Niveau stehenden Dache nieder. Nie bemerkte ich, dass dieses kühne Wagen, diese gewaltige Anstrengung aller Kräfte an demselben Tage wiederholt worden wäre, dagegen werden an den nächstfolgenden Tagen immer grössere Kreise gezogen, die Ausflüge wiederholt und manchmal ziemlich entlegene Haltstationen gemacht. Auf die Wiese wagen sie sich erst Mitte Juli, also nach etwa vierzehntägigen Flugübungen, was sich schon aus der Schwierigkeit des Auffliegens von ebener Erde erklärt. Hier werden sie noch einige Zeit von den Alten mit Nahrung versorgt, bis sie geschickt genug sind, so viel Nahrung selbständig aufzunehmen, als sie bedürfen. Alsdann sieht man oft eine ganze Familie in Plänklerordnung, d. h. in einer ziemlich geraden Linie mit gleichen Distanzen die Wiese abschreiten. Ende Juli oder Anfangs August beginnen die Übungen im Hochflug als eigentliche Vorbereitung zum Wanderzug. Dass sie sich dabei in sehr bedeutende Höhen aufschwingen und die schönsten Spirallinien ziehen, weiss Jeder. Öfters sah ich die Alten auf der Weide, während die Jungen im Äther schwammen; es soll aber damit nicht gesagt sein, dass sich jene am Hochfluge gar nicht betheiligen.“

Es ist mehrfach die Beobachtung gemacht worden, dass die alten Störche eines ihrer Jungen über Bord des Nestes werfen. In solchen Fällen kann es unmöglich irgend welche Abneigung oder Grausamkeit sein, was die Eltern hierzu veranlasst, sondern sicherlich nur Schwäche und Kränklichkeit des Jungen. Findet man einen jungen Storch, an welchem sich kein Merkmal von körperlichen Übeln zeigt, so ist anzunehmen, dass er in Folge von Unvorsichtigkeit oder von Drängen der Geschwister aus dem Neste gefallen sein mag.

Ende Juli schaaren sich die Storchfamilien der verschiedenen Gegenden auf ausgedehnten Wiesenflächen, gewöhnlich auf weichen, sumpfigen Plätzen zusammen. Nach Krauss kehren dann die Jungen nicht mehr auf ihre

Geburtsstätten zurück, sondern übernachten in Schaaren auf hervorragenden Dächern eines grösseren Wohnortes, während die Alten ihre Nester wieder besetzen und nicht blos Nachtquartier hier nehmen, sondern sich auch bei Tag dort viel sehen lassen. Nach unseren Beobachtungen streichen sie auch öfters auf alte Eichen an Waldrändern und auf Triften, um daselbst familienweise zu übernachten. An manchen Orten sammeln sich im August Tausende von Störchen, um gemeinschaftlich die Wanderung nach dem Süden zu unternehmen. Solche Sammelorte sind dadurch berühmt geworden, und merkwürdig ist es, mit welcher Regelmässigkeit dieselben alljährlich zur selben Zeit von Massen dieser Sumpfvögel besucht werden.

Ohne besondere Mühe lässt sich der junge Storch zähmen und an die Gefangenschaft gewöhnen. Seine Intelligenz lässt ihn gar bald erkennen, wo er die Gelegenheit ergreifen und zu seinem Vortheil ausbeuten kann. Mit dem Federvieh im Hofe lebt er friedlich, es sei denn, dass ihm ein kleines Küchlein in den Bereich des Schnabels komme, das er zuweilen verschlingt. Übrigens haben wir einen zahmen Storch als tyrannisches Curiosum einst auf dem Hofe unseres Oheims in Höchst a./M. kennen gelernt. Derselbe trieb täglich das Federvieh zu Paaren, umkreiste in immer kleineren Bogen die Willigen und Unwilligen, und wenn sie allesammt auf einem engen Raume zusammengetrieben waren, fuhr der gravitätische Herrscher urplötzlich mitten unter sie, so dass Enten und Hühner schreiend und flatternd auseinander stiebten.

Es ist uns ein Fall bekannt, wo ein zahmer Storch eine Verbindung mit einem wilden anknüpfte. In Schwalheim bei Friedberg in der Wetterau wurde einst in einem Bauerngehöfte ein zahmer weiblicher Storch, der als junger Vogel aus dem Neste gefallen war, gehalten. Frau Störchin flog aus und ein und besuchte nahe Felder und Wiesen. Auf diesen Excursionen knüpfte sich eines Frühjahrs ein zartes Verhältniss zwischen ihr und einem entweder verjagten Junggesellen der gravitätischen Sippschaft oder aber einem zu Liebesabenteuern hinneigenden Storchgatten, deren etliche in den benachbarten Ulmenhorsten (Anzahl Kopfholzbäumen) der benachbarten Wiesen und Felder alljährlich sich einfanden. Die Dulcinea des Don Quixote der Wiesen schritt zum Bau eines Nestes auf dem Holzstosse hinter einem niederen Schuppen nach der Feldseite zu, und nach einiger Zeit lag die Frucht ihrer Tête-à-têtes in den stillen Gründen in Form eines Eies im Neste. Weiter brachte es, soviel uns noch erinnerlich, Frau Störchin nicht in der Familienhaushaltung, deren Ei ohnedies die Beute eines Marders oder Iltisses geworden sein musste, da eines Morgens das Nest geplündert war. Der auf die linke Seite angetraute Gatte soll öfters bei der Störchin gesehen worden sein, ohne dass er sich jedoch in unmittelbarer Nähe des Gehöftes zeigte.

Der schwarze Storch. C. nigra.

Kleiner und schlanker als sein weisser Vetter, etwa 0,75—0,8 m. lang und in der Flugweite das Doppelte messend, ist er von diesem in Vielem das gerade Gegentheil. Mit Ausnahme des unteren Theils der Brust, des Bauches und der Schenkelfedern, welche weiss sind, ist ein altes Individuum mattschwarz mit metallischem grün-purpurnem Schiller. Sein Schnabel, die nackten Stellen an den Augen, sowie die Beine sind im Alter korallenroth, bei jungen Exemplaren schmutziggrün oder bleifarben, sowie denn das Jugendkleid mehr grauschwarz erscheint.

Die Heimath des schwarzen Storches ist das gemässigte Europa, besonders das östliche, ein Theil von Asien, nicht aber, wie mancherseits irrthümlich angegeben wird, Nubien und Bessarabien. In Deutschland kommt er an passenden Örtlichkeiten überall, aber sehr vereinzelt vor, am meisten nistet er in den wasserreichen nordöstlichen Strichen, in Pommern und Ostpreussen.

Er nimmt zu seinem Aufenthalte einsame, entlegene alte Waldungen, verschmäht auch das Gebirge nicht, wenn nur die Hauptbedingung seiner Ansiedelung nicht fehlt, das Vorhandensein feuchter oder sumpfiger Wiesen, Bäche oder Flüsse. Dann wählt der gewöhnlich Ende März oder Anfangs April von seinem Zuge aus Südeuropa oder Afrika kommende Vogel einen alten Eich-, Buch- oder Kiefernwald, um daselbst entweder seinen alten Horst (Nest) zu beziehen und mit der etwas später erscheinenden Gattin auszubessern; oder er schreitet zum Bau einer neuen Wohnung oder endlich er usurpirt auch den alten Horst eines Raubvogels zur Unterlage seines ausgedehnten Reisernestes. Dies gleicht dem des weissen Storchs sehr und wird auch von ähnlichen Baustoffen gefertigt. Gewöhnlich sind es hochstämmige alte Eichen, Buchen oder Föhren, worauf er horstet. Er wählt in der Regel ziemlich wagerechte starke Äste zum Neststande, bald oben in der Krone, bald mehr inmitten des Baumes seitwärts am Stamme. Dabei ist er bedacht, dass er vom Horste oder dem wipfeldürren Nestbaume aus freie Umschau halten kann. Seinen Standort trifft man deswegen gewöhnlich an dem Rande eines alten räumlichen Schlages oder in einem heimlichen Horste (Gruppe) alter Stämme auf einem Lichtschlage oder in der Nähe eines solchen. Seltener legt er seinen Horst in kleineren Feldgehölzen, in Auen u. dgl. Orten an. Der überaus scheue und misstrauische Vogel liebt und sucht die Einsamkeit, wie umgekehrt sein weisser Verwandter die Stätten bewegten menschlichen Lebens bevorzugt. Einige Tage nach der Vollendung des Horstes legt das Weibchen 3—5 gewöhnlich blass in's Bläuliche oder Bläulichgrüne schimmernde, feingekörnte, aber starkschalige Eier, welche — wie es scheint — vom weiblichen Vogel allein bebrütet werden. Der männliche Vogel entfaltet in dieser Zeit eine hohe

Künstlerschaft im Fluge. In stetigen, kaum von einem Flügelschlage unterbrochenen Schraubenwindungen erhebt er sich, purpurstrahlend in der Sonne, immer höher und höher vom Horste, bis er in majestätischen Kreisen, oft über die Sehweite des menschlichen Auges, den Äther durchzieht. Diese Luftspiele währen oft stundenlang. Ein College des Einen von uns, der verstorbene Oberförster Stammler in Battenfeld an der Eder, hat uns neben andern Charakterzügen diese schönen Lufttouren des Waldvogels lebhaft beschrieben. Nur einmal hatten wir in Begleitung des Beobachters bei einem Gange in das wälderreiche Gebiet der Eder das Vergnügen, ein Paar schwarzer Störche in der Nähe ihres Horstes anzutreffen. Der erste Blick auf dieselben zeigte uns, wenngleich einen Verwandten unseres gemeinen Storchs, doch einen viel Eigenthümliches darbietenden Stelzvogel. In die Augen springend war eine gewandtere, leichtere, wir möchten sagen wildere Haltung. Der weisse Storch muss sich neben seinem schwarzen Vetter in der Wildniss gewiss zu seinen Ungunsten steifer, ja ungeschlacht ausnehmen. Die jungen schwarzen Störche verlassen, früher anstellig und flügge als die weissen, den Horst, werden von den Alten an die Plätze ihrer Nahrung geführt und bald zu den gewandten Jägern herangebildet.

Der angelegte Horst bildet den Mittelpunkt des Thuns und Treibens vom schwarzen Einsiedler. Von hier aus wechselt er vorsichtig des Tages, namentlich aber früh Morgens und gegen Abend, in nahe sumpfige Waldwiesen, in Erlenbrüche, an Waldbäche, Gräben, Teiche und Flüsse. Regelmässig umkreist er den Ort, woselbst er einstreichen will; er müsste sich denn ganz sicher fühlen, in welchem Falle der Vogel auch in gerader Richtung auf die Quelle seiner Nahrung steuert. Mit ein paar hochgeführten Flügelschlägen fusst er auf, sogleich mit hochgehobenem Halse überall hin sichernd. Über eine Weile erst setzt er sich in Bewegung. Noch bedächtiger, langsamer, schleichender als der weisse Storch durchschreitet er sein Jagdgebiet. Er wadet ziemlich tief in Bäche und seichte Stellen der Flüsse hinein, ist immer wach und rege, lauert aber öfters auch an Stromschnellen, Ausflüssen von Gräben und Bächen auf Fische, denen er erstlich viel mehr nachstellt als sein naher Verwandter, die er zum Andern aber auch entschieden leichter und sicherer erbeutet. Denn der schwarze Geselle ist ungleich behender, sein Gebahren mehr reiherartig. Selten schnellt sein spitzer Schnabel nach einer Beute im Wasser fehl, mag es in der geräumigen Waldwiese der hüpfende Frosch oder das huschende Reptil sein, mag ihm im Gebirgsbache oder Flusse die schnelle Forelle vorbeischiessen; ebensoschnell fährt sein mörderischer Schnabel gleich einem rothen Strahl hervor, um die Beute zu fassen, sie mit derben Hieben zu bearbeiten, im nächsten Augenblicke in die Luft zu schnellen, sie im andern wieder aufzufangen und in den unersättlichen Schlundsack hinunterzuwürgen. Allem Kleingethier ist von diesem heimlichen schwarzen Satan der Krieg erklärt; Nichts verschont er,

was ihm begegnet. So füllt er sich in ergiebigem Jagdgebiete den Kehlsack bis zum Bersten, sodass der Vogel geradezu wie ausgepolstert steif auf einem seiner Lieblingstandorte steht, auf dem kahlen Geäste seines Nistbaumes oder auf einem alten „Waldrechter“ (altem Oberbaume), an einem freien Flussufer oder auf einer einsamen Wiese, wohin er sich nach solch reichlichem Fange ebenfalls gerne begibt. Aber auch im Zustande der Verdauung ruht der Wächter in ihm nicht. Äusserst schwer fällt es deshalb, dem immer wachen Vogel anzukommen. Nur in seltenen Fällen lässt sich sogar ein Kugelschuss auf ihn anbringen. Ein Glück für die Fischerei ist seine Seltenheit.

Eine weitere Eigenthümlichkeit des misstrauischen Vogels ist die, dass Nachstellungen ihn sehr leicht bewegen, seinen Stand und sein Jagdgebiet auf lange Zeit, wenn nicht für immer, zu verlassen. Ohnedies aber thut er dies auch. Es gehört nicht zu den Seltenheiten, dass lange besetzte Gebiete plötzlich von den schwarzen Gästen verlassen stehen, und umgekehrt dieselben auf einmal an Orten zur Ansiedelung schreiten, wo vorher keine Spur von ihnen vorhanden war.

Nebst den angeleiteten Jungen sammeln sich die Alten mit einzelnen anderen Familien schon im Nachsommer, doch dies nicht überall. Es scheint das immer mässige Zusammenschlagen mehrerer Familien individuelle Neigung zu sein: denn der oben erwähnte gute Kenner des schwarzen Storchs berichtete uns, dass er an der Eder nur einmal im Sommer einer Gesellschaft von 19 schwarzen Störchen begegnet, stets alljährlich aber nur dem Vogel vereinzelt oder höchstens mit der eigenen Familie aufgestossen sei. Er soll indess auch nach guten Beobachtungen thatsächlich nur höchstens in kleinen Flügen reisen, also sich auch in dieser Richtung ganz verschieden vom gemeinen Storch zeigen.

Stammler beschrieb uns die Stimme der Nestlinge des schwarzen Storchs als ein Gewinsel, ein Gemisch von zischenden und pfeifenden Lauten. Der alte schwarze Storch hat keine Stimme; ihm steht nur das allen Störchen eigenthümliche Klappern zu Gebot, jedoch nicht in der Stärke wie seinem weissen Verwandten. Er lässt es gedämpft hauptsächlich nur zur Paarzeit und vor dem Zuge beim Begegnen und Zusammentreten mit Andern hören.

Kein alt eingefangener schwarzer Storch wird jemals ganz zahm und zutraulich; hingegen sollen sich aus dem Nest genommene der Art sehr liebenswürdig und anhänglich gegen ihren Pfleger und ihre Umgebung bebetragen, auch an's Aus- und Einfliegen gewöhnen, wie sie denn auch, ihrer Natur gemäss, sehr leicht allerlei Nahrung nehmen.

Die Familie der Reiher. Ardeae.

Zu diesen Wadern steigen wir im Hinblick auf die Störche und noch mehr auf die Kraniche eine merkliche Stufe der geistigen und körperlichen Entwickelung herab. Es sind schlanke oder vielmehr magere, an den Seiten des Leibes zusammengedrückte, hochbeinige Vogelgestalten, deren gerader, harter, nur an der scharfen Spitze sich leichtbogig verjüngender, seitlich etwas verschmälerter Schnabel über Kopfeslänge je eine von der Nasengrube nach der Spitze ziehende Furche zeigt. Die Schienen sind weit über das Fersengelenk nackt, und der Fuss hat vier sehr verlängerte Zehen, deren mittlere kammartig eingeschnitten ist. Die Zügelgegend vor den Augen ist nackt. Charakteristisch zeigt sich der lange Hals mit seinen unten seitlich verlängerten schmalen Federn. Eben solche oft auch zerschlitzte Federn trägt der Rücken. Die Flügel sind gross, vorn wegen der vier ersten beinahe gleich langen Schwingen abgerundet und sichtbar muldenförmig. Den abgeflachten, schmalen und kleinen Kopf ziert in der Regel ein schlanker, nach dem Nacken sich senkender Federbusch. Ausserdem befinden sich an den Seiten der Brust, vom Armgelenk der Flügel gedeckt, sowie an den Flanken hellgefärbte, filzigweiche Stellen. Der Schwanz ist kurz und abgerundet. Die Reiher haben keinen eigentlichen Kropf. Der Schlund geht sackartig in den Vormagen, und der Hauptmagen hat einen Nebenmagen.

Die Familie der Reiher ist die artenreichste unter den Stelzvögeln; sie bewohnt mit Ausnahme des hohen Nordens, alle Länder, tritt besonders häufig aber zwischen den Wendekreisen auf. Vom Meeresgestade und den Tiefländern bis in die hohen Gebirge verbreitet sie sich, stets aber an oder in Gewässern, von diesen aber bald klare fliessende Bäche und Flüsse, bald Sümpfe liebend. Alle Reiher ohne Ausnahme b a u m e n. Alle schlagen sich zu Gesellschaften an geeigneten Orten zu bedeutenden Ansiedelungen unter sich und andern Reiherarten oder mit andern gesellig lebenden Vögeln, namentlich mit Scharben, zusammen, die bekannten Reiherstände bildend.

Ihre Stimme besteht durchgängig aus hässlichen krächzenden, kreischenden Lauten, bei einer Art ertönt sie ebenso abenteuerlich, als sie in höchst seltsamer, origineller Art und Weise hervorgebracht wird.

Trotz der Weltbürgerschaft und des Artenreichthums der Reiher weist unser Vaterland doch nur eine einzige Art eines ächten Reihervogels und drei Arten reiherartige Vögel als Inländer auf. Jener, der graue oder Fischreiher, vereinigt indess alle Eigenschaften der Reiher in so hervortretendem Grade, dass wir einer weiteren allgemeinen Kennzeichnung der Familie nicht bedürfen. Das Bild unseres einheimischen Vertreters vergegenwärtigt uns das Charakteristische der ganzen Familie, sowie der Sippe der F i s c h r e i h e r, Ardeae, zu welcher er zählt.



Artist. Anst. v. Th. Fischer, Cassel.

Graue Fischreiher.

Der graue oder Fischreiher. Ardea cinerea.

Dieser auffallend gebaute Vogel mit dem grellen Blick seiner hochgelb beringten Augen, der unablässige Räuber und Entvölkerer unserer Bäche; — es ist derselbe, der von grauen Zeiten her durch das Mittelalter hindurch eine Berühmtheit oder Bevorzugung durch den Hochsport der Falkenbaizen erlangt hat. Heute vor dem prüfenden Blick und der Erfahrung des Beobachters sinkt dieser Stelzvogel von seiner Glorie herab als ein erkanntes gemeinschädliches Thier, das unbedingt in den waidmännischen Bann gethan werden muss. Ja, es ist es in der That schon längst bei jedem aufmerksamen Jäger, der des versteckten Diebes Unbilden in den Gewässern an Fischen und ihrem Laiche, an den Lurchen und dem Kleingeflügel aller Art belauscht hat. Wie entschieden haben wir Brüder dem gefährlichen Laurer und fortwährenden Beeinträchtiger fremden Eigenthums den Krieg erklärt und ihn überall in unserer Jagdpraxis mit Kugel und Hagel tractirt, wo wir ihm nur irgend beikommen konnten. Aber dem misstrauischen, scheuen vorsichtigen Vogel ist meist sehr schwer anzukommen. In der Zeit der Brut und Jungenpflege ist dies noch am leichtesten zu bewerkstelligen. Wollen wir sein Thun und Treiben eingehend beobachten, so ist selbst zu dieser Zeit ein Fernrohr von Nutzen. Denn seine Sinne sind scharf.

Betrachten wir vorerst sein Äusseres. In der Farbe seines Gefieders zeigt der Vogel gerade nichts Auffallendes; sie ist düster grau, nur auf der Stirne und am Oberkopfe erscheint sie weiss und am Vorderhalse herab weiss-grau. Den Letzteren herunter laufen drei Reihen schwarzer, lanzettförmiger Federn, denen sich weissgrau gefärbte längere am Unterhalse anschliessen. Besonders den Kopf eines alten Männchens zieren drei stattliche schwarze Schopffedern. Von eben dieser Farbe sind die grossen Schwungfedern und die charakteristischen Streifen, die durch die Augen nach dem Hinterkopfe laufen. Um die Augen bemerken wir ein grüngelbliches nacktes Feld. Der starke, spitze, seitlich zusammengedrückte Schnabel über Koflänge ist gelblich und bei alten Männchen in's Röthliche spielend; die hohen Stelzfüsse sind braunschwarz gefärbt. — Mehr als die Farbe des Federkleides springt die Gestalt und Haltung des Reihers in die Augen. Sein Leib ist dürr und schmächtig, und der lange Hals, welcher in den verschiedensten Formen, bald gestreckt, bald in mehr oder minder gekrümmter Lage wie ein S oder auch noch mehr über den Rücken zurückgebogen, getragen wird, sowie die langen Beine oder Ständer vollenden die auffällige Erscheinung des Vogels, der als der markirteste Vertreter der Familie angesehen werden darf.

Sein Gesicht ist vorzüglich und das Gehör ebenfalls fein. Das haben wir so oft erfahren, als wir dem Fischdiebe an den Ufern der Nidda in unserer Heimath oder an der Lahn und den Gebirgsbächen der ehemaligen

Hessischen Lande pürschend anzukommen suchten. Obgleich uns die am Ufer der kleinen Flüsse oder der Bäche eingefallenen Reiher wegen der hohen Ufer nicht sehen konnten, vernahmen sie unsere Tritte auf dem gewöhnlich zur Zeit unserer Jagd gefrorenen Boden. Seine ungemeine Wachsamkeit lässt den Vogel von einem Orte seines oft weit ausgedehnten Jagdreviers zum andern stets hoch über Schusshöhe in der Luft wechseln. Beim Fluge hält er die Ständer nach hinten ausgestreckt, den Kopf aber zurückgezogen, gerade umgekehrt wie der Storch, der, wie wir bereits wissen, mit vorgestrecktem Halse fliegt. Fast immer fällt der Reiher an solchen Stellen der Gewässer ein, von welchen aus er eine freie Umschau hat. Erst nach gehörigem Kreisen und behutsamem Durchforschen der Umgegend geht er in's Ried, in den Sumpf, in Gräben und Bäche der Wiesen und Moore, an Flüsse, Teiche und Seen, sowie an den Meeresstrand oder wo er sonst seichte Stellen zum Rauben findet. Nach dem Einfallen steht er eine Zeit lang mit ausgerecktem Halse unbeweglich wie eine Bildsäule, still beobachtend, um sodann erst, nach vollkommener Sicherung, in eigenthümlich ruckweisem Gange sich die geeigneten Stellen zum Fischen auszusuchen. Hat er diese mit seinen untrüglichen Sinnen ausgekundschaftet, so verweilt er oft Stunden lang mit eingezogenem, halb über den Rücken gelegten Halse unbeweglich auf der Lauer. Wie ein Bajonett fährt beim Erscheinen einer Beute in seiner Nähe der scharfe, derbe Schnabel hernieder, einen Fisch oder einen Lurch, ein Insect oder Weichthier u. dgl. m. mit grosser Sicherheit zu spiesen. Die auf der Stromschnelle vorbeischiessende Forelle packt sein Schnabel, der bei solchem Fange dem Strahl des Fisches vorgreift, ahnlich wie der Jäger dem flüchtigen Federwilde mit der Flinte vorhält, um den Schuss dem in Bewegung befindlichen Gegenstande treffend beizubringen. Jede Lache, welche nach ausgetretener Fluth von Gewässern in Wiesen und Feldern entstanden, die seicht werdenden Fluthgräben in sumpfigen, moorigen Niederungen, jeden Ausfluss von Gräben, jedes beutversprechende Wehr an fliessendem Wasser hat das durchdringende Auge unseres Fischdiebes alsbald entdeckt; sofort nähert er sich diesen Fundstellen stillbedächtig, um seinen sicheren Fischfang auszuüben. Wie oft haben wir den Lauerer und Schleicher von ferne beobachtet, wenn er an solchen Plätzen hauste, wenn er dann und wann bei unglaublicher Gefrässigkeit unter zahlreichen kleineren Fischen aller Art Hechte, auch besonders von ihm bevorzugte Aale von 25 cm. Länge spiesste und verschluckte. — Ein Blick auf die ungemein langen Zehen seiner Stelzfüsse, die den sprüchwörtlich mageren und leichten Rumpf tragen, macht es begreiflich, wie dem Vogel das Schreiten über den weichsten Sumpf- und Schlammboden ermöglicht ist. Hier räumt er denn auch unter Allem, „was da kreucht", weidlich und unbarmherzig auf. Neben der beschriebenen Nahrung stellt er allen erdständigen Vogelnestern nach. Die Brut des

Kiebitzes, der Becassinen, der Regenpfeifer, Strandläufer und Brachvögel, der Wildenten, die Nester der Rohrsänger, der Teich- und Wasserhühner und vieler andern mehr verfallen der Wucht seines mörderischen Schnabels. Stösst er auf eine zählebige Beute, so wirft er das Erfasste mit eiuem Ruck seines Halses in die Höhe, um es mit dem harten Schnabel wiederholt derb zu bearbeiten und dann in den erweiterten kropfartigen Schlund zu würgen. Wie der unrechtmässiger Weise in einer Art Heiligkeit stehende Storch, macht er Wiese, Ried und Marschen unsicher. „Wenn sich dem Reiher die Gelegenheit bietet", sagt E. F. von Homeyer, „fängt er auch mit Eifer Mäuse. Dies geschieht besonders dann, wenn der Wasserstand eines Sees, Teiches oder Sumpfes plötzlich steigt und dadurch die Mäuse aus ihren Gängen vertrieben werden. Dann sind die Reiher ihre eifrigen Verfolger und fangen sie in Menge. Einmal sogar fand ich im Magen eines alten Reihers eine alte grosse Wasserratte."

Wir können diese Angabe hinlänglich bestätigen. Mit gutem Fernrohr beobachteten wir in den Wiesengründen mehrmals die Reiher, welche der Austritt der Schwalm bei Alsfeld herbeigezogen hatte, weil da Fische mit in die Gräben und Tümpel fortgerissen wurden. Sobald eine Maus sich schwimmend vor der steigenden Fluth retten wollte, war der wachsame Reiher bereit, sie mit seinem Bajonettschnabel zu erfassen und sofort zu würgen.

Aber welch ein Unterschied zwischen den beiden verwandten Stelzvögeln, dem Reiher und Storche. Während den Bewohner unserer Dachfirsten und Kopfbäume, bei etwas Hinneigung seiner Körpermasse zu Ungelenkigkeit, doch in Gestalt und Bewegung Stattliches, Gravitätisches kennzeichnet, verräth sich in dem Thun des Reihers die Hässlichkeit, verbunden mit Schlauheit und Tücke. Er ist ein Bild der Widerwärtigkeit, der Fressgier und des immer regen Diebsgelüstes. Mit niedergebogenem Halse und gesenktem Schnabel schleicht der Reiher, allein oder mit andern seiner Sippschaft, geräuschlos wie die das Schilf und Röhricht durchziehende Sommerluft unter schattenhafter Bewegung die Ufer der Gewässer entlang. Jede Bewegung im Wasser unter ihm oder in dem ihn umgebenden Gestrüpp bemerkt sein reges Gaunergesicht, und stets sind, bei aller scheinbaren Ruhe und Gleichgültigkeit, Raubsinn und Gier in ihm bereit, alles Lebende hinterlistig zu morden. Frösche, Vögel, Schlangen und Säugethiere verschluckt er, nachdem er sie gestochen und todtgebissen, mit den Köpfen zu unterst; Fische hingegen bringt er stets vorher in die Lage mit dem Kopfe nach oben, ehe er sie hinunterwürgt. Wehe dem Trupp zahmen jungen Federviehs, dem er auf Teichen, Flüssen oder Bächen begegnet! Wehe dem in Wiese oder Feld sich verlaufenden Hühnervölkchen der Höfe! Der schleichende Räuber fährt unter der Deckung von Schilf oder Gras oder aus schützendem Getreide verderbenbringend über die Wehrlosen her. Besonders in den Morgen- und Abendstunden geht er dem Raube nach. Mit an-

gefülltem Schlundsacke verlässt er, unter unbehülflichen Flügelschlägen sich erhebend, seine Lauer- und Fangplätze, um mit krächzenden, sägeartigen Lauten, wie er gekommen, wieder seinem Stande zuzustreichen. „Kräik! Kräik!" erschallt in kleinen Pausen sein Ruf, gleichsam der unmelodische Tact zu seinem schwerfälligen Fluge.

Unter einem harten, abgebrochenen Laut „Ka" oder „Kra" hat er sich seinem Stande oder Nistorte genähert und wird nun von den heisshungrigen Jungen auf dem Neste mit rauhen, wie „Kreck, Kreck" tönenden Stimmen empfangen. Diese hässlichen Gestalten mit dem stoppelfederigen, struppigen Kleide der ersten Reiherjugend und den unförmlichen Gliedmassen überkommt die Fressgier in solchem Grade, dass sie gewöhnlich im masslosen Zugreifen die Hälfte der von den Alten ausgewürgten Beute vom Neste herunterwerfen, die dann am Boden verfault und einen pestartigen Geruch verbreitet, ebenso wie der kalkartige Auswurf oder das „Geschmeiss" an den Rändern der Nester, auf den Aesten und Zweigen der Standbäume und am Boden.

Das seichtmuldige, kunstlose Nest ruht auf einer Unterlage von groben Reisern oder einem Geniste von Schilf, Stroh, Haide- und Wurzelwerk und besteht aus einem dürftigen Polster von Thierhaaren, Wolle, Federn und Grasrispen. Hier sind aus den spangrünlichen 3 bis 4 Eiern im Mai die hässlichen Sprossen der Reihersippschaft entstanden. Anfangs umförmliche wollige Klumpen im Dunenkleide, erhalten sie bald den stechenden Blick, umgeben von den hellen Augenringen und dem schmutziggrünen, nackten Augenfelde; bald zieht sich der bezeichnende schwarze Strich durch die Augen nach dem Nacken, der die Tücke des Gesichtsausdrucks nur noch vermehrt. Bald wird nach dem Stosen der Fahnen aus sämmtlichen Kielen das Gefieder ihre unförmlichen Blösen bedeckt haben und die Insassen auf die langen Ständer treiben, auf deren Fussbeugen sie anfänglich hocken. Bald darauf auch werden sich die flüggen Bewohner des Nestes mit unbehülflichen Flügelschlägen auf die nächsten Aeste ihres Standbaumes schwingen und von da aus die benachbarten Bäume besuchen, bis sie endlich nach etwa sechswöchentlicher Pflege, von den Alten verlassen, ihre Schleich- und Diebswege im nahen schilfbedekten Riede oder in der in Fluss- und Teichniederung selbst betreten, um eine Zeit lang allabendlich wieder zur Nachtruhe auf den Nestrand zurückzukehren. In dieser Zeit sind sie übrigens, wenn auch furchtsam, doch lange nicht so scheu und vorsichtig wie ihre erfahrenen Eltern. Jetzt sammeln sich auch an besonders zusagenden Oertlichkeiten familienweise die jungen Reiher zu Flügen von Dutzenden, welche sich in einem gewissen Umkreise zu vertheilen pflegen.

Nunmehr ist die Zeit, wo man sie auf lichten Stellen im Schilfe und im Grase der Riede mit dem Hühnerhunde aufstossen oder auftreiben, die schwerfällig Aufstehenden mit leichter Mühe durch groben Hagel herun-

terschiesen und so manches Fischgebiet von den gefährlichen Gästen reinigen kann. Aber auch noch früher, bei den Ständen, vermag der Jäger weidlich selbst unter den alten Nistreihern aufzuräumen. Daselbst kann er auch fesselnde Beobachtungen anstellen über das bewegliche Thun und Treiben auf diesen oft von einem Dutzend und an besonders geeigneten, abgelegenen Orten noch viel zahlreicher vertretenen Ansiedelungen der räuberischen Gesellen. An den in der Nähe von Gewässern belegenen Rändern der Eichen- und Fichtenwaldungen oder in Weidengehegen siedeln sich die Reiher alljährlich im Frühjahr, gewöhnlich Ende März, an und behaupten diese Stände, ganz entgegen ihrem sonstigen furchtsamen und vorsichtigen Wesen, auch bei starker Nachstellung hartnäckig. Solche Ansiedelungen bieten deswegen auch eben so sehr dem Jäger eine Gelegenheit zur Erlegung der den Fischereien und der niederen Jagd gefährlichen Vögel, wie sie dem Forscher einen Blick verstatten in die Lebensweise dieser Colonisten. Uebrigens nistet der Reiher in weiten, baumlosen Strichen auch in dem Wachstum der Erde, so in Süddeutschland in den sog. „Rohrwäldern“ oder nach v. Radde in den südsibirischen Hochsteppen und den Inseln des Aralsees, woselbst die drei Fuss hohen Nester auf der Erde weithin sichtbar sind.

Wie wir in den Niederungen die Reiher in der scheinbar harmlosesten Ruhe an ihren Raubstellen als verkappte, verschlagene, mörderische Gesellen haben kennen gelernt, so bekunden sie sich auf ihren Ständen als feige Kameraden, die kein gemeinschaftliches Interesse verbindet, die ein plötzlicher Wetterschlag, an den sich die Thiere der Wildniss doch sonst gewöhnen, derart erschüttert, dass sie zusammenfahren, ja, die ihrer eigenen starken Wehrhaftigkeit so vergessen, dass sie den frechen Plünderern ihrer Nester, den Elstern, Raben und Krähen, nichts weiter als ein lärmendes Gekrächze, aufgesperrte Schnäbel und matte Flügelschläge mit feigem Retiriren entgegensetzen. Der überraschte Reiher bietet geradezu einen komischen Anblick, wenn er in panischem Schrecken und der Verwirrung die Flügel hastig und schnell klatschend schlägt, ohne wesentlich vom Platze zu kommen. In dieser Situation haben wir den an hohen Bachufern Angepürschten oft mit grossem Behagen heruntergeschossen. Hier sehen wir also die die Hinterlist und Heimtücke stets begleitende Feigheit und Furchtsamkeit in allen Abstufungen vertreten. Nur der verwundete, flügellahm geschossene Reiher wird Menschen und Thieren aus Verzweiflung gefährlich. Unversehens stösst er seinen langen Schnabel mit unheilvoller Sicherheit gegen das Auge des Jägers oder des Jagdhundes. Eigene Wahrnehmungen haben uns dies gelehrt, so dass wir unsere Hühnerhunde angeschossene Reiher nicht apportiren lassen, noch viel weniger uns selbst ihren wuchtigen Schnabelhieben aussetzen.

Auf dem kahlen Geäste der an Feld und Wiesen stossenden Eichwälder,

Triften und Wüstungen sieht man allabendlich, namentlich gegen den Herbst hin, die Reiher in Flügen von einem Dutzend und mehreren. Beobachtet man sie durch ein Fernrohr, so gewährt die in sich gekauerte Gesellschaft einen Anblick, als ob sie sich Beschaulichkeiten und Betrachtungen hingäbe; in Wahrheit wartet sie mit vollgepfropften Hälsen nur ihrer Verdauung. Im September bis zum Oktober sammeln sich bei uns und im Norden grössere Flüge zum Zuge nach dem südlichen Europa oder über das Mittelmeer. Sie suchen die Höhe und ziehen in gewundener Linie meist bei Tage, zuweilen auch in mondhellen Nächten, davon. Im März kehren sie wieder in ihre Heimath, welche sich vom Norden der alten Welt, etwa vom 60—65^0 n. Breite bis in die Mittelmeerländer und noch hinüber nach Nordafrika, in Asien bis nach China, Japan, Persien und Kleinasien erstreckt. Seine eigentlichen Wohnstätten finden sich aber in Mitteleuropa, und in Deutschland kommt er häufig an den Küstenländern der Nord- und Ostsee vor. Im Norden sind die Reiher Zugvögel, im südlichen Europa Strichvögel, und der auf dem Zuge begriffene oder in den Süden eingewanderte Reiher streicht stets, vermöge seines unsteten Wesens und seiner Raubbegierde, von einem Wassergebiet zum andern.

Der Fischreiher hat viele nahe und entferntere Verwandte. Sein berühmtester und schmuckster Vetter ist der grosse Silber- oder Edelreiher (A. alba), den wir wenigstens hier berühren wollen, weil er sich einmal als Brutvogel in unserem Vaterlande gezeigt hat. Wie alle Reihervögel überhaupt mehr oder minder zu Siedelungen unter sich mit verwandten Arten, an den Seeküsten sogar mit dem kleinen Seeraben oder der Scharbe geneigt sind; so trifft man auch den Silberreiher mit seinem blendend weissen Gefieder unter Seinesgleichen und Verwandten auf den Ständen des Fischreihers. Namentlich begegnet man solchen Colonien an den ausgedehnten, schilfreichen Donauniederungen in Ungarn, und die von Reisenden und Forschern gegebenen Schilderungen über die schöne Staffage und das abwechselnde bewegte Leben solcher Ansiedelungen sind höchst anziehend. Der bekannte Vogelkenner A. von Homeyer hat den Edelreiher zuerst einzeln bei einem Stande seines unedleren heimischen Verwandten in einem Kiefernwalde an der Oder in Schlesien brütend entdeckt. Seitdem ist er unseres Wissens in Deutschland als Brutvogel nicht wieder bekannt geworden. Das an Kopf und Unterbrust immerhin schon auffallend und schön langzettförmig gestaltete Gefieder unseres Fischreihers verschwindet jedoch neben der Pracht des Edelreihers, die dieser namentlich in seinem Rückenschmucke zeigt, aus dem man die kostbaren Reiherbüsche verfertigt.

Wenn der Verfall eines ritterlichen Sports irgend wie zu bedauern ist, so wäre es die Reiherbaize. Durch diese wurde der unseren Süsswasserfischereien so überaus schädliche Vogel gründlich verfolgt und seine Reihen, trotz der damals hin und wieder künstlich gehegten Reiherstände, wurden

stark gelichtet. Die Jagd auf den Reiher war aber auch wirklich ein hohes fesselndes Vergnügen, und wir können uns nicht versagen, diesen mit dem Reiher so verwachsenen Sport durch die kurze Schilderung des bewegten Schauspiels einer Reiherbaize zu illustriren.

Für diese richtete man die Jagdfalken ab. Die Annalen unserer grossen Hohenstaufen sagen uns, dass Kaiser Friedrich der Erste Jagdfalken dressirte und Friedrich der Zweite der erste Falkonier seiner Zeit gewesen ist und ein Werk über die Falkenbaize geschrieben hat. Schon das graue Alterthum pflegte diese Liebhaberei. Karl der Grosse schützte gesetzlich die Falken. Und so zog sich die Baize mit den Vögeln herüber in's Mittelalter. Kaiser und Herren, besonders auch die hohe Geistlichkeit, betrieben diese Jagd leidenschaftlich; mehr als ihr Amt pflegten sie oft die edle Falkonierkunst. Diese bildete auch — wie die Jägerei überhaupt die Waidmannssprache — die eigene Sprache der Falkoniere aus.

Es waren hauptsächlich drei Arten von Jagdfalken, welche ausser dem in der ganzen alten Welt theils als Stand-, theils als Zugvogel verbreiteten Wanderfalken (Falko peregrinus) für die Baize gehalten und abgerichtet oder abgetragen wurden. Unter den Jagdfalken begriff man den eigentichen Jagd- oder isländischen (F. candicans s. islandicus), den Polar- oder grönländischen (F. arcticus) und den Gier- oder Geierfalken (F. Gyrfalco). Besonders schätzte man die beiden ersteren, welche im Alter sich fast ganz weiss verfärben und in einem Werth standen, wie heutzutage das kostbarste Luxuspferd. Der Falke wurde bei der Baize welche stets zu Ross betrieben wurde, bekanntlich auf der mit einem Stulpenhandschuh bewehrten Hand getragen. Der Vogel hatte die Falkenkappe oder Haube über dem Kopfe, unter der er nichts sehen konnte, und das Geschühe an den Füssen oder den Händen. Das Geschühe bestand aus zwei mit Schellen versehenen Lederriemen, an denen der Wurf, riemen oder die Fesseln befestigt waren. Mit dem so unter die Haube gestellten Falken zog man zur Baize in weite Ebenen. Sobald ein Reiher sich sehen lies, wurde der Falke an der oberen Verzierung oder Handhabe der Haube, dem Trosch, abgekappt oder abgehaubt und entfesselt zum Hochfluge gelassen. Wenn der Reiher sich verfolgt sah, spie er den Raub aus, um, dadurch erleichtert, rascher die Höhe zu gewinnen. Der Falke suchte ihn im jähen Fluge zu übersteigen, um aus der Höhe herab auf ihn zu stossen. Jedem Stosse streckte jedoch der Reiher seinen Schnabel entgegen, und der Falk musste vermeiden, sich an dieser gefährlichen Waffe zu spiesen. Kämpfte er mit einem alten erfahrenen Reiher, so setzte es meistens hoch in den Lüften einen langen Kampf ab. Der Wettflug um die Höhe, in welchem jedoch der Falke wohl immer Sieger blieb, die kühnen Schwenkungen, die blitzartigen Stösse des Falken und die stete Abwehr des gedrängten Reihers, der endlich vor Mattigkeit

dem Meistersegler der Lüfte weichen und herab zur Erde musste, oder von dem nimmer ermüdenden Falken mit den starken Fängen (Fingern) geschlagen und am Halse gewürgt wurde — das Alles gewährte ein belebendes Schauspiel. Oft, wenn die Verfolgung des Reihers in die Ferne ging, eilten Ross und Reiter über Stock und Stein der lustigen Jagd nach und brachen, die Blicke zur Höhe gerichtet, nicht selten Glieder und Hals. Selbst die edlen Frauen betrieben die Jagd mit besonderer Leidenschaft, und der rauh befingerte Falke sass oft auf zarter, freilich mit Stulpen verwahrten Hand der Schönen und wurde nach glücklich bestandenem Sport geliebkost wie ein Schosshündchen. Sobald der Falke mit der Beute herniederstürzte, beeilten sich die Falkoniere, dem Vogel den Reiher abzunehmen und ihn auf die Faust unter Haube und Geschühe zu stellen, nachdem er gespeist oder eine gute Atzung unter dem Zurufe: „Rupf' an, Männchen!" erhalten. Auch mittelst des Federspiels, eines vorgeworfenen Federballes, unter welchem bei der Dressur oder dem Abtragen des Falken stets die Atzung oder das Futter verhüllt wurde, lockte man den Baizvogel wieder herbei. Den Reiher, dem die Schmuckfedern genommen wurden, benutzte man oft, wenn er noch lebend war, für die Abrichtung junger Falken in der Falkenschule. Zuweilen legte man dem gebaizten Reiher um einen seiner Ständer einen Ring mit dem Namen des Falkenbesitzers und dem Tage und Ort des Fanges und liess ihn wieder fliegen.

Mit der Neige des achtzehnten Jahrhunderts kam die Falkenbaize in Europa aus der Mode. Aber in Indien, Persien und Arabien wird sie gegenwärtig noch eifrig betrieben.

Wir Nüchternen des neunzehnten Jahrhunderts finden es kaum glaubhaft, dass die Vergangenheit dieser einzigen Jagd mit kaum denkbarer Leidenschaftlichkeit oblag; einer Jagd, der die Grossen der Erde mancher Jahrhunderte ihre Aufmerksamkeit widmeten und die sie mit grosser Pracht ausstatteten; einem ergötzlichen Zeitvertreib, dessen Ausübung der weltsichen Geistlichkeit Welschlands von Concil und Oberen vergeblich verboten wurde; einem Hochsport, woraus die englische Baronie das Recht ausbildete, ihre Falken während des Gottesdienstes auf den Altar zu setzen, für welchen in Frankreich hunderte von Falken gehalten und Falkenschulen errichtet wurden; einem so grossartigen, hochgesteigerten Vergnügen, zu dem ein Khan des Orientes alljährlich mit 10,000 Falkonieren in's Land zog!

Das war die hochberühmte Falkenbaize. Ein schwacher Schimmer ihrer einstigen Glorie fällt auch bei uns noch in die Prosa unseres Jahrhunderts hinein — eben auf unseren Fischreiher.

Sippe Nachtreiher, Nycticorax.

Die Nachtreiher sind plumpe Reihergestalten mit starken schweren Füssen als die der eigentlichen Reiher, mit einem dicken, ziemlich kopflangen Schnabel, dessen Firste stark nach vorn gekrümmt erscheint. Sie reihen sich den nachfolgenden Rohrdommeln an, bilden sonach den Übergang von den eigentlichen Reihern zu den letzteren. Es sind Nachtvögel, die colonienweise auf Bäumen nisten.

Der gemeine Nachtreiher. A. nycticorax sive Nycticorax europaeus.

Dieser Vogel kommt in Deutschland hin und wieder noch als Brutvogel vor, und wir haben deshalb die Aufgabe trotz seines vereinzelten Auftretens sein Bild wenigstens flüchtig zu entwerfen. Er steht in der Grösse zwischen einer Dohle und Krähe, hat eine Länge von 51—52 cm. Sein Kopf und Rücken sind schwarz mit grünlichem Metallglanze, die Halsseiten, Schwingen und der Schwanz aschgrau, der Vorderhals wie die ganze Unterseite weiss. Den Hinterkopf zieren drei fadenförmige weisse Nackenfedern, sowie denn die Federn des Halses reiherartig sich verlängern. Das Auge ist purpurroth, Lauf und Fuss grünlichgelb. Das Jugendkleid weicht von dem beschriebenen der älteren Vögel ab, und erscheint dessen Hauptfärbung als ein gelblich geflecktes oder getropftes Braungrau.

Die eigentliche Heimath des Nachtreihers ist das südöstliche Europa; besonders beherbergen ihn die ungarischen Sümpfe. Doch brütet er auch häufig in Holland. Er ist ein Zugvogel, der Ende April oder Anfangs Mai bei uns ankommt und Ende September oder zu Anfang October wegzieht. Er liebt ein von Baumgruppen durchschnittenes, wasserreiches Terrain, bewohnt auch mit dem gemeinen und anderen Reihern die Reiherstände, oft in ansehnlicher Gesellschaft. Der Vogel schläft ausser der erregteren Brutzeit bei Tage. Mit der Dämmerung erwachend, streicht er in geräuschlosem Fluge den Sümpfen zu woselbst er seine rabenähnliche, krächzende Stimme viel vernehmen lässt. Seine ewigen Streitigkeiten und Neckereien mit den Nachbarn der Colonie zur Paarzeit sind ganz ungefährlicher, aber possierlicher Natur.

In einem flachen, kunstlos von Reisern, Schilf und Gras zusammengefügten Horste werden die paar grünlichen, länglichen, im Grundtone veränderlichen Eier während der Monate Mai und Juni, manchmal auch noch im Juli vom weiblichen Reiher bebrütet. Das bewegliche Leben der Nachtreiherstände, die vielfältigen komischen Streitigkeiten, der Lärm und das Geschrei von Alt und Jung, der Gestank, welchen Koth, todte Fische, Amphibien, Vögel, Insecten und sonstige Nahrung, auch herabgefallene und verhungerte Junge durch ihre Verwesung in den Ansiedelungen verursachen, das alles wird von allen Beobachtern übereinstimmend, der be-

schmutzte Boden wie von Asche und Schnee bedeckt geschildert. In weiter Ferne ist das Geschrei und Getöse der Colonie noch als ein fortwährendes dumpfes Geräusch vernehmbar. Früher nistete der Nachtreiher viel mehr als jetzt in unserm Vaterlande und bildete, mit dem gemeinen Reiher zur hohen Jagd gerechnet, ebenfalls unter dem Namen Focke einen Gegenstand der Baize.

Da der Vogel in den meisten Thiergärten eine fast nie fehlende Gestalt ist, so bietet sich jedem aufmerksamen Thierfreunde Stoff zur Beobachtung desselben und Angesichts seiner vielfach ergötzlichen Stellungen und Geberden auch Kurzweil.

Die Rohrdommeln, Botaurus,

sind reiherartige Vögel mit eulenartigem weichem und lockerem Gefieder bis nahe zu den Fersen befiederten, kürzeren Schienbeinen, als die der eigentlichen Reiher, von welchen sie sich auch noch durch plumperen Bau, namentlich durch viel dicker befiederten Hals unterscheiden. Hervortretend ist die mittlere der vier Zehen, welche länger als der Lauf erscheint.

Die grosse Rohrdommel. A. stellaris s. Botaurus stellaris.

Der Oberkopf dieses merkwürdigen mystischen Vogels ist schwarz und färbt sich nach dem Nacken zu dunkelgrau mit gelblicher Überzeichnung. Von den Schnabelwurzeln zieht beiderseits ein schwarzer Strich zwischen Wangen und Kehle her. Der Grundton der ganzen Oberseite ist rostgelblich schwarz quergezeichnet und besprenkelt, die untere Seite auf blasserem Tone dunkel längsgefleckt. Die grauschwarzen Schwingen zeigen rostfarbene Bänder und die Flügeldecken schwarze Querzeichnung. Der Vogel steht auf dicken, derben Beinen von grüner Färbung, dieselbe Farbe trägt der Unterschnabel, während der Oberkiefer bräunlichgrau, die Felder vor den Augen grün und die Iris lebhaft gelb ist. —

Als wir an einem Frühlingsabend im hohen Vogelsberge an einem einsamen Teiche auf dem Entenstriche mitten im dichten Röhricht, mit Wasserstiefeln versehen, anstanden, erschraken wir nicht wenig ob eines plötzlich unweit von uns ertönenden Rufes, den wir seitdem nicht wieder vergessen haben und nie vergessen werden. Es war das Balzen der grossen Rohrdommel, dieses geheimnisvollsten aller Sumpfvögel. Man vergleicht von jeher dieses Getön mit dem Brüllen eines Bullen. Der erste Anfang des Balzens — wenn man es so nennen soll — hat wohl Ähnlichkeit mit dem Ansatz des Ochsengebrülls; allein wenn die ganze Strophe erschallt, glaubt man ein Stück vom „wilden Heer“ zu vernehmen. Es ist nicht zu beschreiben, dieses infernale Getön. Naumann und später Wodzicki haben es versucht, dasselbe in Worten wiederzugeben. Die ersten abgebrochenen Sylben, womit es anhebt, sind mit dem Naumann'schen Zeichen „Ue — ü“ zu geben. Wenn wir sie aber mit dem Rufe eines Säugethieres ver-

gleichen sollen, so wäre es mit den ersten Ansätzen des Schreies eines starken Edelhirsches, namentlich ähnelt der Sylbenfall und die Modulation dem Schreien dieses Hirsches. Das dann im vollen Balzen angesetzte, mit „prumb" oder „prump" von Naumann und Andern wiedergegebene Getön lässt sich durch Klangsylben nicht versinnlichen. Es sind Laute, als kämen sie aus einem tiefen, geräumigen Ziehbrunnen mit begleitendem Wassergeräusche, dem sich's manchmal wie Seufzen beimischt. Kurz, man muss diese sonderbaren, schauerlichen Laute in der Nähe des Vogels selbst vernommen haben, um sich nur einigermassen einen Begriff von den unvergleichlichen Naturlauten bilden zu können.

Wir bereuen es heute noch, den uns wahrscheinlich gewahr gewordenen Vogel bei seinem Aufstehen (Auffliegen) kurz nachher in unbesonnenem Jagdeifer heruntergeschossen und uns dadurch um die fernere Gelegenheit gebracht zu haben, eingehender das Thier in seinem merkwürdigen Gebahren zu belauschen. Gegenwärtig bleibt uns aber immer noch das eigenthümliche, eulenartig-schwankende Aufstehen, sowie der freilich nur kurz andauernde Flug des Vogels vor dem Erlegen. Derselbe gemahnte uns lebhaft an das Flattern eines riesigen Schmetterlings oder auch der jungen unbeholfenen Fledermäuse bei ihren ersten Ausflügen.

Die liebeselige weibliche Rohrdommel soll in der Nähe des balzenden Männchens nach Wodzicki mit gesträubten Kopffedern und halb geschlossenen Augen in hockender Stellung, wie verzückt von dem dröhnenden Balzen verharren. Der eben genannte, bei einem Schneegestöber in die Nähe eines Paares geschlichene Beobachter berichtet über das seltene Schauspiel Folgendes. „Der Künstler" (die männliche Rohrdommel) „stand auf beiden Füssen, den Leib wagrecht gehalten, den Schnabel im Wasser, und das Brummen ging los; das Wasser spritzte immer auf. Nach einigen Noten hörte ich das Naumann'sche „Ue", und das Männchen erhob den Kopf schleuderte ihn hinter, steckte den Schnabel sodann schnell in's Wasser, und da erschallte das Brummen, sodass ich erschrak. Dies machte mir klar, dass diejenigen Töne, welche nur im Anfang so laut tönen, hervorgebracht werden, wenn der Vogel das Wasser tief in den Hals genommen hat und mit viel grösserer Kraft herausschleudert als sonst. Die Musik ging weiter, er schlug aber den Kopf nicht mehr zurück, und ich hörte auch die lauten Noten nicht mehr. Es scheint also, dass dieser Laut die höchste Steigerung des Balzens ist, und dass er ihn, sobald seine Leidenschaft befriedigt ist, nicht mehr wiederholt." Die volle Balztour besteht aber aus mehreren Noten und ertönt auch, wie wir uns des einen Falles noch wohl entsinnen, in verschiedenen Tonarten und Tiefen. Man beschreibt den Balzgang mit „Uü-ü-prumb", Üprumb, ü prumb, ü prumb — buh", welcher letzte Ton nur manchmal vernehmbar ist. Das eifrige Balzen ist so laut, dass man es in stiller Nacht wohl auf eine Stunde Entfernung

vernimmt. Es ertönt zur Begattungszeit Anfangs April von der Abenddämmerung an in Intervallen bis Mitternacht und setzt sich in grösseren Zwischenräumen bis zum Morgengrauen fort. Manchmal vernimmt man es auch kurz abgebrochen noch nach Sonnenaufgang.

Die Verbreitung des Vogels von der Körpergrösse eines Raben, etwa stark 70 cm Länge sammt dem gestreckten Halse messend, dehnt sich über Mittel- und Südeuropa bis östlich über Russland von Mittelsibirien bis hinab in die Niederungen der Donauländer. Deutschland beherbergt die Rohrdommel mehr im Nordosten als im Westen. Überall tritt der Vogel aber nicht häufig auf. Die Aufenthaltsorte der grossen Rohrdommel sind immer einsame, entlegene Teiche, Brüche und Seen mit dichtem Rohrwuchse. Obgleich sie die Tiefländer in der Regel liebt, kommt sie aber auch in versumpften Strecken der Hochebenen und deren Teichen und Seen vor, sobald daselbst nur das ihr unbedingt nothwendige Rohrdickicht nicht fehlt.

An diesen Stellen bereitet der Vogel gemeiniglich auf kleinen Erhöhungen zwischen dem Röhricht ein unförmliches Nest von geknickten Rohrstengeln, Binsen, Sumpfgras und anderen Sumpfpflanzen, in welchen gewöhnlich im Mai 3—5 bräunliche, in's Grünliche spielende, starkschalige Eier gefunden werden, welche mit der dritten Woche ausgebrütet sind. Die Jungen verbleiben, ungestört, bis zum Flüggewerden im Nest und werden von den Alten gefüttert. Im Röhricht erlernen sie gar bald die Geschicklichkeit des Kletterns der Eltern, deren langzehige Füsse sie befähigen, mehrere Rohrstengel auf einmal zu umfassen, um so den Weg über'm Wasser durch das Rohr geräuschlos zu durchschlüpfen. Ihre Nahrung besteht in kleineren Fischen, Lurchen aller Art, kleinen Säugern und Vögeln, Insekten und Weichthieren. Aeusserst gefrässig und vielbedürftig, jagt die grosse Rohrdommel nach diesen Thieren nur des Nachts, bei Tage sich träge der Verdauung und einem Halbschlafe hingebend. Da hockt sie gewöhnlich, den Hals tief zur Brust eingezogen und den Kopf nach dem Nacken gerichtet, dass derselbe mit dem Rücken eine Contour bildet. Sie sieht in solcher Stellung einem buckelichen Wesen ähnlich. Vielfach und namentlich bei nahender Gefahr steht sie auf den Fusswurzeln mit fast senkrecht in eine Linie aufgerichtetem Halse und Schnabel, von ferne einem Pfahle oder Stück Holze ähnlicher als einem lebenden Wesen. Ihr Gang ist äusserst bedächtig und zögernd. In merklichen Zwischenräumen erhebt sich ein Fuss nach dem anderen, wodurch ein höchst seltsames halb träges, halb schleichendes Sichfortbewegen entsteht. Kommt ihr ein Hund oder ein Mensch plötzlich zu nahe, was nicht selten geschieht, da sie sich im Rohre zu drücken pflegt und gut hält; so setzt sie sich, boshaft wie sie ist, mit gesträubten Kopf- und Halsfedern zur Wehre. Unser Hühnerhund bekam von der Rohrdommel, welche wir in dem oben erwähnten Falle erlegten, noch einige derbe Schnabelhiebe, ehe sie verendete und er sie uns

brachte. Sie soll auch, unverwundet, ihr nahekommende Thiere und Menschen sehr tückisch und wuchtig anfallen und mit ihrem langem und derben Schnabel empfindlich um sich fahren. In der Dämmerung erhebt sie sich bisweilen und streicht mit den geschilderten eigenthümlich hochgehenden Flügelschlägen, geräuschlos wie eine Eule, niedrig über's Röhricht zu beliebten Jagdplätzen. Ihr Ruf erklingt dann rabenartig wie „Krauh“ oder „Krah“. Ogleich der einsiedlerische Vogel nur vereinzelt, auf gedehnten Brüchen, Rieden und Seen höchstens in einzelnen Paaren vorkommt, verräth er sich durch sein Balzen im Frühjahr auf weite Strecken. Er wird im südlichen Europa öfters mit dem Vorstehhunde gejagt, obgleich sein Fleisch widerlich und thranig schmeckt.

Die kleine Rohrdommel oder der Quartanreiher, A. minuta,

ist ein niedlicher Reihervogel von der Grösse eines Turtelchens, 34 cm lang. Auf Rücken und Kopf ist das Männchen schwarz, metallisch grün schimmernd, das Weibchen schwarzbraun. Die Flügelmitte und der Unterkörper zeigen ein Rostgelb, die Seiten erscheinen schwarz gefleckt, während Schwingen und Schwanz beim männlichen Vogel schwarz, bei Weibchen und Jungen schwarz und braun gefärbt sind. Die Iris der Augen, sowie die Zügel heben sich schön gelb der Schnabel oben bräunlich, neben und unten gelb, sowie die Beine grüngelb ab.

In diesem lebhaften Kleide erscheint vor dem aufmerksamen Jäger auf der Wasserjagd in sumpfigen Wiesen oder an schilfbewachsenen Teichen nicht selten dieser Zwerg unter den einheimischen Reihern. Unbeweglich wie ein kleiner Wiesenpflock, starrt er mit gerade in die Höhe gerichtetem Hals und Kopf in die Luft, das helle lebhafte Auge jedoch stets auf den Nahenden gerichtet. In diesser Stellung erlegten wir kurz hinter einander zwei im Riedgrase an der Mümling im hessischen Odenwalde. Das Vorkommen der kleinen Rohrdommel in Deutschland ist gar nicht so selten, wie man glaubt. Nur scheint sie die südlicheren Striche mehr zu bevorzugen, wie sie denn in den Ländern am Mittelmeer und Ungarn sehr häufig vorkommt.

Die kleine Rohrdommel versteht das Klettern und Durchschleichen eines Rohrdickichts noch viel besser als die grosse. Wie zauberhaft verschwindet sie in ihren Verstecken, dem Auge weder die geringste Bewegung des Röhrichts oder des Gebüschs, noch die Richtung verrathend, wohinaus der kletternde Vogel entflieht. Ihr Gang ist viel rascher als der ihrer grossen Verwandten, sowie sie denn überhaupt in allen ihren Bewegungen viel behender ist. Sie geht mit etwas vorgebeugtem Halse und hochaufgeschürzt anmuthig im seichten Wasser umher, öfters mit dem kurzen Schwanze wippend, wie eine Ralle. Ihr Aufstehen (Auffliegen), wozu sie nur in seltenen Fällen und nur mit Hunden an wenig bewachsenen Stellen der

Sümpfe und Teiche zu bringen ist, geschieht ziemlich rasch aber flatternd, ihr Flug geht schnell, oft schwebend und endet mit stürzendem Einfallen in's Rohrdickicht. Nur in der Dämmerung und, wenn sie sich ganz sicher weiss oder auf dem Zuge, wechselt sie im schnellen Fluge von einer Sumpfstelle zur andern. Obgleich kein Baumvogel, drückt sie sic doch zuweilen auf einen Weidenstamm oder Erlenast in den sonderbarsten Stellungen. Nur Nachts geht sie belebt auf die Jagd, welche allen möglichen Kleinthieren, besonders aber Lurchen, Fischen, Wasserinsekten, Egeln und Würmern gilt. Wie ihre Verwandte lebt sie sehr einsiedlerisch.

Im Röhricht, in Binsen oder zwischen abgemähten und wieder nachgeschossten Rohrstoppeln, bisweilen auch auf dem Boden von inselartigen Erhöhungen wird das plumpe, flachmuldige Nest von allerhand Sumpfgewächsen kunstlos angelegt, hin und wieder auch im Innern mit Rohr- und Grasrispen ausgefüttert, auch manchmal als schwimmendes Nest auf dem Wasser zwischen Deckung gefunden. Es enthält Anfangs Juni ein Gelege von 5—6 kleinen, dünn- und glattschaligen Eiern mit blassblaugrünlichem Anfluge. Nach der zweiten Woche schlüpfen die Jungen im rostgelben Dunenkleide aus. Obgleich sie im normalen Zustande bis zum Flüggewerden im Neste verweilen, in welches ihnen die zärtlichen Alten das Futter vorwürgen; so sind die lebhaften Kleinen doch schon frühe begabt, bei Störungen sich mit Erfolg durch Klettern in's Röhricht zu flüchten Bei der Jungenpflege lassen sich die Alten am besten beobachten. Denn ihre ungemeine Anhänglichkeit zu den Kleinen lässt sie alle sonstige Vorsicht und Scheuheit ablegen. Besonders das besorgte Weibchen verräth durch sein Umklettern des Nestes und durch seine Warnrufe „käth“ oder „gäth, gäth“ seine Gegenwart, während das vorsichtigere, minder zärtliche Männchen im Hintergrunde der Verstecke seinen Ruf erschallen lässt.

Die Jungen sollen sich leicht aufziehen lassen. Recht belustigend schildert uns Brehm in Spanien, Alfred's Bruder, das Gebahren der Zwerge in der Gefangenschaft. Sie nehmen, gesellig in einem Käfige gehalten, durch eine ergötzliche Gleichmässigkeit im Betragen urplötzlich insgesammt eine und dieselbe Stellung an. Ein unvermuthetes Eintreten in ihr Vermach verursacht die komische Sippschaft hurtig die pflock- oder pfahlartige Stellung einzunehmen, in der sie bildsäulenartig mit dem Leibe verharren und nur den Hals nach dem sie Umgehenden schraubenförmig umwenden, beständig die hellen Augen auf ihn gerichtet. So unschuldig und harmlos sie dabei auch aussehen mögen, so hat man sich vor ihnen wohl in Acht zu nehmen, da sie pfeilschnell den spitzen, harten Schnabel empfindlich vorstossen. Es wohnt eben in ihnen die bekannte Tücke der Reiher.



Artist. Anst. v. Th. Fischer, Cassel.

Waldschnepfen.

Die Familie der Schnepfenvögel. Scolopaces.

Diese der Zunft der Hühnerstelzen entgegenstehende Abtheilung Sumpfvögel umfasst eine in sich geschlossene, übereinstimmende Reihe von charakteristischen Vogelformen.

Ihre kennzeichnenden äusseren Formen bekunden sich in einem meis sehr langen, theilweise weichen, schwachen Schnabel, dessen strichförmige Nasenlöcher über der Mundspalte liegen. Der Schnabel geht in den seitlich zusammengedrückten, eckigen Vorderkopf ohne besonderen Absatz in Einer Contour über. Die langen, schmalen, oft hinten sichelförmig ausgeschnittenen Flügel bedecken den kurzen Schwanz entweder ganz oder ragen noch darüber hinaus. Die Flügel tragen auf ihrem ersten Handgelenk, dem Daumen, ein kurzes, steifes, verkümmertes Federchen, wonach sogleich die längste Schwungfeder folgt. Die schlanken, schwachen, mittellangen und langen Beine sind überwiegend vierzehig, unter welchen ein kleine, nicht zum Boden reichende Hinterzehe auftritt. Mitunter sind kurze Schwimmfüsse oder Lappenfüsse vorhanden.

Sümpfe, der Strand und das Ufer von Seen und Gewässern bilden ihre Aufenthaltsorte, an welchen sie sich ziemlich übereinstimmend von Kerbthieren, Larven, Würmern, Crustaceen und Molusken, nur ausnahmsweise von Sämereien nähren. Ihr Nistort ist der Boden, und ihr Nest besteht aus einer einfachen, selten ausgelegten Erdvertiefung, worin birn- oder kreiselförmige, olivenfarbene mit dunkler spiralisch gewundener Zeichnung versehene oder auch erdfale Eier das Gelege bilden. Die Schnepfenvögel sind Zugvögel, welche in den nördlichen und gemäsigten Erdtheilen vor Eintritt des Winters uns verlassen, vorzugsweise bei Nacht, aber auch mitunter bei Tage, bald einzeln, bald in grösseren oder kleineren Mengen sehen und im Frühlinge zu ihren Brutorten zurückkehren. Nur die ganz nördlichen Arten sind Strichvögel. Ihre Verbreitung über die ganze Erde bildet sie zu Weltbürgern.

Die Schnepfen im engeren Sinne, Scolopaces, kann man unter zwei Sippen betrachten, als Waldschnepfen, Scolopax, und Sumpfschnepfen, Gallinago.

Die Schnepfen kennzeichnet im Allgemeinen ein grosser, zusammengedrückter, eckiger Kopf mit hoher, langer Stirn, an welche sich ein an der Wurzel sehr weicher Tastschnabel ansetzt, dessen oberer Kiefer an der Spitze knopfartig über den unteren Kiefer ragt. In diesen Kiefern liegt ein bemerkenswerther Tastapparat, welchen Nitzsch als gebildet bezeichnet von „meist sechszelligen, in die Länge gezogenen Knochenzellen, welche die Enden der zur Schnabelhaut gehenden Nervenfäden vom fünften Paare umgeben.“ Diese „sind bei den Schnepfen grösser, deutlicher und viel

zahlreicher als bei den wenigen ausserdem mit dem Tastapparat versehenen Gattungen.“ Der Oberkiefer kann vermittelst eines starken Muskelpaares ungefähr von der Mitte aus nach oben gekrümmt und die knopfartige Spitze etwas nach unten gebogen werden, also dass er in dieser Form erscheint, wie eine an der Spitze gekrümmte Pincette. Die eigenthümliche Anwendung dieses Tastschnabels wird in der Lebensgeschichte der Waldschnepfe zur Anschauung gebracht werden. Das Auge ist gross und steht in Folge der merkwürdigen Verrückung des Kopfknochengerüstes weit oben und nach hinten verschoben. Zufolge dessen befinden sich die Ohren auch nicht, wie bei den übrigen Vögeln, hinter den Augen, sondern vielmehr dicht unter denselben, und ebenso sonderbar ist die wegen der nach hinten und unten verschobenen Gehirnkapsel vorgedrängte Oeffnung des Hinterhauptbeines senkrecht nach unten gerichtet. Diese Stellung des Hinterhauptloches verursacht, dass die Schnepfen, beim Gehen den Schnabel fast wie einen Stock senkrecht nach dem Boden gewendet tragen, auch denselben im Fluge so halten. Die mittellangen Beine haben drei nach vorn gerichtete ungeheftete Zehen, wovon die mittlere sehr lang; sodann tritt noch eine kleine, hochangesetzte Hinterzehe an dem genetzten Fusse auf, welche den Boden nicht berührt. Den Schnepfen eigenthümlich ist ein einfaches, aber nichts desto weniger charakteristisch gefärbtes und gezeichnetes Gefieder, das dem Boden, worauf sie leben, sehr ähnelt, also dass die sich drückenden Vögel gleichsam mit demselben verschwimmen. Sie sind Nacht- oder Dämmerungsvögel, die zu dieser Zeit erst bewegliches Leben zeigen, während sie am Tage meist ruhig am Boden verweilen. Die männlichen Schnepfen entwickeln unter eigenthümlichen mystischen Balztönen ebenso ungewöhnliche Flugtouren. Ihren Aufenthalt wählen die in der nördlichen und gemässigten Erdhälfte vorkommenden in sumpfigen, bruchigen oder moorigen Strichen, ebensosehr in Wäldern als im Freien. Das Gelege, in einer Erdvertiefung, besteht theils aus olivenfarben grundirten, dunkler gleichfarbig geflekten, theils, was die Waldschnepfe anlangt, aus fladig lederfarben gefärbten Eiern. Die Jungen schlüpfen mit einem Dunenkleid aus und sind Nestflüchter.

Die Waldschnepfen, Scolopax,

sind an den Wald gebunden und täuschend ähnlich dem Laubboden desselben gefärbt. Ihre äussere Charakteristik fällt mit der geschilderten allgemeinen am prägnantesten zusammen. Die Beine oder Ständer sind hier verhältnissmäsig die kürzesten unter denjenigen der Schnepfenarten, die Schienbeine auch nur vorn, nicht hinten bis zur Ferse befiedert. Charakteristisch sind die nach innen gerichteten Schäfte ihrer zwölf Schwanzfedern. Alle Waldschnepfen sind sehr beliebte Jagdvögel, deren Wildpret bei den Gourmands berühmt geworden. Von den drei Arten dieser Sippe ist die folgende ein einheimischer Brutvogel. Wegen ihrer jagdlichen Be-

rühmtheit vergönnen wir uns, den Vogel auch nach dieser Seite näherer Betrachtung zu unterwerfen.

Die Waldschnepfe. Scolopax rusticola.

Der in der Grösse einer Hohltaube sich präsentirende Waldvogel trägt eine schwer zu beschreibende Färbung und Zeichnung. Der vorn graue Kopf ist von der Mitte aus bis zum Nacken mit vier schwarzen und ebenso vielen rostgelben Querstreifen gezeichnet; die ganze mehr oder weniger in's Gelbe ziehende graue Unterseite hat kleine dunkelbraune Wellenlinien, die Oberseite ist ein buntes Gemisch von Braun, Schwarz, Rost-, Braun- und Graugelb. Charakteristisch ist der kleine, zugespitzte, schwarze Schwanz oder waidmännisch sobenannte Steiss mit seinem oben silbergrauen, unten weissen Rande. Die schwarzen Schwingen und Schwanzfedern haben an ihren äusseren Fahnen dreieckige braune, bezüglich rostfarbene Flecken. Diese Färbung und Zeichnung ändert ausserordentlich ab. Auch die Grösse oder Stärke des Vogels ist oft sehr variabel und begründet in individuellen Verschiedenheiten sowohl als durch Alter, das Klima und die Lage des Geburtsortes der Vögel. Der Schnabel misst gewöhnlich 7 cm. in der Länge, und die Länge des ganzen Vogels ausschliesslich des Schnabels schwankt zwischen 25 und 30 cm.

Man kann durchaus kein sicheres Unterscheidungsmerkmal beider Geschlechter aufführen, so sehr man sich auch darum gewisserseits bemüht hat. Nur die innere Section kann hierüber sicheren Aufschluss geben. Das vielfach zutreffende, doch nicht untrügliche Kennzeichen der Männchen, was wir in unserer langjährigen Erfahrung und Untersuchung mit Waldschnepfen gewahrten, ist eine mehr in's Graue spielende Totalfärbung des Vogels; nicht immer aber sind die kleinen „Dorn"- oder „Steinschnepfen" junge, noch nicht fortpflanzungsfähige Männchen, wie Dr. Jul. Hoffmann in seiner trefflichen Monographie über „die Waldschnepfe" meint. Es gibt auch weibliche, vielleicht eben so viele als männliche Exemplare darunter, wie wir uns des Oefteren und auch uns befreundete Vogelkundige überzeugt haben. Wir möchten die Annahme Hoffmann's lieber dahin modificiren, dass die trüb gefärbten, grauen, kleinen Dornschnepfen vorzugsweise junge und in besserer Entwickelung durch ungünstiges Klima und andere Verhältnisse zurückgebliebene Waldschnepfen sind. Mehr lässt sich schwerlich über diesen Gegenstand feststellen.

Als Brutvogel behauptet unsere Waldschnepfe ein grosses Gebiet. Im grossen Ganzen zieht sich dasselbe in Europa nördlich bis zum 67° n. Br. bis südlich in einige Mittelmeerländer, wie auf die Karpathen, nach Griechenland, ja in die Zone Nordafrikas bis westlich zu den canarischen Inseln In Asien geht sie bis an die Grenze China's. Im Allgemeinen verlässt sie die nördlichen Striche auf dem Zuge und geht mehr oder weniger weit

nach Süden, die europäischen wohl nicht südlicher als Unteregypten und Algier. Viele nordeuropäischen Schnepfen überwintern aber im gemässigten Europa, und zwar mehr als man seither allgemein angenommen. Ganz richtig und zutreffend mit unseren Erfahrungen bemerkt Droste-Hülshoff, dass diejenigen Schnepfen, welche in Norddeutschland nach dem 15. November angetroffen wurden, in Deutschland überwinterten. Wir bezweifeln aber sehr, dass solche Schnepfen (der Waidmann nennt sie „Lagerschnepfen“) bei sehr hartem Froste nach Italien zögen, wie der angeführte Schriftsteller behauptet. Solche Schnepfen ziehen, wie alle Zugvögel, nicht mehr weiter, sobald die Zugzeit einmal vorüber ist. Die vom Froste sehr beeinträchtigten Thiere rücken wohl von der Höhe zu Thal und folgen wohl auch dem Zug der Gewässer oder suchen umherstreichend quelleneiche Niederungen; allein ein Weiterzug findet gewiss nicht statt.

Auf ihrem Zuge fällt die Waldschnepfe häufig gezwungen, ihrer Gewohnheit in ihrem Brut- und Sommerleben entgegen, auf unbewaldete, selbst kahle Strecken ein. So laut Berichten aus den Ländern der Krimm aus dem Bosporus und Pelonones in die Felder, an den Meeresstrand, sogar auf die Strassen der Dörfer und Städte. Auf den strauchlosen Nordseeinseln, meldet Hülshoff, suchen sie nicht die hohen Dorngestrüppe mit starkem Graswuchse, der ihren Lauf an der Erde hindere, sondern vielmehr die mit Sandhafer bewachsenen Dünen, sowie weiden- und prombeerbestandene Buchten und Thäler, in welchen sie, wie immer, die windstillen, geschützten Lagerplätze aufsucht.

Wir lassen den beliebten Gegenstand der Jagd nunmehr auf der Schaubühne seiner natürlichen Bethätigungen vor dem Leser erscheinen, und wählen hierzu die Form der unmittelbaren Schilderung unserer eigenen Erlebnisse auf der Waldjagd, wodurch sich der Vogel viel wesenhafter gestalten wird als durch trockne Beschreibungen.

Die Schnepfe, dieser geheimnissvolle Wald- und Zugvogel, ist unbestritten das interessanteste Wild der sobenannten niederen Jagd, ja für uns und viele Waidmänner der anregendste Gegenstand im ganzen Kreise des Wildgeflügels. Sie ist das hohe ersehnte Etwas, das nach der Einförmigkeit des Winters den ersten Frühlingsjagd-Reigen eröffnet. Ein unbeschreiblich süsser Zauber überkommt den Jäger beim ersten Ruf der Singdrossel, die sich im Wehen der erwachenden Natur in den heimischen Forst geschwungen, oder bei den jauchzenden Rufen eines Kranichzuges hoch in den Lüften: denn mit den ersten Klängen dieser Frühlingsboten mischt sich die Erinnerung an den romantischen Reiz der Schnepfenjagd, und in der Brust jedes ächten deutschen Jägers ertönt es lebhaft: „Oculi — nun kommen sie!“

Aber um sogleich aus dem poetisch-begeisterten in den nüchtern erwägenden Ton der Wissenschaft überzugehen: — Die Schnepfe mit un-

seren Zugvögeln überhaupt, kommt nicht etwa — wie man seither sehr zähe sogar von Seiten massgebender Naturforschung annahm — blos bei einem ihrer Zugrichtung entgegengesetzten Winde; nein, ihr Zug geht vorzugsweise bei jedem lauen Frühlingswinde (abgesehen von windstillem Regenwetter) von Statten. Wäre die seitherige Annahme die richtige, dass der Zugvogel nur bei ihm entgegenkommendem Winde ziehen könne, weil demselben die ihn begleitende Luftströmung zwischen die Federn sause und in Folge dessen niederdrücke, während ihn die entgegenkommende Luftwoge unterstützend hebe; wir sagen, wäre diese Meinung richtig, so könnte der Jäger auf den Strich seiner ersehnten Waldschnepfe in allen jenen Frühjahren vergeblich warten, in welchen nachweislich fast ausschliesslich die gerade den Vogel dahertragenden regnerischen Südwestwinde herrschen!

Der Waldschnepfe Herzug beginnt meist in den Tagen der letzten Hälfte des März, in welchen die südlichen oder südwestlichen Windströmungen der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche in unseren Gegenden zu herrschen pflegen. Gerade bei solchen Winden sahen wir Brüder in Gemeinschaft mit unserem Vater wiederholt bei Tage hoch aus den Wolken unsern Vogel ankommen, — nebenbei ein Beweis, dass die Schnepfe auch bei Tage zieht. Sie benutzt solche Luftströmungen, um sich förmlich vorwärts treiben zu lassen, hält sich bei starkem Winde (nicht Sturme!) seitlich gegen denselben gerichtet und wechselt ihre Stellung je nach Bedürfniss, kurz, sie lavirt in solchen Fällen wie ein Segelschiff. — —

Die krächzende Strophe des ersten Hausrothschwänzches von der Dachfirste verkündigt dem Waidmanne das Ereigniss mit Gewissheit, das seither die Anwesenheit der Bachstelzen nur zweifelhaft angedeutet: die Schnepfen sind da!

Jetzt ziehen wir mit dem bewährten „Bruno“ alsbald zu Holz. Dort angekommen durchsuchen wir wegen des feinen Gehörs der Waldschnepfe geräuschlos die erste entsprechende Dickung unter Wind (vor dem Winde geschützt.) Bruno „nimmt sich“ alsbald mit „hoher Nase Wind“ in einem alten Holzwege an einem Erlenhorste — nun „zieht“ der Hund „an“, und im Nu erschallt das erregende „Flapp-flapp“ — der Flügelschlag einer auf der Lichtung neben dem Pfade aufstehenden Schnepfe. Wie ein Schatten ist die verdeckt im Holze Streichende verschwunden. Der nach uns gewandte Blick, sowie die deutliche Gebärdensprache der Ruthe Bruno's enthüllt uns das Geheimniss der Hundepraxis etwa folgendermassen: „Der Langschnabel ist, nicht haltend, aufgestanden, bei dem herrschenden Winde aber ganz nahe wieder eingefallen — ich habe sie in der Nase, habt Acht!“ — Wie gedacht so gethan: — der Hund ächter deutscher Race avancirt vorsichtig bis zum Geläufe (Spur) der Schnepfe. Die Bedachtsamkeit selber, führt er das Geläufe aber nicht weiter, sondern steht davor als alter Practicus in der Schnep-

fensuche, rückwärts nun den ausdrucksvollen Kopf mit der Walderfahrung uns zugewendet. Kaum aber ist unsrerseits der Versuch gemacht, so schnell als möglich die nächste Lichtung zu erreichen, um die aufstehende Schnepfe frei zu haben: — da erschallt das verhängnissvolle „Flapp-flapp“ der zu früh Entwischenden, der wir etwas enttäuscht und Bruno unter einem Wedeln der Verlegenheit eine weite Strecke nachblicken. Das nun erfolgende Hängenlassen der Ruthe bei dem Hunde besagt, dass der regegewordenen Schnepfe bei dem „lauten Walde“ (brausenden Holze) nur sehr schwer oder gar nicht mehr anzukommen sei. Die Regel der Suche gebietet, dem durch das mehrmalige Aufstossen (Aufscheuchen) scheu gewordenen Vogel weiter nicht nachzusuchen.

Die Erinnerung ergiebiger Jagden leitet die Suche nach einem andern Waldorte. Wohl kennen wir die vielverheissende „Protzhecke“, den auch heute unter Wind liegenden heimlichen, dornbewachsenen, frischen, feuchten Waldort, von jeher ein wahres Schnepfen-Eldorado. Und sieh! auch Bruno entsinnt sich des versteckten Waldwinkels: denn seine Suche wird, je näher dem Orte, desto vorsichtiger, seine rückwärts telegraphirende Mienensprache häufiger und lebhafter, bis sein Gesicht endlich jenen ernstwichtigen Ausdruck annimmt, bei dem der „windende“ Hund mit kaum bemerkbarem Wedeln die Anwesenheit einer Waldschnepfe verkündet. Kaum ist in Erwartung die erste freie Lache behutsam erreicht, da steht Bruno fest vor einem Schwarzdorngebüsche. Wir schleichen in höchster Spannung heran, dicht an den Hund, in der Richtung seiner Nase das Dickicht durchspähend Richtig! hier verräth reichliches Gestüber (Koth) des Vogels Anwesenheit. Die Forschbegier erhält beim Anblick dieser Zeichen die Oberhand über den Jagdeifer, und ein behutsames Anschleichen an das Gebüsch entdeckt uns glücklich den dämmerigen Raum, in welchem sich unserem Blick ein interessantes Genrebild des Gebahrens unseres zigeunernden Waldthieres entfaltet. Von der täuschenden Decke des Waldbodens hebt sich die Gestalt einer gleichfarbigen Schnepfe ab, die mit bolzenartig gesträubtem Gefieder, gehobenem Steiss und nach Art der Gänse zischend gegen den Hund sich gewendet hat. Aber an der lebendigen Bildsäule vor dem Busche beruhigt sich das Wesen darin alsbald und geht vertraut seinem kaum unterbrochenen wichtigen Geschäfte der Ernährung wieder nach. Einem alten am Stocke dahin trippelnden Weibchen vergleichbar, bewegt sich mit gekrümmtem Rücken die Schnepfe in wackeligem Schritte einher, ein- über das anderemal den langen Tastschnabel mit dem harten Bohrknopfe an der Spitze höcht possierlich senkrecht zur Erde setzend und von Zeit zu Zeit mit dem Kopfe nickend. Plötzlich gestaltet sich die obere Kinnlade zangenartig und der so zur Pincette geformte Schnabel wendet mit grosser Geschicklichkeit Blatt für Blatt des Waldbodens in emsigem Suchen nach Gewürm und Kerbthieren aller Art herum. Jetzt plötzlich verschwindet das

rührige Tastwerk tief bis zur Wurzel im Boden, und die starken Sehnen des Oberkiefers arbeiten sichtlich in der Tiefe, die Regenwürmer durch eine zitternde und ruckweise Bewegung aus der weichen Erde hervorzuscheuchen, um dann, sogleich von den grossen lebhaften Augen entdeckt, blitzschnell mit der Greifzange gepackt zu werden. Aber nun entdecken wir eine noch merkwürdigere Weise der Würmererbeutung bei dem geheimnissvollen Thiere. Es hat eben den Schnabel wieder ruckweise tief in den Boden gebohrt und arbeitet mit sichtlicher Anstrengung in der Tiefe, um mit einemmale überraschend unter Herausziehen des Schnabels aus der Erde heftig mit dem ganzen Körper rückwärts zu fahren: — der Vogel hat sich förmlich überschlagen und liegt einen Moment auf dem Rücken, im Schnabel unter dem Bohrknopfe aber einen sich windenden Regenwurm haltend, der im Nu im Schlunde der Schnepfe verschwunden. Jetzt wird uns die Einrichtung des Schnepfenschnabels klar. Der Tastapparat, in welchem sich die feinsten Nerven befinden, sondirt im Boden nach den Gängen der Würmer, gewahrt dieselben vermöge seines feinen Gefühls, packt nun den entdekten Wurm, nachdem die Muskelvorrichtung der oberen Kinnlade diese gewaltsam im weichen Boden gehoben, mit dem übergreifenden Bohrknopfe, um mit einem heftigen Ruck des ganzen Körpers die Beute unter der natürlichen Greifzange aus der Tiefe zu Tag zu fördern. Dies fördernde, fleissige Wende- und Bohrgeschäft haben wir eine Zeit lang ebenso zu bewundern Musse und Gelegenheit, als die auffallend schnelle Verdauungskraft des Vogels, vermöge welcher das L a g e r — besonders wenn auf ihm in der Morgendämmerung mehrere Schnepfen eingefallen sind — durch das reichliche Gestüber wie von einem Weissbinderpinsel überspritzt erscheint. In dieser schnellen Verdauungskraft ist denn auch der Grund zu suchen, warum das nur von dem Mastdarm zu befreiende, stets durchsichtige Eingeweide, der allbekannte und vielgerühmte „Schnepfendreck“, ohne alle Reinigung sich fort und fort als Leckerbissen der Kochkunst erhält. — Endlich in der Forschbegierde befriedigt, wird die Schnepfe mit neu erwachtem Jagdeifer herausgestossen und erlegt.

Bei dem in unserer Hand v e r e n d e n d e n (sterbenden) Vogel krümmt sich der Oberkiefer im Todeskampf stark bogig nach oben, hierdurch die Beweglichkeit und Kraft seiner Sehnen deutlich bekundend.

Man sieht aus der vorstehend beschriebenen, auf eigenen Erlebnissen und Beobachtungen beruhenden Schilderung, dass die Jagd nicht selten ein Mittel ist, so manchen verborgenen Zug des Thierlebens zu belauschen, wenn nur der Jäger mit seinem Jagdeifer auch einen regen Beobachtungs- und Forschersinn verbindet. So hätte der Forstmann, der vermöge seines Amtes ja zum Waidwerk hingewiesen ist, über das noch so vielfach unbekannte Familienleben unserer Waldthiere, insbesondere auch der ihn so nahe angehenden Waldschnepfe längst schon mehr Licht zu verbreiten suchen

müssen. Es wäre dann offenbar geworden, wie verschieden von anderen kleineren Nestflüchtern die alte Schnepfe ihre Brut füttert oder ätzt. Wie theilweise der Storch und der Reiher trägt die Waldschnepfe ihren Jungen die anfangs aus kleinen Kerfen und ihren Larven, später aus Gewürm bestehende Atzung vor, in erster Zeit aber die zartbeflaumten Kleinen aus dem Schnabel ätzend. Ebenso könnte der Mann im grünen Kleide schon längst beobachtet haben, auf welche Weise die sorglichen Schnepfeneltern ihre Kinder aus dem Bereiche drohender Gefahr zu entführen verstehen. Geninge Jungen trägt in solchen Augenblicken nach unseren eigenen Beobachtungen die alte Schnepfe, wie die Stockente, im Schnabel durch die Luft davon, während sie grössere, aber noch nicht flugbare (flügge) Brut zwischen die Ständer klemmt und mit ihnen aufsteht. Bei solchen Gelegenheiten lassen die Alten durchdringende pfeifende Angstrufe hören die sie sonst nie ausstossen. — Eingefangene junge Schnepfen, auch selbst flügge, nehmen durchaus keine Nahrung an, so viele man deren auch vor sie hinschütten mag. Sie sterben Hungers, wie wir uns vor einigen Jahren überzeugten. Blos mit Einstopfen von Ameisenpuppen und Kerfen fristeten wir ihr Leben eine Zeit lang, so dass wir endlich die immer matter werdenden Vögel wieder ihrem Waldorte und ihren wahren Pflegern zurückgaben.

Die Mittheilung einer Bethätigung (angeblicher) Selbsthülfe bei unserer Waldschnepfe entspringt übrigens der Aufmerksamkeit eines Forstmannes nämlich die, dass sich die Schnepfen zerschossene Glieder, namentlich die Füsse verbinden (?). Forstmeister Wiese nennt in der Zeitschrift „Forstliche Blätter“ Heft XII von 1866 einen Förster W. Rummel in Hammerstall, Oberförsterei Rothemühle unweit Pasewalk, welcher den Referenten zuerst auf die erwähnte merkwürdige Bethätigung der Waldschnepfe aufmerksam machte und zur Bestätigung seiner Aussage einen solchen Vogel brachte, welcher „den einen im Gelenke frisch zerschossenen Fuss wie mit einer Schiene sich förmlich umwickelt hatte. Von selbst schien die Heilung in dieser Form nicht möglich, der kranke Fuss war zwar kürzer, aber vollständig gerade und schien auch benutzbar.“ Aehnliches berichtet schon D. Becker in Hartig's Forst- und Jagd-Archiv für Preussen 1820. I. Heft Seite 167. — Wir sind selbst im Besitz eines in der beschriebenen Weise mit Federn verbundenen Schnepfenständers, den uns ein hessischer Oberförster als interessanten Beleg gütigst überlassen hat. Nach diesem Belegstück nun ist es allerdings wahr, dass die um die Zehengelenke eng und fest angelegten Federn einem künstlichen Verbande gleichen. Die nähere Untersuchung — und sie musste leider auf Kosten der Vollständigkeit des dichten Verbandes geschehen — zeigte jedoch, dass die Federn auf der schweisenden Wunde fest klebten und durch die Verbreitung des Schweisses rings um das Gelenke und um die einzelnen Zehenwurzeln

ebenfalls Halt erhielten. Ob hier der ausserordentlich feinfühlige Schnabel thätig gewesen sein könnte, wollen wir nicht gerade in unbedingte Abrede stellen; wir halten es aber nicht für wahrscheinlich. Die Entstehung des Verbandes ist vielmehr nach unserer Überzeugung eine sehr natürliche. Der verletzte Vogel hebt den kranken Fuss und zieht ihn am Leibe unter die Bauchfedern ein oder legt sich ausruhend nieder, wobei der Fuss unter die Federn kommt. Diese kleben fest, der Schweiss gerinnt und beim Aufstehen oder Zurückziehen des Fusses vom Leibe gehen die anklebenden Federn loss und legen sich allmählig rund um die Umgebung der Wunde, welche, wie gesagt, den Schweiss verbreitet. Bei den leicht vorkommenden Anstössen schweisst die Wunde nach, und neue Wundfedern gesellen sich zu den alten und zwar in verschiedener Lage, so dass eine Art Geflechte entsteht. Zur Bildung eines solchen natürlichen Verbandes ist gar keine Schnabelhülfe nöthig, es formt sich alles gemäss der zufälligen Umstände, welche durch die Situation und die Thätigkeit des Vogels beim Fortbewegen u. s. w. bedingt sind. Eine Baumlerche (Alauda arborea) hat uns dies in der Gefangenschaft zur Genüge klar gemacht. Bei solchen kleineren Vögeln kommt es sogar vor, dass bei heftiger Blutung der Fuss dermassen an den Bauchfedern festklebt, dass wegen der grösseren Anzahl der in Mitleidenschaft gezogenen Federn die Kraft des Vogels nicht ausreicht, den Fuss wieder zu strecken.

Wenn wir auch da, wo die exacte Beobachtung den Beweiss liefert, immer gerne das Seelenvermögen des Thieres gebührend hervorzuheben bemüht sind, zu einem geschickten Chirurgen wollen wir doch unsere Waldschnepfe nicht avanciren lassen; das hiesse wahrlich ein Verdienst oder Talent anerkennen, wo keines vorhanden ist.

Doch nehmen wir den durch diese lebensgeschichtlichen Erörterungen fallen gelassenen Faden unserer Schnepfenjagd-Schilderung wieder auf. Der Wald ist indessen bei sich allmälig beruhigender Luft still geworden; ein leiser Regen beginnt, und der nahende Abend mahnt an den Schnepfenstrich, um desswillen noch die Höhe vor uns erstiegen wird. Auf dem Kamme oben treffen sich zwei Gebirgsrücken, einen „Sattel" bildend. Hier wechselt älteres Gehölze mit jüngerem, und hier ist ein von Alters her bekannter guter Strichplatz, den wir unweit der Front des älteren Holzes hinter gut deckendem Gebüsche der jungen Heege vollständig beherrschen können.

Die Dämmerung ist hereingebrochen. Feuriger und reger wird das Abendconcert der Waldsänger. Das sprechende Allegro der Singdrossel wechselt mit dem wehmüthig-melodischen Andante der Schwarzamsel und dem trüben Largho der Misteldrossel, bis diese markigen, Echo weckenden Rufe allmälig verhallen und nur noch die feierliche Weisse des Rothkelchens — dieses frühesten und spätesten Waldsängers — durch die Stille

klingt. Aber mitten aus unserer Hingabe an die Musik des Waldes weckt uns plötzlich das rasche Herumfahren Bruno's, der mit dieser wohlbekannten Bewegung das mit höherem Pulsschlag erwartete geheimnissvoll nahende Waldthier anzeigt. Ein hell klingendes „Bist, bist“ oder „Psit, psit“ erreicht unser Ohr, welche Laute sofort von entgegengesetzter Seite erwiedert und von ganz eigenthümlichem, halb knarrendem, halb quackendem Getön begleitet werden. Dies ist das dem Waidmanne durch's innerste Leben dringende „Balzen“ der Waldschnepfe, die im Vorjahre, dem allgewaltigen Trieb der Liebe folgend, in der Abend- und Morgendämmerung von einem Waldorte zum andern streicht, um die gewöhnlich im Gebüsche liegende Frau Schnepfin zu suchen. Im Nu wird uns der Anblick zweier in der Luft sich begegnenden Männchen, die in eigenthümlich wankendem Fluge und mit gesträubtem Gefieder unter beständigem Balzen gerade vor uns erhitzt mit Schnäbeln und Ständern an einander gerathen, in diesem Kampfe das bekannte waidmännische Stechen bethätigend. Diesen Liebesstreit übertönt plötzlich der Knall unseres Hinterladers, dessen Hagel eine der Kämpfenden erreicht, die, von Bruno herbeigebracht, zur schon erbeuteten in die Jagdtasche wandert.

Noch auf dem Heimwege verschafft uns der Zufall die wiederholte Gelegenheit, den Verlauf der Schnepfenbalze zu beobachten. Noch spät den Waldweg daher streicht ein balzendes Schnepfenmännchen, und deutlich vernehmen wir in der Nähe neben uns feine pfeifende Laute als Antwort auf das Balzen. Sie kommen von einer weiblichen Schnepfe, die unweit im Gebüsche liegt. Gleichzeitig sehen wir die männliche Schnepfe in der Luft mit ausgebreiteten Flügeln einen Moment stehen, um im nächsten in's Gebüsch einzufallen, woher die Locktöne drangen. Das ist das schon früher von uns belauschte Stelldichein der Schnepfen beiderlei Geschlechts während der Balze. Im ersten Falle, als wir ein solches Rendezvous beobachteten, schossen wir das vor uns in's Gebüsch eingefallene Männchen und fanden sodann an der Stelle statt einer einzelnen Schnepfe — ein Schnepfenpaar. Es bestätigt uns diese wiederholte Beobachtung die Thatsache, dass nur die männlichen Schnepfen im Herumstreichen laut sind oder balzen, während die Weibchen gewöhnlich still im Gebüsch liegen und den vorüberstreichenden Hähnen mit pfeifenden Lauten antworten, zuweilen aber auch von den hitzigen Männchen eine Strecke verfolgt werden, wobei das Weibchen besonders lebhaft pfeifende und zwitschernde Laute vernehmen lässt.

Die Nacht bricht ein und der Ruf des Waldkauzes mahnt uns an den Rückweg. —

Diesen Jagdscenen mögen noch einige Züge aus dem Leben der Waldschnepfe zur Ergänzung folgen.

Die Schnepfe brütet in ihrer flachen Vertiefung im Laube des Waldes, höchstens unter leichtem Gestrüpp oder Farrenkraut, so fest, dass man sie

berühren kann. Unser Hühnerhund stand einstmals eine solche Brutschnepfe so fest, dass wir ganz nahe herantreten konnten und den Vogel mit leichter Mühe hätten mit der Hand decken können. Die 4 Eier zeigen erdfahle Grundfarbe mit dunklen braungelben Flecken und zeitigen in der 3. Woche. Das Familienleben ist in seinen wesentlichsten Punkten schon hervorgehoben worden. Schon Anfangs Juni sind die jungen Schnepfen vollkommen flugbar, und zu dieser Zeit bis Ende Juli haben wir sie mit ihren Eltern in der Dämmerung auf ihren Brutplätzen in Gebirgswaldungen umher streichen sehen, wobei die alten Schnepfenmännchen laut balzten. Dies Balzen ist das Vorspiel zu einer zweiten Brut, und die Jungen aus derselben mögen vielfach die körperlich zurückbleibenden kleineren Exemplare der Dornschnepfen abgeben, namentlich wenn die zweite Brut spät in den Sommer fällt, wie dies thatsächlich vorkommt.

Bei weitem nicht so belebt und anziehend ist der Herbst- oder Hinstrich der Schnepfe, obgleich zu dieser Zeit wiederum das Wildpret derselben viel gewürziger und der Vogel „besser von Leib" ist, als im Frühjahr. Er streicht dann stumm, schneller und kürzer als im Vorjahre während der Abend- und Morgendämmerung blos der Nahrung wegen umher, die er besonders an den Waldrändern, auf Wiesen und Feldern einfallend, sucht. Vor- und Feldhölzer, mit Wiesen- und Innenfeldern durchzogene Waldungen, vorzugsweise auch mit Remisen und breitbebuschten Rainen versehene Auen wählt sich dann unser Vogel zum Lagerplatze, und der erfahrene Jäger übt die Suche zu dieser Zeit an solchen Orten oft unter besonderem waidmännischem Heile aus. Aber gleichwie der Vogel noch veränderlicher als das launische Frühlingswetter auf seinem Frühlingsstriche sich zeigt, also dass man mit der besten Erfahrung gar keine Regel feststellen kann, bei welchem Wetter er besonders gut streichen wird; so ganz absonderlich wählt er sich seine Lagerplätze im Herbste. Man muss ihn zu dieser Zeit, wie schon angedeutet, in ganz anderen Localitäten aufsuchen, als im Frühlinge. Im Allgemeinen sucht er dann mehr die trockneren Gebirgszüge als die feuchteren Niederungen. Die Schnepfe liegt dann auch viel mehr in ganz jungem Gehölze oder vorzugsweise gerne unter horstweise stehendem, ziemlich lichtem Unterwuchse oder auch ganz frei in älteren Buchenschlägen. Bei unwirthlichen Tagen sucht sie auch gern die Nadelhölzer auf, doch immer lieber kleinere Horste, als grössere zusammenhängende Dickungen dieser Holzarten. Im Herbste lässt die aufstehende Schnepfe eigenthümliche Töne vernehmen, welche sie zu einer anderen Zeit nicht ausstösst. Es sind schwer zu beschreibende, durch Sylben nicht wiederzugebende glucksende Laute.

Der weniger romantischen Herbstschnepfenjagd gemäss, wendet man auch in den erwähnten Örtlichkeiten das Treiben auf dieses Federwild an, ja man verbindet diese Jagd nicht selten mit den ersten Treibjagden auf

den Fuchs, dessen Vorkommen an den heiteren Tagen des „Altweibersommers“ erhöhtes Leben verleiht.

In den Sumpfschnepfen oder Becassinen, Gallinago,

begegnen wir schlankeren, eleganteren und beweglicheren Vogelgestalten, als es die Waldschnepfen sind. Alles ist gestreckter an ihnen. Ihre hauptsächlichsten Unterscheidungsmerkmale sind der vorn glatt gebogene Schnabel, sowie die unbefiederten Schienen über dem Fersengelenke und die geraden, nach innen gerichteten Schwanzfedern. Sie bewohnen sumpfige oder moorige, freie, in der Regel vom Walde entfernte Niederungen, deren Crescenz unterbrochen und niedrig, höchstens hin und wieder von Strauchwerk bestanden ist. Doch wird von den Schriftstellern fälschlich angegeben, dass die Becassinen alle waldigen Strecken stets vermeiden. Das Gelege bilden wenige olivenfarben grundirte Eier, auf welchen sich eine nach links spiralisch gehende dunklere Zeichnung am stumpfen Ende anhäuft.

Die Pfuhl- oder Mittelschnepfe. Scolopax s. Gallinago major.

Von der Grösse einer jungen Turteltaube, hält sie die Mitte zwischen der Waldschnepfe und der nachfolgenden gemeinen Becassine. Ihr Kleid besteht aus einem blassen, klein gescheckten Schnepfengefieder, von dem der braune, seitlich weissgraue Kopf mit einem rostgelblichen, von zwei schwarzen Streifen eingefassten Querbande, die grossen Deckfedern der Flügel mit weissen, scharf begrenzten Schmitzen, die weisslich oder weiss-bräunlich gesäumte erste grosse Schwinge und die drei weissen Randfedern des Schwanzes besonders hervortreten.

Ihr Verbreitungsgebiet ist ein grosses. Sie bewohnt in Europa und Asien nicht allein die gemässigten Länder, sondern geht auch in den hohen Norden. In Deutschland ist sie im Ganzen kein häufiger Brutvogel. Besonders beherbergen sie die sumpfigen Niederungen im Nordwesten unseres Vaterlandes, die Schleswigischen-, Hannöverschen- und Oldenburgischen-Marschländer. Zerstreut kommt sie auch in den sumpfigen Ebenen Mitteldeutschlands vor. Ihr Auftreten ist, wahrscheinlich ganz bestimmter, von ihr bevorzugter Localitäten gemäss, ein sporadisches, jedoch immer dabei mehr oder weniger geselliges, was bis zum colonienweisen Zusammenleben an sehr gelegenen Brutplätzen sich steigert. Auch auf dem Zuge trifft man sie fast stets unter Ihresgleichen zusammen liegend. Sie erscheint auf ihrem Herzuge oder Frühjahrstriche später als die gemeine Becassine, im April, und vollzieht den Hinzug oder Herbststrich früher als diese, schon im August. Sie liegt sehr still und fest am Tage, d. h. in der Jägersprache: sie hält sehr vor Jäger und Hund, und steht gewöhnlich stumm und matt streichend auf, innerhalb einer Entfernung von 100 Schritten wieder einfallend. Für den einigermassen geübten

Flugschützen ist sie demnach eine leichte Beute. Ihre Stimme ist beim Aufstehen ein mattes „Bäth“ oder „Bätsch“. Eigenthümlich beredt wird sie aber in der Balzzeit im April. Dann reihen sich die Männchen in einer Linie auf einem etwas erhöhten Punkte, auf einem Grabenrande oder an Sumpfbänken und vor Pfützen, um eines nach dem andern halb zwitschernde, halb zischende, schwer zu beschreibende Töne hervorzustossen und dann in gewissen Intervallen chorweis in ein schnalzendes Crescendo überzugehen, wobei den Balzenden die Kröpfe anschwellen, das Gefieder bolzenartig sich sträubt und die Flügel den Takt dazu schlagen. Sie gerathen dabei manchmal in einen kurzen Kampf, den sie mit Kopfnicken, Flügelschlag und aufgeblasenem Gefieder bestehen. Dies Balzen erfolgt in der ersten Dämmerung und währt in seiner Höhe bis tief in die Nacht.

Das Nest legt die Mittelschnepfe in ziemlich hohem Grase oder, wenn die Niederlassung wie zuweilen in einem Erlensumpfe gewählt wurde, unter einem Strauche an. Es besteht aus einer nachlässig ausgelegten Erdvertiefung (bisweilen steht es in einer vom Vieh ausgetretenen Dälle auf einer hin und wieder bewachsenen Viehweide), und enthält 3 — 5 olivenfarbene, weitläufig braungefleckte Eier, welche in 3 Wochen gezeitigt werden. Die Jungen entlaufen sogleich der Nestmulde und folgen den Alten. Alljährlich nisteten in der Wetterau während der 40er und 50er Jahre auf den weitgedehnten Wiesenebenen und Rieden zwischen dem Niddaflüsschen und der Horloff ein halbes Dutzend Paare Sumpfschnepfen. Einmal fanden wir das Nest mit 4 Eiern in dem sog. Reichelsheimer Riede. Die alten Paarschnepfen hielten sich am Tage sehr versteckt, sodass wir sie heraustreten mussten. Sie verrathen durchaus nicht sichtlich die Brutstelle, wenn nicht dem aufmerksamen, geübten Blick durch ihr Einfallen in der Nähe desselben und dem bald darauf erfolgenden verborgen gehaltenen Hinlaufen zu demselben. Die unweit des Brutplatzes mit eigenthümlich lappenartigem Flügelschlage eingefallene Mittelschnepfe liegt eine Zeit lang ruhig, in’s Gras oder Gesträuch gedrückt. Nach einigen Secunden aber reckt sie den Kopf, um sogleich ihren chrakteristisch trippelnden Gang mit lose angelegten Flügeln und vorgehaltenem Kopfe dem Neste zuzuwenden. Mehr konnten wir bei den überaus heimlichen und Tags über fest liegenden Dämmerungs- oder Nachtthieren nicht beobachten. Es sei nur hier noch erwähnt, dass wir die Pfuhlschnepfe mehrmals im Hessischen Hinterlande in den etwa 500 m. über dem Meeresspiegel gelegenen moorigen Hochebenen bei dem Dorfe Bottenhorn in ziemlich dicht bestandenen Erlenbrüchern zwischen Hochwaldungen und ganz in der Nähe derselben mit unserem Hühnerhunde unter Heerschnepfen im Vorsommer angetroffen haben, ein Zeichen, dass diese Schnepfenvögel den Waldwuchs nicht so unbedingt vermeiden, wie es die Menge der naturhistorischen Lehrbücher fast stereotyp anführt.

Die gemeine Becassine oder Heerschnepfe. Sc. gallinago.

Sie ist etwas kleiner als die Vorige, etwa von der Grösse einer Wachholderdrossel, aber schlanker. Über den verhältnissmässig kleinen Kopf ziehen drei rostgelbe und zwei schwarze Längsstreifen. Ähnliche Streifen laufen über Rücken und Achseln. Die Unterseite ist weiss, gegen den Hals hin grau mit seitlich auf der Brust auftretenden bräunlichen Flecken. Der dunkelbraune Schwanz oder Steiss hat 14 Steuerfedern, von welchen die Randfedern an der Spitze weiss sind, wie die erste Schwinge längs des äusseren Randes ebenfalls diese Färbung trägt. Der Schnabel misst an 7 cm., ist gerade, schlank, an der Spitze breit und kolbenförmig, mit eckigen Knötchen besetzt oder gehörnt, an der Wurzel trüb grüngelb und nach der Spitze zu schwärzlich, die Läufe oder Ständer tragen einen olivenfarbenen Ton.

Über diesen beliebten Jagdvogel ist, wie zur Zeit über die Waldschnepfe, schon viel gestritten und gefaselt worden. Wie bei der Lebensgeschichte der Letzteren der alte Bechstein in naiver Weise meinte, die Waldschnepfe liesse während ihres Strichs in der Dämmerung neben den spissenden Balzlauten „einige knarrende Winde gehen", also dass der bekannte Jagdschriftsteller Dr. Ziegler in drastischem Humor Bechstein's Phantasie als zu sehr nach hinten gerathen bezeichnete: so verirrt man sich neuerdings von gewisser Seite aus so weit, die Balzlaute der Heerschnepfe — das sogenannte „Meckern" — für einen Ton zu erklären, welcher dadurch hervorgebracht würde, dass die durch die Flügelschläge rückwärts in die ausgespannten Schwanzfedern entweichende Luft die letzteren in vibrirende Bewegung versetze. Hier sollen wir es abermals mit Lufttheorie zu thun haben, die aber in sich selbst verweht. Eine respectable Reihe von Naturforschern hält nach wie vor die Balzlaute der Becassine für einen ächten Stimmlaut, hervorgebracht durch den Kehlkopf des Vogels, gerade so wie das mystische, unbeschreibliche Knarren oder Quaken der Waldschnepfe. Von diesen selbstständigen Naturforschern ist es besonders der so ausgezeichnete praktische Beobachter des Vogellebens E. v. Homeyer, welcher die berührte Theorie schlagend zurückgewiesen und die natürliche einfache Erklärung einer sich nicht beirren lassenden Forschung wieder zu Ehren gebracht hat. In seiner Broschüre: „Reise nach Helgoland" wird unter andern auch der schlagende Beweis gegen das beregte Schwanzmeckern beigebracht, den Homeyer von Rohweder vernommen, welcher diesem ein tüchtiger, zuverlässiger Jäger und eifriger Beobachter mittheilte: „Einer meiner Freunde schiesst auf eine ganz nahe vor ihm aufsteigende Becassine und die Schrote nehmen derselben zwei Aussenfedern der einen Schwanzseite weg. Der Vogel steigt in die Luft und meckert ebenso wie vorher ruhig weiter. Auch nicht die geringste

Veränderung im Tone des Meckerlautes ist zu bemerken, obgleich das angebliche Instrument zur Hälfte verloren ist."

Diesen dem leisen Meckern einer Ziege täuschend ähnliche Kehlkopfslaut lässt das liebeselige Männchen in kurzen Zwischenräumen hören, nachdem es sich in bekannten abwechselnd rechts und links wendendem und sodann schraubenförmigem Aufsteigen in den hohen Äther geschwungen, nicht selten kaum noch dem blossen Auge sichtbar. Dort fällt der Vogel nämlich aus seinem flatternden Kreisen urplötzlich in senkrechter Richtung herunter, um in einem Bogenschwunge sogleich wieder die Höhe zu gewinnen und das Luftspiel von neuem zu beginnen. Wir können im Hinblick auf die Bemerkung resp. Bitte Homeyer's an die Vogelkundigen auf Seite 38 der oben erwähnten Broschüre die Beobachtung des Genannten ganz bestimmt als richtig bestätigen. Nach unseren eingehenden früheren und gerade noch in diesem Vorsommer an einem versumpften Arme der Lahn gemachten Wahrnehmungen an balzenden Becassinen erfolgt das Fortissimo des Meckerns vor dem rapidesten Sturze des Vogels. Ja, wir sahen denselben seine Sturzpartie schon ausführen, ohne dass ein Balzton erfolgte, ein sicherer Beweis, dass die ominöse Schwanzmeckern-Theorie in diesen Beispielen als ein wahres Luftgebilde in Luft zerfliesst. Nach einer längeren oder kürzeren Zeit, sobald sich der balzende Vogel mit ausgebreiteten Flügeln in dem schiefen Bogenschwunge wieder herabgeworfen, klingt urplötzlich als animirende Antwort das harte „Ticke, ticke, ticke" oder „Picke, picke, picke" des auf dem Boden liegenden oder über dem Gelege sitzenden Weibchens. Zu diesem wirft sich nach vollendetem Luftspiele das Männchen wie ein Pfeil herab, und es entdeckt das bewaffnete Auge des geduldig harrenden Beobachters dann alsbald die Stelle, wo die verborgene Dulcinea vom Männchen mit Bücklingen unter Fächern des Schwanzes und Hängenlassen der Flügel begrüsst wird. Es wiederholt sich hier nur in anderer Form das Balzen der Waldschnepfen, von denen die hitzigen Männchen — wie wir aus der Schilderung der Waldschnepfe wissen — mit gesträubtem Gefieder und unter dem bekannten Balzen umherstreichen und die mit feinen Pfeiflauten aus den Gebüschen am Boden das Balzen beantwortenden Weibchen aufsuchen und finden. Das ist das ganze Geheimniss der Schnepfenbalze, welches sich aufmerksamen Augen und Ohren schon längst als das naturgemässe, im Minneleben der Vögel so häufig sich wiederholende Naturspiel offenbart, das auch der Altmeister Naumann schon zur einen Hätfte bei der Becassine richtig entdeckt hat, nämlich das Antworten der Weibchen auf die Balztour der Männchen.

Von der Becassine vorzugsweise besuchte Orte sind feuchte, mitunter sumpfige Wiesen, besonders wenn Weideplätze in der Nähe sind; ausgedehnte Riede wählt sie ebenso gerne, als wiederum Ränder von Teichen,

Gar nicht selten erscheint sie aber auf mit Erlen bewachsenen Brüchern. Selbst in jungem Gehölze von Brüchern mitten im Walde haben wir Becassinen angetroffen. Es sind dies aber keine regelmässig, sondern nur vorübergehend von dem Vogel besuchte Plätze.

Die Becassine ist ein ungemein rascher Vogel, der einen vielbegehrten und höchst interessanten Gegenstand der Jagd bildet, dessen sicheres Erlegen aber einen ungemein begabten und geübten Schützen erfordert. Mit weitgreifenden Flügelschlägen unter dem allbekannten „Gätsch" steht der Vogel auf, wirft sich dann in dem ominösen „Zickzack" von einer Seite auf die andere, um dann einen Moment darauf sich allmälig stetig und nicht selten zu beträchtlicher Höhe zu erheben, woselbst er „gätschend", in weiten Bögen kreisend, die Gegend beobachtet und nach einer Weile wie ein Pfeil wieder auf den Boden einfällt. Besonders bei unstetem, windigem Wetter steht die Becassine weit vor Jäger und Hund auf und fällt erst nach längerem Kreisen wieder auf entfernten Stellen ein. Sie hält aber oft sehr gut bei stillem Wetter, gegen Mittag im Allgemeinen besser als am frühen Morgen oder späten Nachmittage, namentlich aber an heissen Tagen im Sonnenschein, sodass sie der Hühnerhund fest steht und der Schütze sie heraustreten kann. An solchen Tagen fällt sie in der Regel auch alsbald wieder ein. Die flugbaren jungen Becassinen halten besser als die Alten; auch ist es jedem erfahrenen Waidmanne bekannt, dass eine ein- oder mehrmals aufgestossene Becassine — gerade wie die Waldschnepfe — selten nochmals schussmässig hält, es sei denn, dass den oft Aufgestossenen eine Zeit lang Ruhe gelassen wird, um die Suche sodann wieder zu erneuern.

Wie ihre Base Waldschnepfe liegt die Becassine bei der Ruhe oder aufgefunden vor dem Vorstehhunde oft wie leblos am Boden. Plötzlich aber streicht die von ihrem Meckern sobenannte „Himmelsziege" vor dem Ruhestörer auf, nur zu beweglich dem unfertigen Schützen, und gewöhnlich gefehlt, wenn im Zickzack auf sie geschossen wurde.

Die Becassine ist ein Dämmerungs- und Nachthier. Sie streicht am Abend von einem Orte zum andern nach Äsung, oder lebhaft hin und her zur Werbungszeit. Sie nährt sich von Würmern, Kerbthieren und Larven in ähnlicher Weise wie ihre grosse Verwandte im Walde. Am frühen Morgen kann man das Geschäft des Bohrens auch an diesem heimlichen Schnepfenvogel behutsam aus der Ferne mit einem Fernrohr beobachten. Die Thiere sind dann äusserst beweglich auf den Wiesen und Triften; auch auf den kahleren Stellen und vor den Pfützen und Tümpeln treiben sie sich mit dem allen eigentlichen Schnepfen eignen trippelnden Gange umher, jeden Augenblick mit dem Schnabel senkrecht sondirend und bei einer Beute behende zufahrend. Die Spuren ihres emsigen Nahrungsuchens findet man in den kleinen Bohrlöchern bis zu Fingerdicke auf dem Moor-

und Riedboden und in den Fladen des Weideviehes auf den Triften, welche die Becassine sehr gerne besucht.

In der zweiten Hälfte des April entdeckt man das Nest auf einer trocknen, erhöhten Stelle des Riedes oder Moores im Grase oder in einem Binsenbusche. Es ist etwas ausgelegt mit Geniste und enthält gewöhnlich 4 trüb olivenfarbige, dunkelbraun und grau gefleckte Eier, deren Zeitigung in 17 Tagen erfolgt.

Schon Mitte Juli vereinigen sich die Familien und streichen in Flügen von Niederung zu Niederung, bis im September ihr Wegzug erfolgt.

Die Halbschnepfe oder kleine Becassine. Sc. gallinula.

Dieses schöne, niedliche Vögelchen von der Grösse einer Haubenlerche etwa 18,5—19 cm. lang, mit einem 5 cm. messenden Schnabel, entbehrt der auffallenden Streifenzeichnung seiner Verwandten auf dem Kopfe, dessen Scheitel und Wangen dunkelbraun, rostgelb überlaufen sind. Über den schwarzblauen, in's Grüne und Violette spielenden Rücken laufen hingegen drei rostgelbe Längsstreifen und bilden das charakteristische Oberkleid der Sumpfschnepfen. Die Schwingen und Federn des Schwanzes sind schwärzlich, letztere mit rostgelber Randung. Die Unterseite erscheint weiss, an der Oberbrust und dem Halse rothbraun gefleckt. Das ganze Gefieder ist ausserordentlich weich und wie zerschlitzt, wodurch ihr Name „Haarschnepfe“ entstanden ist.

Die kleine Becassine kommt in unserem Vaterlande nur vereinzelt unter den Becassinen vor. Ihre eigentliche Heimath ist der Norden Europa's. Von hier aus zieht diese Becassine manchmal gleichzeitig, gewöhnlich aber etwas früher als die Heerschnepfe, nach dem Süden, jedoch die meisten nur bis in die Mittelmeerländer und über das nördlichste Afrika nicht hinaus.

Der Vogel fällt gerne auf nicht zu sumpfige Wiesen ein, oder wenn man ihn, wie sehr häufig in Gemeinschaft mit der Heerschnepfe antrifft, liegt er in der Regel abseits der sumpfigen Stellen, mehr auf dem Trocknen. Die kleine Becassine ist bei weitem nicht so scheu als die gemeine: denn sie hält fast immer sehr gut bei jeder Witterung; ja man kann sie aus geringer Entfernung beobachten, ohne dass sie sich besonders stören lässt. Sie ist ein niedliches, durch possierliches Wesen fesselndes Schnepfchen, das etwas mehr aufgerichtet geht, als seine Verwandten, jedoch immer wesentlich in dem trippelnden Lauf der echten Schnepfen. Das Vögelchen treibt sich bohrend auf den trockneren Stellen und an den Rändern der Riede und Wiesen umher, wozu ihm sein harter derber Schnabel das geeignete Werkzeug verleiht. Es sieht possierlich aus, wenn der grosse Schnabel vor das kleine Wesen jeden Augenblick stabartig vorgestossen wird, sodass man ein winziges Gnomenweibchen in Mäntelchen und Stock

herumspazieren zu sehen meint, da das Vögelchen gewöhnlich in nachlässiger Haltung die Flügel hängen lässt und sich aufbläst. Es liegt Tags über meist still und verborgen, auf pfützenreichem, eisenoxidulhaltigem Boden kaum von der Umgebung zu unterscheiden. So sehr beweglich der Zwerg auf der Erde ist, als ein so schlechter Flieger bekundet er sich. Kaum dass er sich beim Aufthun (Herausjagen) einmal über Mannshöhe erhebt; gewöhnlich flattert er schwerfällig niedrig über der Erde her, sodass sein Flug füglich mit dem einer Fledermaus verglichen werden kann, wie ihre volksthümliche Benennung „Fledermausschnepfe" schon darthut. Nur selten lässt die kleine Becassine beim Aufstehen ihren der Heerschnepfe ähnelnden, aber viel schwächeren Laut vernehmen, der wie ein mattes „Ätsch" klingt, das aber beim Ansatz des Lautes betont wird und schnell herabsinkt, auch bei weitem nicht so scharf accentuirt ist, als der Ruf der grossen Becassine. Diesen Ton, wie Abends in der Dämmerung ein feines, scharfes „It" haben wir in den Wiesen des Niddathales am Fusse des Vogelsbergs gar manchmal auf dem Entenstriche vernommen. Naumann beschreibt den Paarungsruf folgendermassen: „Fast noch öfter und zwar alle Frühjahre hört man des Abends auch eine Art Gesang von ihr, welcher nur bei stillem Wetter und auch dann kaum auf 100 Schritte vernommen werden kann und vollkommen wie das Hämmern der sog. Todtenuhr (Anobium pertinax) klingt. Dies eintönige Tetetetet u. s. w. dauert oft 4—6 Secunden in einem Athem fort, während die eine darin einen höheren, die andere einen tieferen Ton hält und dabei wunderlich flatternd über dem Sumpfe in geringer Höhe hinstreicht."

Die wenigen Eier sind verhältnissmässig kleiner und zartschaliger als die der gemeinen Becassine, ähneln denselben aber in Farbe und Zeichnung sehr.

Das Wildpret der kleinen Becassine ist, wie das aller ihrer Verwandten, sehr wohlschmeckend, nur müssen die Vögel alsbald nach der Erlegung zubereitet werden, wenn sie nicht, besonders in ihrer Fettzeit im Herbste, thranigen Geschmack annehmen sollen.

Die Gruppe der Strandläufer, Tringae,

umfasst Schnepfenvögel, deren Schnabel zwar noch als ein Tastorgan mit der charakteristischen Zellenbildung auftritt; allein er ist nicht so lang und im Tastapparate nicht so vollkommen ausgebildet, als derjenige der eigentlichen Schnepfen, und höchstens etwas länger als der Kopf. Er hat auch keinen Knopf oder Vorsprung an der Spitze, welch' letztere auch etwas herabgebogen ist. An den mittellangen, spitzen Flügeln macht sich die dritte Handschwinge als die längste geltend; am äussersten Gliede der Handschwinge, am Daumen, sitzt die erste Schwinge ebenfalls als das verkümmerte, steife Federchen der echten Schnepfen. Am Oberarm zeigt sich ein After- oder Eckflügel, d. i. eine zweite durch das Gefieder des Ober-

armes und des Daumens gebildete Flügelspitze. Die Beine sind mittelhoch, jedoch höher als die der eigentlichen Schnepfen, die Schienbeine über der Fussbeuge oder Ferse theilweise unbefiedert, während die drei Vorderzehen des Fusses ungeheftet und die vierte hintere so hoch angesetzt ist, dass sie den Boden nicht berührt.

Das Gefieder zeigt sich dicht und glatt anliegend, erscheint aber in seiner Färbung neben einem allgemein vorherrschenden Graugelbbraun variabel.

Die Strandläufer sind Bewohner des gemässigten und kalten Erdgürtels, der Meeres-Strand und die Ufer der stehenden Gewässer bilden ihren Aufenthalt. Von dieser ihrer Heimath wandern sie öfters den Küsten entlang im Frühjahre aus und kehren im Herbste theils familienweise und in kleineren Flügen, theils in grossen Schaaren, bald nur unter sich, bald mit andern Strandvögeln meist in der Dämmerung und Nachts wieder. Ihre Wanderung ist sozusagen eine unablässige, weil die letzten vom Norden her nach Süden zurückkehrenden Arten sich kreuzen. Ihre Ernährung und Vermehrung weicht von derjenigen der Schnepfen im engeren Sinne nicht besonders ab. Es bestehen 6 europäische Arten, von welchen die folgenden einheimische sind.

Der Alpenstrandläufer. Tringa cinclus.

Sein Federkleid wie seine Grösse wechseln sehr. Letztere übertrifft die der Ackerlerche nicht. Der an der Spitze etwas abwärts gebogene Schnabel ist schwarz und etwas länger als der Kopf. Dieser, der Hals und die Seiten der Brust erscheinen im Jugendkleid hell rostfarben, die Oberseite schwarz, rostgelb gerändert, die Unterseite mehr oder weniger gefleckt oder ganz weiss. Im Sommer ist die Färbung oben rostroth, schwarzschaftig, und auf der Unterbrust zeigt sich ein grosses schwarzes Schild; im Winter färbt sich der Oberkörper bis auf die schwarzen Schwingen hell aschgrau mit schwarzen schmalen Schaftstrichen.

Dieses niedliche Vögelchen ist die verbreitetste und häufigste Art der ganzen Gruppe. Sein Auftreten als Brutvogel in Deutschland ist aber sehr selten, und da wir das näherer Erwähnung werthe Thierchen nie zu beobachten Gelegenheit fanden, möge ein Anderer für uns berichten. Seine eigentliche Heimath ist der gemässigte und nördliche Erdtheil der alten und neuen Welt. Der Alpenstrandläufer brütet noch unter dem 75⁰ n. Br. Seine südliche Brutgrenze bei uns ist Mitteldeutschland. Allherbstlich zieht er in ungeheueren Schwärmen an die Mittelmeerküsten und weiter nach Nord-Afrika bis zum blauen Nil. Hülshoff hat ihn auf Borkum ausführlich beobachtet. „Es ist“, sagt dieser, „ein verschwindend kleiner Theil der Alpenstrandläufer, welcher sich hier zum Brüten anschickt; den ganzen Sommer lang treiben sich grosse und kleine Schwärme davon auf den

Watten umher, ohne im geringsten Anstalt dazu zu machen; ja ihre Geschlechtstheile waren gar nicht entwickelt. Worin es begründet liegen mag, dass eine so grosse Individuenmenge beiderlei Geschlechts alljährlich nicht zur Fortpflanzung gelangt, ist unbegreiflich . . . . . Im Juli steigert sich ihre Anzahl beträchtlich. Täglich kommen nun neue Schaaren hinzu, bis im August ihre Masse sich bis auf das unglaublichste vermehrt. Endlose Wolken, ziehen sie in steter Unruhe umher, langen als solche an und eilen als solche fort. Bis zum October verschwinden die Meisten, um dann im April wiederum einzutreffen. Immerhin aber ist die Anzahl der überwinternden noch sehr beträchtlich."

„Die wenigen Paare, welche auf Borkum brüten, vertheilen sich über die Aussenweiden. Wo dort an tiefliegenden Plätzen sumpfige Pfützen mit kurzberasten Rasenschollen durchsetzt sind und wo ab und zu ein Binsenbusch wächst, schlagen sie ihre Wohnsitze auf. Ein kleines Hügelchen oder ein Binsenbusch trägt die mit Grasstengeln ausgelegte Vertiefung, welche ihr anspruchloses Nest vorstellt. Im Mai enthält diese 4 dünnschalige, kreiselförmige Eier, welche auf hell olivengrünlichem Grunde dunkler gefleckt oder gespritzt sind. Es ist durchaus nicht leicht, ein Nest zu entdecken, da die in stiller Eingezogenheit lebenden Vögel uns dasselbe nicht verrathen. Wir können nahe vorübergehen und ahnen seine Anwesenheit gar nicht, bis unvermuthet ein leises „Trij" unsere Augen auf eine Scholle lenkt, von wo uns das Strandläuferchen unverwandt betrachtet. Es dreht und wendet sich und trippelt auf und ab und sobald es sich bemerkt sieht, läuft es hurtig gebückt zwischen Erdklötzen fort oder fliegt auch wohl auf, um sich einige Schritte weiter wieder zu setzen. Erst wenn wir durch Zufall in die unmittelbare Nähe des Nestes gerathen oder gar unser Fuss droht die Eier zu zertreten, steigert sich ihre Angst. Beide Alten kriechen dann so dicht, dass man sie mit einem Stecken erschlagen könnte, um uns herum; ihr Gefieder hat sich aufgesträubt und mit aufgeblasener Kehle schreien sie schnarrend „träirrr". — Am frühen Morgen, sowie gegen Sonnenuntergang verräth das Männchen den weiteren Nestbezirk oftmals durch sein Balzen. Es fliegt alsdann im Zickzackfluge darüber hin und schnurrt darauf in zitternder Bewegung abwärts, wobei es eine Art Gesang ableiert. Derselbe ist nur wenig weit hörbar und klingt wie ein feinschnarrendes „Trirrrr . . . it" (decrescendo). — Nach 16 tägiger Bebrütung schlüpfen die Jungen in rostgelblich schwarzgefleckten Dunenkleide aus den Eiern. Schon am zweiten Tage verlassen sie das Nest und werden von den Alten zwischen schützende Binsenbüsche und Erdschollen geführt, um hier im Schlamm ihre Nahrung zu suchen. Es hält nun äusserst schwer die winzigen Jungen zu erblicken, so vorsichtig halten sie sich versteckt. Flugbar geworden, vereinigen sie sich in kleine Schwärme und begeben sich auf's Wad". . . .



Artist. Anst. v. Th. Fischer, Cassel.

Kampfhähne, Kibitze, im Hintergrund Blässhuhn.

„Im Allgemeinen zeigen die Strandläufer am Abend eine viel grössere Lebhaftigkeit, als am Tage. Sie fliegen einzeln und schaarenweise regellos im Zickzack hin und her, wobei sie ungemein lärmen. Die mondhellen Nächte scheinen sie grösstentheils zu durchschwärmen, denn ich hörte sie im October noch lange nach Mitternacht. Man vernimmt von ihnen einen zwiefachen Lockton. Im Auffliegen rufen sie in der Regel leise „trij, trij". Sobald sie aber in Gesellschaft vereint sind, mischen sie ein schnarrendes „trerrr" und „trerrrit" darunter, und zwitschern noch auf unbeschreibbare Weise."

Von Rohweder erfahren wir eine eigenthümliche Jagdweise, die das häufige Durchwandern des Vogels in Schwärmen auf den friesischen Inseln hervorgerufen. „Durch den breiten Schilfrahmen eines sumpfigen Gewässers", sagt der Genannte, „hat man, senkrecht zur Mitte, eine Sensenbreite abgemäht In dem liegen bleibenden und bald verwesenden Krautwerk sammelt sich eine Menge von Wasserinsecten an, nach welchen hunderte von Sumpfvögeln, besonders aber unsere kleinen Strandläufer, Becassinen u. a. hier einfallen. In dem Pflanzendickicht sich anschleichend, zielt der Jäger nach einigen hervorragenden Köpfen, und der die ganze Fläche bestreichende Schuss setzt ihn nicht selten in den Besitz von Dutzenden dieser schmackhaften Vögel."

Sippe Kampfläufer, Philomachus.

Eine besondere, merkwürdige Form der Strandläufer bildet die nur durch eine Art vertretene Sippe Kampfläufer, Philomachus. Sie kennzeichnet sich in der Artbeschreibung.

Der Kampfhahn oder die Kampfschnepfe, Tr. pugnax s. Phil. pugnax.

Das merkwürdige Männchen präsentirt sich in der Grösse eines Turtelchens, während der kleinere weibliche Vogel höchstens Drosselgrösse in einer Länge von 24 cm. besitzt. Das Kleid des Männchens ist so ausnehmend verschieden gefärbt, dass sich nur Allgemeines darüber sagen lässt. Das Auffallendste und Charakteristischste ist sein Halskragen, bestehend aus etwa fingerlangen von der Kehle bis über die Brust reichenden steifen und harten Federn, welche in Gestalt eines kurzen Mäntelchens oder langen Kragens oder auch einer hängenden Krause die Vordertheile umgeben und am Hinterhalse absetzen. Diese Zierde ist in den verschiedensten Nuancen auf blauschwarzem bis rostfarbenem und weisslichem Grunde gezeichnet und gefärbt. Den Oberkopf zieren über dem Kragen noch beiderseits zwei kleinere beutelförmige Nackenschöpfe. Auch selbst dieser Hochzeitsschmuck ist, wie wir gleich sehen werden, nur ein zeitweiliger. Die Oberflügel sind dunkel graubraun, die Schwingen überragen

den kurzen, keilförmigen, dunkelgrauen, schwarz quergefleckten Schwanz. Der Bauch ist constant weiss. Der eigenthümliche Kopf- und Halsschmuck ist nur das Hochzeitskleid. Später verliert sich derselbe und weicht einer einfachen Befiederung. Uebrigens gesellen sich zu dem Federschmucke in der Balzzeit noch andere auffallende, ganz eigenthümliche Bildungen der Haut. Diese treten im Gesicht in Form von rothen Wärzchen auf, welche, fast alle Federn daselbst überwuchernd und verdrängend, bei alten Hähnen den grössten Theil des Kopfes überziehen. Dann bilden sich am Schnabel Auswüchse in Folge von Ausschwitzungen in Gestalt runder, erbsengrosser Knöllchen, die vermeintlichen Folgen von Verletzungen bei den Kämpfen. Alle diese Bildungen verschwinden mit der Mauser nach der Brutzeit.

Das sich gleich bleibende Kleid des Weibchens und der Jungen ist in der Grundfärbung Grau, mehr und minder in's Röthliche spielend und mit dunkleren Flecken versehen, der Kopf grau, dunkel gewellt, Stirne, Wangen, sowie Nacken und Kehle lichtgrau, die Oberseite braun-schwarz, rostfarben gerändert und der Bauch weisslich.

Die Verbreitung des Kampfhahnes dehnt sich über die ganze alte Welt aus. Doch ist er im Ganzen ein mehr nördlicher Brutvogel, der in Skandinavien bis zum Nordkap, in Sibirien, Kamtschatka und am Taimyr noch bis zum 75,5^{0} n. Br. geht. Die südliche Brutgrenze ist unbestimmt. In Mitteldeutschland brütet er nur vereinzelt, dagegen nistet er an den Küsten Norddeutschlands in Masse, weniger zahlreich schon auf den grösseren nordfriesischen Inseln. Sein Zug geht über ganz Europa und Afrika bis zum Cap der guten Hoffnung, sowie über Asien hin bis nach Bengalen.

Eine sehr charakteristische Schilderung unseres Vogels gibt Hülshoff in seinem mehr erwähnten Werkchen. Er sagt Folgendes:

„Im April und Mai kehren sie zu ihren vorjährigen Wohnstätten zurück und nehmen diese so genau ein, dass man auffallend gezeichnete Kampfhähne mehrere Jahre nach einander auf derselben Stelle antrifft. . . . Wo immer ich im Frühjahre Kampfhähne beobachtete, fand ich, dass sie stets nicht allzu entfernt von einem Wasserspiegel wohnten. Das Vorhandensein eines Canales oder Teiches, an dessen Ufer sie umherlaufen können, ist eine ausnahmslose Bedingung, wenn sich Kampfhähne in einem Bezirke niederlassen sollen. So bewohnen die Kampfhähne auf Borkum und Ostland in überwiegender Mehrzahl die gräbendurchschnittenen Ackerländereien und Binnenwiesen, den Rand des Bandjewasser und die Kievitsdäle (eine lange sumpfige Niederung auf der Südseite der Insel). Auf den Aussenweiden lebten nur vereinzelte in der Nähe tiefer Süsswasserkolke (tiefe von Deichbrüchen ausgespülte Löcher). Das salzige Wasser verschmähten sie in der Brutzeit durchaus und nahmen dort nie ihren Aufenthalt.“ Dies kommt mit der ganz bestimmt ausgesprochenen Erfahrung Naumann's überein, dass der Kampfläufer die Watten und unmittelbare Nähe der See meide

und stets nach kurzem Umherschwärmen unter anderem Strandgeflügel beim Eintritt der Ebbe sich von der See wieder auf seine Standorte entferne. — „Das Nest selbst“, sagt Hülshof weiter, „steht selten in unmittelbarer Nähe des Wassers. Das Weibchen legt es in Niederungen an, wo das lange Gras üppig emporschiesst, wo aber zugleich ein kleines Hügelchen trocknen Standort bietet. Dort füttert es eine kleine Ausrundung mit Grasfasern und legt Anfangs Juni seine 4 olivengrünlichen dunkelgefleckten Eier hinein. Die Gestalt derselben ist wie bei vielen Sumpfvögeleiern birnförmig, aber nicht so kurz und ausgeschweift als jene des Kiebitzes, von denen sie auch durch eine feine zarte Schaale unterschieden sind.“

„Sowie den Kampfhahn sein eigenthümliches Federkleid von andern Sumpfvögeln absondert, so ist er mehr noch dadurch isolirt, dass er gleich manchen Hühnerarten in Polygamie lebt. Wie sich aber genau das Verhältniss zwischen Männchen und Weibchen stellt, kann ich nicht bekunden und auch wohl kein anderer Ornithologe. Sein Benehmen ist demgemäss grundverschieden von den Lebensgewohnheiten anderer Strandläufer. Er repräsentirt unter diesen den renommirenden Hofhahn. Auf einem erhöhten Teichufer, an dem Winkel zweier sich schneidenden Gräben oder auf einem Hügel im Sumpfe stehen sie gruppenweise durcheinander gemischt gleich Rathsherren in einem mittelalterlichen Kostüm. Hoch richten sie den Körper auf und schauen stolz auf das übrige Vogelgesindel herab. Ja sogar die zwischendurch gehenden kleinen unscheinbaren Weibchen scheinen sie zu übersehen. Nun kommt ein Vogel herangeflogen, und gleich blasen die Herren vom Magistrat alle Federn auf, dass sie einer runden Kugel ähnlich stehen. Der eine oder andere läuft jenem drohend entgegen, gleichviel ob es ein Steinschmätzer oder eine Silbermöve ist, ausser ihnen gibt's doch nur Plebejer. Flog der anstössige Vogel vorüber, so schlägt der kampfmuthige Hahn schnell mit den Flügeln und geht stolz auf seinen Platz zurück. War er aber selbst ein Kampfhahn und setzte er sich zu ihnen, so muss er sich erst mit einem der Herren etwas raufen, bevor ihm ein Platz gegönnt wird. Oftmals fällt es dann zweien der Herren ein, dass sie sich im Grunde doch nicht leiden können und sie fallen plötzlich über einander her und zerzausen sich ein wenig. Ab und zu fliegt dann einer fort, und die zurückbleibenden drohen ihm mit dem Schnabel nach. Er ist aber, wo er sich auch hinsetzt, gleich zur Rauferei bereit und läuft mit aufgesträubtem Gefieder gebückt im Kreise herum, wenn sich auch kein einziger Vogel in der Nähe befindet. Um aber mit Ruhe seiner Nahrung nachgehen zu können, dazu findet der Kampfhahn keine Zeit. Er muss bald zu diesem, bald zu jenem Sammelplatz und muss sich bald mit diesem, bald mit jenem raufen. Allgemeinere grössere Kämpfe werden sodann des Abends bei Sonnenuntergang veranstaltet oder auch Morgens, wenn die ersten Strahlen der Sonne über die thauglitzernden Wiesen scheinen. Alsdann versammeln

sich viele Männchen, auch Weibchen darunter, auf einer genau bestimmten Stelle, z. B. auf Borkum, oben auf der sogenannten Franzosenschanze. Hier stehen sie ernsthaft im Kreise, wenige Fuss von einander entfernt. Plötzlich fangen ein paar an sich mit dem Schnabel zu bedrohen, und indem sie aufeinander losstürzen, suchen sie sich eins zu versetzen. Wenn dies nicht gleich gelang, so spielen sie die Rolle unserer streitenden Haushähne, welche zitternd vor Wuth Körner verschlucken und dann plötzlich wieder gegen einander losfahren. Das Gefieder blasen sie auf und breiten namentlich den Ringkragen als schützendes Schild aus. Dieser muss jedesmal am meisten herhalten, denn sehr häufig passirt es, dass der Gegner sich darin festbeisst und tüchtig daran zaust, weshalb nach beendeter Paarungszeit die Krägen oft arg zerrissen sind. Haben sich auf diese Weise ein paar herumgerauft, so ziehen sie sich auf ihre Plätze zurück, um nach kurzer Pause von neuem anzufangen. Selten bekämpfen sich mehr als zwei Hähne, die übrigen schauen ernsthaft zu. So treiben sie es etwa eine Stunde lang, worauf einer nach dem andern den Kampfplatz verlässt. Uebrigens sind die Männchen sowohl während des Kampfes wie auch sonst ungemein aufmerksam, so dass es sehr grosse Vorsicht erheischt, um sie unbemerkt beobachten zu können. Ohne ein scharfes Fernrohr ist es ganz unmöglich, denn wenn der Kampfhahn nur den geringsten Verdacht schöpft, so enteilt er sofort.“

„So stolz sich der Kampfhahn sitzend ausnimmt, eine so lächerliche Figur erscheint er fliegend. Sein eulenartig-dicker Hals, die sehr mässigen Flügel und der verschwindend kleine Hinterkörper passen gar schlecht zusammen. Die immense Halskrause ist überdies noch sehr hinderlich, denn ein stärkerer Wind wirft nicht allein einen fliegenden Kampfhahn als machtlosen Federball in der Luft herum, sondern überkugelt wohl ruhig dasitzende, wenn er zufällig unter dieselben fasst.“

„In der zweiten Hälfte des Juni entschwindet die Kampfbegierde und zugleich sein abenteuerlicher Putz. Jetzt mit der Ablegung desselben wandelt sich die Form des Kampfhahnes total um. Er erscheint nun eben so schlank und dünnhalsig, wie ein Weibchen, von dem er sich nur noch durch die Grösse unterscheidet. Sein Flug ist schnell und auch wohl gewandt. Er streckt die Flügel ziemlich weit aus und schwingt sie in tiefen, an sich schnellen Schlägen, welche aber durch kleine Pausen unterbrochen werden. Oft schweben sie ohne Flügelschlag eine geraume Strecke fort, zumal, wenn sie sich setzen wollen, welches sie nach kurzem Flattern bewerkstelligen. Von anderen Sumpfvögeln unterscheidet sie besonders ihre kürzere Figur und die breiten spitzzulaufenden Flügel.“

Die Bebrütung währt 17 Tage. Die niedlichen, weisslich und kastanienbraun gefärbten, an den Spitzen der Flaumen hin und wieder mit gelben Knöpfchen versehenen Jungen folgen sogleich der besorgten Alten in den

Sumpf, werden treulich behütet und bei Gefahr mit einem heisseren „Gäb, gäb“ gewarnt. Sie wachsen sehr schnell heran, sollen sogar schon nach einem Monate ausgewachsen und zur Reise geschickt sein. Diese treten die Weibchen mit den Jungen im Spätjahre, zu grossen Flügen vereinigt, an während die Männchen allein ziehen. Der nächtliche Zug geht theilweise bis nach Afrika. Ende April und Mai kehren die Kampfhähne, ebenfalls getrennt in Flügen, von Weibchen und Jungen einerseits und in solchen aus Männchen andererseits bestehend, wieder zu ihren Heimstätten, die Männchen einige Tage früher als die Weibchen und Jungen.

Der Kampfhahn lässt sich leicht in der Gefangenschaft halten und wird sehr zahm. Naumann hat deren mehrere längere Zeit im Zimmer gehalten. Sie gewöhnten sich gleich nach dem Einfangen an das Futter, das in Semmel und Milch, Quark, Gerstengrütze und Sämereien bestand, welch' letztere sie auch in der Freiheit fressen sollen. Der genannte Forscher berichtet von in der Balgzeit Gefangenen, dass dieselben sich allsogleich nach dem Transport in der Stube eingewöhnt und die Männchen sogar sofort ihre Kämpfe begonnen hätten.

Zur Nahrung dienen den Kampfhähnen Gewürm, Heuschrecken, Nacktschnecken, Insecten und deren Larven, welche sie in der Manier der Kiebitze auf weichen Stellen der Wiesen und Triften erbeuten. Ihre Ruhe vollziehen sie stehend, den Schlaf stets auf einem Beine, den Kopf über die Schultern gelegt.

Der Kampfhahn soll ein vorzügliches Wildpret liefern.

Die Sippe der Uferläufer, Actites,

bildet eine Vereinigung von Schnepfenvögeln, welche ein gemeinschaftliches Bild der Strandläufer und der nachfolgenden Wasserläufer tragen. Es sind kleine Vögel, deren Schnabel nur wenig länger als der Kopf, gestreckt, gerade, weich und mit einer härteren, mässigen Kolbenspitze versehen ist. Die vierzehigen, halbgehefteten Füsse sind mittelhoch, die hintere Zehe berührt den Boden. Die spitzen, hinten halbmondförmig ausgerandeten Flügel, wovon die erste Schwungfeder die längste, erinnern an die Wasserläufer.

Wir haben nur eine europäische Art, welche zugleich auch eine heimische ist.

Der gemeine Uferläufer, Actitis hypoleucos.

Er ist ein wenig grösser als die Feldlerche, 18 cm. lang. Sein 2,5 bis 3 cm. langer, dunkel bräunlich-grauer Schnabel hat eine etwas übergebogene Spitze. Die geschilderten Füsse sind grünlich-grau, Kopfseiten und Kehle grauweiss mit braunen Strichen, der Bauch und die Zügel weiss. Den ganzen Oberkörper deckt ein drosselartig glänzendes Braungrau, dunkler gewellt und gepunktet. Ein weisser Spiegel macht sich über der Flügel-

mitte kenntlich, sowie der weissgerandete Schwanz, auffallend lang für einen Strandläufer, weit unter den Flügeln vorsteht.

Dieser Uferläufer verbreitet sich über den ganzen Continent Europa's, über Grossbritanien und Irland, die Hebriden und Schetlands-Inseln und geht bis an's Eismeer, während sich seine östliche Verbreitung ebensosehr über das nordöstliche Asien bis in's Innere Kamtschatka's, als südlich bis Bengalen ausdehnt. Er kommt in ganz Nordost-Afrika vor, und sein Zug geht bis Südafrika und Südasien unter den 33,5⁰ südl. Br. Er soll in südlichen Zonen sogar noch ein Standvogel sein.

In unser Vaterland rückt er schon Anfangs August zahlreich, ja in einzelnen Vorzüglern schon Mitte Juli, während die Nachzügler Ende September oder Anfangs October vorübergehen.

Wir haben das liebliche, zierliche Geschöpfchen früher an den Bachufern der oft erwähnten Nidda und neuerdings häufig an der Lahn eingehend beobachtet und finden die Skizzirung des Thierchens, wie sie Hülshoff gibt, im Wesentlichen mit unseren Erfahrungen übereinstimmend. Als Lieblingsorte wählt sich der Vogel nicht zu freie Sandbänke, wie er denn überhaupt gerne hohle, oder von Schilf und Gesträuch überwachsene Ufer der Bäche und Flüsse wählt, an welchen er sich verborgen halten kann. Scheinbar eine weisse Bachstelze, trifft man ihn mitten unter den hochbeinigen Motacillen, wie diese absatzweise den Insecten nachlaufend und rennend, jetzt hochaufgeschürzt in's Wasser, nun am Ufer hin, um im andern Augenblick auf einem Kieselsteine mit dem langen Schwanze zu wippen und mit dem Kopfe zu nicken, und so ein höchst anmuthiges, zierliches Vogelbildchen darzustellen. Auf solch erhöhten Plätzen, worunter der Vogel auch einen Pfahl, einen Stumpf, den Absatz eines Wehrs, eine Wasserschleusse, den Tritt einer Ausschöpfestelle, einen Steg oder auch einen angelegten Kahn u. dgl. m. am Ufer wählt, sitzt er oft eine lange Weile, bis er plötzlich mit ausgebreiteten Flügeln unter seinem hellen, melodischen Triller „hidüdüdüdü“ auffliegt und in leichtem Fluge stossweisse dicht über der Wasserfläche hinstreicht, oft von den Bachstelzen schimpfend verfolgt, die ihn nun als einen Eindringling in ihren Reihen erkannt haben. Bald aber ist er wieder unter dem munteren Völkchen der Scheinschwestern Bachstelzen, um ebenso munter, beweglich und hurtig wie diese, bald rennend und dahinschiessend, der Insectenjagd hingegeben, bald Würmer unter Steinen und Wachsthum suchend, umherzutrippeln.

Es ist trotz seiner scheinbaren Vertraulichkeit ein höchst aufmerksames und gewecktes Thierchen, das sich nicht leicht beirren lässt. In der Noth vermag es recht gut zu schwimmen und sogar zu tauchen und wie alle seine Verwandten, versteht es sich bestens auf's Verstecken.

Die Dämmerung findet das bewegliche Uferläuferchen besonders munter, und jeden Augenblick vernimmt man seine jetzt erhöhte und nüancirte

Trillerstrophe, das Vögelchen selbst im Zickzackfluge wie eine Becassine über das Gewässer seinen Abendstrich halten, wobei manchmal dem Meckern ganz junger Ziegen ähnliche Laute hervorgebracht werden. Bei diesen Flugtouren, die mit raschen Flügelschlägen begleitet werden, heben sich gegen den Horizont deutlich seine stark gebogenen Handgelenke ab.

Diesem seinem Balzfluge folgt sofort die Paarung. An einem durch steiles Ufer einerseits geschützten, nach der Wasserfläche andererseits freien Orte eines Baches oder Flusses, gewöhnlich an einer von ihm bevorzugten Biegung des Ufers legt das Weibchen im Mai sein in den Binsen und dem Grase verborgenes Nest an, ein mit Grashalmen und dgl. belegte, gewöhnlich etwas erhöht stehende Mulde, die stets eine freie Ausflugstelle nach dem nahen Wasserspiegel hat. Das Gelege besteht aus 4, bisweilen auch 5 Eiern, die auf fettiger, glänzender Schale einen bleichgelblichen oder rostgelben Grundton mit runden dunkelbraunen und grauen Punkten und Flecken zeigen. Ob beide Gatten — wie manche Schrifsteller es behaupten — sich dem Brutgeschäfte widmen, konnten wir genau nicht bestätigen. Dass aber beide Vögel stets in der Nähe des Nistortes sich aufhalten, haben wir wiederholt beobachtet. Die Alten pfeifen sogleich den sich dem Nistplatze Nahenden scharf mit dem Rufe des Eisvogels ähnlichen Lauten aus. Nach 16 tägiger Bebrütung schlüpfen die Jungen aus, welche sich anfangs sehr verborgeu halten, in der Mitte des Juli schon flugfähig, aber an den besuchten Ufern ihr munteres, zierliches Wesen entfalten. Wenig gesellig, bilden sie im August nur kleine Flüge von höchstens einem Dutzend Individuen, um ihren Vorstrich an beliebte Orte, wie Gräben, Wassertümpel und Ufer anderer Gewässer zum endlich im September und October erfolgenden grossen Zuge nach dem Süden zu beginnen.

Die Sippe der Wasserläufer, Totani,

schliesst sich naturgemäss an die vorhergehende Sippe an. Sie vereinigt gar zierliche kleine Vögel bis zur Grösse einer Turteltaube. Ihr kleiner Kopf mit dem an der Wurzel weichen, an der Spitze aber harten und verjüngten, etwas abwärts gedrückten Schnabel weit über Kopflänge, die schwachen vierzehigen, halbgehefteten Füsse mit der kleinen hochangesetzten Hinterzehe, die hohen schlanken, über der Ferse nacktschienigen Beine, ein von den Flügeln überragter kurzer, 12 fedriger Schwanz, spitze, am hinteren Rande stark sichelförmig ausgeschnittene Flügel, an denen die erste Schwinge die längste ist, kennzeichnen diese Sippe. Hervorzuheben ist, dass dem Skelett des Schnabels die Knochenzellen des Tastapparats der echten Schnepfen fehlen. Die Sippe zählt 6 europäische Arten, wovon 3 in Deutschland brüten.

Der gemeine oder punktirte Wasserläufer. Totanus ochropus.

Von der Grösse einer Weindrossel, kennzeichnen diesen Wasserläufer sein dunkelbraunes, in der Jugend in's Mattschwarze spielende Oberkleid, reichlich mit kleinen weissen Punkten versehen, sein aschgrauer, braungestrichelter Scheitel und Oberhals, der schwarze Schwanz mit weisser Wurzel und weissen Querbinden, der blendend weisse Leib, die hellblaugrauen, hohen geschilderten Füsse, sowie endlich die gebogenen Armschwingen und der durch die verlängerten Deckfedern entstehende Eckflügel am Daumen.

Seine Heimath bilden das gemässigte und nördliche Europa und Asien. In Deutschland heimathet er sehr vereinzelt oder doch verborgen. Uns ist er einstmals auf einer Hochebene mit vielem versumpften Erlenboden unweit eines Waldes plötzlich im April aufgestossen. Wir hielten ihn im ersten Augenblick für einen Weissschwanz oder grossen Steinschmätzer, verwunderten uns aber nicht wenig, als wir seine helle Stimme vernahmen, ihn hoch in die Luft steigen und auf einmal pfeilschnell sich wieder herabwerfen sahen. In unserm hohen Interesse näherten wir uns der Einfallstelle; der Vogel aber stand über Schussweite auf, stieg hoch in die Luft und verschwand unsern Blicken. Es war der scheue punktirte Wasserläufer auf dem Frühlingszuge, dessen weitere Charakterzeichnung wir mit der Schilderung Hülshoff's ergänzen wollen.

„Seinen Wohnsitz schlägt er in der Nachbarschaft von Teichen, Flüssen oder Seen auf, und bezeigt insbesondere eine Vorliebe für solche, welche rings vom Wald umgeben sind. Oftmals bewohnt er die weitläufigen Erlenbrücher, deren sumpfige Wasserfläche überall mit knorrigen Baumstrünken durchsetzt ist. Gern legt er sogar sein Nest auf solchen Baumstrünken an oder adoptirt ein überjähriges Drosselnest.“

Eine interessante Frage drängt sich unwillkürlich jedem Forscher bei der Thatsache auf, wie das Weibchen des Wasserläufers die Jungen aus dem oft über Manneshöhe auf Waldbäumen benutzten Drosselnestes zum Boden führt? — Wahrscheinlich im Schnabel, wie wir das an der bei Gefahr ihre Jungen entführenden Stockente und der Waldschnepfe beobachtet haben.

„Der gemeine Wasserläufer“ — berichtet Hülshoff weiter — „ist aber überhaupt kein Freund von grossen gleichförmigen Ebenen, sondern er verlangt Strauchwerk oder tiefeingeschnittene Ufer, deren schroffe Ränder ihn fremden Blicken verbergen . . . . Er will unbedingt einen freien Wasserspiegel vor sich sehen . . . Ist das Wasser schmutzig und brackig, so darf man mit Sicherheit ihn dort erwarten, denn dieses scheint er weit mehr zu lieben, als das klare.“

Diese Ansicht finden wir bestätigt in dem einmaligen Falle, wo wir den Vogel gesehen haben: es war ein schlammiger, versumpfter, mit häufigem

oft dichtem Erlengebüsch und alten Erlenstrunken durchwachsenes Terrain, das ein langsam fliessender Bach durchschlängelte. Auch andere Schriftsteller stimmen darin überein, dass der gefleckte Wasserläufer solche Localitäten, sowie stets zunächst am Walde oder in demselben gelegene, nicht zu reissende Gewässer wähle, auch zuweilen an waldbeschatteten Bächen lebe.

„Siehe dort" — so schildert Hülshoff weiter — „ein paar Schuh über der Wasserfläche gleitet gerade einer von unsern Wasserläufern hin. In ziemlich langen Pausen schlägt er seine Flügel, und dann spannt er sie weit aus und schiesst gemächlich weiter. Nun hat er das gegenüberliegende Ufer erreicht, wo er auch sofort Platz nimmt und ein paar mal mit Schwanz und Hinterleib auf und nieder wippt. Zierlich trippelt er kopfnickend am Wasserrande entlang, watet auch mal bis zum Bauche in's Wnsser hinein und schwimmt über eine schmale Vertiefung hinüber. Doch plötzlich erschreckt fährt er, ein „Hithithit" schreiend, blitzschnell auf. Die stark gekrümmten Flügel schwingt er anfangs wohl hastig, doch bald mit merklichen Pausen, und indem er von Zeit zu Zeit seinen gewöhnlichen Lockton ruft, steigt er im Zickzackfluge in hohe Luftregionen auf. Nun aber saust er gleich unerwartet, wie ein fallender Stein, fast senkrecht herab, beschreibt dicht am Boden einen kleinen Kreis und lässt sich abermals nieder. Auch jetzt im Sitzen ruft er noch einmal sein gewöhliches „Flj-ëdli-lih" und wippt dazu mit dem Schwanze. Dieser Lockton ist sehr hoch, indess noch einen vollen Ton tiefer, als der des Uferläufers. Ein eigenthümlicher silberheller Klang charakterisirt jeden Ruf des gemeinen Wasserläufers, und verwischt jegliche Ähnlichkeit mit den Stimmen seiner Vettern. Selbst dem Angstgeschrei „krjik krjik" geht dieser Glockenklang nicht ab."

„Der unruhigste seiner Gattung, pflegt er unablässig seinen Platz fliegend und laufend zu wechseln, wobei er oftmals lockt und Antwort gibt. Dennoch ist er nicht sehr gesellig, und streicht einzeln oder familienweise mit Seinesgleichen umher. Nicht aber sucht er die Gesellschaft anderer Wasserläufer, weicht ihnen im Gegentheil eher aus. Und wenn er an einzelnen Orten damit zusammentrifft, beansprucht er doch stets freien Raum für seine Person. Im allgemeinen geht und kommt er, ohne sich um andere Vögel, nicht einmal um seine Brüder zu bekümmern, mit welchen er oft in Zank geräth und dabei unwillig schreit. — Er nährt sich vorzugsweise von Fliegen und Mückenlarven, Wasserspinnen und Milben nebst sonstigem kleinen Gewürm, das er aus sumpfigen Plätzen hervorsucht. Dass er Garnelen und kleine Fischchen verzehre, bezweifle ich."

Sein Nest wird bald höher vom Boden in einem alten Drosselneste, gewöhnlich in dem der Singdrossel, gefunden, bald wählt er einen Erlenbusch, immer aber eine alte fremde Nestanlage benutzend und diese höchstens dürftig ausbessernd. Die Localität ist aber stets ein versumpfter, ver-

schlammter Waldort in der Nähe eines Baches oder eines sonstigen Gewässers. Den seinem Neste sich Nahenden umschwärmt der Vogel ängstlich, von Baum zu Baum, auf den Ästen unruhig hin- und herlaufend und seine scharfen Rufe ausstossend. Die auf grünlich-weissem Grunde mit spärlichen braunen Flecken versehenen Eier sollen grösser sein wie die der Heerschnepfe.

Das an sich zarte Wildpret soll nach einigen Schriftstellern einen bisamähnlichen Beigeschmack besitzen und der Vogel überhaupt einen Bisamgeruch haben.

Der Bruch- oder Waldwasserläufer. T. glareola.

Dieser Zwerg unter den einheimischen Wasserläufern hat die Grösse einer Lerche. Es machen ihn kenntlich seine dunkelgraue, mit zahlreichen grossen röthlichgelben Federrändern versehene Oberseite, welche Ränder im Frühlingskleide weiss erscheinen; sein weisser Bürzel, der weisse schwarzbindige Schwanz, die charakteristischen weissen Schäfte der ersten und die weissen Schaftspitzen der nächstfolgenden Schwingen, sowie der schwarze kopflange Schnabel und die hohen, schlanken grüngrauen Füsse. Seine Unterseite ist weiss, an Kopf, Hals, Oberbrust und den Flanken braun gesprenkelt.

Die Heimath dieses Vögelchens ist dieselbe wie die seines vorher beschriebenen Vetterchens. Er reist weit auf seinem Zuge vom Norden, über ganz Afrika, Asien und die indischen Inseln. In Deutschland brütet er hauptsächlich in den Nord- und Ostseeländern, während er in südlichen Theilen unseres Vaterlandes spärlicher hauptsächlich nur in verwahrlosten versumpften Buchwaldungen gefunden wird.

Hülshoff, der das Thierchen auf Borkum kennen gelernt hat, schildert sein Wesen folgendermassen: „Der Bruchwasserläufer führt ein stilles Leben und weiss die Plätze, an welchen er gewandt umherläuft, so zu wählen, dass man ihn nicht aus der Ferne wahrnehmen kann. Selten trippelt er fliegenfangend gleich einer Bachstelze auf dem zähen, grünen Schlamme einer Wasserfläche. Sieht er sich bemerkt, so eilt er alsbald in schräg ansteigendem Fluge blitzschnell fort. Im Zickzack schiesst er auf und ab, und steigt unter fortwährendem Locken in die hohe Luft. Sein Flug ist sehr schnell. Er ähnelt dann einem Tolanus ochropus, ist indess an der schmächtigeren Gestalt, an den schmalen Flügeln und dem mehr grauen Colorit zu erkennen. Von einem Uferläufer unterscheidet man ihn noch leichter an dem weissen Bürzel. Will er sich wieder setzen, so schiesst er unter lautem Sausen kopflings herab. Übrigens ist er im Allgemeinen sehr wenig scheu und sucht, wo er es verdeckt kann, laufend auszuweichen. An heissen Tagen waren sie besonders faul und fielen nicht selten, eben aufgejagt, gleich wieder ein. Bisweilen begannen sie in hoher Luft zu singen

und erinnerten dann sehr an Haidelerchen, wenn diese auf dem Zuge singend weiterwandern. Sie flatterten ein wenig auf und glitten mit ausgespannten Flügeln wieder herab, und indem sie immer auf's Neue aufstiegen und herabschwebten, entschwanden sie schliesslich ganz aus dem Gesichtskreise. Dazu trillerten sie unausgesetzt „hithithit-tliatliatliatlia, (der Accent auf dem i, tlí-a). Besonders häufig trillerten sie im Frühjahre, im Spätsommer nur die ersten Ankömmlinge. Die gewöhnliche Lockstimme ist ein sehr hohes und feines „Tschitit“ oder „Tschititit“ (die erste Sylbe lang, die zweite betont.) Dieser Ruf erinnert sehr an die Stimme der Hausschwalbe, aber ganz und gar nicht an Strandläuferstimmen. Sie rufen im Fliegen sehr fleissig, fast ohne Pausen. Wenn ein Schwarm Bruchwasserläufer unterwegs ist, so hört man, da alle gleichzeitig rufen, ein eigenthümliches Gezwitscher. Gegen Seinesgleichen ist er sehr gesellschaftlich, wie man schon aus seinem häufigen Locken schliessen kann, jedoch dehnt sich sein Geselligkeitstrieb nicht auf andere Arten aus. — Sein Fleisch ist äusserst delicat, und steht dem einer Becassine nicht viel nach.“

Sein Balzflug wird als ein Auf- und Absteigen in die Höhe und aus derselben unter seinem trillernden Rufe beschrieben. Das Gelege in einer Vertiefung des Bruchgrases besteht aus 3—4 birnförmigen gelbgrünen oder grünlichen, reichlich rothbraun gefleckten und gestrichelten Eiern.

In Skandinavien steht nach Brehm das Nest auf Inseln mitten im Wasser, zwischen Binsen und Riedgräsern, zierlich aus Halmen und Grasblättern bereitet. Die Jungen folgen den zweiten Tag den Alten, drücken sich bei Verfolgung auf den Boden, mit welchem ihr erdfarbenes Dunenkleid verschwimmt. Ausgewachsen, vereinen sie sich sammt den Eltern mit anderen Familien ihrer Art und treten im September bis in den Oktober ihren Zug nach Süden an.

Ihres sehr schmackhaften Fleisches halber sind sie auf der Becassinenjagd eine willkommene Beute. Sie lassen sich leicht zähmen und mit Nachtigallenfutter zur Freude ihres Besitzers wegen ihres zierlichen, anmuthigen Benehmens erhalten.

Der europäische Stelzenläufer, Strandreiter oder die Storchschnepfe. T. himantopus, s. Himantopus rufipes.

Vorübergehend wollen wir dieses merkwürdigen Schnepfenvogels erwähnen, da er sich, wie mancherseits behauptet wird, wenngleich in seltenen Fällen, als Brutvogel in unserem Vaterlande gezeigt haben soll. Seine Stellung im System ist schwankend. Die auffallend langen Beine, die ihn vor allen anderen Wasserläufern auszeichnen, haben Veranlassung gegeben, ihn zu den Säbelschnäblern zu verweisen. In seinem Wesen und seiner Lebensweise bekundet er sich aber als ein Wasserläufer.

Des Vogels Heimath ist der gemässigte Süden, namentlich das südliche und südöstliche Europa, das nördliche Afrika und das mittlere Asien.

Er ist ein kleiner Vogel von Taubengrösse, auffallend gestreckt und schlank. Mit den ungemein langen, schwachen, halbgehefteten, dreizehigen Beinen harmoniren alle übrigen Körpertheile, der schlanke lange Hals, der niedliche Kopf mit dem langgestreckten dünnen Schnabel, sowie den sehr langen, schmalen Flügeln, von welchen die erste Schwinge die anderen merklich an Grösse überragt. Angesichts dieser körperlichen Gestaltung kann ihn mit Recht Brehm den leichtesten aller Vögel nennen.

Seine Färbung ist folgende: Der Oberrücken bei alten Vögeln glänzt tiefschwarz in grünlichem Schimmer, der Unterrücken und Bürzel sind weiss, der graue Schwanz ist weiss gerandet. Die Unterseite weiss, die Füsse hochroth. Im Jugendkleide erscheint der Mantel bräunlich, grauweiss gerandet und die Füsse gelbröthlich.

Bei denjenigen, welche den Vogel als deutschen Brutvogel bezeichnen, sucht man vergeblich nach eingehenden Beobachtungen über sein Wesen und seinen Wandel. Überhaupt ist er in seinem Familienleben noch gar nicht gründlich beobachtet. Blos sein Fremdleben hat A. Brehm in Ägypten beschrieben. Wir theilen dessen Angaben, welche er in seinem Buche: „Das Leben der Vögel“ niedergelegt, hier mit.

„Die Bewegungen des Stelzenläufers sind etwas langsamer und ruhiger als die der Wasserläufer, keineswegs aber schwerfällig. Mit gemessenen Schritten, doch leicht und zierlich geht er dahin. Übrigens sieht man ihn nur selten auf dem Trocknen lustwandeln; gewöhnlich steht er im Wasser, oft bis an den Leib. Er gründelt nicht, wie es der Säbelschnäbler thut, sondern liest blos von der Oberfläche des Wassers und vom seichten Grunde ab. Wenn er zufällig oder verletzt in tiefes Wasser geräth, schwimmt er leicht, rasch und gewandt, oft auf weite Strecken hin. Im Fluge unterscheidet man ihn in jeder Entfernung sicher von allen Strand- oder Wasserläufern, schon wegen der langen, gerade nach hinten ausgestreckten Ständer. Bei ruhigem Fluge schwebt er oft einige Augenblicke; sonst rührt er die Schwingen nicht allzu schnell. Nur wenn er verfolgt wird, steigt er sehr hoch auf, sonst fliegt er in Schussweite über der Erde oder dem Wasser fort. Zuweilen legt er sich mit eingebogenen Füssen platt auf den Boden; selten aber steht er blos auf einem Beine. Er ist bis tief in die Nacht hinein munter und bei hellem Mondenschein eben so rege als bei Tage. — Wie seine Familienverwandten lebt auch er gesellig. Ein einzelner Stelzenläufer ist eine sehr seltene Erscheinung; paarweise sieht man ihn in seinem Vaterlande blos während der Brutzeit; gewöhnlich hält sich eine Familie dicht beisammen. An Seen einigt er sich auch mit Säbelschnäblern, Limosen, Wasser- und Strandläufern. . . . Der Strandreiter ist ein höchst friedlicher und harmloser Vogel, welcher keinen anderen

seiner Sippschaft etwas zu Leide thut. Sogar während der Brutzeit hausen die einzelnen Paare in grösster Eintracht neben einander. Seine Nahrung besteht aus allerlei kleinem Gewürm, welches im Wasser lebt. Er fischt die auf der Oberfläche schwimmenden Kerbthiere und Würmchen geschickt weg und angelt sie auch aus geringer Tiefe heraus, stellt sich dabei aber niemals auf den Kopf, wie die Säbelschnäbler oder die gründelnden Enten es thun.

In Ägypten nistet er Anfangs Mai, in Südeuropa Anfangs Juni. Man beschrieb mir das Nest als eine mit einem Grasgeflecht umgebene Mulde im dichtstehenden Riedgrase. . . . Die Eier, welche ich erhielt (!), waren grünlich-grau, dunkler und röthlich betüpfelt, denen der übrigen Mitglieder dieser Familie ähnlich. Leider konnte ich nichts Ausführliches über das Fortpflanzungsgeschäft des merkwürdigen Thieres erfahren."

Auch im „Thierleben" hat diesen Notizen Brehm nur wenig zusetzen können. Seine Stimme, welche zur Paarungszeit öfters erschallt, ist mit „huitt, huett, huitt, huett, huitt, huitt, witt, witt, wett, wett" übersetzt worden und erschallt regelmässig nur im Fluge oder vor dem Aufstehen. Der Vogel wird da, wo er keine Verfolgung erduldet, als zutraulich, bei Nachstellungen aber vorsichtig und scheu geschildert, was Brehm aus eigener Erfahrung in Ägypten bestätigt. Die Beschreibung seines obigen Nahrungserwerbes ergänzt Brehm noch dahin, dass der Vogel auch noch Insekten aus der Luft wegfange. Auch soll nach Pässler ein Nest im Badetzer Teiche im Anhaltischen auf einer Schilfkufe gefunden worden sein. Die hartschaligen Eier, drei an der Zahl, sollen der Gestalt und Grösse nach denen unseres Kiebitz gleichkommen, ihre Grundfärbung ein dunkles Ockergelb, Olivengrün oder Oelgelb sein, die Zeichnung aus wenig aschgrauen Schalenflecken und vielen roth- und schwarzbraunen rundlichen und länglichen, grösseren oder kleineren, am dicken Ende dichter stehenden Flecken von unregelmässiger Gestalt bestehen.

Man sieht hieraus, dass es an einer gründlichen Erfahrung der Lebensgeschichte des interessanten Vogels noch mangelt, und muss die Beobachtung desselben noch guten Kräften zukünftig überlassen werden.

Der Rothschenkel oder die Gambette. T. calidris.

Dieser von seinen gelbrothen Füssen benannte schlanke und zierliche Vogel, etwa von der Grösse einer Goldamsel, hat einen feuerrothen Schnabel, dessen Spitze schwärzlich verläuft. Das Sommerkleid des Männchens ist auf dem lichtgraubraunen Rücken mit grossen dunkleren Flecken besät während Unterrücken und Bürzel weiss gekantet und eine Binde der Schwingen weiss sind; die Unterseite erscheint gross dunkelbraun gefleckt. Das Gefieder des Weibchens zeigt kleinere Flecken. Das Winterkleid erhält

einen reifgrauen Uberhauch auf der Oberseite und auf der Unterseite feine Striche.

„Die Heimstätten“ — berichtet Hülshoff — „finden wir in Deutschland auf Brüchen, Torfmooren und ausgedehnten Sumpfwiesen, und zwar nicht blos in der nördlichen Hälfte, sondern auch im hochgelegenen Süden. So ist er ein gar nicht seltener Vogel am Bodensee, an vielen kleinen Seen des bairischen Schwabens, beim Schlosse Warthausen und am Federsee im würtembergischen Oberlande etc. etc. Keineswegs aber darf man sie dort in einer annähernd gleichen Häufigkeit, als in den Küstenländern erwarten. Hier wo jede Wiese, jede Weide und auch das meiste Ackerland von ihnen bewohnt wird, wenn nur das Meer nicht fern ist, zählt der Rothschenkel unter die häufigsten Bewohner der Gegend . . . Für die Nestanlage selbst wählt er eine Erhöhung. Am liebsten den Süd- oder Osthang eines steilen Dünenkopfes, woselbst er im wuchernden Sandhafer und Weidengestrüpp das Nest ungemein versteckt. Im Ackerlande und in den Wiesen bevorzugt er die Grabenränder, und schmiegt das Nest gern an die Seite eines Pfahles oder eines recht hohen Grasbusches. Ueberhaupt legt er das Nest gern so an, dass man nicht von oben hinein sehen kann. Ausnahmen habe ich nur vereinzelte gefunden, in den äussersten Ausläufern der Dünen und auf hohen Theilen der Aussenweiden, an welchen Orten sie gleich denen der Seeschwalben ganz frei standen. — Anfangs Juni liegen die stark birnförmigen Eier in der mit dürrem Gras ausgefütterten Vertiefung. Diese gleichen etwas den Kiebitzeiern, doch spielen sie stets in's Rothgelbliche, und ist ihre Schale weit feiner und zarter. Die Grundfarbe ist heller oder trüber bräunlich gelb, frisch mit grünlichem Schein, worauf sie gröber oder feiner rothbraun gefleckt sind.“

„Eine Gegend, in welcher viele Rothschenkelpaare nisten, wird sich über leblose Stille nicht beklagen können. Unter den Sumpfvögeln wüsste ich ausser dem Kiebitz keinen anderen, der ihm im Lärmschlagen Concurrenz machen könnte. An schönen Tagen sieht man die Männchen zu Dutzenden über ihren Nestbezirken flattern uud — singen . . . . Es trillert der Rothschenkel nur in schönen reinen Flötentönen. Höchst amüsant ist es, wie ein jeder seine eigene Variation singt und im begleitenden Balzfluge seine eigene Weise befolgt. Da flattert einer mit zitternden Schwingen etwas auf, spannt schnell die Flügel fallschirmartig und gleitet eben so tief herab, flattert wieder und wieder auf, und gleitet eben so oft wieder herab, und rückt so fast ganz aus unserem Sehkreise fort. Ein anderer fliegt unstät umher, ab und zu zitternd niedersinkend. Noch ein anderer dreht sich fast im Kreise herum. Dabei trillert der eine nur im Herabsinken, ein anderer auch im Aufsteigen, ein dritter ersetzt in langen Pausen den Gesang durch seinen gewöhnlichen Lockton etc. Der Gesang klingt: „tjüli, tjüli, tjüli“ etc.; oder „tlülülülülü“ etc.; oder „tlidl, didl, didl“ etc.;

oder „tjü, tjü, tjü, tjü“ etc.; oder „dlüa, dlüa, dlüa“ etc. etc. Der Gesang umfasst in der Regel 10—15 Sylben. — Wenn das Männchen sein Weibchen auf einem Ausfluge begleitet, schnurrt es mit eigenthümlich-zitternden Flügelbewegungen absatzweisse voran, dazu unausgesetzt täö, täö etc. rufend. Vom Weibchen hörte ich bei all' diesen Gelegenheiten nie etwas anderes als den gewöhnlichen Lockton.“

Wie der Kiebitz umkreist der Rothschenkel den Brutort mit vielem Geschrei. „Es ist ein sicheres Zeichen“ — fährt unser Gewährsmann in seiner ausführlichen Schilderung fort — „dass, wo nur ein Alter klagt, das Weibchen brütet. Wird die Gefahr grösser, so flattern die Alten dicht heran und schreien fast wie „jräih,“ wobei sie den Schnabel weit aufreissen, die Kehle aufblasen und das Kopfgefieder sträuben. Wohnen in der Nähe eines aufgestörten Paares noch andere Familien, so schliessen sich diese unverweilt an; und wenn der Lärm etwas lange dauert, eilen die Paare aus grosser Ferne herbei, um alle mitlärmen zu helfen. Viel ängstlicher noch, als bei Annäherung eines Menschen, gebehrden sie sich bei der eines Hundes.“ Man sieht, das Betragen des Rothschenkel bei den Nistorten gleicht ganz dem der Kiebitze. Den Rothschnabel bezeichnet Hülshoff als einen Vogel, welcher sich bei Nachstellungen sehr vorsichtig betrage und Feind und Freund wohl zu unterscheiden wisse. „Nach seinen Bewegungen ist der Rothschenkel ein ächter Wasserläufer, doch mag er einer der bedächtigsten sein. Es geht ihm namentlich die ausserordentliche Lebhaftigkeit seines hellfarbenen Vetters sehr ab. Er treibt seine Fischereien mit mehr Gemächlichkeit, geht ruhig kopfnickend auf und ab, und versenkt seinen Schnabel ab und zu in Wasser und Schlamm. Erblickt er etwas Ungewöhnliches, so richtet er sich hoch auf; fällt ihm aber ein, es könnte gefährlich sein, so beugt er sich schnell vornüber und bleibt so mit gekrümmten Fersen oft lange stehen, ohne sich zu rühren. Fliegend erscheint er weniger schlank, und fällt sein bräunliches Gefieder und besonders das grosse weisse Flügelschild schon von weitem in die Augen. Die Flügelschläge sind zwar an sich schnell und kräftig, folgen sich aber nicht sehnell, in regelmässigen Absätzen. Meistentheils fliegt er nicht allzuhoch, nur wenige Ellen über den Boden hin. Nur wenn er weit fort will und bei windstiller Luft erhebt er sich höher. Will er sich dann wiederum niederlassen, so wirft er sich aus hoher Luft fast senkrecht herab, fängt sich dicht am Boden plötzlich auf, spannt die Flügel muldenförmig und gleitet so noch ein Weilchen fort.“

Naumann bezeichnet seinen Lockton durch die Sylben „djü“, und hält seine Stimme für die modulationsfähigste und ausdrucksvollste aller Wasserläufer. Diesen seinen Grundton „Djü“ wendet er modulirt bei sehr verschiedenen Gemüthsstimmungen an. Seine Angst drückt er durch den hart und kurz ausgestossenen Lockruf aus, wodurch dieser in den Laut

„Dick“ sich verwandelt. Das Warnen des Vogels dehnt das „Djüh“ in „Düh“, und beim Aufstreichen lässt er es sanft und noch gedehnter wie „Diüüüü“ erklingen; während er es beim Zuge in abfallender Terze „djüh“ (zweisylbig) hören lässt und noch drei Noten in derselben Höhe der zweiten Sylbe wie „dü, düi“ ansetzt, sodass die ganze Reihenfolge lautet wie „Djüh, Dü, Düi“.

Die Zeitigung der Eier soll in 14 Tagen erfolgen. Die anfangs unten auf schmutzig braungrauem Dunen-Grunde heller und dunkler gezeichneten Jungen entlaufen sogleich dem Neste und werden alsbald von den Eltern an Sumpf und an das bergende Wachsthum geführt, woselbst sie sich, wie die meisten Stelzvögel, geschickt zu drücken und verdeckt zu entlaufen verstehen. Hülshoff hezeichnet den Ton der Jungen als ein Piepen und hat beobachtet, dass sie bei Gefahr im Wasser untertauchten. Der Alten Lockruf wird mit einem leisen „Dück, Dück“ verglichen, was mit der obigen Angabe Naumann's übereinstimmt.

Nach der Flugfähigkeit der Brut wird diese sich selbst überlassen. Die jungen Vögel schlagen sich dann nach und nach in grosse Flüge zusammen, den schon fortgezogenen Alten nach dem Süden folgend. Diesen rücken im August neue Züge aus dem Norden nach, welche in unübersehbaren Schaaren, wie die des Alpenstrandläufers, uns vorüberziehen. Der Rückzug erfolgt im April und Mai.

Die Nahrung des Rothschenkels ist die seiner Verwandten. Er verzehrt niedere Wasserthiere, welche er eben so gut im Wasser fischt, als er auf Weiden und Wiesen die Kuhfladen nach Insekten untersuchen soll. Sein Wildpret soll fein und wohlschmeckend sein.

Die Sippe der Brachvögel, Numenii,

umfasst höchstens ein Dutzend Arten, von welchen uns hier nur von den drei europäischen Arten ein einziger als heimischer Brutvogel interessirt. Es sind die Brachvögel übereinstimmend stattliche, hohe, schlanke Vogelgestalten, deren nach unten bogige Schnabelbildung sie vor andern Schnepfenvögeln auffallend macht. Auch bei ihnen fehlt der zellige Tastapparat in den Kiefern. Ihre hohen, vorn geschilderten, weit über die Fersen nackten Beine haben geheftete, kurze, breitsohlige Zehen, von welchen die vierte hintere, hochangesetzte den Boden nur wenig berührt. Die flugfertigen Vögel besitzen spitze, gestreckte Flügel, an welchen die erste Schwinge die längste, sowie einen mittellangen Schwanz von 12 Steuerfedern. Es charakterisirt sie ein lerchenartiges Gefieder. Sie verbreiten sich unter kaum unterbrochenem Hin- und Herziehen über alle Erdtheile, und viele kommen, wie so manche andere Schnepfenvögel, gar nicht zur Fortpflanzung.

Der grosse Brachvogel oder Keilhaken. Numenius arquatus.

Noch entsinnen wir uns des regen Jagdeifers, als ein geriebener Jagdjunge in der Wetterau uns eines Morgens die Kunde brachte, auf den Viehtriften im Reichelsheimer Riede seien merkmürdige „ausländische“ Vögel mit langen Hälsen und krummen Schnäbeln. Noch nicht auf dem weitgedehnten Plane des Riedes angekommen, trafen unser Ohr von Ferne schon melodische Rufe, die, wie „Klarit“ klingend, uns noch lebendig gegenwärtig sind. In demselben Augenblicke kam ein kleiner Flug Vögel über das Ried hergestrichen, die Hälse reiherartig in S-Form eingelegt und mit den langen gebogenen Schnäbeln von weitem schon auffällig, langsam mit den grossen, gekrümmten und spitzen Flügeln rudernd und gleichsam den Takt schlagend zu dem periodisch ausgestossenen Rufe „Klarit.“ Nach einem mehrmaligen Kreisen fiel der Flug plötzlich nach Art der Becassinen in raschem Absturz in ein nahes Saatfeld ein. Wir hatten die ersten waidmännisch so beliebten „Keilhaken“ vor Augen. Ein hohes Bachufer trennte die eben Eingefallenen von ihren Brüdern im Ried. Sogleich stellte sich gleichsam ein musikalischer Verkehr zwischen beiden Theilen im Ried und dem Felde her: denn die im ersteren Liegenden hatten den angekommenen Flug mit mehrmaligem lauten „Klarit“-rit-rit“ begrüsst. Unbemerkt hinter Weidengebüsch, waren wir hinter das hohe Ufer des nahen Horloffbachs gekommen und pürschten uns nun mit leichter Mühe, gedeckt von beiden Ufern, zwischen die Keilhakenflüge. Ein vorsichtig hinter'm Ufer vorgenommener Blick liess uns einen kleinen Flug im vor uns liegenden Riede entdecken. Da standen sie, die sonderbaren Vogelfiguren, das ersehnte und gepriesene Federwild, von dem wir bis dahin durch todte Beschreibungen und Bälge in den Museen nur einen blassen, werthlosen Begriff hatten. Da war das mitgebrachte Fernrohr — das so oft den Bach und die nahen Fluthgräben nach Enten, Becassinen und Strandläufern uns aufgedeckt — eine hochwillkommne Gesichtswaffe, der vorerst die Doppelflinte mit der Hagelladung No. 2 sammt dem Jagdeifer weichen musste.

Vor dem Felde des Glases präsentirte sich nun ein Flug von einem halben Dutzend hochständiger Vögel fast von der Grösse einer Krähe, halb an Strandläufer, halb an Schnepfen, aber auch wieder an Reiher erinnernd. Deutlich kennzeichnete sich ihr lerchengraues Gefieder mit dem breiten weisslichen Spiegel auf dem Mittelfelde der langen Flügel, die sie nach Art der Reiher angelegt hielten. Dem langen olivenfarbenen Bogenschnabel mit der dunkleren Spitze widmeten wir unsere besondere Aufmerksamkeit, und entdeckten wir unter dem Fluge gleich einen besonders langgeschnäbelten starken Vogel, der ausserdem eine von seinen Kameraden sehr abweichende Färbung hatte. Er war weiss gesprenkelt oder vielmehr gescheckt, welche abändernde Erscheinung wir noch mehrmals in unserer

Jägerpraxis an Brachvögeln wahrnehmen. Den Schnabel hielten die Vögel bei stark eingezogenem und etwas zurückgebogenem Halse gewöhnlich vorgestreckt, beim Suchen nach Nahrung aber nach Art der Waldschnepfe mehr senkrecht nach unten gebogen. Sehr interessirte ihr pathetischer, gravitätischer Gang. Ein Fuss wurde gemächlich in hoher Action vor den andern gesetzt. Das Waden schien ihre zweite Natur zu sein, denn alle drangen zuweilen bis an den weissen Bauch in's Wasser der nahen Tümpel und Pfützen. Eine eigenthümliche Bewegung, bald nach unten, bald nach oben, beschrieb der Schnabel beim Erhaschen und Verschlucken einer Beute. Eben so sehr machte sich ein zeitweiliges Putzen geltend, welchem nach und nach die ganze Gesellschaft sich hingab, und wobei der lange Schnabel eine ebenso bewegliche als mitunter possierliche Rolle spielte. Die plötzliche Beweglichkeit der vor uns herumstolzirenden Vögel nahm jetzt einen auffallenden Charakter an. In immer kürzeren Pausen waren die Rufe der auf dem nahen Felde liegenden Brachvögel hörbar und von den im Riede befindlichen stets beantwortet worden. Jetzt liefen die Keilhaken ineinander und liessen ein ganz eigenthümlich flötendes Gezwitscher vernehmen. Wir hielten uns bei diesem ominösen Benehmen schussfertig und richtig! im Nu stand der Flug nach ein paar Sprüngen jedes einzelnen Vogels auf und strich auf uns, in höchster Spannung regungslos an das Bachufer Gedrückten zu. Als der Flug schussmässig über uns weggestrichen, erhoben wir uns zum waidgerechten Nachschuss und feuerten schnell hintereinander zweimal. Einer aus dem Fluge stürzte, aber beim zweiten Schusse waren die auseinanderstiebenden Vögel schon zu weit. Auf die Schüsse standen sogleich auch die auf dem Felde eingefallenen Brachvögel auf, schlossen sich dem nahenden Fluge nach und nach an, und stürzte der ganze Flug, in hoher Luft eine Weile kreisend, wieder in seinen einzelnen Gliedern nach und nach wie Pfeile eine gute viertel Stunde weit in's Ried herab. Alle weiteren Versuche, den gewitzigten Vögeln schussmässig anzukommen, waren vergeblich. Wir erkannten die ausserordentliche Vorsicht der scheuen und klugen Vögel, welche nunmehr auf ganz freien, erhöhten Punkten einfielen und, hochgereckte graue Posten, unsere Absicht schon weither erkannten. Zu unserem anfänglichen Erstaunen hielten die Thiere, die wir im Kreise umgingen, ziemlich. Doch über Schrotschussweite gewahrten wir alsbald das verhängnissvolle Hopsen, dem gleich darauf das Aufstehen folgte. Die Jagd auf die Keilhaken war für den Tag gemacht; wir mussten sie aufgeben. Des anderen Tages waren die Zuggäste über alle Berge. Später in einem der ungemein nassen Vorsommer in den 40er Jahren, bei welchen die Riede des mehrerwähnten Niddathales lange unter Wasser standen und sich viele feuchte verwilderte Strecken nach dem allmähligen Verlaufen des Wassers gebildet, hatten wir noch einigemale Gelegenheit, den grossen Brachvogel eingehender zu beob-

achten. Wir werden sogleich über Wesen und Wandel des interessanten Vogels noch einige Züge folgen lassen.

Der grosse Brachvogel bewohnt die gemässigten und kalten Erdgürtel Europa's und Asiens. Sein Zug umfasst ganz Europa bis zum nördlichen Afrika; in Asien wandert er bis zu den ostindischen Küstenländern. Im Monat April bis Anfangs Mai passiren bei uns seine Züge, und Anfangs August kehren die ersten Flüge schon wieder nach dem Norden zurück. Unseres Vogels Wahlspruch scheint vorzugsweise das Ubi bene, ibi patria zu sein: denn er ist bei allem vereinzelten Vorkommen ein Ueberall und Nirgends. Doch bevorzugt er — von seiner europäischen Brutheimath auf den Tundras der Hochebenen Skandinaviens aus — in südlicher Richtung die wasserreichen Dünen der Nord- und Ostseeküsten unseres Vaterlandes gegenüber dem Binnenlande. Aber auch in den Hochmooren Baierns und im Würtembergischen ist er als Brutvogel beobachtet worden. Im Allgemeinen scheint er im gemässigten Klima Europa's Moore und moorige Haidegegenden, weitgedehnte Riede und nasse Wiesen zu lieben, und nur auf dem Zuge sich mit allen möglichen Oertlichkeiten zu begnügen. Sein Verweilen ist auf vielen Plätzen auch öfters nur ein rasch vorübergehendes, ein wechselvolles Vagabundiren. Auch bei ihm kommen viele Landstreicher vor, die nicht zur Paarung und Brütung kommen; vielleicht junge Spätlinge oder noch nicht fortpflanzungsfähige Individuen.

Merkwürdig ist die Bemerkung Hülshoff's über zwei verschiedene „Racen", wie dieser Beobachter sich ausdrückt. Die eine grössere treibt sich auf den Borkumer Watten die meiste Zeit des Jahres umher. Bei zurückweichender Fluth folgen sie derselben bis zu den Watten, die sie vor der Hochfluth nur verlassen. In den zurückgebliebenen Tümpeln fangen sie, im Wasser watend, Carnelen, dann bei verlaufenem Wasser in den Schlammstellen Krabben. Die kleinere „Race" mit dem feineren und längsgefleckteren Gefieder auf der Unterseite, gegenüber dem gröbergefleckten Unterkleide der grossen „Race", lebt hingegen auf dem Lande und besucht nie das Watt. Ihr ausschliesslicher Aufenthalt sind die Dünen, ihre Weiden und Wiesen. Sie suchen ihre Nahrung in kleinen Flügen, zwischen den Viehherden einherstolzirend und die Kuhfladen untersuchend, um allerlei Käfer zu fangen.

Diese Beobachtung Hülshoff's ist bemerkenswerth und gibt vielleicht einen Anhaltspunkt für die Erklärung der Thatsache, dass der Aufenthalt der grossen Brachvögel ein so ausserordentlich verschiedener ist.

Der bedächtige, gravitätische Vogel schreitet, unbekümmert um das sich hin und wieder um ihn verbreitende Geflügel der Strandläufer, einher, um so wachsamer erspäht sein scharfes Auge aber jede Erscheinung nah und fern, und sein wacher Kopf unterscheidet leicht das ihm Drohende von dem Ungefährlichen. Sein flötendes „Klarit" mit einem entsprechenden Recken

des eingezogenen Halses kündigt das Gewahren eines Gegenstandes an, der, wenn er als ein verdächtiger oder gar erschreckender von dem Vogel erkannt ist, mit einem rauhen „Krauit“ empfangen wird.

Bei dem Neste, welches in verschiedenen Localitäten gefunden wird, auf den nördlichen Mooren aber nach Brehm auf einer hügeligen Stelle im Riedgrase, erhebt das Männchen jodelnde, gesangartige Rufe, dabei mit zitternden Flügelschlägen im Kreise umherfliegend. Dieses Jodeln erschallt zu jeder Tageszeit, am häufigsten um Mitternacht. Die Niststelle ist eine Vertiefung im Moose oder Riedgrase, mit einigen Halmen oder gar nicht ausgelegt, und enthält länglich birnförmige Eier, grösser als die einer zahmen Ente. Sie sind auf ölgrünlichem oder blassolivengrünem Grunde mit grauen Unterpunkten und dunkelbraunen Oberflecken, Strichen und Schmitzen versehen. Nach Einigen soll das Weibchen, nach Anderen beide Gatten dieselben innerhalb 14 Tagen zeitigen. Die Brut wird bei aller sonstigen Scheuheit der alten Vögel mit grosser Liebe und Hingabe behütet und geschützt, wobei sich die Alten oft wirklicher Gefahr gegenüber muthig erweisen. Der mückenreiche Norden ernährt die Jungen in der ersten Zeit, bis sie sich allmählig an die vielseitigere Nahrung der Alten gewöhnen, die neben Kerbthieren aller Art und in jeder Verwandlung, aus Würmern, Weichthieren, Fischen und Lurchen, auch aus pflanzlichen Stoffen besteht, worunter die grüne Saat und auch Beeren genannt werden.

Das Wildpret junger Brachvögel ist — wie wir uns überzeugt haben — sehr schmackhaft, zart und erinnert an das der echten Schnepfen; das alter Vögel hingegen ist etwas zähe und bedarf besonderer Zubereitung durch Schmoren in Zwiebeln nach vorherigem Häuten und Entfetten der Braten.

Von der Sippe der Säbler oder Säbelschnäbler, Recurvirostrae,

ist nur eine leider immer seltener werdende Art heimisch. Diese Vögel mit der eigenthümlichen Bildung ihres Schnabels, welcher sich mit der Spitze in Säbelform nach oben krümmt, haben das Schicksal, trotz ihrer Ausprägung als Schnepfenvögel, von den systemreitenden Gelehrten bald hier, bald dort hin versetzt zu werden. Alle Arten ähneln einander sehr und sind ausgezeichnet durch entschieden ausgesprochene schwarze und weisse Färbung und ein auf der Unterseite schwimmvogelartiges Gefieder. Die vierzehigen Füsse, wovon die hintere Zehe meist klein, manchmal stummelartig, sind mit halben Schwimmhäuten versehen.

Eine besondere Einrichtung zeigt der Schnabel auf seinen Innenseiten. In dem Unterkiefer laufen beiderseits bis zur Mitte zwei parallele schmale Leisten, welchen gegenüber sich im Oberkiefer entsprechende befinden, in welchen die unteren passen.

Die Avosette oder der Verkehrtschnabel. Recurvirostra avocetta.

Der rein weiss grundirte Vogel von Taubengrösse ist auf Kopf, Nacken, beiderseits der Schultern, am Oberflügel und den Schwingen schwarz, sodass die Flügel zwei grosse weisse Felder oder Spiegel zeigen. Der „fischbeinartig-biegsame“, scharfkantige, flache Schnabel, der sich von der Mitte an bogig aufwärts krümmt und in eine sehr feine Spitze ausläuft, ist schwarz und die Beine sind bleifarben. Bei den jungen Vögeln tritt an Stelle der schwarzen Färbung die braune und ist das Weiss weniger rein.

Dieser, der südlichen und gemässigten Zone angehörige Vogel hat eine Verbreitung vom 57° n. Br. bis zu den Gleichenländern. Seine heimische Wohnstätte gründet er alljährlich vereinzelt und selten an den Küsten der Nord- und Ostsee und deren Inseln.

Droste-Hülshoff gibt in seinem mehrerwähnten Werkchen 9 Paare dieses schönen, feinen Vogels an, welche auf der Insel Borkum Ende der 60er Jahre brüteten. Die Avosettschnäbler sind ausgeprägte Meeresvögel. „Sie wählten“ — sagt Hülshoff — „zu Brutplätzen die Grenze zwischen Grünland und Strand, wo der sandigtrockene Boden fusshohe Hügelchen bildet und dürftig mit der feinverzweigten Poa maritima bewachsen ist. Dort, weitab vom Wasser, scharrt der Säbler eine Ausrundung aus und legt seine 2—3 Eier ohne Unterlage hinein. Die Eier gleichen denen des Kiebitzes bedeutend, doch ist die Schale rauher, die Grundfarbe grünlicher und die sparsamen schwarzen Flecken stets klein und rundlich. . . Die obigen Plätze sucht der Säbler indess nur auf, um auf sicherer Höhe, wo ihn Springfluthen nicht erreichen können, seine Eier zu bebrüten. Kaum dass die Jungen ausgefallen sind, so führt er sie schon an das Wasser oder auf Schlammgründe.“ Ihr duniges Kleid ist zart weiss und an Kopf und Rücken lichtbraun gefleckt. Das weiche Schnäbelchen ist schon merklich aufwärts gebogen . . . . . Mitten in den morastigen Pfützen waten sie umher. Je weicher der tintenschwarze Schlick, um so öfter besuchen sie ihn. Ein besonderer Lieblingsplatz ist der das ostlantjer Grünland zerreissende Meerarm mit seinen Lachen und Rillen. Wenn dort auch häufig der Boden so schwankend, dass Möven ihn zu betreten scheuen, geht doch der Säbler gemessenen Schrittes darin auf und ab. Er beugt den Kopf und säbelt mit seinem curiosen Schnabel seitlich, rechts und links, durch den Schlamm. Und nicht selten ergreift er auf diese wundersame Manier eine Beute, wahrscheinlich kleine Crustaceen, welche er ohne Umstände verschlingt. Seitdem nun aber über das Tauschendoor (breite, unfruchtbare Sandebene, ein Deich gezogen wurde, sind die zu beiden Seiten entstandenen Wasserflächen seine Lieblingsplätze. Wo da braune Inseln hervorschauen, oder wo sich ein solcher Sandrücken als lange Zunge in das Wasser hineinlegt, da schreiten die Säblerpaare am Ufer einher. Oder sie stehen dort ruhend, den schlanken

Hals S-förmig gebogen, auf geraden Fersen. Oder sie tauchen den Schnabel entenartig schnatternd in's Wasser; oder sie schwimmen Schwimmvögeln gleich mitten auf tiefem Wasser und schwenken den Schnabel seitlich auf und ab durch das nasse Element". . .

„Die Säbler sind recht gute Schwimmer und üben diese Fertigkeit auch fleissig. Ja, im Frühjahre kämpften sie sogar schwimmend, und ich sah einen Säbler auf der Flucht mehrmals tauchen. Uebrigens begann der Streit stets am Ufer und zog sich erst in's tiefere Wasser, nachdem der eine Theil sich bereits zur Flucht gewendet hatte. Solche Kämpfe wurden mit Wuth und unter schnarrendem Geschrei geführt. Ich glaube auch beobachtet zu haben, dass sie sich im Wasser schwimmend begatten. — Ihr Flug ist nicht schnell. Sie schlagen die stumpfen, mittelmässig ausgestreckten Flügel etwas matt und ziemlich langsam. Den Hals strecken sie dabei weit aus und biegen den Kopf aufwärts, wodurch die merkwürdige Schnabelbildung auch im Fluge bemerkbar wird. Sie sind ihrer contrastirenden Farben wegen nicht leicht mit einem andern Vogel zu verwechseln, fliegend am ehesten noch mit einer Brandente, wenn man nicht auf die schmächtigen Formen und weit ausgestreckten Beine achtet."

„Aufgescheucht steigen sie gleich in die höhere Luft auf und streichen meist zu hoch, als dass man sie mit einem Schrotschusse erreichen könnte. Dieses erschwert ihre Jagd sehr, zumal sie scheu und vorsichtig genug sind, um sich nicht leicht anschleichen zu lassen. Wenn sie sich niederlassen wollen, schrauben sie sich mit steifgehaltenen Flügeln in grossen Bogen schnell herab. — Im Brutrevier pflegt das Männchen oft in hoher Luft zu kreisen und von Zeit zu Zeit einen tiefen Triller zu jodeln. Der Lockton ist ein tiefes, volles „Kluit". Die Fliegenden rufen es regelmässig in kurzen Pausen oft hintereinander aus."

Die Friesen nennen den Vogel laut Rohweder nach seinem Angstruf „plütj". Diesen soll er nach dem Genannten bei Annäherung an sein Nest „mit wahrhaft gliederverrenkenden Convulsionen" begleiten. Nach A. Brehm hat Bodinus früher in Köln Säbler aufgezogen. Abwechslung in der Fütterung zwischen Ameiseneiern, zerhacktem Fleisch und Fischen, sowie leicht eingeweichtes Weissbrod bewährte sich. Bodinus will an seinen zahmen Säblern abgesehen haben, dass sie das seitliche Schnellen oder Säbeln mit vollkommen geschlossenem Schnabel zum Zwecke der Trübung des Wassers ausführen, um damit die Wasserthiere emporzutreiben und sie sodann mit der weichen Schnabelspitze zu ergreifen. Naumann und wie wir gesehen, auch Droste-Hülshoff behaupten aber bestimmt aus eigener Wahrnehmung, dass der Säbler während des Säbelns Wasserthiere fange. Jedenfalls wird seine Fangart eine mehrseitige sein, namentlich im Freileben sich vielgestaltiger zeigen als im beschränkten Gefangenleben, gewiss aber die nach Naumann und Hülshoff von dem Vogel gebrauchte häufig an-

gewendet werden, indem er mit dem Leistenschnabel schnatternd nach Entenart im Schlamme gründelt.

Im August bis in den September hinein verlässt uns der Vogel, nach dem Süden ziehend, um Ende April oder im Mai des darauffolgenden Jahres wiederzukehren und im Juni seine Brut zu beginnen. Das Wildpret des Säblers ist ungeniessbar.

Die Familie der Wasserhühner. Ralli.

Die Glieder dieser Familie sind ausgezeichnet durch einen sehr zusammengedrückten, schlaffen Leib, einen länglichen Hals, durch mittellangen, hochstirnigen, von der abschüssigen Stirne sich absatzlos fortsetzenden, an der Wurzel weichen und an der Spitze harten Schnabel; durch mittellange Beine mit vier langen, ungehefteten, zuweilen gelappten Zehen, durch schlaffen und kleinen Schwanz, sowie durch ein zwar dichtes, aber zerschlitztes, loses Gefieder.

Alle sind fast ausschliesslich an das Wasser oder wenigstens an sumpfige oder feuchte Striche gebunden. Sie bewohnen deshalb entweder feuchte, von Gewässern durchzogene oder versumpfte Niederungen, welche durch dichten Gras- und Krautwuchs den scheuen Thieren Deckung und Schutz bieten, oder leben auf dem Wasser, besonders an stillen mit Schilf, Röhricht und anderen Wasserpflanzen bewachsenen Teichen und Seen. Die auf den Gewässern Lebenden schwimmen unter beständigem charakteristischem Kopfnicken ebenso geschickt umher, als sie mit allen andern Arten der verschiedenen Sippen sehr behende laufen. Bei Gefahr suchen die schwimmenden Arten sich in's deckende Röhricht entweder durch Schwimmen oder mit niedrig am Wasser hergehendem, geräuschvoll-plätscherndem Fluge zu flüchten; während die andern Arten durch anhaltendes Rennen und schliessliches Drücken unter das Wachsthum ihres Aufenthaltes der Verfolgung zu entgehen trachten. Alle, namentlich aber die letzteren, haben einen schlaffen, sehr ungeschickten Flug und erheben sich nur im äussersten Nothfalle, drücken sich deswegen so fest in ihren Verstecken, dass man sie heraustreten oder mit den Händen fangen kann. Sie nähren sich von allerlei niederen Wasserthieren, einige auch von pflanzlichen Stoffen, namentlich von Sämereien. Das Kleid der Wasserhühner ist meist ein düsteres, entweder matt grauschwarzes oder olivenbraunes, das bei beiden Geschlechtern gleichfarbig ist. Die Nester sind gewöhnlich erdständig, zuweilen schwimmen sie auf dem Wasser. Sie stehen sehr verborgen im Wachsthum und erscheinen öfters mit der Umgebung verwirkt und verflochten. Das Gelege besteht aus länglichen Eiern, deren gelbbräunlicher Grundton mehr oder weniger dunkler gezeichnet ist. Die dunenbekleideten Jungen sind Nestflüchter und folgen alsbald den Alten entweder schwimmend oder laufend. Viele sind Stand- oder höchstens Strichvögel, einige wandern nur, andere

reisen in weiten Zügen. Alle meiden den Wald, den trockenen Sandboden und dürre Haiden, sowie zu hohe Lagen.

Die Blässhühner, Fulicae.

Diese an Arten arme Sippe zeichnet ein starker, fast plumper Körperbau aus. Der mittellange haushuhnartige Schnabel trägt an seiner Wurzel ein schwieliges, auffallend gefärbtes Hautgebilde, das sich eine Strecke die Stirne hinaufzieht, sich aber erst in einem gewissen Alter entwickelt. Hier zeigt sich der Lappenfuss oder ein ausgeschweifter Saum von Lappen an den drei Vorderzehen, welchen eine kleine, freie, bis zum Boden reichende Hinterzehe gegenübersteht. Es sind gute Schwimmer und Taucher. Sie führen ein stilles, verborgenes Leben auf weiten, stehenden, schilfbewachsenen Gewässern, sind gesellig, leben aber in Einehe und nisten in den Wassergewächsen. Sie wandern oder ziehen beim Eintritt der kälteren Jahreszeit in wärmere Länder. Von der Sippe bewohnen nur zwei Arten Europa, wovon die eine ein allbekannter heimischer Brutvogel ist.

Das gemeine oder europäische Blässhuhn. Fulica atra.

Dieser dunkelschieferblaue, bekannte Bewohner unserer tieferen stehenden Gewässer, der grösseren Teiche und Seen der Tief- und Hochebenen, bedarf wohl keiner ängstlich detaillirten Beschreibung. Die Länge seines kräftigen, etwas schwerfälligen, dichtbefiederten Leibes misst 42 cm., und ist derselbe auf Rücken und Kopf dunkler als auf der Unterseite gefärbt. Von seinem grellweissen hühnerartigen Schnabel und der darüber befindlichen gleichgefärbten Platte oder Blässe trägt der Vogel seinen Namen. Seine mittellangen bleifarbenen, am Fersengelenk in's Röthlich-Olivengrüne übergehenden Füsse sind seitlich plattgedrückt und zeichnen sich durch derbe Lappenfüsse aus.

Ueber die Grenzen seiner Verbreitung herrschen mit Recht noch Zweifel, weil man annimmt, dass das Blässhuhn öfters mit nahen Verwandten in seinem Vorkommen verwechselt worden sei. Seine Heimath ist Mittel- und Südeuropa sowie das mittlere Asien. Schilfreiche, mit Wassergewächsen aller Art überzogene, stille grössere Teiche und Seen, deren Ufer ebenfalls dichtes Wachsthum bieten, bilden seine Lieblingsorte. Auf dem Zuge und in den Winterquartieren besucht es auch salzige Seen. Fliessende Gewässer und freie unbewachsene Teiche meidet es.

An solchen Orten erscheint es mit dem Einzug des Frühlings, zurückkehrend von den Sümpfen und Seen Südeuropa's, Nord- und Mittelafrika's, wenn es nicht an offenen Gewässern unseres Vaterlandes den Winter über verweilte. Der Zug wird von ihm theils fliegend in höheren Luftschichten, deren Strömung es folgt, theils laufend zurückgelegt, und es sind uns mehrere Fälle bekannt, dass auf dem Zug befindliche Blasshühner in Dorngestrüpp

verwickelt und in Scheunen und Hausfluren als verirrte Fusswanderer ergriffen worden sind.

Eine bemerkenswerthe Beobachtung hinsichtlich einer aussergewöhnlichen Nahrung hat Dr. F. C. Noll gemacht. „Seltener“ — sagt Noll — „ist es auf den Flüssen und so auch auf dem Maine. Aber wo durch Regulirung des Flussbettes Steindämme frühere Ausbuchtungen des Ufers vom Flusse getrennt haben, da sind grosse Tümpel entstanden, in denen ausser der Fauna und Flora des Flusses auch die der Sümpfe sich findet. Dort habe ich wiederholt das Wasserhuhn beobachtet. Diese Tümpel bieten ihm Versteck und Nahrung zugleich. Besonders reich sind sie an Muscheln, welche das Wasserhuhn tauchend vom Grunde holt, sie an's Ufer oder auf Blätterbüschel der Wasserpflanzen legt und am hinteren, zugespitzten Ende aufhämmert, die leeren Schalen dann liegen lassend. Solche Schalen hatte ich früher schon öfters am Maine beobachtet, die Erscheinung aber nicht zu erklären gewusst; denn dass die Krähen, welche sonst eifrig die Muscheln am Ufer auflesen, dieselben nicht aus dem Wasser geholt hatten, war aus der Tiefe desselben sicher anzunehmen. Bei Niederrad, wo mehrere Tümpel am Mainufer sich befinden, überraschte ich nun im Spätsommer das Wasserhuhn bei der Arbeit. Bei meiner Annäherung schwamm es sachte in das Dickicht der Wasserpflanzen, aber an der Stelle, die es verlassen hatte, lag eine Menge geöffneter und am einen Ende zerbrochener Muschelschalen, meistens von Anadonta ponderosa alle ausgefressen. Unter ihnen fand sich ein Unio tumidus, der dem Anscheine nach eben erst von dem Grunde geholt war, denn die Schale war aussen noch feucht, das Thier innen noch lebend. Aber auch an ihm war das längere Ende schon angepickt.“

Auf dem Frühlingszuge haben wir das Blässhuhn oft mehrere Tage vorübergehend auf Gewässern sich umhertreiben sehen, die seiner Neigung nur wenig entsprachen. Bei der Wahl des Sommeraufenthaltes ist es natürlich difficiler.

Sogleich nach seinem Erscheinen schreitet das Paar zum Nestbau, wenn es nicht durch Nachbarpaare in seinem friedlichen Eheleben gestört wird. Im entgegengesetzten Falle muss das Männchen erst zur Behauptung des erwählten Standortes ernstliche Kämpfe mit Seinesgleichen bestehen, wobei ähnlich wie in den Kämpfen der Teichhühnchen, nur noch heftiger, erboster und erfolgreicher, Schnabel, Füsse und Flügel gebraucht werden. Auf Teichen, die viele Paare beherbergen, entwickelt sich zur Frühjahrszeit ein sehr bewegtes Leben. Stundenlang will das Schreien und Bellen der Blässhühner, das Plätschern, Jagen und Umherflattern kein Ende nehmen. Endlich schliessen sich die einzelnen Paare mehr von einander ab, sich in die gebotenen Schranken ihres Bereiches fügend, und selten nur kommen noch Streitigkeiten vor. Der Sinn des Paares ist nun auf eine passende Nestanlage gerichtet. Auf niedergeknickten Rohr- und Schilfstengeln oder seltener

frei auf der Oberfläche des Wassers werden zunächst aufgesuchte alte Rohrstückchen und Halme als Grundlage angebracht, worauf ein mehr oder weniger sorgfältiges Geflecht von Halmen, Binsen und Rispen als das eigentliche Nest erbaut wird. Das Gelege, welches 7—15 Eier enthält, ist um die Mitte des Mai vollzählig und wird nach drei Wochen ausgebrütet. Die Eier zeigen einen lehmfarbenen Grund, welcher reichlich mit feinen schwarzbraunen Pünktchen und dunklen Schalflecken markirt ist. August Müller in Offenbach a/M. hat die interessante Entdeckung gemacht, dass bei der Präparation des Geleges eines und desselben Nestes stets mehrere Exemplare kaum bebrütet zu sein schienen, während andere um so weiter in der Entwicklung voran waren und der Contrast um so grösser sich zeigte, je zahlreicher das Gelege war. Daraus schliesst er, dass der Vogel nach dem Legen des ersten Eies mit dessen Bebrütung beginne und nicht wie andere Arten erst dann, nachdem das Gelege vollzählig geworden ist, dem Brüten sich hingibt. Die Zeit, innerhalb deren die Jungen das Tageslicht erblicken, muss unter solchen Umständen und bei normaler Bebrütung ebenso lange währen, als Zeit nöthig war, das volle Gelege zu bilden. Der letzte Schluss berücksichtigt indessen nicht, dass der Anfang des Brütens sich von dem späteren bei vollendetem Gelege durch häufigeres Verlassen des Nestes seitens des Vogels unterscheidet, jedenfalls also die Fortschreitung in der Entwicklung der zuerst gelegten Eier nicht gleichkommen kann derjenigen zur Zeit der constanten Bebrütung des vollen Geleges. — Die Führung der Jungen, welche durch ihre brennend rothen Köpfe auffallen, erinnert im Wesentlichen an das Familienleben der nachfolgend beschriebenen Teichhühner. Tauchend und schwimmend eignen sich die alten Blässhühner die aus Kerfen und deren Larven, Würmern und Schalthieren, sowie aus Pflanzenstoffen bestehende Nahrung an. Öfters begeben sie sich jedoch auch an das Land, ruhen da aus und lieben es namentlich, sich behaglich zu sonnen und ihre Federn einzuölen. Die lappigen derben Füsse eignen sich zum Laufen nicht so sehr, als die ungelappten leichteren Füsse des Teichhuhnes. Besser dagegen im Vergleich mit Letzterem ist der Flug des Blässhuhns, der oft grössere Bogen beschreibt oder geradeaus von dem einen bis zum andern Ufer geht. Mit der Erhebung ist immer eine schwerfällige Vorbereitung verbunden. Auf dem Wasser halb laufend, halb flatternd steigt es allmälig auf. Flüchtend aus der Luft in das Wasser vor dem erblickten Raubvogel, beweisst es übrigens grössere Gewandtheit. In den meisten Fällen fliegt es nur kurze Strecken und begibt sich im Fluge nicht über die Ufer hinaus. Des unbeholfenen Aufschwungs wegen sucht es sich so lange wie möglich tauchend und schwimmend der Verfolgung von Seiten der Menschen oder der Hunde zu entziehen, und da man ihm auf diese Weise bisweilen nahe kommt, so hält man es für weniger scheu, als es in der That ist. Auf entlegenen, wenig besuchten Teichen versteht es übrigens

meisterhaft, sich ausser Schussweite des Schützen theils durch verdecktes Schwimmen, theils durch Tauchen zu halten und dann fern aufzustehen, um einem entlegeneren Verstecke zuzueilen, sobald es sieht, dass es anhaltend verfolgt wird. Nur da, wo es den Anblick der Menschen gewohnt und ihres Wohlwollens versichert ist, wird es vertraut, ohne jedoch seine Vorsicht aufzugeben. Im September halten die benachbarten Familien erst auf dem heimischen Teiche Strichübungen und sammeln sich dann mit grossen Schaaren von Ihresgleichen auf ausgedehnten Gewässern, von wo aus im October und November der Zug nach dem Süden in Gemeinschaft unternommen wird.

Die Teich- oder Rohrhühner, Gallinulae,

sind gleichsam niedlichere, schlankere Ausgaben der Blässhühner. Ihr kurzer, seitlich zusammengedrückter Schnabel springt mit der Firste in die Stirne vor und bildet daselbst eine nackte, schwielige, hell gefärbte Stelle. Die sehr langen Zehen mit schlanken, länglichen Nägeln sind schmal gesäumt. Sie leben auf kleineren, mit Schilf bewachsenen Teichen. Die einzige in Europa vorkommende Art dieser Sippe ist auch ein einheimischer Brutvogel.

Das grünfüssige oder Teichhuhn. Gallinula chloropus.

Die Färbung dieses niedlichen, nur 40 cm. langen Vogels fesselt uns trotz ihrer Einfachheit. Die olivenfarbene Oberseite geht an Kopf, Hals und Unterseite in ein Schieferblau über. Die Weibchen zeigen weisse Flecken, an der äusseren Fahne der ersten Schwungfeder jedes Flügels macht sich ein weisser Rand bemerklich und ebenso gefärbt sind die Ränder der Unterschwanzdeckfedern. Die rothe Farbe des Schnabels an der Wurzel geht an der Spitze in lebhaftes Gelb über. Ein plattenförmiges Hautgebilde auf der Stirne und das Fersengelenk der grünen Füsse leuchten lackroth. In diesem Putz erscheinen die alten Teichhühnchen; die jüngeren sind trüber, oben mehr olivengrau, unten schiefergrau gefärbt und tragen blassere Abzeichen an Schnabel, Stirn und Füssen.

Unser Teichhuhn bewohnt ganz Europa und den westlichen Theil des gemässigten Asien's. Es geht nicht hoch nördlich und ist in unserem Vaterland allgemein. Es bevorzugt kleine Teiche, welche am Rand dicht mit Schilf und Röhricht, Weidengesträuch und weiterhin mit Wasserpflanzen bewachsen sind. Gewöhnlich behauptet solche Plätze nur ein Paar; ist die Wasserfläche aber grösser, so siedeln sich auch je nach der Ausdehnung mehrere Paare, immer aber in entschiedener Entfernung von einander an.

Werfen wir nun einen beobachtenden Blick in sein Leben.

Der April hat mit Sonnenschein und lauem Luftzug begonnen. Auf unserem Teiche regt sich seit mehreren Tagen neues Leben. Mit dem kommenden Tage nehmen wir unseren Beobachtungsstandpunkt hinter einem

Busch am Damme des Teiches und halten uns still verborgen. Von Zeit zu Zeit erschallt der laute Ruf eines Teichhuhns „terr terr“ aus dem Binsendickicht, der in einiger Entfernung von schwimmenden Wasserpflanzen aus beantwortet wird. Die Bewegungen einzelner Teichgewächse verrathen die Stellen, wo die Urheber der Töne verweilen. Jetzt tritt das eine Hähnchen auf eine Wasserpflanze herauf, hebt seinen schmalen Körper hoch in die Höhe, schlägt mit den Flügeln nach Art der Enten, ölt das Gefieder ein und lässt wieder laut seinen Lockton erschallen. Wir sehen, welche trefflichen Dienste ihm die langen Zehen der Füsse leisten, welche weit ausgebreitet mehrere Blätter zusammenzufassen vermögen, die dadurch eine tragbare Grundlage bilden. Wir überzeugen uns von einem weiteren Dienste, welchen diese Zehen leisten, denn dort klettert das Weibchen an dem Schilfe empor, indem es bei jedem Tritt einige Stengel zugleich umfasst. Von seinem erhöhten Standpunkte aus ist ihm ein weitgehender Blick über die Teichfläche gestattet, und offenbar, sein kluges Umherschauen dient zu seiner Sicherung. Nun steigt es leicht und behende wieder in den Binsenwald hinab und rückt dem freien Wasser immer näher. Plötzlich verliert unser Auge seine Spur am Rande der Gewächse, wo wir seine Gestalt mit Spannung erwarten. Doch siehe! da taucht es einige Fuss von demselben entfernt über den Wasserspiegel herauf und rudert mit kräftigen Stössen seiner Füsse dahin. Wagerecht hält es den Leib, in sanftem Bogen den Hals, nach oben gerichtet den Bürzel, welcher öfters durch ein starkes Zucken sich auffällig macht. Man sieht es dem Thierchen an, dass der strahlende Morgenhimmel es entzückt, dass es sich seines Lebens mit der ganzen Munterkeit seines Wesens freut. Da erblickt es inmitten seines vertrauten Wandels Befremdendes, und jetzt nimmt man an ihm noch grössere Lebhaftigkeit und gesteigerte Spannung wahr. Wie von kindischer Neugierde geplagt, reckt es den Hals aus, um schärfer hinüber zu blicken, stärker zuckt es mit dem Bürzel, kräftiger rudert es nach dem Versteck zurück, jeden Ruderschlag seiner Füsse mit anmuthigem Kopfnicken begleitend. Die am Teichufer vorübergehende Erscheinung flieht es nun allen Ernstes, über die platt auf dem Wasserspiegel liegenden, dicht aneinander gereihten Blätter läuft es eilig unter der Hülfeleistung der schlagenden Flügel und verschwindet an einer kleinen offenen Stelle inmitten derselben durch Untertauchen. Eine Zeit lang bleibt es stille, als sei der Teich ausgestorben, doch bald nehmen wir neue Zeichen der Anwesenheit der unruhigen Teichbewohner wahr. Beide locken sich gegenseitig an und rudern gegen einander. Ihre Zuneigung ist an ihrem Betragen deutlich zu erkennen, stets will das Eine von dem Orte des Verweilens seines Gefährten unterrichtet sein, daher die häufig wiederholten Lockrufe, daher auch die Warnrufe bei nahender Gefahr, welche wie „kerr tett tett“ lauten. Und wenn ein Gefährte auf dem Zuge über den Teich segeln will und aus hoher Luft sein

lautes „Keckkeck“ erschallen lässt, so antworten ihm unten die lebhaft Erregten und bewegen ihn, in Bogenflügen den Teich zu umkreisen und denselben auszukundschaften. Doch den Angelockten treibt es weiter zu ziehen, was er jedoch unter Umständen nicht thut, wenn der Teich zur Aufnahme mehrerer Paare geeignet ist oder ein einzeln vorangezogener Vogel sich nach einem Gatten sehnt. Die Vorbeiziehenden werden in der Regel von der Anhänglichkeit an die Brutstätte des verflossenen Jahres weitergeführt, es sei denn, dass störende Veränderungen an demselben ihnen den Aufenthalt daselbst verleidet hätten oder der eine Gatte verunglückt wäre. In ersterem Falle sucht das Paar sich eine neue Niederlassung, wobei es nicht selten zu Kämpfen zwischen zwei Männchen kommt, die so lange währen, bis der fremde Eindringling von seiner Eroberungslust nach dem bereits in Besitz genommenen Standorte ablässt und sich mit einem andern in der Nähe begnügt. Mit grosser Erbitterung eilt der in seinen Rechten Gekränkte auf den Störenfried halb laufend, halb schwimmend über das Wasser hin los. Wagerecht ausgestreckt hält er Kopf und Hals, aufgerichtet die Flügel, derbe prallt er unter Gebrauch seines Schnabels und seiner kratzenden Füsse gegen den Gehassten an, und wenn ihm der Sieg nicht alsbald gelingen will, so lockt er laut das in den Kampf ebenfalls thätlich eingreifende Weibchen herbei. Neben den sanften, harmlosen Trieben und bei dem heiteren Grundton des Teichhuhns findet der Zorn und die Streitsucht Raum in ihm. Diese Regungen geben sich auch in seinem Gebahren gegen Enten, Gänse und sonstige befiederte Teichbewohner kund, und erst dann schränkt es seine Herrschsucht ein und kehrt zur Fügsamkeit zurück, wenn es in seinen unbescheidenen Forderungen auf nachdrücklichen Widerstand stösst.

Die Stille umher und das Ausbleiben Verdacht erweckenden Erscheinungen veranlassen das Paar auf freiem Wasser immer näher zu kommen, so dass der Verborgene Gelegenheit findet, es genauer zu betrachten. Tritt man plötzlich aus dem Versteck hervor, so tauchen Beide erschreckt unter, halten sich lange unter Wasser und kommen nur mit dem Kopf auf Augenblicke hervor, um Athem zu holen und dann in der Tiefe den Wasserpflanzen zuzurudern. Manchmal erhebt sich auch eines der Hühnchen und flattert schwerfällig und tief über dem Wasser hin geradeaus nach einer Schutz bietenden Stelle. Die Füsse sind dabei nach hinten und Hals und Kopf wagerecht ausgestreckt. Wird der fliehende und durch die verwirrten und verschlungenen Gewächse gewandt schlüpfende Vogel weiter noch verfolgt, so ist er ängstlich besorgt, sich mit Ausnahme des Schnabels fortwährend unter Wasser zu halten und regungslos in irgend einem gut gewählten Schlupfwinkel „sich zu drücken.“ Lohnender ist noch die Beobachtung des Paares, wenn es seine Jungen leitet und mit Futter versorgt. Schon beim Bau des aus Schilfblättern gefertigten, zuweilen recht künstlich korbartig geflochtenen Nestes theilen sich die Gatten in die Arbeit,

und drei Wochen lang bebrüten sie gemeinschaftlich ihre sieben bis elf Eier mit solcher Hingebung, dass sie nur der gewaltsamen Störung weichen, sich sogar der entzogenen und nach einigen Stunden wieder zur Stelle gebrachten Eier so bereitwillig annehmen, als habe mittlerweile gar keine Veränderung stattgefunden. Das Gelege zeigt bald eine blass röthlichgelbe, bald eine gelbbräunliche, glanzlose Grundfärbung, auf welcher einmal bald spärliche, das anderemal häufig braune, röthliche, violette und graue Flecken, Pünktchen und Striche stehen. Es bedarf zwanzig bis einundzwanzig Tage der Bebrütung bis zur Zeitigung. Eine sichtbare Freude erfüllt die alten Hühnchen, wenn die nur einen Tag im Neste verweilenden Jungen zum erstenmal ausgeführt werden. Die kleinen Schwimmer und Taucher umgeben das Paar futtergierig und richten ihre Aufmerksamkeit auf die Schnäbel der Eltern, welche Würmer und Kerbthiere emsig aufsuchen und diese von den wetteifernden Kleinen geduldig sich abnehmen lassen. Ein leises „Gurr“ lockt die Schaar an, die sich piepend vernehmen lässt, und sobald sich Gefahr zeigt, erfolgt sogleich das warnende „Krrrtetttetttett“ oder bei sehr drohenden Erscheinungen das Krähen der Eltern. Doppelt anziehend schildert Naumann das Schauspiel der vereinigten ersten und zweiten Brut, das wegen der schönen Lichtseite im Leben dieser anmuthigen Teichbewohner hier Aufnahme finden möge.

„Wenn die Jungen der zweiten Brut auf dem Wasserspiegel erscheinen, kommen die nun mehr als halbwüchsigen der ersten Brut herbei, zeigen sich freundlich und zuvorkommend gegen ihre jüngeren Geschwister und helfen ihnen dieselben führen. Gross und Klein, Alt und Jung ist, sozusagen, ein Herz und eine Seele. Die grossen Jungen theilen mit ihren Eltern die Erziehung der jüngeren Geschwister, nehmen sich dieser Kleinen mit Liebe und Sorgfalt an, suchen ihnen Nahrungsmittel und bringen sie ihnen im Schnabel oder legen sie ihnen vor, ganz so, wie es die Alten ihnen früher thaten und jetzt wieder den Neugeborenen thun. Ein unvergleichlich anmuthiges Bild gibt eine solche Doppelfamilie, wenn sie sich furchtlos auf einem kleinen Wasserspiegel ausgebreitet hat und in voller Thätigkeit ist. Jedes der erwachsenen Jungen ist eifrig bemüht, einem seiner kleinen Geschwister das, was es für dasselbe als Nahrungsmittel aufgefunden, darzureichen; weshalb diese Kleinen bald einem von jenen, bald einem der Eltern nachschwimmen und mit verlangendem Piepen ihre Esslust andeuten, gleich zufrieden, wer sie zuerst stillt. Da gewöhnlich die Anzahl der Jungen zweiter Brut kleiner ist, als die von der ersten, auch die Eltern bei der Pflege der Kinder keineswegs müssig sind, so kommen nicht selten zwei von den Jungen erster Brut auf eins von der zweiten, dessen Führer sie nun machen. Dieses schwimmt dann gewöhnlich in ihrer Mitte und wird wechselseitig von Beiden geliebkost und gefüttert. Auch bei vorkommenden Gefahren warnen die grossen recht altkluger Weise die kleinen Jungen, wie es ihnen sonst die Alten thaten.“

Die Sippe Rallen. Ralli.

Mit Ausnahme einiger grösseren Arten weist die Sippe meist kleine zierliche Vogelformen auf. Ein gerader überragender Schnabel, mittellange, runde und schlaffe Flügel, welche den kurzen Schwanz in der Regel überragen, hohe längliche Füsse, an welchen die Hinterzehe den Boden berührt, und ein dichtes, glattes Gefieder, das bei einigen Arten auf der Unterseite dem der Wasservögel sich nähert, kennzeichnet die Vertreter dieser Sippe. Am innern Bau fallen die markigen Knochen auf, das lange, schmale, hochkammige Brustbein, sowie der verkümmerte letzte Schwanzwirbel, der den schlaffen Schwanz trägt. Es sind anmuthige, behende, unruhige Vögel, welche meist in der Dämmerung und Nachts ihre laute, eigenthümlich krächzende oder schnarrende Stimme hören lassen. Ihrem muskulösen Magen gemäss, fressen sie ausser Kerbthieren, Schnecken, Würmern und Wirbelthieren auch Sämereien. Sie nisten als Sumpfstrecken und feuchte Wiesen bewohnende Vögel in's Röhricht, Schilf und Binsicht oder auch in's Gras, neben oder über dem Wasser nicht ohne Kunst Flechtwerke anlegend, welche oft mit der Umgebung verwoben und dadurch gut verborgen werden. Die beflaumten Jungen folgen als Nestflüchter sofort den Eltern, welche die rasch selbstständig werdenden bald sich selbst überlassen, um nicht selten zur zweiten Brut zu schreiten. Unsere einheimischen Arten sind alle Zugvögel, welche vielfach ihren weiten Weg laufend zurücklegen.

Die Wasserralle oder das Riedhuhn. Rallus aquaticus.

Dieses niedliche, nur 26 cm. lange Wasserhühnchen hat ein olivengelbliches, schwarzgeflecktes Oberkleid und eine trübgraubläuliche Unterseite, die an den Flanken schwarz und weiss quergefleckt ist, und einen in's Rostgelbe spielenden Bauch und After. Sein über kopflanger Schnabel, am Grunde roth, verdunkelt sich nach vorn. Das Gefieder ist sehr dicht und ähnelt dem der Schwimmvögel.

Die Heimath der Wasserralle erstreckt sich auf das gemässigte Europa bis zu den Mittelmeerländern, auf Nord- und Mittelasien. Sie zieht bis Nordafrika. Der Vogel wählt vorzugsweise versumpfte und moorige Strecken, verödete, von Binsen und Riedgräsern, Erlengestrüpp, Schilf und anderen Sumpfgewächsen bewachsene, sogenannte versauerte Strecken. Hier ist sein Tummelplatz, das verwachsene, verschlungene Labyrinth, durch welches sich das schlanke, niedliche Thierchen wie an einem unsichtbaren Ariadnefaden ohne den mindesten Anstoss hin und her bewegt; hier wie ein kleiner Schatten durch das Gewirr der Sumpfgewächse, dort leichtfüssig über die schwebende Morastfläche, die schwimmenden Stengel, Blätter und Reischen des Sumpfes dahingleitend, hier wieder mit dem weit vorgebeugten, langgestreckten Körper täuschend ähnlich einer Wasserratte, dem Blick sich

flüchtig verrathend, um im nächsten Momente auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Naumann nennt die Wasserralle mit Recht eine Versteckensspielerin: denn sie versteht es mit ihrem düster moorfarbenen Gefieder meisterhaft sich den Blicken zu entziehen. Ist ihr doch jedes Winkelchen ihres vielverschlungenen, fast unzugänglichen Gebietes nur allzubekannt. Ihre Kunst des Versteckens wendet die Ralle denn auch in solchem Grade an, dass sie mit grosser Mühe, gewöhnlich nur mit einem guten, flüchtigen Hunde, einmal ausnahmsweise zum Aufstehen zu bringen ist, das aber durch sofortiges Einfallen in der Nähe wieder unterbrochen wird. Das Thierchen schwimmt auch mit grosser Leichtigkeit wie ein Rohrhuhn über den Sumpftümpel hinweg, obgleich es sich dem freien Tageslicht nicht gerne anvertraut. In der Noth taucht es auch, sucht aber nach unseren Beobachtungen auf den Wasserjagden in solchen Momenten viel öfter halb fliegend, halb laufend über eine Strecke rasch wegzukommen.

Man kann den Vogel leicht belauschen, sobald man seinen Aufenthalt ausgekundschaftet hat. Ruhigverhalten und Geduld ist dabei Bedingung. Bald wird man sich belohnt finden im Anblick des überaus artigen, anmuthigen Wesens des kleinen Sumpfbewohners. Vorsichtig und schattenhaft kommt er aus seinem Verstecke, namentlich leicht gegen Abend, wo er überhaupt reger wird. In solchen Augenblicken geräth die Ralle oft ganz nahe an den sich still verhaltenden Beobachter heran. Erschreckt man sie dann durch eine plötzliche heftige Bewegung, so ist sie manchmal so ausser Fassung, dass man sie mit der Hand ergreifen kann; oder sie streicht verwirrt auf, unstet dahin flatternd und öfters auf's Geradewohl in's Freie einfallend, woselbst sie sich ganz ausser Fassung drückt, sodass sie sich vom Boden aufnehmen lässt. Eine von uns einstmals auf der Becassinenjagd Aufgestossene verflog sich in die Äste eines Weidenbaumes und blieb eine Zeit lang in einer Zweiggabel wie leblos hängen. Es scheint die unmittelbare Helle des Tages, das gänzliche Entrücktsein aus ihrem schattigen Halbdunkel das Thierchen halb besinnungslos zu machen. Einer mangelhaften geistigen Begabung kann man diesen Zustand im Hinblick auf das so sehr anstellige, schmiegsame Wesen des Vogels im Gefangenleben nicht wohl zuschreiben.

Seine Stimme, die es Abends und Nachts, namentlich zur Paarzeit hören lässt, bezeichnet Christ. Ludw. Brehm sehr treffend mit dem Ton einer kräftig geschwungenen Gerte. Das „Wuitt“ steht uns aus unsern eigenen Erfahrungen über das Treiben der Ralle noch lebhaft im Gedächtniss und zeigt das richtige Auffassen des aufmerksamen Altmeisters unserer heimischen Vogelkunde.

Das Nest findet man verborgen im Riedgrase, Schilfe unter Erlen und Weidengebüsch auf einer erhöhten Raupe, an Grabenrändern, mit der Umgebung nicht ohne Geschick verflochten, in tiefer Napfform von Grashal-

men und zerschlitzten Schilfblättern. Die 8—12 glattschaligen, gestreckten Eier zeigen auf bald mattgrünlichgrauem, bald mehr gelblich röthlichem Grunde hellbraune unter violetten Flecken. Die Jungen sind trübschwärzlich beflaumt und enteilen sofort nach dem Ausschlüpfen dem Nest mit der Mutter den Verstecken zu. Zarte Wasserinsecten bilden ihre anfängliche Nahrung, während die Alten alle Kerbthiere und ihre Larven, Schnecken, sogar nach einigen Beobachtern Vogeleier, sowie Gras-, Binsen- und andern Samen verzehren.

Manchmal überwintern in Deutschland Wasserrallen. Sie treiben sich dann an offenen Quellen und Tümpeln einzeln umher.

Der Wachtelkönig oder der Wiesenknarrer.
R. Crex sive Crex pratensis.

Von der Grösse der Wasserralle, erblicken wir in dem Wachtelkönig einen niedlichen Vogel, dessen ganze Oberseite auf schwärzlichbraunem Grunde gelb gefleckt oder gerändert ist, dessen kleinen, flachen, länglichen Kopf ein durch das Auge nach dem Nacken laufender grauer Streifen durchzieht, sowie ein gleichgefärbter von der Schnabelwurzel an der Halsseite herunterläuft. Die Kehle, der Hals und die Oberbrust sind grau und an der Seite braun gesprenkelt, die braunrothen Flügel gelblichweiss gefleckt. Der seitlich zusammengedrückte Schnabel erscheint oben graubraun, neben bräunlich und unten fleischfarben, sowie die Füsse hellbleigrau.

Seine Heimath erstreckt sich über das ganze nördliche Europa, Nordasien, weniger über das südliche Europa. Sein Erscheinen in Nordafrika beschränkt sich wahrscheinlich auch nur auf seine Zugzeit.

Welcher einigermassen aufmerksame Naturfreund hat nicht schon an einem Sommerabend die scharfen, krächzenden oder schnarrenden Laute vernommen, die in einemhin durch die Wiesen nnd Feldfluren erschallen. Der Urheber dieser unablässigen, freilich sehr unmusikalischen Bethätigung oder vielmehr dieses Gelärms ist kein anderes Wesen, als unser populärer Wachtelkönig oder Wiesenknarrer. Sein schneidendes „Crexcrex“ oder „Kreck, kreck“, welches oft minutenlang ohne Unterbrechungen, ja in geringen Zwischenräumen die halben Mainächte erschallt, hat ihm die wissenschaftliche Benennung gegeben und ist sein ganzes musikalisches oder unmusikalisches Repertoir, zugleich auch noch das seiner Minne. Denn dem Weibchen gilt allein diese lärmende Huldigung, die allerdings sich noch im endlosem Crescendo der leiernden Weise verstärkt, wenn er den Nebenbuhler in der Flur übertreffen will.

Dem menschlichen Blicke zeigt sich der weniger scheue, als vielmehr alles Freie und Unbedeckte vermeidende Vogel sehr selten. Halbschattiges, halmenreiches Versteck ist ihm unbedingtes Bedürfniss. Man trifft ihn zwar auch in sumpfigen oder feuchten Rieden und Wiesen, er zieht aber

trockene Striche entschieden jenen vor, wesshalb er in der Feldsaat Sommers überall weilt, namentlich wo hin und wieder bedornte und bebuschte Raine an Wiesenthäler grenzen. Denn Wasser zum Trinken und Baden kann er nicht entbehren.

Sein Wesen und sein Wandel bieten für den Naturfreund höchst Anziehendes. Der Wachtelkönig ist ein schlanker, feiner Vogel, der in seinen Bewegungen und Manieren ebenso viel Anmuthiges als Drolliges nnd Komisches entfaltet. Er bekundet sich als ein äusserst gewandter Läufer, ja als ein Renner: das sieht man deutlich, wenn ihn im Herbste in den Kartoffelfluren der Brachfelder ein Hühnerhund verfolgt. Der Hund hat seine liebe Noth und muss schon ziemlich ausgreifen, wenn der verborgene Läufer Furche auf Furche ab „reitet“, wie sich die Jäger ausdrücken. Sein Flug hingegen ist matt und schlaff; der Vogel steht nach dem Jägerjargon wie ein Lappen auf, drückt oder verschiesst sich bei anhaltender Verfolgung zuletzt in einem Verstecke dermassen, dass man ihn wie die Wasserralle mit der Hand decken kann.

Wie die Wasserralle lässt auch der Wachtelkönig sich, besonders in der Minnezeit noch leichter, in seinem Thun und Treiben belauschen. Wir haben uns davon schon früher und im verflossenen Sommer noch des Oefteren überzeugt, indem wir uns im Felde, woselbst wir den Lärmenden täglich hörten, neben einer Furche ruhig angestellt und mehrmals das Vergnügen gehabt, das Wesen des Wachtelkönigs zu beobachten. Sein Schnarren geschieht vielfach im Gehen oder Laufen. Wenn er recht hitzig ist, oder gar ein Weibchen ihm fehlt, dann ist er beständig in Bewegung, und man muss erstaunen über die Ausdauer seiner Beine und Lungen, welche ganze Abende, Nächte und halbe Tage lang diese fast ununterbrochenen Touren bestehen können. Der Vogel ist eine ebenso stürmische, als neugierige oder auch dreiste Persönlichkeit in seinem sommerlichen Bereiche. Er geht sogar auf ein ihm auffälliges Geräusch geradezu los. Das erstemal, als wir ihn eingehender den vorigen Sommer zu belauschen Gelegenheit hatten, verfielen wir auf den Gedanken, durch Händeklatschen und Pfeifen seine Neugierde zu erregen, weil ein Wachtelkönig einige Tage vorher sich schlechterdings durch den bezeichneten Lärm nicht aus unserer Nähe vertreiben liess. Kaum hatten wir einigemal in die Hände geschlagen und dabei gepfiiffen, so nahte sich schon die vorher lärmende Unruhe aus den an's Feld stossenden Wiesen in einer Entfernung von etwa zweihundert Schritten mit steigendem Crescendo in gerader Richtung. Jetzt standen wir unbeweglich, und siehe! bald bewegten sich sacht die Fruchthalmen neben uns: der Wachtelkönig stand vor uns und trat gebückt wie eine Schnepfe und mit dem Kopfe nickend im nächsten Augenblicke frei in die Furche des Kornackers. Nun richtete er sich hoch auf wie eine Rohrdommel und mit gesträubten Kopffedern und hängenden Flügeln producirte der uner-

müdliche Concertmeister seine Weise, bei der seine Kehle aufschwoll wie die eines balzenden Auerhahnes. Sehr lange verweilte er in dieser Stellung, die sichtlich den liebeberauschten Zustand des Vogels bekundete. Er schien nichts zu sehen und zu hören. Urplötzlich aber verstummte er und schoss im nächsten Augenblicke wie eine Maus oder Ratte durch das Korn. Zugleich hörten wir einige ungewöhnliche Laute, welche uns an das Hämmern des kleinen Waidenzeisigs oder auch wieder an einige Locktöne des Rohrspatzen gemahnten. Es war offenbar das Weibchen in die Nähe gekommen, und der leidenschaftliche Balzer liess sich nun für sein Ständchen unstreitig den Minnelohn geben. — Sein Geläufe in den Wiesen wird im Mai jedem einigermassen aufmerksamen Blicke auffallen. Da sind Gänge, ja wahre Laufgräben in hohem Grase die Kreuz und Quere. Namentlich findet man sie ebenso häufig zum Wasser als zum Felde führend, beides erklärlich, da er ebensosehr, wie schon angedeutet, das Wasser zum Trinken und Baden sucht als seine Jagd in die anstossenden Felder ausdehnt. Diese Letztere übt er nun auf alle möglichen kleinen wirbellosen und Wirbel-Thiere aus. Er ist ein kleiner, ebenso gefährlicher, als gefrässiger Tyrann gegen alle lebende Umgebung, welche er bewältigen kann. Seine Mordlust an Vögeln und kleinen Wirbelthieren ist erwiesen, und er mag ein unbarmherziger Verwüster jedes ihm aufstossenden erdständigen Vogelnestes sein. Wo wir ihm auf der Jagd begegneten, haben wir ihn immer mit wahrer waidmännischer Genugthuung heruntergeschossen.

Im Juni findet man das Nest mit einem der Farbe und Zahl nach den Eiern der Wasserralle sehr ähnlichen Gelege gut verborgen auf einem benachbarten Wiesengraben oder sehr oft an einem dichten zwischen Wiese und Feld gelegenen Raine. Die Eier werden drei Wochen bebrütet. Dies Geschäft muss das Weibchen besorgen, denn das Männchen schnarrt nach wie vor noch eine gute Zeit lang während der Brut. Diese wird ausserordentlich hingebend betrieben, und die Sense oder Sichel fährt nicht selten vernichtend durch den festsitzenden Vogel. Die düsterfarbigen Jungen laufen wie die Mäuse gleich nach dem Ausschlüpfen davon und werden in der Schule der Anleitung und Erfahrung bald die Ebenbilder ihrer Eltern.

Er kommt als Zugvogel bei uns Ausgangs April oder meist erst im Mai an und zieht Ende September oder im October zum Süden, oft weit nach Innerafrika hinein.

Das Wildpret ist zart, namentlich im Herbste, woselbst der Vogel oft sehr fett wird. Von jungen Exemplaren ist es ausgezeichnet.

Die folgende Art kommt höchst selten in Deutschland vor, ja es ist noch nicht zur Genüge festgestellt, ob sie regelmässig ihren Sommeraufenthalt zur Brut in unseren Strichen nimmt. Wir begnügen uns deshalb mit der kurzen Skizzirung seines Äussern und seiner Lebensgeschichte.

Das kleine oder gesprenkelte Sumpfhuhn. R. porzana.

Bedeutend kleiner als der Wachtelkönig, etwa von Wachtelgrösse; oben olivenbraun mit grossen schwarzen und zahlreichen kleineren weissen Flecken versehen, unten grau, seitlich olivenfarben angelaufen und weiss gebändert, wovon das niedliche Thierchen seinen bezeichnenden Volksnamen „Porzellanhühnchen“ erhalten hat. Der Schnabel ist an der Wurzel gelb und verläuft zur Spitze roth, während die Füsse, in der Jugend grünlich, im Alter sich gelb färben. Es verbreitet sich über das gemässigte und südliche Europa bis Nordafrika und Nordasien. Als Zugvogel erscheint es bei uns im April und zieht im September wieder zurück. Es lebt in sumpfigen, von Riedgras, Schilf und Sumpfkräutern bewachsenen Strichen ein still-verborgenes Dasein, macht sich aber durch seine hohe Pfeifstimme bemerklich. In seinem Betragen ähnelt es dem Wiesenknarrer. Seine Nahrung besteht ebensowohl in niederen Wasserthieren, als in pflanzlichen Stoffen. Das Nest steht gutverborgen in einem Seggen- oder Binsenbusch auf einer Erhöhung und ist bisweilen mit der Umgebung sehr geschickt verwoben. Die 8—12 Eier sind blass gelblichbraun grundirt, hin- und wieder flatenweiss in's Grauröthliche spielend unter reichlicher feinerer und gröberer, brauner und gelbbrauner Punktirung und mannigfacher Zeichnung.

VII. Ordnung.

Die Schwimmvögel. Natatores.

Der Name deutet auf die hervorragendste Eigenthümlichkeit dieser Vögel hin. Das Wasser ist ihr eigentliches Element; hierin bewegen sie sich als die vortrefflichsten Schwimmer. Ihre Füsse bilden zu diesem Vermögen die geeignetsten Werkzeuge. Der Regel nach sind die drei Vorderzehen mittelst Schwimmhäuten verbunden, aber es kommt auch vor, dass die Hinterzehe ebenfalls durch eine Schwimmhaut mit der Vorderzehe oder wenigstens durch Lappen vereinigt ist. Die Einrichtung der Schwimmhäute erscheint verschieden, entweder sind sie wenig oder tief ausgeschnitten. Was die Einrichtung der übrigen Fusstheile anlangt, so kann der Schenkel ebenso gut nach der Mitte wie nach dem hinteren Ende des Leibes zu eingelenkt sein, und die Bildung des Schienbeins wie des Laufes zeigt sich hier lang, dort kurz, hier gerundet, dort seitlich zusammengedrückt. Das Verbreitnngsgebiet erstreckt sich über die Gewässer der ganzen Erde. Ihre vorzüglichste Nahrung besteht in Thieren, und zwar in kleinen aus der Säugethier- und Vogelwelt, häufiger aus Insekten, Würmern und Weich-

thieren. Die Pflanzennahrung kommt erst in zweiter Linie. Sämmtliche Schwimmvögel leben gesellig, sind sehr fruchtbar, wenige nur ausgenommen, die ein einziges Ei legen, und pflegen ihre Brut mit Hingebung.

Wir stellen die Zahnschnäbler, Lamellirostres, oben an.

Von allen Eigenthümlichkeiten ist als die merkwürdigste Erscheinung bei diesen Vögeln der Schnabel zu betrachten. Sein feines Tastvermögen rührt von dem hautigen Überzug her, welcher nur die hornharten Ränder nicht überkleidet und in den sich Zweige des fünften Nervenpaares verbreiten. Die Form dieses Schnabels ist breit und gewöhnlich gerade, oberseits jedoch flach gewölbt und am vorderen Ende behakt, zu beiden Seiten bezahnt. Durch diese Zähne werden die aufgenommenen Stoffe siebartig von den verschmähten Bestandtheilen geläutert. Hierbei ist die sehr fein empfindende Zunge thätig, die aus fleischiger Masse besteht, welche an den Rändern zur Hornsubstanz verhärtet und daselbst gefranzt oder gezähnelt erscheint. Der übrige Körperbau ist kräftig; mit dichtem, enganliegendem Gefieder ist der Leib bedeckt und dunenhaltig. Bei denen, welchen weit hinten die Füsse eingelenkt sind, finden wir den unbehilflich aussehenden, wackelnden Gang. Das Flugvermögen zeigt sich in der Höhe in weit hervorragenderer Weise, als beim Erheben des Vogels von der Wasserfläche oder beim Niederlassen auf dieselbe, aber auch da, wo der Flug fördert, müssen die Flügel mit sichtbarer Anstrengung und schnellen Schlägen arbeiten. Gehör und Gesicht sind ausgezeichnet, Klugheit und Vorsicht bei sehr Vielen zu hohem Grade gediehen. Die Sorge für die Nachkommenschaft ist dem Weibchen anheimgegeben.

Die Familie Schwäne, Cygni.

Die Unterscheidungsmerkmale dieser stolzesten und anmuthvollsten Zahnschnäbler bestehen in gestrecktem Leib, mittelgrossem Kopf, dessen Länge der des Schnabels ungefähr gleichkommt. — Letzterer ist gerade, in seinem Verlaufe sich nicht verjüngend, an der Wurzel nackt oder höckerig, vorn abgerundet, an der Spitze als Ausgangspunkt einer flachen Wölbung mit einem rundlichen Nagel versehen —; in sehr langem S—förmigen Halse, kurzen, kräftigen mit grossen Schwimmhäuten versehenen, weit hinten eingelenkten Füssen, deren Mittelzehe im Gegensatz zur kleinen Hinterzehe, die beim Gehen den Boden nicht berührt, an Länge den Lauf übertrifft; in sehr langen Armknochen, aber kürzeren Schwungfedern, sowie in nach aussen sich stufig verkürzenden Steuerfedern, deren Zahl zwischen achtzehn und vierundzwanzig schwankt. Das reiche Gefieder zeichnet sich ebenfalls aus. Die Oberseite trägt grosse Federn, die Unterseite erscheint pelzartig, an Kopf und Hals sind die Federn wie Sammt. Unter dem weichen, glanzlosen Gefieder wuchern wahrhaft die Dunen.

Der Aufenthalt der Schwäne erstreckt sich zwar über sämmtliche

Erdgürtel, vorzugsweise jedoch über den gemässigten und kalten der Nordhälfte.

Das Verbreitungsgebiet jeder Art ist sehr ausgedehnt, sagt Brehm, dem wir hier folgen, und die regelmässigen Reisen der Schwäne erstrecken sich auf weite Entfernungen. Einzelne bleiben zur Winterzeit im Wohnlande und streichen umher, andere wandern während dieser Jahreszeit in die Ferne. Sie wohnen auf Süsswasserseen und wasserreichen Sümpfen und nisten immer im Binnenlande. Erst nach der Brutzeit besuchen sie das Meer. Sie gehen schlecht, schwingen sich schwerfällig vom Wasser auf und kommen erst allmälig zu förderndem Flug, nachdem sie eine lange Strecke auf der Wasserfläche halb fliegend, halb laufend sich fortbewegt haben. Beim Niedersenken strecken sie die Füsse vor, um den Anprall auf dem Wasser zu mildern. Die Töne bestehen in Zischen, dumpfem Gemurmel und seltener in trompetenartigem Ruf bei einigen Arten, bei andern in kräftigen, abwechselnden, sogar wohllautenden Kundgebungen. Die Männchen schreien stärker und volltönender, als die Weibchen; die Jungen piepen. Bei aller Klugheit und Scheu werden sie doch dem Menschen gegenüber bei vertrauenerweckender Behandlung zuthunlich. Unter einander sind die gleichen Geschlechter rauflustig, gegen andere Vögel zeigen sich die Schwäne herrschsüchtig, neidisch und heimtückisch. Sie sind nur unter sich gesellig, jedoch stets nur mit ihrer eignen Art Gesellschaften zu bilden geneigt. Sie schliessen dauernde Ehen und beide Gatten behandeln sich sehr zärtlich. Das Weibchen baut aus Wasserpflanzen ein grosses kunstloses Nest und legt es mit trocknem Schilf aus. Das Männchen trägt im Schnabel oder durch Herbeiflössen Baustoff herzu. Kleine Inselchen werden zur Anlage des Nestes benutzt; ausserdem bildet das Weibchen einen Haufen von Pflanzen, der beide Gatten schwimmend trägt. Das Gelege besteht aus sechs bis acht starkschaligen Eiern, die schmutzigweiss oder schmutzigblassgrün gefärbt sind. Die Brütezeit währt fünf bis sechs Wochen. Die Kleinen im Dunenkleide werden einen Tag lang nach dem Ausschlüpfen noch erwärmt, abgetrocknet und dann auf das Wasser geführt, treu geleitet und beschützt, sorgfältig gepflegt. Die Nahrung der Schwäne besteht aus Pflanzenstoffen der Gewässer, deren Wurzeln, Blättern und Sämereien, ausserdem aus Kerbthieren und deren Larven, Würmern, Muscheln, kleinen Lurchen und Fischen. „Diese erwerben sie sich,“ sagt Brehm, „durch Gründeln, indem sie den langen Hals in die Tiefe des Wassers hinabsenken, hier Pflanzen sich pflücken oder den Schlamm durchschnattern und alles Geniessbare abseihen.“

Von den verschiedenen Arten der Schwäne kommt als Brutvogel bei uns in Deutschland der Höckerschwan (Cygnus olor) vor, dem Singschwan entgegengesetzt auch der stumme genannt. Er lebt in Nordeuropa und in Ostsibirien und zeigt sich in Deutschland brütend nur im Norden. Die Länge des an Grösse das Weibchen überragenden Männchens beträgt 180 cm,

die Breite 260 cm. Die Farbe ist schön weiss, nur der Schnabel roth und mit schwarzem Höcker an der Wurzel versehen, sowie der Fuss braun oder schwarz. Die schönen Formen des Körpers und die anstandsvolle Haltung zeichnet wie überhaupt die Schwäne auch diese Art aus. Das Schwanenpaar ragt gewissermassen majestätisch unter dem übrigen Wassergeflügel empor, und dem entsprechend zeigt es sich auch gegen die befiederte Umgebung herrschsüchtig und unduldsam, ja sogar höchst ungrossmüthig in Bezug auf schwächere, kleinere Vögel, die ohne Weiteres getödtet werden, wenn sie dem mörderischen Schwanenschnabel verfallen. Unter sich ist das Paar sehr friedlich gesinnt, die Gatten hängen mit Zärtlichkeit und Treue aneinander und schliessen die Ehe fürs ganze Leben. Auf ihre eigne Sicherheit sind sie sehr bedacht, und bei der Schärfe ihrer Sinne vermögen sie schon von ferne die Gefahr zu erkennen und zu berechnen. Der Jäger, welcher im Winter Schwänen nachstellte, wird sich überzeugt haben von ihrer Vorsicht und der Gabe der Berechnung, welche sie in ihrem Verhalten offenbaren. Sie sind vortreffliche Schwimmer und Taucher, vermögen aber wegen der weit hinten eingelenkten Füsse nur sehr unvollkommen zu gehen. Das Aufstehen vom Boden zum Weiterfliegen fällt ihnen stets schwer und geschieht mit Hülfe kräftiger Flügelschläge. Ihre Nahrung nehmen die Höckerschwäne aus der Thier- und Pflanzenwelt. Muscheln, Würmer, Lurchen, Fische, Insekten und deren Larven, Wurzeln, Blätter und Samen der Wasser- und Sumpfpflanzen verzehren sie, wo sich ihnen die Gelegenheit bietet, in grosser Menge. Das kunstlose Nest wird sehr gern auf kleinen Inselchen des Gewässers angebracht und besteht aus Wasser-Pflanzen. In Ermangelung von beliebten Inselchen wird ein grosser Haufen von Wasserpflanzen an geeignet befundener Stelle angesammelt, welcher von der Wasserfläche getragen wird und so umfangreich ist, dass er das Paar bequem aufnehmen kann. Das Weibchen brütet allein die sechs bis acht dickschaligen, schmutzigweissen Eier aus. Die Jungen haben graues Dunenkleid, sie werden von der Mutter beschützt, geleitet, warm gehalten und überhaupt sehr zärtlich behandelt. Der dem nördlichen gemässigten Gürtel angehörende Singschwan, Cygnus musicus, verdient ebenfalls Erwähnung, weil er wenigstens ausnahmsweise in Deutschland nistet. Seine Länge beträgt 160 cm, seine Breite 250 cm. Wie die ganze Körpergestalt, so ist insbesondere auch der Hals gedrungener und kürzer als beim Höckerschwan. Auch fehlt ihm der Höcker an der Schnabelwurzel. Wenn auch weniger in Bau und Bewegung dem Formensinn und den Regeln der Anmuth entsprechend, als sein erwähnter Artenverwandter, entzückt er doch noch in nicht geringem Grade den Beobachter. Aber auf dem Wasser muss man ihn sehen und beobachten; sein Verhalten im Winter bei Schnee und Kälte auf den Feldern gibt nur ein sehr unvollkommnes Bild von seinem wahren Wesen. Nahrungs- und Fortpflanzungsweise haben die Singschwäne

mit den Höckerschwänen gemein. Eine hervorragende Eigenthümlichkeit, wonach sie den Namen haben, besteht aber in ihrer Gesangsgabe, welche uns Schilling also schildert: „Der Singschwan entzückt den Beobachter durch die lauten, verschiedenen, reinen Töne seiner Stimme, die er bei jeder Veranlassung als Lockton, Warnungsruf und, wenn er in Schaaren vereinigt ist, wie es scheint im Wettstreite und zu seiner eignen Unterhaltung fortwährend hören lässt. Wenn bei starkem Frostwetter die Gewässer der See ausserhalb der Strömungen nach allen Seiten mit Eis bedeckt und die Lieblingsstellen des Singschwans, die Untiefen, ihm dadurch verschlossen sind, diese stattlichen Vögel zu hunderten in dem noch offnen Wasser der Strömung versammelt liegen und gleichsam durch ihr melancholisches Geschrei ihr Missgeschick beklagen, dass sie aus der Tiefe das nöthige Futter nicht zu erlangen vermögen: dann habe ich die langen Winterabende und ganze Nächte hindurch diese vielstimmigen Klagetöne in stundenweiter Ferne vielmals vernommen. Bald möchte man das singende Rufen mit Glockenlauten, bald mit Tönen von Blasswerkzeugen vergleichen; allein sie sind beiden nicht gleich, sondern übertreffen sie in mancher Hinsicht, eben weil sie von lebenden Wesen herrühren und unseren Sinnen näher verwandt sind, als die Klänge des todten Metalls. Dieser eigenthümliche Gesang verwirklicht in Wahrheit die für Dichtung gehaltene Sage vom Schwanengesang.“

Die Familie Gänse. Anseres.

Ein von den Schwänen sehr verschiedenes Bild tritt uns in diesen Schwimmvögeln vor Augen. Der plumperen Gestalt, dem viel kürzeren Hals und dem dickeren Kopf entspricht das derbere Wesen in Haltung und Gebahren. Die Füsse sind nicht so weit hinten, sondern mehr nach der Mitte des Leibes zu eingelenkt. Der Schnabel ist kürzer, als der Schwanenschnabel, und nicht breit, sondern hoch, d. h. oben, vorzugsweise an der Wurzel, gewölbt und nur unten flach, seitlich stark bezahnt und vorn oben wie unten breit und scharf behakt. Sie sind weit mehr als die anderen Zahnschnäbler befähigt, sich auf dem Trocknen zu bewegen, sie gehen gut, fliegen leicht und ausdauernd und bilden, wenn sie schaarenweise durch die hohen Luftregionen ziehen, einen Winkel, dessen Schenkel bald mehr, bald weniger sich zu- oder auseinander neigen, stets mit dem Scheitel desselben die Fronte des Zugs darstellend. Sie lieben die Geselligkeit sehr und vertragen und verstehen sich untereinander recht gut, zumal wenn Gefahr zu vermeiden ist. Zur Zeit der Paarung schlagen sich indessen die eifersüchtigen Männchen gerade so erbost wie unsere zahmen Gänseriche und bringen sich mittelst der Flügel und des Schnabels nicht selten Wunden bei. Ihre Nahrung besteht aus Pflanzenstoffen, sie verschmähen indessen keineswegs Würmer, Schnecken, Muscheln, kleine Säugethiere und Vögel, Insekten und

deren Larven. Kräuter, Getreide in gereiftem Fruchtzustande wie in junger Saat, Blätter, Gräser und Beeren gehen sie an.

Unsere Schilderung beschränkt sich nur auf eine einzige Art, weil sie allein nur in Deutschland brütet, es ist dies die zur Sippe Wildgans, Anser, gehörige und dieselbe charakterisirende

Wild- oder Graugans. Anser cinereus.

Ihre Länge beträgt 98 cm, die Breite 170 cm. Die Oberseite trägt bräunlichgraue, die Unterseite helleres Grau, an den Federn jener Seite zeigen sich weissliche, an denen dieser Seite dunkelgraue Ränder. Die Flügel sind aschgrau, die Schwungfedern schwarzgrau und mit weissen Schaften versehen, ebenso die Steuerfedern, die ausserdem auch weisse Spitzen haben. Lichtbraun ist das Auge, gelblich fleischfarben der Schnabel und blass fleischfarbig der Fuss.

Das Verbreitungsgebiet umfasst Europa und Asien, mehr den gemässigten, als den hoch nördlich gelegenen Länderstrecken nach. In Deutschland, insbesondere in den östlichen Provinzen nisten einzelne Paare. Schon zu Ende des Februar oder zu Anfang des März kommt die Wildgans in kleinen Trupps zur Heimath und Brutstätte zurück, wo sich die einzelnen Paare in angemessener Entfernung zur Fortpflanzung anschicken. Der Sumpf in beträchtlicher Ausdehnung ist Bedingung, welche ihre Neigung bei Auswahl des Nistplatzes stellt. Sie sucht sich eine Stelle aus, welche sie vor Nachstellungen ihrer Brut möglichst sicher stellt, unzugängliche Plätze, wo sie in heimlicher Zurückgezogenheit brüten kann. Der weiblichen Gans bleibt alle Thätigkeit allein überlassen. Der Gänserich ist nur ihr treuer, wachehaltender Begleiter, welcher durch seine Aufmerksamkeit sein nicht geringes Interesse an dem Baugeschäfte der Ehehälfte offenbart. Was in dem Schilf, Rohr- und Binsenwalde sich nur von Stoffen zur Nestbereitung darbietet, wird abgebissen, zusammengetragen und schichtenweise übereinander gelegt. Feinere Stoffe werden zur Auskleidung des Innern benutzt. Je nach dem Alter der weiblichen Gans findet man Gelege von fünf bis zu zwölf und vierzehn Stück. Die Eier sind trübweiss gefärbt, ohne Glanz und sind denen der Hausgans völlig ähnlich. Vor der Bebrütung rupft sich die Gans die Dunen aus, um das Nest damit zu polstern und bei ihrer Entfernung von dem Gelege dieselben als bergende Decke der Eier zu verwenden. Die Brütezeit währt gerade 4 Wochen oder 28 Tage. Die emsig besorgte Alte führt die Kleinen zu den Nahrungsquellen, die ihnen zuerst die weicheren Gräser und Teichlinsen, später verschiedene Crescenzien der angrenzenden Felder und feucht wie trocken gelegener Wiesen bieten. Vorzüglich früh Morgens werden die Jungen zu entlegeneren Plätzen geführt. Dabei eröffnet die Mutter den Zug und hinter den Jungen drein schwimmt hochaufgerichtet oder schreitet der Vater. Die Wachsamkeit ist in hohem

Grade gesteigert, und der geringste Verdacht lässt den Vater den Warnungston ausstossen, dem sogleich die möglichst eilige Rückkehr zu dem Brutplatz folgt. Alfred Brehm sagt: „Wenn man die Alten von den Jungen wegschiesst, ehe diese Federn erhalteu, müssen viele von ihnen umkommen. Es schlagen sich zwar die Verwaisten zu den Jungen anderer Alten, welche diese leiten wollen; da jedoch dies nur wenige thun, so versammelt oft eine mitleidige Alte eine sehr zahlreiche Familie um sich. Wir sahen einst eine so gutmüthige Familienmutter von sechzig und einigen Jungen umgeben, die sie führte, als ob alle ihre leiblichen Kinder wären. Finden sie keine Familie, welche sie aufnimmt, so halten sie zwar geschwisterlich zusammen, da sie aber mütterliche Sorge und väterlichen Schutz entbehren, gehen die meisten sehr bald zu Grunde. Sind sie bereits so weit herangewachsen, dass sie statt der Dunen Federn bekommen, mithin auch schon reicher an Erfahrung, so bringen sie sich besser durch. Wenn die Jungen nach und nach herangewachsen sind, kümmert sich der Familienvater nicht mehr so ängstlich um sie."

Droste-Hülshoff sagt, dass die Wildgänse oft stundenlang auf kurzrasigen Weideplätzen und Wiesen umhermarschiren und Gras äsen. Es sind dies besonders ausserhalb der Deiche gelegene Aussenweiden, auf den Inseln wie auf dem Festlande, wo sie am liebsten ihren Aufenthalt nehmen. Schon im August schickt sich die Wildgans allmälig an, die Brutstätte zu verlassen. Im Herbste einigen sich zu Zügen nicht blos zunächst die engsten Verwandten, sondern auch Bewohner der verschiedenen Gegenden. In früheren Zeiten, noch vor 40 bis 50 Jahren, kamen in Deutschland zur Winterzeit grosse Schaaren von Wildgänsen und liessen sich auf den Samenäckern nieder, die grünen Korn- und Weizenspitzen abäsend. Überhaupt bringen solche Gesellschaften da, wo sie sich niederlassen, oft beträchtlichen Schaden.

Mit Scharfsinn und Klugheit vereiteln die Wildgänse im Winter dem Jäger die Pläne. Sie stellen an ihren Ruhe- und Äsungsplätzen stets wohlerfahre Wächter aus, die sich ablösen und diese entwickeln eine wunderbare Wachsamkeit. Bei Schnee greift die List des Jägers zu weissen Umhängetüchern an den abendlichen Anstandsplätzen. Schneegestöber und starke Nebel sind der Jagd am günstigsten. Von überlegtem Handeln zeugt folgendes Benehmen einer Wildgans, die der Eine von uns am Flussufer angeschossen hatte und auf dem Felde sich in eine Furche drückte, um sich zu verbergen. Sie streckte den Hals in wagerechter Lage auf den Boden aus und legte sich platt nieder. Der Vogel nahm also hier in der Gefahr zu einem Mittel seine Zuflucht, dessen er sich in gesundem Zustande nicht bedient.

Die Höhlengänse, Vulpanser,

bilden ein Mittelglied zwischen den Gänsen und Enten. Ihre Verwandtschaft mit den Zimmtgänsen ist unbestreitbar, nur unterscheiden sie sich von diesen durch Schnabelbau und Gefiederfärbung. Die Höhlengänse besitzen einen nach vorn sich verbreiternden Schnabel, an dessen Grunde sich bei dem Männchen zur Minnezeit eine Höckeranschwellung zeigt, einen niedrigen Fuss, kurze Flugwerkzeuge und ein buntes Gefieder.

Der deutsche Vertreter ist

die Brandgans, Vulpanser tadorna.

Sie ist ein zahlreich vertretener Bewohner der Nord- und Ostsee. Ausserdem aber zeigt sie sich in Nordafrika verbreitet, an Chinas und Japans Küsten und auf den grossen Seen Mittelasiens. Ihre Länge beträgt 63, die Breite 110 cm. Der schöne Vogel hat glänzend dunkelgrünen Kopf und Hals und schönes Weiss auf dem Brustband, der Mitte des Rückens, den Flügeldecken, den Flanken und dem Schwanz bis gegen das dunkle Ende hin, ist grauschwarz auf der Brustmitte und dem Bauch, zimmtroth an mehreren Oberarmschwingen der sonst schwarzgrauen Schwingen und hat gleiche Farbe am Halsring, auf den Unterschwanzdeckfedern gilbliche Färbung und einen metallgrünen Spiegel. Das Auge ist tiefnussbraun, der Schnabel karminroth, der Fuss fleischfarbig.

Das kleinere Weibchen ist nicht so lebhaft gefärbt wie das Männchen. Die Heimath der Brandgans ist der gemässigte Theil Europa's. An der Nord und Ostsee nistet sie in allen südlicheren Küsten, auch auf den dortigen Inseln, sehr häufig auf dem nordfriesischen Sylt, Amrum, Roneö und der dänischen Insel Fanö. Lebhaft und beweglich treiben sich die Brandgänse als bevorzugte Schönheiten unter den Entenarten im Meereswasser umher, eifrig auf Kerbthiere, Muscheln und kleine Fische bedacht, an denen sie vorzüglichen Wohlgeschmack zu haben scheinen. In grosser Menge frisst diese Höhlengans aber auch Pflanzenstoffe des Meereswassers, Gräser, verschiedene Samen und Getreidekörner in der Nähe des Wassers. In Erdhöhlen, tief im Innern der Kaninchenröhren, legt sie ihre Eier, sieben bis zwölf an der Zahl, und deckt sie beim jedesmaligen Verlassen der Brutstätte mit Dunen von ihrem Leibe zu. Rohweder gibt an, dass manche Brandgänse zum Brüten keine Anstalt träfen und in der Umgebung der „Halligen“ (kleine, flache, den Hochfluthen ausgesetzte, gewöhnlich unbewohnte Iuseln) sich herumtrieben, auch öfters einige Exemplare auf den nordfriesischen Inseln überwinterten.

Bodinus erwähnt: „Wer Veranlassung hat, in der Nähe der Meeresküste zu reisen, wird sich nicht wenig wundern, wenn er oft eine halbe Meile und weiter entfernt, diesen schönen Vogel in Begleitung seines Weib-

chens, oft auch mehrere Pärchen auf einem freien Hügnl oder einem freien Platze im Walde und dann plötzlich verschwinden sieht. Würde er sich an den bemerkten Platz begeben, so würde er wahrnehmen, dass unser glänzender Wasservogel in den Schoss der Erde hinabgestiegen ist, nicht etwa desshalb, um sich über die Beschaffenheit der dort befindlichen Fuchs-, Dachs- und Kanichenbaue zu vergewissern, um, wenn jene Vierfüssler etwa ausgezogen sind, sich deren Wohnungen anzueignen, nein, um neben ihnen seine Häuslichkeit einzurichten. Unleugbar, durch die erprobtesten Schriftsteller beobachtete und nachgewiesene Thatsache ist es, dass Fuchs und Bergente (Brandgans) denselben Bau bewohnen, dass der erstere, welcher sonst kein Geflügel verschont, sich an letzteren nicht vergreift. Fragt man warum der mörderische Fuchs, welcher fast kein Thier verschont, das er überwältigen kann, bei unserer Ente eine Ausnahme macht, so glaube ich antworten zu können, dass der ausserordentliche Muth, welchen diese besitzt, ihm Achtung einflösst. Nicht nur alte Vögel besitzen diesen Muth in hohem Grade, sondern auch die Jungen. Erst vor wenigen Tagen entschlüpfte Brandenten bieten grösserem Geflügel und anderen Thieren, wie kleinen Hunden, Kaninchen etc., die Spitze.

Statt vor ihnen zu fliehen, bleiben sie muthig stehen und wiegen den wagrecht ausgestreckten Hals hin und her, zornig den Gegenstand ihres Unwillens anblickend und erst zurückweichend, wenn sie sich vor einem Angriffe sicher wähnen. Bei alten Vögeln, die paarweise zusammenhalten, tritt vorzugsweisse das Männchen energisch auf, steht in der genannten Stellung vor dem Gegner, einen eigenthümlich pfeifend-zischenden Ton ausstosend und greift den durch muthvoll zornigen Blick unsicher gemachten Gegner tapfer an. Gelingt es, den Gegner in die Flucht zu schlagen, so kehrt er zu dem Weibchen zurück, welches der Gefahr gleichfalls muthig trotzt und dem Männchen hülfreich zur Seite steht, wenngleich es nicht so angreifend verfährt, — und unter vielen Verbeugungen vor einander freuen sie sich unter lauten Freudentönen des errungenen Siegs.“

„Die Jungen,“ sagt Bodinus, „verlassen die Nester, wie andere auf der Erde nistende, sich selbst ihr Futter suchende Vögel, sie fallen einfach von ihrer Höhe herab, ohne Schaden zu nehmen. Der weiche Flaum und die Weichheit ihrer Knochen machen den Sturz ungefährlich. Ich selbst habe am steilen, unzugänglichen Meeresufer, an welchem in einer Höhle Anas tadorna nistete, mich dadurch in den Besitz ihrer Jungen gesetzt, dass ich die Stelle am Ufer, auf welchem die Jungen beim Verlassen des Nestes fallen mussten, mit einem ziemlich tiefen Graben umgeben liess, welchen die Thierchen wegen steiler Beschaffenheit seiner Wände nicht verlassen konnten.“

Von den Küstenbewohnern der Nord- und Ostsee, sowie deren Inseln wird die Brandgans in ihren Eiern trefflich gezehntet, und zwar in eigens



Artist. Anst. v. Th. Fischer, Cassel.

Jm Vordergrunde: Krick- und Stockente, im Hintergrunde: Schopf- oder Moorenten.

zum Eierablegen gefertigten Bruthöhlen. E. F. v. Homeyer erzählt uns in seiner „Reise nach Helgoland“ Folgendes hierüber: . . . „Vor uns lag eine hügelige Ebene: jenseits derselben Lyst, die nördlichste Ortschaft von Sylt, nur aus einzelnen kleinen Gehöften bestehend. Viele der kleinen sich aus der Ebene erhebende Hügel waren von den Einwohnern von Lyst zu Brutplätzen für die Brandenten eingerichtet. . . . Einzeln, paarweise und in kleineren oder grösseren Gruppen sassen diese schönen Vögel, die hier zu halben Hausthieren geworden sind, überall umher, viele Weibchen bereits auf den Nestern, wie wir uns späterhin überzeugten. Bekanntlich sind die Röhren flach unter dem Boden, gehen vom Eingange in eine Hauptlinie, die sich vielfach seitlich verzweigt und verästelt, in mannigfachen Biegungen. Bei jeder Wendung befindet sich eine grössere runde Höhlung zur Anlegung des Nestes; über demselben eine mit einem Rasen bedeckte Oeffnung zum leichten Entnehmen der Eier, von denen jedoch nur eine gewisse Anzahl genommen wird, damit der Vogel Junge grossziehen kann. Der Ertrag an Eiern ist für die armen Inselbewohner ein wesentliches Nahrungsmittel, wie es früher die Möveneier in weit grösserem Masse waren.“ —

Die Familie der Enten. Annates.

Sie sind kurzfüssiger, als die Gänse und darum viel ungeschickter im Gehen. Ihr Gang ist hin- und her-watschelnd. Dagegen bekunden sie sich als bessere Schwimmer. Sie tragen auch einen kürzeren, jedoch breiten, am Ende zugerundeten oder zugespitzten Schwanz, der sich durch grosse Beweglichkeit und Geschmeidigkeit auszeichnet.

Artenreich und weithin verbreitet, sind die Enten auf dem Meere sowohl wie auf den Landgewässern daheim, droben auf der Hochebene des Gebirgs wie drunten in den Thälern und Flächen des Niederlandes. Sie lieben die Geselligkeit in hohem Grade, schlagen sich ausser der Brutzeit zunächst in Flügen zu Ihresgleichen, dann aber auch zu anderen Entenarten, so dass auf freien Gewässern oft Tausende vereinigt sind. Vor 30 bis 40 Jahren, wo die Wiesen durch Abzugsgräben und Regulirung der Flussufer noch nicht vor ausgedehnten Überschwemmungen gesichert waren, sammelten sich alljährlich im Spätherbste und Winter in den Wiesengründen des Niddathales in der Wetterau unzählige Enten der verschiedensten Arten und boten auf den weiten Wasserflächen einen unterhaltenden Anblick dar. In der Morgen- und Abenddämmerung werden sie besonders unruhig und halten ihren regelmässigen Strich. Nachts ruhen und schlafen sie einige Stunden, ebenso geben sie sich in den Mittagsstunden grösserer Ruhe hin.

Die Enten sind fruchtbar und mehren sich zahlreich; sehr verschieden aber zeigen sich die Arten in der Wahl der Niststätten. Diese wählen den Boden und bauen aus Pflanzenstoffen ein kunstloses muldenförmiges Nest

und füttern es zur Bedeckung mit Dunen aus, die sie sich selbst ausziehen, andere nisten in Höhlungen der Erde, der Bänme und in Felsklüften, wieder andere auf den verlassenen Nestern der Raubvögel und Raben etc. auf Bäumen. Grosse Liebe zu den Jungen und sorgfältige Pflege und Führung zeichnet das Weibchen aus. Dic Kleinen sind von den ersten Stunden ihres Eintritts in die freie Welt schon ziemlich fertige, lebendige, gewandte Thierchen vor Allem im Wasser, aber auch auf dem Lande und nähren sich von allerlei Insekten und Insektenlarven, zu deren Entdeckung die Mutter ihnen behülflich ist.

Die Enten lassen sich am sachgemässesten in die Unterfamilien der Schwimm-, Tauch- und Ruderenten eintheilen, wozu noch die Unterfamilie der Säger kommt.

Die Schwimmenten zeichnen sich durch gedrungenen Körper aus, der von oben nach unten zusammengedrückt erscheint, ferner durch kurzen bis mittellangen Hals, dicken, mit dem Schnabel ohngefähr gleiche Länge besitzenden Kopf, an der Wurzel hohen, zuweilen wulstigen, auf der First gewölbten, an den Rändern des Oberkiefers übergebogenen, nach vorn entweder breiter oder wenigstens nicht schmäler werdenden, scharf bezahnten Schnabel, weiterhin durch bis zur Ferse befiederten, niedrigen und weit nach hinten gestellten Fuss, schmächtigen, seitlich zusammengedrückten Lauf, durch grosse, vollkommene Schwimmhäute, stets vorhandene Hinterzehe, sodann durch mässiggrosse, schmalspitze Flügel, kurzen, am Ende abgerundeten oder zugespitzten Schwanz, sowie schliesslich durch dichtes und plattes Kleingefieder und reiches Dunenunterkleid äus. Während das Männchen im Prachtgefieder strahlt, tritt das Weibchen in unscheinbarem Gewande auf.

Die Pfeifente, Anas penelope,

vertritt eine eigene Sippe der Schwimmenten, welche in folgenden Merkmalen sich kennzeichnet. Die Ähnlichkeit derselben mit den Gänsen springt in die Augen. Vor allem verdient die Schnabelbildung Berücksichtigung. An der Stirne ein wenig erhaben, fällt er gegen den breiten Nagel allmälig ab und verschmälert sich nach vorn um Einiges; er ist kurz zu nennen. Der Kopf erscheint dick, der Halz kurz, der vierzehnfedrige Schwanz zugespitzt. Die Länge beträgt 54 cm. Brehm beschreibt ihre Färbung in Folgendem: „Stirn- und Scheitelmitte sind ockergelb, der übrige Kopf, bis auf ein kleines dreieckiges, schwarzes, goldgrün scheinendes Fleckchen hinter dem Auge, und der Hals rostroth, Kinn und Kehle schwärzlich, die Kropftheile zart graulich rosenroth, Mantel, Rücken, Brust- und Bauchseiten auf aschgrauem Grunde undeutlich grau quergewellt, die kleinen Oberflügeldeckfedern, die oberen Schwanzdecken an den Seiten und am Ende, Brust- und Bauchmitte sowie der Steiss weiss, die Unterschwanzdeckfedern dunkelschwarz, die

Handschwingen graubraun, heller gesäumt, die vorderen Armschwingen schwarz, aussen schimmernd grün, die hinteren verlängerten sammtschwarz, innen grau, aussen breit weiss gesäumt, die grünen Spiegelfedern vorn und hinten schwarz eingefasst, die Schwanzfedern dunkel aschgrau. Im Sommerkleide sind Kopf und Hals rostroth, schwarzgrün und grau gesprenkelt, die Kropftheile braun quergefleckt, Mantel und Rücken auf blassroth-braunem Grunde schwarz gefleckt, die Seiten bräunlich geschuppt, im Jugendkleide alle Theile unreiner. Das Weibchen ähnelt dem Männchen im Sommerkleide, ist aber blasser.“ Ihr Wohnkreis ist beschränkt. Im Nordwesten beginnt ihr Gebiete erst auf Island. Sie kommt weiterhin vor im nördlichsten Schottland und da und dort brütend in Dänemark. In „Süd- und Mittelscandinavien“, sagt Droste, „ist sie selten, häufig aber in Lappland bis zum Eismeere und ebenso in ganz Finnland, in den russischen Ostseeprovinzen, in Nordrussland, in ganz Sibirien nordwärts bis zur Boganida 70° n. Br. —, südlich bis Irkutsk 51½° n. Br. und östlich bis Kamschatka.“ In Deutschland brütet sie nur an vereinzelten Oertlichkeiten. Auf dem Zuge durchreist diese Ente ganz Europa und Asien, überwintert aber in den Mittelmeerländern. In unserem Mitteldeutschland haben wir sie vom Oktober an bis Ende März gesehen. Wiewohl sie auf ihrem Zuge seichte Meeresbuchten und Brackgewässer vorübergehend besucht, zieht sie doch das Süsswasser immer entschieden vor und wählt ausschliesslich dieses zu ihrem Sommeraufenthalte.

In ihren Charakterzügen treten Friedfertigkeit und grosser Hang zu Geselligkeit hervor. Sie ist klug und verständig und bei Verfolgung sehr scheu und vorsichtig.

Ihr Gang ist watschelnd und unbeholfen, der Flug dagegen schnell, gewandt, an Schwenkungen und Biegungen reich, von bald absatzweisem Rauschen, bald hastigem Wuchteln begleitet. Sie nimmt beim Fliegen öfters die seitliche Lage an und zeigt ein unregelmässiges Verhalten durch bogiges Annähern und Abwenden von der Erde. Der Ruf lautet wie „Wiwü wübibü wübwiü“ und ist weithin hörbar; wir vernahmen ihn besonders lebhaft kurz vor dem Strich. Ausserdem lässt diese Ente ein Schnarchen hören. Das meckernde Quaken ist nur dem Männchen eigenthümlich. Ausser Pflanzennahrung, die hauptsächlich den Sümpfen und Gewässern angehört, jedoch auch in Blattspitzen und Körnern der abgeernteten Felder besteht, dienen ihr Würmer, Weichthiere, Lurche, Kerbthiere und Fische zur Nahrung. Das Nest legt sie entweder unter niederem Gebüsch oder im Binsendickicht auf dem Boden in der Nähe oder weiter vom Wasser entfernt an. Oft ist es nur eine in das Moos gegrabene Vertiefung, nicht selten auch ein Genisthaufen, dessen Innere mit Dunen reichlich ausgelegt wird und ein Gelege von neun bis zwölf plattschaligen, feinkörnigen Eiern enthält, welche gelblichweiss gefärbt sind und vierundzwanzig Tage lang vom Weibchen be-

brütet werden. Das Männchen betheiligt sich an der Pflege und Anleitung der Jungen nicht.

Die Pfeifenten bilden vereinigt zu Horden, ungeheuere Mengen, die beim Aufstehen von ihren Ruheplätzen grossen Lärm verursachen.

Die Sippe Spiegel- oder Stockente, Anas, vertritt die folgende einheimische Art.

Die Stockente, Anas boschas.

Die Länge des Männchens beträgt 63 cm, während das Weibchen kleiner ist. Sie hat glänzend grünen, je nach der Beleuchtung verschieden schillernden Kopf und Oberhals, graubraunen Oberrücken mit dunklerer Mischung, die Schultern sind grauweiss, braun und schwärzlich gewässert, die Oberflügel grau, der Spiegel ist schön blau mit weissen Säumen zu beiden Seiten, der Unterrücken und Bürzel schwarzgrün, die Unterseite grauweiss und feinstrichig oder wellig beschwärzt. Zwischen dem grünen Hals und der kastanienbraunen Vorderbrust zieht sich ringsum ein weisses Band. Die Oberdecken sind schwarzgrün, die Unterdecken sammtschwarz, die Schwingen dunkelgrau, das Auge ist hellbraun, der Schnabel grüngelb, der Fuss bleichroth.

Sie bewohnt den Norden der ganzen Erde, die Gegenden von der Mitte des nördlichen Polarkreises an bis gegen den Wendekreis. Überall nistet sie mit besonderer Vorliebe da, wo schilf- und rohrreiche Seen, Teiche und Sumpfgründe vorkommen. Auf unseren schilf- und rohrbewachsenen Teichen finden alljährlich noch Bruten der Stockente statt, während in früheren Jahrzehnten selbst unsere sumpfreichen Wiesengründe viele Paare derselben anlockten und zum Brüten veranlassten. Es entspricht der Neigung der Stockente mehr, auf dem Boden, als in der Höhe, zu nisten, und zwar an einer Stelle, welche mehr am Wasser, aber dennoch trocken liegt und durch den Schutz irgend eines Pflanzenwuchses gesichert ist. An Orten, wo sie an das bewegte Treiben der Menschen sich gewöhnt hat, sieht sie bei ihrer Wahl weniger auf ein stilles Plätzchen, als in Gegenden, wo sie ihr natürlich scheues Wesen beibehält. In sumpfigen Wiesen brütet sie nicht selten fern von dem Wasser in hohem dichtwachsendem Gras, nicht minder in Waldungen, wo Karpfenteiche angelegt sind; hier wählt sie manchmal Reiserhaufen zu ihrer Brutstätte. Auf dem Boden trägt sie Pflanzenstoffe verschiedener Art zusammen, häuft sie lose übereinander an, rundet mit der Brust eine Mulde aus und füttert sie späterhin mit Dunen, welche sie sich selbst ausrupft, vorzüglich dann, wenn sie die Eier verlässt, um diese zuzudecken. Aber sie legt ihre Eier auch in verlassene Horste der Krähen und in Eichhornnester. Die Jungen bleiben, nachdem sie die Eierschalen durchbrochen haben, nur noch einen Tag im Neste. Dann führt die Mutter sie lockend durch das Gras dem Wasser zu

oder die Kleinen lassen sich von niederen Kopfweiden, auf denen das Nest zuweilen steht, herabfallen, während von höheren Bäumen die alte Ente sie im Schnabel herunterträgt; sie folgen dann mit untrüglicher Sicherheit ihrer Führerin bis zu ihrem wahren Elemente. Anfangs hält diese sie in gutem Versteck verborgen, später aber erscheint sie mit ihnen auf freieren Wasserstellen. Übrigens lieben es die rüstigen Jungen immer noch sehr, sich durch „Drücken" dem Auge des Verfolgers zu entziehen. In einer geschorenen Wiese fand einst unser alter Bruno eine junge Ente, die sich in ein schmales Gräbchen gedrückt hatte, aber von uns trotz scharfen Umherblickens nicht entdeckt werden konnte. Die endlich aufstehende Ente wurde erlegt, und nun stellte sich uns ein rührendes Schauspiel dar. Die alte Ente umkreiste die Stelle in unschussmässiger Höhe noch lange, um das Schicksal ihres Schützlings fortwährend besorgt.

Zur Zeit, wo die jungen Enten Strichübungen halten, d. i. in der Jägersprache „flugbar werden", hat der Schütze sich wohl vorzusehen, dass er sie zur rechten Zeit noch „beschiesst." Auf grösseren Teichen naht er sich im Kahne der Stelle, wo die „Kette" liegt und erlegt die Aufstehenden oder „Sichdrückenden", auf kleineren dagegen lässt er Blössen in den Schilf- und Rohrwald einschneiden, auf denen er die schwimmende Kette an sich vorübertreiben lässt und mehrere Stück mit einem Schuss zu erlegen im Stande ist. Zu gewissen Zeiten, vorzugsweise in den Frühstunden, wagen sich die Enten zuweilen an sonst von ihnen ängstlich gemiedene Plätze, wo sie das Rohr des Schützen, der an gut gedecktem Ort ansteht, erreichen kann. Durch schlimme Erfahrungen werden indessen die glücklich entronnenen gewitzigt, und besonders sind es die alten Enten, welche grosse Vorsicht bekunden. An grossen Teichen sammeln sich die völlig flugfähigen Stockenten der verschiedenen Ketten unter der Führerschaft ihrer Mutter, denen sich die Antvögel, die sich um die Brut nicht kümmerten, nunmehr wieder enger anschliessen, und halten in der Morgen- und Abenddämmerung ihren regelmässigen „Strich", das heisst: sie erheben sich am Orte ihrer täglichen oder nächtlichen Lagerung und streben näheren oder ferneren beliebten Aufenthaltsplätzen zu. Hinter hohem Damm oder dichtem Busch wartet ihrer alsdann oft mit Erfolg der gewandte Schütze.

In die Monate October und November, Februar und März fällt der Zug der Stockenten, die beiden ersteren entführen sie den Brutstätten, die letzteren bringen sie an dieselben zurück. In unseren Gegenden jedoch, nämlich in Mitteldeutschland, bleiben viele Stockenten während des Winters in ihrer Heimath und besuchen je nach der strengeren oder milderen Witterung benachbarte Teiche, Bäche, Flüsse oder Ströme. Im Süden, wo sie nicht nisten, sondern nur ihren Winteraufenthalt nehmen, wandern sie ebenfalls hauptsächlich unter dem Einfluss der Witterung. Überschwemmungen veranlassen sie, die Teiche, Bäche und Flüsse zu verlassen und das in den

Tiefungen des Landes angesammelte Wasser zu besuchen. Hier weilen sie vorzüglich gerne, da sie um so leichter grundeln und durch reiche Beute ihrer stets regen Fresslust genügen können. Nur dem eigentlichen Norden, der für sie unwirthlich wird, gehen sie auf dem Herbstzuge gänzlich aus dem Wege.

Man braucht nicht die grossen Seen Italiens, Griechenlands oder Spaniens zu besuchen, um Tausende von Stockenten auf einer verhältnissmässig sehr kleinen Fläche im Winter vereint zu sehen, auch in unseren überschwemmten Flussthälern sammeln sich ungeheure Schaaren an, welche ein weit hörbares Rauschen und Getöse verursachen, wenn sie vom Wasser aufstehen. Durch Entsumpfung der Wiesen und Regulirung der Bachufer sind uns indessen die Stockenten entfremdet worden. Vor dreissig Jahren konnte man in den ausgedehnten Wiesengründen der Wetterau, die von kleinen Flüssen durchzogen werden, nicht blos ungeheure Schaaren von Stockenten, sondern auch theils unter denselben, theils in kleineren Trupps abseits viele Arten anderer Enten beobachten. Ein lebendiges, buntes Treiben dieser muntern Wasserbewohner entfaltet sich Abends vor den Blicken des zur Strichzeit anstehenden Schützen. Die Unruhe gibt sich zunächst im Einstellen des Ernährungsgeschäftes und im Rudern der von der Hauptschaar entfernten kleineren Trupps kund. Lautes Geschrei der weiblichen Enten über der heisseren Begleitung der Antvögel wiederholt sich immer mehr. Dazwischen ertönen die Stimmen der pfeifenden, schrillenden und schnarrenden Sippen und Arten. Alles rückt zusammen und reiht sich in schwimmenden Colonnen aneinander. Alle diese einzelnen Abtheilungen haben, obgleich nur für das scharfe Auge erkennbar, ihre Führerschaft, welche das Zeichen zum Aufbruch gibt. Hoch aufgerichtet schwimmen sie dahin und richten ihre scharfen Blicke nach allen Richtungen. Die Dämmerung tritt ein, und nun erhebt sich mit einemmal die Hauptmasse, beschreibt in mässiger Höhe über der Wasserfläche zögernd einen weiten Bogen und streicht nun einer bestimmten Richtung zu. Diese Richtung geht direct auf den Ort los, wo das Ziel des „Strichs“ sich befindet, und wird von den Enten mit so entschiedener Neigung eingehalten, dass selbst Schüsse nicht hinreichend sind, sie zur Wahl eines andern Weges zu bestimmen. Diese haben nur die Folge, dass die Enten sich an den verdächtig gewordenen Plätzen hoch über Schussweite erheben. Über Feld und Wald, über Berg und Schlucht strebt die Schaar nach dem Ziele, welches gewöhnlich ein anderes Wiesen- und Flussthal der Gegend ist. Oft, ja sogar gewöhnlich, schliessen sich nicht alle Enten auf der Wasserfläche der Hauptmasse an. Es bilden sich Sondertrupps, die ihr abweichendes Vorhaben schon durch besondere Schwimmrichtung vor dem Strich andeuten und Gefährten mit in ihre Bestrebungen zu ziehen bemüht sind. Man nimmt auch Unentschiedene wahr, die nicht recht einig mit sich selbst zu sein scheinen, welchem Trupptheil

sie sich anschliessen sollen. Das sieht man selbst noch, wenn sie sich erhoben haben, indem sie sich plötzlich von ihrer Colonne ablösen und zu einer andern gesellen. Die Verschiedenheit der Wege, welche die Streichenten einschlagen, liegt offenbar in der Vorliebe für gewisse Örtlichkeiten, welche besonders reichliche Nahrung geliefert haben. Die vereinigten Enten, die auf einer grossen Wasserfläche während des Tags sich aufhalten, bestehen immer auch aus Abtheilungen, welche sich von den in verschiedener Richtung liegenden Gewässern am Morgen eingefunden haben. Diese streben natürlich Abends wieder nach denselben zurück und trennen sich von der grossen Schaar. Der Flug der streichenden Ente verursacht ein feines, in schnellem gleichmässigen Takt ertönendes Säuseln oder Wispern, dem ein Rauschen beim Einfallen des Vogels folgt. Streichend bewegt sich die Ente rasch genug, um als gut fliegender Vogel gelten zu können, insbesondere aber ist der Sturzflug aus der Luft in das Wasser vor dem stossenden Raubvogel jäh und schnell. Dagegen steht sie etwas schwerfällig auf und erhebt sich ruckweise in schräg aufwärts führender Richtung, ehe sie gerade ausstrebt. Daher kommt es auch, dass sie auf dem Strich, abgesehen von der gewöhnlich zu beträchtlichen Höhe, in der sie sich hält, und von dem Umstand, dass die Schrote in der Regel so anprallen, dass sie auf dem dichten Gefieder Widerstand finden, schwerer zu erlegen ist, als wenn sie sich vor dem im Sumpf buschirenden oder am Ufer anschleichenden Schützen erhebt. In letzterem Falle wirken die Schrote wegen ihres Eindringens unter die Federn von hinten weit eher tödlich. Wenn bei Überschwemmungen in der Nacht rasch Frost eintritt, welcher die Fläche des stehenden Wassers mit einer Eisdecke überzieht, dann darf sich der Schütze auf dem nächsten Bach oder Fluss reiche Beute versprechen. Mit Tagesanbruch begeht er das Ufer und wählt zum Ausforschen eine Stelle, von der er die Wasserfläche bis zur nächsten Krümmung übersehen kann. Vorsichtig sucht er sich, wo es ihm möglich ist, einen Baum oder Strauch aus, um hinter diesen deckenden Gegenständen hervorzulugen. Wo dieselben jedoch mangeln, hebt er nur bis unter die Augen den Kopf über die Uferhöhe empor. Hat er Enten entdeckt, so merkt er sich genau die Stelle nach hervorragenden Gegenständen am Ufer, um dieselben beim Anschleichen in einem Bogenumweg sicher treffen zu können. Die scharfblickenden Enten bemerken ihn übrigens nicht selten, stehen aber, über die Erscheinung noch im Unklaren, nicht auf, sondern schwimmen in der der verdachterweckenden Erscheinung entgegengesetzten Richtung eine Strecke fort, welcher Umstand von dem erfahrenen Jäger beim Anschleichen wohl berücksichtigt wird. Nicht minder ausgeprägt und scharf, als Gesicht, sind Gehör- und Geruchsinn der Stockenten. Will man sie also unbemerkt beschleichen, so muss man ihr den Wind abgewinnen und einen leisen Tritt beobachten. Zuweilen begegnet es dem Schützen auch, dass die Ente sich vor ihm auf

dem Wasser „drückt", sich durch plattes, ausgestrecktes Liegen am Ufer oder unter einem überhängenden Strauch seinen Blicken zu entziehen sucht. Sehr schwer ist es mitunter, die „geflügelte" Ente zu erhalten. Manchmal verbirgt sie sich ähnlich dem Teichhuhn, indem sie nur den Kopf aus dem Wasser emporhält, um zu athmen, oder sie beisst sich, wenn ihre Wunde tödlich ist, unter dem Wasser fest und verendet daselbst.

Der ausserordentlich scheue, misstrauische Charakterzug ihres Wesens ist die Ursache, wesshalb sie sich, wenn sie aufgestört wird, hoch in die Luft erhebt und nach langem Kreisen erst wieder an entferntem Platze einfällt, ja sogar in den meisten Fällen sofort in ein anderes Thal sich begibt.

Ausser dem Sumpf und dem Wasser sucht die Stockente auch das trockne Land auf, um sich zu äsen, selbst im Hochwald und auf Blössen der jungen Schläge, wo sie Eicheln und Bucheln „angeht". Wie sehr sie Eicheln liebt, beobachtete einst unser Vater, der auf dem Strich Enten in einem stehenden Wasser einfallen sah, wo sie die Früchte von einer umgefallenen Eiche losrissen. Gegen das Frühjahr hin haben wir den Antvogel Abends öfters mit zahmen Enten vereinigt gesehen, gegen die er sich als ungestümer Curmacher benahm. Aber auch umgekehrt gesellen sich zahme Enten zu wilden Stockenten, lernen nach und nach ebenso gut fliegen als diese, werden fast ebenso so scheu und verlieren überhaupt mehr und mehr ihr verweichlichtes, schlafferes Wesen, mit einem Wort: die Verwilderung tritt bei solchen dem Hausleben entronnenen Enten ein. Zeigt uns doch auch nicht blos ein oberflächlicher Blick auf diese weit verbreitete Art der Spiegelenten, sondern auch eine eingehendere Vergleichung mit unserer zahmen Ente die Verwandtschaft in Gestalt, Lebensweise und öfters auch Farbe. Die Abstammung der zahmen Ente von der Stockente ist vor dem Auge des Forschers ganz unzweifelhaft. Von dem Schnabelhaken bis zum Bürzel kann kein Unterschied zwischen Beiden aufgefunden werden, der auch nur einen Augenblick Zweifel erweckte. Dieselben Töne hier wie dort. Das laut hin schallende, aus tiefer Brust kommende und den Körper erschütternde: „Wackwackwackwackwack" des Weibchens, das in tieferer Tonlage beginnt und zu höherer sich erhebt, das heissere „Wäckwäck" des Antvogels, das lustige Geschnatter bei Begrüssung der Mitglieder einer Gesellschaft, der Angst- und Schreckton, der Warnruf, kurz alle Laute, welche zu vernehmen sind, kennzeichnen die Blutsverwandtschaft. Nicht blos der Waidmann ist der gefährliche Feind der Stockente. Fuchs und Fischotter, Adler, Falke und Hühnerhabicht setzen ihr schleichend, jagend und stossend zu, so dass manche unter den Zähnen oder den Fängen dieser Unholde verenden muss. Trotz mannigfacher Niederlagen aber bleibt dieser Ente der Ruhm der Klugheit und der Scharfsicht, womit sich Tausende ihrer Art vor Nachstellungen zu retten wissen.

Die Sippe der Kriechenten, Querquedula,

umfasst die allerkleinsten der Unterfamilie der Schwimmenten. Sie sind im Kleinen unsere Stockenten. Nur haben sie meistens eine Holle auf dem Hinterkopfe, und die zugespitzten Schulterfedern werden bei einigen Arten zu Flatterfedern.

Zu den deutschen Arten gehört zunächst

Die Knäckente, Anas querquedula.

Ihre Länge beträgt 40 cm. Die Grundfarbe ist fahl isabell. Rundliche Zeichnungen befinden sich am Kopfe, längliche, ordnungsmässig gereihte am Halse, breite Querbänder auf dem Rücken und den Seiten. Die Querflecken des Kopfes und der Brust sind dunkelbraun. Die braunen Schwingen sind aussen aschgrau, der Spiegel ist rahmgilblich weiss, die Oberarmdecken sind grau, die Schwanzfedern graulichbraun breitrostweisslich gerandet, die Augen braun, Schnabel und Füsse schwarz.

Die Verbreitung erstreckt sich ausschliesslich über die alte Welt. Nach Droste-Hülshoff hört sie schon in England auf, Brutvogel zu sein, bis auf einzelne Pärchen in Norfolk und Cambridge. Scandinavien bewohnt sie nur bis zum 60° n. Br., und ist sie am Ladogasee nur sehr sparsam vertreten, doch soll sie bei Kuopio 62° 30′ n. Br. im mittleren Finnland nisten. Von Sibirien bewohnt sie nur die südlichen und mittleren Strecken, aber diese bis zur Küste des ochotzkischen Meeres, zum Ausfluss der Uda. Sie verbreitet sich auch über das ganze Centralasien und soll sogar noch in Siam brüten. Im gemässigten und südlichen Europa ist sie überall zu Hause, wo sie passende Örtlichkeiten findet. Den Winter verbringt sie in den Mittelmeerländern und streicht im Nielgebiet bis Roseires 11° 30′ n. Br.

Schon gegen Ende des März erscheint diese Ente an ihren Brutplätzen, zurückgekehrt von ihrem Winteraufenthalte in den Mittelmeerländern, der von dem Ende des Oktobers oder Anfang des Novembers begonnen. Ihre Wanderung vollzieht sie während der Nächte in nicht bedeutender Höhe. Der Rückzug erfolgt viel rascher als der Hinzug. Denn schon im August, wenn die Jungen völlig flugbar geworden sind, streicht sie bereits unruhig umher. Es kommt im Frühling übrigens sehr auf die Gunst oder Ungunst der Witterung an, ob die Rückkehr früher oder später erfolgt. Dieselbe kann sich unter Umständen bis Ende April verzögern.

Eigensinnig wählerisch ist die Knäckente in Bezug auf ihren Brutplatz nicht, sie begnügt sich mit kleinen Teichen und schmalen Gräben. Doch sind ihr heimlich-stille, sichere Verstecke willkommen, darum zieht sie diejenigen Süssgewässer vor, welche mit Wasserpflanzen dicht bewachsen oder doch begrenzt sind, Brüche, Sümpfe und Buchten, die sich in Schilf- und

Binsengräben oder sumpfigen Wiesen verlieren, ebenso Teiche in Waldungen, selbst vom Regen gefüllte Tümpel, welche von Bäumen überschattet sind. Am heimischsten fühlt sie sich da, wo derartige Gelegenheiten auch in der Nähe ihres Brutplatzes sich zahlreich befinden, denn sie liebt es, namentlich während der Nacht, kleine Streifereien in der Umgebung ihres Wohngebietes zu unternehmen, um der Nahrung in seichten, schlammigen und mit Wasserpflanzen bewachsenen Gewässern nachzugehen. Tags und Nachts ist sie regsam, und mit erstaunlicher Gewandtheit schwimmt und taucht sie nicht nur, sondern kriecht auch mit grösster Geschicklichkeit durch das dichteste Pflanzengewirre, verfolgt den Zug der Gräben bis tief in die Wiesen hinein, überall feinfühlich gründelnd nach animalischer Nahrung der verschiedensten Art und mit ebensoviel Vorliebe Pflanzenschösslinge und Sämereien der Wasserpflanzen aufsuchend. Schreckt man die Knäkente aus ihrem Versteck auf, so schreit sie erregt und hastig „Jäck, jäck jäck“! Man kann sich dann von der Geschicklichkeit im Fliegen überzeugen, welches ausserordentlich schnell von Statten geht, bei Ausweichungen vor dem verfolgenden Habicht her aber in meisterhaft ausgeführten Schwenkungen und pfeilschnellem Niederstürzen in's bergende Gewässer oder Pflanzendickicht sich bekundend.

Eigentlich scheu ist diese Ente nur da, wo sie Nachstellungen erfährt; wo sie dagegen in Ruhe geduldet wird, gewöhnt sie sich an den Anblick und das Thun und Treiben der Mensehen so sehr, dass dieselben nahe an ihr vorübergehen dürfen, ohne dass sie durch Aufsteigen zur Flucht sich anschickt. Doch bleibt sie bei aller Zutraulichkeit klug und verständig.

Ihr gewöhnlicher Ruf lautet wie „Knäck“, daher ihr Name. Der Minneruf des Männchens ist ein Schnarren, welches mit „Klerreh“ bezeichnet wird. Da wo mehrere Männchen um ein Weibchen buhlen, gibt es zwischen denselben erboste Kämpfe. In der Regel aber erscheint das Paar bereits einig am Brutorte, und alsbald beginnt dann auch die Sorge des Weibchens um die Wahl der Niststätte. Hier wählt ein Paar die unmittelbare Nähe des Wassers, dort wird das Nest weit von demselben entfernt angelegt, stets sind die heimlichen Weibchen aber darauf bedacht, gut versteckt zu bauen. Trockne Pflanzentheile bilden zusammengeschichtet das äussere Nest, Dunen die Auskleidung der Mulde. Das Weibchen fängt mit dem Mai an zu legen bis das Gelege neun, zwölf, auch vierzehn Eier zählt, die klein, länglich geformt, feinschalig und von Farbe braungelblichweiss sind und innerhalb einundzwanzig Tagen gezeitigt werden. Während das Weibchen mit aller Hingebung brütet, streicht das Männchen treulos umher, überlässt auch später die Pflege, Erziehung und Führung der Jungen demselben allein und gesellt sich erst im August wieder der Gattin und den Jungen bei. Die Jungen sind anmuthig, nett, in den Künsten des Schlüpfens, Schwimmens und Tauchens schon frühzeitig Meister. In kleinen

Gesellschaften halten sich die Knäckenten während des Winters in der Fremde zusammen.

Die Krickente, Anas crecca.

Diese kleinste europäische Ente hat im Hochzeitskleide braunrothen Kopf und Oberhals; vom Auge läuft ein goldgrüner Streifen bis auf den Hinterhals. Die hinteren Kopffedern zeichnen sich durch grössere Länge vor den übrigen Kopffedern aus. Die weisse Kopfpartie trägt nierenförmige Flecken. Der Rumpf ist weiss und mit feinen schwarzen Wellenlinien reich versehen. Schnabel und Füsse sind schwarzgrau. Der Spiegel ist vorn sammtschwarz, hinten hellgoldgrün, unten weiss, oben rostfarben eingefasst. So gefärbt ist das Kleid des Entrichs; das Weibchen ist in der Färbung graugelb, ähnlich der gemeinen weiblichen Stockente.

Die Verbreitung beschränkt sich auf den Norden der alten Welt. Für uns ist ihr Vorkommen als Brutvogel im südlichen Deutschland und an der Nordsee massgebend.

Die Krickente ist schnell und gewandt in ihren Bewegungen, eilend in ihrem Flug, der durch zitternde Flügelschläge gefördert wird und in Schlangenlinien steigend und fallend sich darstellt. Eilend und rauschend schwingt sie sich bis zum Wasserspiegel herunter und lässt sich dann leise zum Sitzen nieder. Im Winter gegen das Frühjahr hin und im Frühjahr selbst haben wir Trüppchen und auch Paare dieser Ente auf der Nidda alljährlich angetroffen. Sie finden sich stets an beliebten Stellen sehr bald nach den erlittenen Störungen wieder ein. Man kommt ihnen an Bächen, die einigermassen hohes Ufer haben, sehr leicht bei. Das Nest legen sie in Gras- und Binsenbüschen und an sonstigem, durch Sumpfgewächse gesichertem Platze an. Die im Mai vollzählig werdenden sieben bis neun Eier sind gelblichweiss. Während der Brütezeit des Weibchens mausert das Männchen stark und zieht sich deshalb an geborgene, stille Orte der Gewässer zurück. Das Weibchen führt nach vollendeter Brut die Jungen aus zu den Aeseplätzen. Diese sind um die Mitte des Juli flugfähig.

Die Sippe der Pfeilschwanzenten, Dafila,

ist zu charakterisiren in den Merkmalen des schlanken Körperbaus, des gestreckten Kopfes, des sehr schmalen, flachgewölbten Schnabels von annähernder Kopflänge, des ausserordentlich langen Halses und des sehr fein zugespitzten, sechzehnfedrigen Schwanzes.

Die Spiessente, Anas acuta.

Spiess- und Stockente stimmen in der Grösse ungefähr überein, nur erscheint erstere etwas schmächtiger und schlanker; auch ist bei ihr der Hals länger.

Kopf und Oberhals sind braun, mit Ausnahme eines weissen Streifens,

der bis zum weissen Unterhals läuft. Der Rücken ist grauweiss, mit schwarzen Wellenlinien überzogen, die Flügeldecken sind grau, die Schultern schwarz, die Federn jedoch weiss gesäumt, die Unterschwanzdecken schwarz. Die Unterseite ist auf Brust und Bauchmitte glänzend weiss, an den Flanken wie auf dem Rücken gefärbt. Der Spiegel kupferfarben schillernd grün, oben rostfarben, unten breit weiss eingefasst; Schnabel graublau, Fuss dunkelgrau.

Die Verbreitung geht über die östliche und westliche Halbkugel. Im östlichen Mitteldeutschland wohnt sie als Brutvogel und gehört darum in den Rahmen unserer Einzelschilderungen. Das Brutgeschäft stimmt mit dem der Stockente so ziemlich überein. Das Nest ist sehr einfach hergerichtet, mit Dunen ausgekleidet und enthält zu Ende April das vollendete Gelege von acht bis zehn Eiern, welche denen der Stockente sehr gleichen. Das Weibchen pflegt und versorgt mit geringer Beihülfe des Männchens die Jungen.

In der Lebensweise und Nahrung weicht die Spiessente auch nicht wesentlich von der Stockente ab. Wohl aber ist sie scheuer und im Fluge fertiger und rascher, als letztere, Die Stimme klingt wie Kräck. Zur Minnezeit lässt das Männchen wohllautenderen Ruf hören.

Die Sippe der Löffelenten, Spatula, zeichnet sich aus durch den grossen, hinten schmalen, vorn sehr erweiterten und hohlgewölbten, weichen und fein gezahnten Schnabel.

Die Löffelente, Anas s. Spatula clypeata.

Eine Ente von 50 cm. Länge. Sie erscheint in sehr dunkler Färbung, mit dunkelgrünem Kopf und Oberhals, weissem Hals, Kropf und Flügeldecke, hellgrauen Säumen an den dunkler gefärbten Federn des Nackens, Oberrückens und des obersten Schultertheils. Lichtblaue Deckfedern zieren ausserdem die Flügel. Auf das breite weisse Flügelband folgt der metallgrüne Spiegel. An Brust und Bauch sind die kastanienbraunen Federn weisskantig, nach den Flanken zu überhaupt ins Weisse spielend. Das Auge ist goldgelb, der löffelartige Schnabel schwarz und der Fuss rothgelb. Der Schnabel ist sehr merkwürdig geformt. Die Lamellen seines Randes sind zu sehr dünnen und langen, fast borstenförmigen Gebilden umgewandelt. Der Kiefernapparat ist zu einem vollständigen Siebe geworden, durch welches das Wasser abläuft, während kleine Thiere zurückbleiben.

Die Gestalt der Löffelente ist schmächtig, weshalb sie im Fliegen auffällt, indem Kopf und Schnabel gar unverhältnissmässig erscheinen.

Dem gemässigten Erdgürtel angehörend, brütet sie in Deutschland in Gegenden Ostpreussens. Weniger als alle verwandten Arten, liebt sie die Geselligkeit. Nur mit anderen Familien ihresgleichen sieht man sie ausser der Brutzeit, sehr häufig nur paarweise oder mit der eignen Familie

verbunden. Zur Zeit der Brut hält sich das Paar ziemlich heimlich, und auch das Männchen entfernt sich kaum einmal etwas weiter von der nächsten Umgebung des Nestes. Die Nahrung besteht zum geringen Theile aus weichen Pflanzenstoffen, zum grösseren aus Kerbthieren und deren Larven, kleinen Fischen, Schnecken, Fisch- und Froschleich.

„Ihr Benehmen", sagt Brüggemann in Jena, „ist nicht ohne Interesse. Ich habe eine Eigenthümlichkeit an ihr bemerkt, durch welche sie sich von allen anderen von mir beobachteten Enten bestimmt unterscheidet. Es gesellen sich nämlich je zwei Individuen zusammen, suchen abgelegene, ruhige Stellen des Gewässers (aber immer in der Nähe des Ufers) auf und schwimmen dort einige Male in grösseren Kreisen umher, wobei sie hin und wieder mit dem Schnabel ins Wasser fahren. Inzwischen rücken sie immer näher zusammen, so dass sich schliesslich ihre Köpfe fast berühren; und nun fangen sie an, im Wasser nach Art von Windmühlenflügeln Kreise zu beschreiben, und zwar so, dass der Kopf ungefähr am selben Orte bleibt, während der Körper durch seitliche Ruderbewegungen im Kreise umhergetrieben wird. Diese Drehungen erfolgen mit ziemlicher Schnelligkeit und — soweit ich mich erinnere — immer in der Richtung nach rechts herum: sie werden, wenn die Thiere ungestört bleiben, stundenlang ohne Aufenthalt ausgeführt; nur hin und wieder steckt einer der Vögel den Kopf zum Wasser heraus. Solche drehende Paare findet man oft in grösserer Anzahl neben einander. In der Regel sind es Männchen und Weibchen eines Paares, die sich so zu gemeinschaftlicher Thätigkeit verbinden, aber man sieht auch zwei Individuen gleichen Geschlechts, sowie vereinzelte Exemplare diese Bewegungen mit wahrer Unermüdlichkeit ausführen. Mit der Paarung hat dies Benehmen durchaus nichts zu thun; es findet zu allen Jahreszeiten statt. Ebensowenig lässt es sich mit dem Gründeln oder Schlammwühlen anderer Enten unmittelbar vergleichen. Der Zweck dieses im ersten Augenblick sonderbar erscheinenden Verhaltens ist nicht schwer einzusehen. Durch die anhaltenden Bewegungen wird ein fortwährender Strudel im Wasser erzeugt, welcher allerhand kleine Wasserthiere und dergleichen in den Bereich der Vögel zieht. Man sieht, wie die letzteren während des Herumschwimmens fortwährend das Wasser durchsuchen und ab und zu in den oben erwähnten kleinen Ruhepausen die Beute verzehren."

Die Unterfamilie der Tauchenten, Platypodinae.

Kennzeichen dieser Enten sind: gedrungener breiter Leib, kurzer, dicker Hals, mittellanger, nicht breiter, kurzzahniger Schnabel, der an seiner Wurzel öfters aufgetrieben ist, weit hinten eingelenkte, kurze bis zur Ferse befiederte, von der Bauchseite zum grössten Theil eingehüllte, an den Wurzeln seitlich zusammen gedrückte Füsse, an denen, um mit Brehm zu reden, die langen Vorderzehen durch grosse, gewissermassen auch an der

Hinterzehe in Gestalt einer sogenannten flügelförmigen Lappenhaut, d. h. der von beiden Seiten in einen breiten Hautsaum platt herabgedrückten Sohle, wiederholte Schwimmhäute verbunden werden, kurze, gewölbte Flügel, mittellanger oder kurzer, jedoch breiter, aus vierzehn bis achtzehn straffen Federn gebildeter Schwanz, dichtes Gefieder und bunte Hollen und Hauben.

Diese vortrefflichen Taucher bedürfen freies und tiefes Wasser, wie denn auch die meisten im Meere leben und nur zum Zweck der Fortpflanzung die Süssgewässer aufsuchen. Ihre Haltung oder Stellung ist der sehr weit hinten eingestellten Füsse wegen hoch aufgerichtet, der Gang hin und her wankend. Der Flug ist von raschen Flügelschlägen begleitet, für sie jedoch bald ermüdend. Tief senken sie beim Schwimmen den plumpen Körper ins Wasser bis zum Rücken, während der Schwanz empor ragt. Mit kräftigen Ruderstössen werden sie vorwärts und hinab in die Tiefe gefördert. Das Tauchen nimmt gewöhnlich eine fast senkrechte Richtung; auch kommen sie wieder ungefähr an derselben Stelle zum Vorschein. Sie nehmen ihre Nahrung vom Grunde auf. Die Wenigsten gehen Pflanzen an, die meisten Muscheln, Weichthiere, Gewürm, Fische, Krebse und Kerbthiere. Sie geben knarrende Laute von sich. Das Nisten findet gesellschafts- und sogar ansiedelungsweise statt. Es ist beobachtet worden, dass zwei Weibchen nicht selten in ein und dasselbe Nest legen, und ebenso, dass sie sich gegenseitig die Eier stehlen und die Jungen abspenstig machen. Die Eier der Tauchenten sind rundlicher gestaltet und grobschaliger als diejenigen der Schwimmenten.

Die hervorragendste Stellung unter den Tauchenten nehmen die Eiderenten, Somateria, ein. Schon ihre auffallende Grösse zeichnet sie vor den übrigen Sippen aus. Hinsichtlich der Formbildung ist zu bemerken, dass der Schnabel lang und sehr gestreckt erscheint und seine Firste einen beträchtlichen Theil von den Federn der Stirne bedeckt wird. Einzelne Arten haben knollenartige Erhöhungen auf dem Schnabel. Charakteristisch ist der den ganzen Vorderrand des Oberkiefers einnehmende Nagel. Bei allen beobachtet man eine lebhafte Färbung des Schnabels. Die Füsse sind niedrig und mit langen Zehen versehen, die Flügel von mittlerer Länge; ihre zweite ist unter den Handschwingen die längste, und die Oberarmschwingen sind in Sichelform über die Vorderflügel herabgebogen. Der Schwanz ist zugerundet und aus 14 bis 16 zugespitzten Federn gebildet; die Dichtigkeit des Gefieders erscheint ebenfalls als Merkmal der Sippe.

Die Eiderente. Somateria mollissima.

Die Grösse des Männchens beträgt 63 cm., während das Weibchen merkbar kleiner ist. Auch die Färbung der beiden Geschlechter bietet wesentliche Unterschiede. Das Männchen hat weissen Kopf mit Ausnahme der schwarzen Stirne und schwarzen Gegend der Schläfe, sowie der meer-

grünen Wangen, weissen Hals und Rücken. Die Vorderbrust trägt röthlichen Überhauch. Unterrücken und Bauch sind gleich der Stirne schwarz, die Schwingen und Steuerfedern bräunlichschwarz, der Spiegel ist tief sammtschwarz. Von röthlichbrauner Farbe sind die Augen, von ölgrüner die Füsse, und der Schnabel ist grünlichgelb. Zu bemerken darf hier nicht vergessen werden, dass nach der Brutzeit Kopf und Hals sich schwarzgrau und dunkler gewölkt färben, die Schultern grauschwarz mit hellerer Mischung und der Kropf durch schwärzlich- und rostbraune Federkanten auf gelblichweissem Grunde gezeichnet ist.

Das Weibchen trägt rostfarbenes Kleid, welches an Kopf und Hals mit braunen Längsflecken und im Übrigen mit schwarzen, halbmondförmigen Querflecken versehen ist, braunen Spiegel mit weisser Einfassung und tiefbraune Unterseite mit leichten schwarzen Wellen.

Die Verbreitung der Eiderente ist eine weitreichende, über den ganzen Norden der Erde sich erstreckende. Die südlichsten Brutplätze findet man auf Sylt und den kleinen dänischen Inseln. In grosser Anzahl kommt sie in Mittelnorwegen, auf Island und Grönland vor. Im Innern unseres deutschen Vaterlandes erscheint sie nur als Gast. Nur in den südlicheren Gegenden ihres Verbreitungskreises tritt sie keine Wanderungen an, während sie z. B. in Grönland im September und October regelmässig ihren Zug unternimmt nach dem offenen Meere, mit unzähligen ihrer Gefährten sich vereinigend. Erst im April tritt sie den Rückzug nach dem Norden an. Als Bewohner des Meeres bedingt ihre Erhaltung eine grosse Tauchfähigkeit, welche sie nach Angaben Holbölls und Fabers in den Stand setzt, aus einer 50 Meter betragenden Tiefe Nahrung heraufzuholen und sechs Minuten unter Wasser zu bleiben, während Brehm ihr Verbleiben unter Wasser niemals mehr als zwei Minuten dauernd beobachtet hat.

Von besonderem Interesse ist es für uns, durch E. F. von Homeyer zu erfahren, dass auf Sylt neuerdings die Eiderente wieder zahlreicher vertreten ist. Er sagt: „Rohweder fand eine bemerkbare Abnahme seit dem letzten Jahre, und dies wurde auch durch Friede bestätigt. Dagegen hatten sich die Eiderenten in erheblich grösserer Zahl eingefunden, wie uns übereinstimmend berichtet wurde. Auch Rohweder war erfreut über die sichtbare Zunahme dieser schätzbaren Vögel.“

In der Wahl der Brutplätze entscheidet bei der Eiderente das Darbieten der Gelegenheit zum bequemen Landen. Deshalb sucht sie so gerne kleine Inseln auf. Zur Brutzeit, die frühestens Ende Mai, gewöhnlich aber erst im Juni und August beginnt, hat Homeyer die Weibchen beobachtet. Bevor wir seine Worte anführen, berichten wir, dass die Paare sich zum Zweck der Fortpflanzung von der geselligen Gemeinschaft lösen und auf dem Lande passende Nistplätze suchen. Man überzeugt sich bei diesem Unternehmen des Paares von dem unbeholfenen, watschelnden Gang. Be-

vorzugt als Brutplätze werden solche Inseln, die mit niedrigem Gestrüpp bewachsen sind, weil die Vögel geschützte, geborgene Plätze lieben. Gestützt auf diese Vorliebe der Eiderenten, werden ihnen von Menschenhand alte Kisten, Steine mit Brettern oder Reisig überdeckt am Strande aufgestellt. „So scheu der Eidervogel früher war“, sagt Brehm, „so zutraulich zeigt er sich jetzt. Bis unmittelbar an das einsame Gehöft des Küstenbewohners, bis in dieses selbst, bis in's Innere der Hütte watschelt er, um sich einen passenden Platz zum Neste aufzusuchen, und gar nicht selten geschieht es, dass einzelne Eidervögelweibchen in Kammern und Ställen, Backöfen und ähnlichen Orten brüten, ja der Hausfrau förmlich lästig werden. Anfänglich begleitet das Männchen sein Weibchen regelmässig bei allen diesen Fusswanderungen, erscheint mit ihm des Morgens beim Lande, fliegt gegen Mittag nach den Fjorden hinaus, schwimmt dem hohen Meere zu, kehrt am Abend zurück, tritt am nächsten Morgen eine ähnliche Wanderung an und hält, während das Weibchen legt, Wache beim Neste; wenn aber das Gelege vollständig geworden ist, verlässt es Nest und Weibchen und fliegt nun auf das Meer hinaus, um hier mit andern Männchen sich zu vereinigen. Um einzelne Schären Norwegens sieht man diese Strohwittwer massenhaft geschaart, gleichsam einen Blüthenkranz um das Eiland bildend.“ Auch Homeyer bestätigt, dass ein Verkehr zwischen den Weibchen und Männchen nach Beginn des Brütens nicht mehr stattfindet. Darum bleibt es ihm ein unlösbares Räthsel, wie das Weibchen in Norwegen bei wiederholter Entnahme der Dunen durch die Menschen, die bekanntlich diesen kostbaren Erzeugnissen nachstreben, das Männchen zu veranlassen weiss, auch seine Dunen herzugeben, da es doch erforderlich wäre, dass das Männchen an das Nest geführt und hier vom Weibchen gerupft würde. Hören wir Homeyer weiter: „Nun scheint die Eiderente aber, wie viele andere Enten, das Nest dem Männchen sorgfältig zu verbergen, und das dahingeführte Männchen dürfte wohl eher geneigt sein, die Eier zu zerstören, als sich gehorsamst rupfen zu lassen. Diese Angelegenheit bedarf noch einer genaueren Prüfung.“ . . . . „Es war natürlich mein Wunsch, brütende Eiderenten zu sehen, und Herr Friede hatte auch die Güte, mich zu einigen Nestern zu führen, die nicht fern von unserem Wege waren. Die Farbe des Weibchens harmonirt ja so sehr mit dem Haidekraute, dass der brütende Vogel in solcher Umgebung nicht leicht zu sehen ist. Dazu kommt noch die völlige Unbeweglichkeit desselben. Dies zeigte sich recht deutlich, als wir ein Nest in immer engerem Kreise umgingen. Bei solcher Gelegenheit pflegt der Vogel den Kopf zu drehen, um der Bewegung des Menschen besser folgen zu können, aber nichts davon konnte bemerkt werden, nicht einmal das Zucken des Auges. Der brütende Vogel gab auch nicht das kleinste Zeichen von Leben, wodurch er sich hätte verrathen können. Man würde aber sehr irren, wenn man die Eider-

enten für kluge Vögel halten wollte, die im Gefühl ihrer Gleichfarbigkeit mit der Umgebung so handelten. Das ganze Bild des so starr dasitzenden Vogels hat vielmehr etwas unbeschreiblich Dummes. Drei, vier Personen umkreisen ihn — er bleibt starr und steif: aller Augen sind beobachtend und scharf auf ihn gerichtet — er bleibt unbeweglich, völlig apathisch — selbst das Auge ist unempfindlich, wenn es vom menschlichen Auge getroffen wird."

Nach Brehm lassen diejenigen Eiderenten, welche in der Nähe der menschlichen Wohnungen brüten den Beobachter dicht an sich herantreten, sich vom Neste aufheben und wieder daraufsetzen, ohne an's Wegfliegen zu denken.

Von selbst verlässt der brütende Vogel Morgens gewöhnlich das Nest, bedeckt jedoch vorher die Eier sorgfältig mit Dunen, um die Brut vor schädlichen Witterungseinflüssen zu bewahren. Ungefähr eine halbe Stunde treibt sich die Ente nun auf dem Meere herum, eifrig tauchend und gierig sich den Kropf mit Muscheln füllend. Gesättigt kehrt sie dann wieder zum Neste zurück. Das Nest ist nichts weiter, als eine sehr oberflächliche Zusammenschichtung von feinem Reisig oder von Seetang, von Gras, Stroh oder sonstigem gelegentlich dargebotenem Material. Sehr dicht und reich ist dagegen die Nestmulde mit Dunen vom eigenen Leibe des Weibchens ausgepolstert. Gewöhnlich liegen sechs bis acht schmutzig- oder graugrün gefärbte, glattschalige Eier von reiner Eiform und 85 Millimeter Länge und 60 Millimeter Dicke als vollzähliges Gelege im Neste. Die Bebrütung dauert 25 bis 26 Tage. Die in reichem, buntem Dunenkleid ziemlich gut dahinlaufenden Jungen werden von der Mutter nach dem Meere hingeführt, sofern nicht Menschen die Brut, wenn eine weite Strecke bis zum Strande zurückgelegt werden muss, zu Hülfe kommen, indem sie die Kleinen in einem Korbe bis zum Ort der Bestimmung tragen und die watschelnde Mutter ihnen nachfolgen lassen. Die Jungen schwimmen und tauchen sogleich recht fertig und vergnügen sich mit ihrer Führerin oft in Gesellschaft von mehreren Familien. Verunglückt die eigne Mutter, so nimmt sich eine Stiefmutter der verwaisten Kinder, die den Anschluss an andere Jungen suchen, bereitwillig an. Schon nach wenigen Wochen aber bedürfen sie der Führung nicht mehr, wiewohl sie dennoch das ganze Jahr hindurch bis zum nächsten Frühjahre sich zu den Eltern halten und im zweiten Lebensjahre möglichst viel in Gesellschaft der alten Männchen wahrzunehmen sind. Ihre Nahrung besteht anfangs nur in Weichthieren und kleinen Krebsarten, später der Hauptsache nach in Muscheln, nicht selten auch in Fischen etc.

Hinsichtlich der Stimme unterscheidet sich das Männchen der Eiderente durch ein lautes, dumpfes „Ahu ahu ahu" von dem Weibchen, welches die Töne „Korr korr korrrrr" hören lässt.

Brehm lässt sich mit Recht missbilligend über die Nachstellungen aus,

welche schonungslos gegen die Eiderenten auf Island, Spitzbergen und Grönland, sowie in Lappland gerichtet sind. Wie den Vogel, so behandelt man auch die Eier feindlich. Im südlichen Norwegen geht man schonender mit der Ausbeutung der Eier und Dunen um. Von ersteren nimmt man anfangs der Legezeit einige Stück weg, um den Vogel zu veranlassen, mehr Eier zu legen. Dann aber lässt man die Brut vorübergehen, um die Dunen zu nehmen. Auf Spitzbergen ist in Folge der unvernünftigen Behandlung der Eiderenten schon längst eine bedeutende Abnahme dieser schätzbaren Vögel zu verzeichnen. In Grönländ soll die Abnahme trotz schlechter Behandlung weniger fühlbar sein. Dort werden nach Holböll jährlich noch mehrere tausend Kilogramm ungereinigter Dunen versandt. Auf Südgrönland rechnet man das Maximum von 2005 Kilogramm, auf Nordgrönland ungefähr die Hälfte. Die Dunen von 12 Nestern betragen ein Pfund. In Norwegen kostet das Kilogramm gereinigter Eiderdunen ungefähr 36 Mark unseres Geldes. Haben doch diese Vögel ausser ihrem gefährlichsten Feinde, dem Menschen, auch Feinde genug unter den Thieren, Kolkraben und Raubmöven, welche die Eier stehlen, Eisfüchse und Jagdfalken, welche den Vögeln selbst nachstellen — ein Grund mehr zur vernünftigen Schonung!

Die Sippe der Moorenten, Fuligula,

umfasst Tauchenten, deren Schnabel an der Wurzel nicht wie bei den ausserhalb Deutschlands brütenden Trauerenten höckerig aufgetrieben und von mittlerer Länge ist, deren Füsse kurz und mit breiten Sohlen versehen sind, deren Flügel gespitzt und deren Schwanz abgerundet und sechzehnfedrig ist.

Die Tafelente, Fuligula ferina.

Die Länge beträgt 55 cm. Der Kopf ist braunroth wie der Hals, die Vorderbrust schwarz, Rücken und Flanken sind bleich aschgrau und schwarzwellig, die Unterseite trägt Grauweiss, der Steiss Schwarz. Die grauen, spitzen Flügel haben aschgraue Decken und lichtgrauen Spiegel. Das Steuer ist grau, das Auge gelb, der mittellange Schnabel blaugrau mit schwarzer Wurzelgegend und schwarzem Rand, der kurze, breitsohlige Fuss grünlichgrau.

Nordamerika, Asien und Amerika sind die Heimath dieser Ente. In Europa geht ihre Verbreitung hauptsächlich nach Osten hin. Brütend wurde sie beobachtet inmitten Englands, in West-Jütland, auf der Insel Oland, auf Landseen der südlichen Ostseeländer, in Mecklenburg, Pommern, Preussen, Livland, am Ladogasee in Russland. Nach Droste-Hülshoff's weiteren Angaben nistet sie auch an manchen Seen und Teichen des östlichen Deutschland, sowie im mittleren Deutschland bei Braunschweig und bei Neuhaus an der Aisch in Baiern. In Ungarn an der unteren Donau, in

Südrussland, am Nordufer des caspischen Meeres und in Südsibirien am Baikalsee brütet sie.

Im März kommt diese Ente paarweise an dem Brutorte an, aber erst in der zweiten Hälfte des April legt sie ihr Nest in dem Schilf- oder Rohrdickicht an. Die Stoffe sind den verschiedenen Gewächsen des Sees oder grossen Teiches entnommen und werden kunstloss über einander in eine flache Vertiefung gelegt. Das Gelege besteht aus acht bis zehn ölgrauen Eiern, die von dem Weibchen in zweiundzwanzig Tagen ausgebrütet werden. Sehr bald bekunden die sich rasch entwickelnden Jungen Schwimm- und Tauchfertigkeit, spät aber erst werden sie flugfähig. Eine ausserordentliche Beweglichkeit und Lebhaftigkeit zeigt sich bei Jung und Alt. Es scheint, als ob diese Ente Pflanzennahrung der thierischen weit vorziehe, wiewohl erwiesen ist, dass sie Kerbthiere, Fischchen und Muscheln nicht verschmäht. Die Stimme besteht in einem schnarchenden Laute; nach Naumann ist ihr Minneruf ein „Quätschen". Wenn auch zutraulicher, als die Schwimmenten, zeigt sich die Tafelente doch nach wahrgenommener Verfolgung vorsichtig genug.

Die Moorente. Fuligula nyroca.

Die Länge beträgt 43 cm. Ein lebhaftes Kastanienbraun deckt Kopf, Hals, mit Ausnahme eines schmalen dunklen Ringes um letzteren, und Brust. Die Oberseite ist schwarzgraubraun, die Unterseite von der braunen Brustgrenze an bis zum Bürzel weiss, desgleichen ein Dreieck am Kinn, nach den Flanken hin röthlichbraun, die Handschwingen sind dunkelbraun, auf den Innenseiten weiss, mit breitem dunklem Endbande, die hinteren Handschwingen ebenso wie die Armschwingen, welche den Spiegel bilden, weiss, wozu noch ein breites dunkles Querband als Auszeichnung kommt, die Schwanzfedern schwarzbraun. Der Schnabel ist bleischwarz, das Auge perlweiss, der Fuss grünlich bleifarbig, seine Schwimmhaut aber schwarz. Das Sommerkleid unterscheidet sich von dem Winterkleid durch leblosere Färbung und die gefleckten Kleinfedern, was hauptsächlich beim Weibchen der Fall ist. Die Jungen haben schmutzigeres Braun, dunkelkupferfarbenen Kopf und braune Augen.

Diese Ente ist ein ächter deutscher Vogel, der hier wie in den angrenzenden Ländern brütet. Sie wählt zu ihrem Aufenthalte die Landseen, welche mit Sumpf- und Rohrpartien begrenzt sind, aber auch kleinere Teiche und sumpfige Gewässer der Torfmoore. Nach Norden hin findet sie in Schleswig die Brutgrenze. Ihr eigentliches Heimathgebiet liegt mehr dem Südosten zu, wo sie die Donauländer, Ungarn und Südrussland und theilweise auch Griechenland bevorzugt. Im westlichen Asien, insbesondere in Palästina bringt sie ebenfalls den Sommer zu. Überall, wo sie auftritt, erweisst sie sich als Bewohner der Süssgewässer, Mit ausserordentlicher Geschicklichkeit durchfurcht die Moorente die Wellen, senkt sich beim

Schwimmen tief und ist blitzschnell beim Tauchen in die Tiefe dem beobachtenden Auge verschwunden. Der Flug ist nicht eben fördernd zu nennen und von starken Flügelschlägen begleitet. Die Nahrung besteht in Sämereien, Wurzelknollen und Blättchen verschiedener Süsswasserpflanzen, die sie vom Grunde der Gewässer heraufholt. Sie nistet in guten Verstecken nicht weit vom Wasser.

Ihre Artverwandte, die Kolbenente, Fuligula rufa, ist ebenfalls eine in Deutschland brütende Ente und Bewohnerin der Süssgewässer.

Ihr Wohngebiet erstreckt sich über Südeuropa und Turkestan, die Mongolei und die Aralokaspische Niederung. Brehm gibt weiter an, dass sie in Deutschland regelmässig in den Mansfeldischen Salzseen brüte. Ihre Wanderung geht bis Nordafrika und Indien.

Die Länge beträgt 60 cm. Brehm beschreibt ihre Färbung folgendermassen: „Der Kopf, dessen Scheitelfedern verlängert sind und eine buschige, helmraupenartige Haube bilden, Seiten- und Vorderhals sind lebhaft rostroth, die mittleren Scheitelfedern lichter, rostgelb, die Mitte des Hinterhalses, Nacken, Kropf, Oberbrust, Bauchmitte, Steiss und Bürzel schwarz, nach unten hin in Braunschwarz übergehend, Schultern und Brustseiten weiss, letztere an den Tragfedern hellbraun eingefasst, Mantel und Schulterfedern gilblich graubraun, die oberen Flügeldeckfedern braungrau, die Handschwingen dunkelbraun, auf der Innenfahne, nach hinten mehr und mehr zunehmend, röthlichweiss, die letzten Schwingen, mit Ausnahme der schwarzbraunen Spitze, weiss, die Armschwingen, welche den Spiegel bilden, bis auf einen grauen Querstreifen vor der Spitze, weiss, röthlich überlaufen, die Oberarmschwingen bräunlichaschgrau, die Unterflügeldecken weiss, die Schwanzfedern dunkel aschgrau, am Ende bräunlichweiss gekantet. Das Auge ist lebhaft gelblichroth, der Schnabel karmin- bis blutroth, der Fuss lichtroth. Beim Weibchen sind Oberkopf und Nacken schmutzig rothbraun, Wangen, Kehle und Gurgel grauweiss, die kleinen Rumpffedern hellgraubraun, dunkler gefleckt und quergebändert, Flügel und Schwanz, Iris, Schnabel und Füsse minder lebhaft als beim Männchen. Die Jungen ähneln der Mutter. Die Übereinstimmung in der Lebensweise, dem Betragen, der Bewegung im Wasser, auf dem Lande und im Flug, sowie in der Aneignung von Nahrung und der Wahl und Vorliebe für letztere und endlich in der Nistweise und im Familienleben mit den nächsten Artverwandten ist so gross, dass es einer eingehenden Schilderung nicht bedarf.

Die Reiherente, Fuligula cristata.

Ihre Länge beträgt 40 cm. Das im Sommer mit einem Schopfe versehene Männchen hat schwarzen Kopf, Hals, Oberbrust, Rücken, Bürzel, und Steiss. Metallglanz überzieht Kopf und Hals. Die Unterseite ist weiss. Die Flügel sind schwarzbraun, mit einem grünlich braunschwarzen End-

bande der Armschwingen. Der Schnabel ist hellbraun, an der Spitze schwarz, das Auge goldgelb, der Fuss grünlich bleifarben. Beim Weibchen ist der Schopf kürzer.

Diese mit den Moorenten unter den europäischen Tauchenten kleinste Art, brütet spärlich in England, häufig in Scandinavien, Lappland und Nordrussland. Durch das mittlere Sibirien ist sie bis Kamschatka verbreitet, am unteren Amur sehr häufig. In Deutschland brütet sie in den preussischen Ostseeprovinzen und Mecklenburg. Ihr Winteraufenthalt sind die südlichen Mittelmeerländer.

Bei der Wahl des Brutortes sieht die Reiherente nicht auf die Grösse der ihr geeignet erscheinenden Teiche und berücksichtigt ebenso wenig die einsame Lage solcher Gelegenheiten zur Unternehmung des Brutgeschäftes. Es scheint, dass sie sogar unter Voraussetzung allmäliger Gewöhnung das geräuschvolle Treiben der Menschen liebe, denn sie bewohnt nicht selten Weiher, die mitten in Städten liegen. Da sie das Salzwasser ebensosehr liebt, als das Süsswasser, so wird sie auch nach dieser Richtung hin in ihrer Entscheidung für den Sommeraufenthalt nicht bestimmt. Sie ernährt sich und ihre Jungen mit Molusken des Süss- und Salzwassers; ausserdem dienen ihr reichlich Sämereien und Wurzelknollen in den Süssgewässern zur Nahrung. Im Tauchen ist diese Ente Meisterin, und es ist höchst unterhaltend und anziehend, wenn mehrere Exemplare auf kleinerer Wasserfläche diese Kunst in rastloser Beweglichkeit ausüben. Ihr Aufstehen vom Wasser ist aber schwerfällig und mit längerem Flattern bis zur freien Erhebung begleitet. Erst wenn der Flug in gerader Linie fortgeht, wird er fördernd. Der Ruf klingt wie „Karr", dem sich beim Männchen ein Pfeifen bisweilen noch zugesellt.

Die Sippe der Schellenten, clangula,

kennzeichnet sich durch einen an der Stirne hohen, vorn mit mittellangem Haken versehenen Schnabel von Kopfeslänge, der eigenthümlich einen spitzwinklichen Einschnitt in das Gefieder der Stirne bildet, durch niedrige Füsse mit langen Zehen, mässiglange Flügel und abgerundeten, sechzehnfedrigen Schwanz, sowie durch buschige Kopffedern.

Die Schellente, Clangula glaudion.

Die Länge beträgt 50 cm. Der reich gefiederte, sehr dicke Kopf mit einem geringen Theile des Oberhalses ist glänzend hellgrün; zwischen Schnabel und Auge steht ein weisser Fleck. Flügel und Schulterpartie weiss mit Reihen schwarzer Flecken, die grossen Schwingen schwarz, ebenso Rücken, Bürzel und Schwanz. Der schwarze Schnabel ist hoch, Fuss rothgelb mit schwarzen Schwimmhäuten. Beim Weibchen ist der Kopf

braun; ausserdem wird dasselbe durch die schiefergrauen Flanken und Obertheile gekennzeichnet.

Der Verbreitungskreis hinsichtlich des Brütens erstreckt sich einförmig über den Norden der Welt. Sie kommt im Innern des nordwestlichen Deutschlands und in den Küstenländern, in Mecklenburg, Pommern, Preussen, Cur- und Livland, hier und da auch im Innern des nordöstlichen Deutschlands brütend vor und bewohnt grosse Flüsse, Seen und Teiche sowohl wie die Seeküste. Ihre Nistsellen befinden sich in hohlen Bäumen, und ihrer Neigung gemäss benutzt sie geeignet eingerichtete Nistkasten, welche man in Schweden an felsigen Klippen für sie anbringt. Sie nährt sich von Wasserschnecken, Muscheln und Crustaceen. Im Tauchen ist sie Meisterin, und darum fällt es ihr leicht, vom Grunde ihren Nahrungsbedarf heraufzuholen. In pfeilschnellem Rudern unter Wasser fängt sie auch Fische. Von der Schellente sagt Brüggemann, dass sie in der Regel monogam lebe. „Seltner hält sich ein Männchen zu mehreren Weibchen, aber letztere vertragen sich schlecht mit einander. Jeder Enterich dieser Species hat sein besonderes, genau begrenztes Gebiet auf dem Gewässer. Kein fremdes Männchen wird innerhalb dieses Bezirkes geduldet, sondern bei seinem Erscheinen sofort verfolgt. Die Art und Weise, wie die Schellente ihre Nebenbuhler verjagt, ist aber eine ganz eigenthümliche. Sie fährt anfangs drohend auf dieselbe zu, indem sie wie ein böser Gänserich den Hals wagerecht ausstreckt, taucht dann plötzlich unter und schwimmt nun mit grosser Schnelligkeit dicht unter der Oberfläche des Wassers weiter, um so dem Eindringling, der eilig die Flucht ergreift, möglichst nahe zu kommen. Allein, sie weiss auch unter diesen Umständen genau, wie weit das Gebiet reicht, welches sie beherrscht. Sobald sie an die Grenze ihres Bereichs gelangt ist, wendet sie plötzlich unter Wasser um und kehrt nun, soweit es das beim Athmen mitgenommene Luftquantum erlaubt, auf demselben Wege zurück. Andererseits fühlt sich das fremde Männchen, wenn es wieder in seinem eignen Reiche angekommen ist, völlig sicher; es gibt nun die Flucht auf und beginnt auch wohl selber in ähnlicher Weise die Verfolgung, falls sich das andere zu weit vorgewagt haben sollte.“

„Die Paarung findet Ende März und zu Anfang des Aprils statt, und zwar in den Vormittagsstunden von zehn bis zwölf Uhr. Beide Gatten schwimmen etwa zehn Schritte vom Ufer entfernt träge auf dem Gewässer. Das Weibchen beugt sich dann ganz flach auf das Wasser, indem es den Kopf auf dasselbe niederlegt. Von Zeit zu Zeit krümmt es krampfhaft den Hals nach unten und richtet die ausgebreiteten Schwanzfedern abwärts in's Wasser hinein, indem es zugleich seine eigenthümliche winselnde oder knurrende Stimme hören lässt, namentlich in Antwort auf den Ruf des Männchens. Dieses richtet nämlich unter Sträuben der Kopfholle den

Kopf empor, schnellt ihn dann plötzlich auf den Rücken und stösst ein lautes, ungefähr wie „quätsch“ klingendes Geschrei aus, indem es zugleich mit dem hinteren Theile des Körpers und den Füssen eine energische Stossbewegung macht. Abwechselnd legt es auch die Haube flach nieder und reckt den einen oder den andern Flügel lang aus. Das Spiel dauert ungefähr fünf bis zehn Minuten. Dann steckt das Männchen den Schnabel ins Wasser, niest in das Wasser hinein, gleich darauf niest es nochmals, und so vier bis sechs Mal hinter einander mit immer kürzeren Zwischenpausen. Gleichzeitig entfernt es sich, von der Seite schwimmend, etwa zwei Meter weit vom Weibchen. Dann dreht es sich plötzlich um und schwimmt mit gewaltiger Schnelligkeit auf das Weibchen zu. Nach der nun erfolgenden Paarung hält der Enterich die Gefährtin noch einige Augenblicke am Schopfe fest und zieht sie, sich rückwärts drehend, zwei bis drei Mal in engem Kreise mit sich herum, wobei sie wieder die oben erwähnten Laute von sich gibt. Dann lässt er das Weibchen los und schwimmt in schnurgerader Richtung mit steil aufgerichtetem Halse und aus dem Wasser gehobenem Vorderkörper einige Meter weit fort, und erst nach und nach kommt er aus seinem exaltirten Zustande wieder heraus.“

Die Unterfamilie der Säger, Merginae.

Ihre eigenthümlichen äusseren Merkmale bestehen in dem starkbezahnten und grosshakigen, scharfrandigen, langen, entweder geraden oder etwas nach oben geschweiften Schnabel von schmaler, walzenähnlicher Form, in dem meist mit einem Federschopf gezierten grossen Kopfe, dem dünnen Hals von Mittellänge, in der gestreckten Gestalt, den spitzen Flügeln, deren erste und zweite Schwungfeder besonders hervorragend sind, dem kurzen, breiten und abgerundeten Schwanz, dem bei alten Männchen farbenreichen, ebenso dichten als weichen Gefieder und in den kurzen, weit hinten eingelenkten, mit langen Zehen und belappter Hinterzehe versehenen Schwimmfüssen. Mit den Tauchern haben sie die Geschicklichkeit im Tauchen und Schwimmen gemein, dagegen übertreffen sie dieselben im Fliegen weit. Vermöge der weit hinten eingelenkten Füsse ist natürlich ihr Gang sehr unbeholfen. Sie sind vorzugsweise Nordbewohner, die übrigens in strengen Wintern in südlichen Ländern anzutreffen sind und im mittleren Deutschland früher als regelmässige Gäste in einzelnen Vertretern auf ausgedehnten überschwemmten Wiesenflächen erschienen, sich aber, wie wir beobachteten, von den übrigen Wasservögeln absonderten. Sie nehmen ihre Nahrung aus dem Bereiche der Wasserthiere und sind sehr geschickte und leidenschaftliche Fischräuber. Aber auch Kerbthiere und deren Larven, Schnecken und Würmer dienen ihnen zur Nahrung. Selten gehen sie wohl auch Pflanzennahrung an. Nestbau, Brutgeschäft und Jungenpflege stimmen mit der Art und Weise der Enten überhaupt in dieser Beziehung überein.

Der Gänsesäger, Mergus merganser.

Die Länge beträgt 80 cm. Von der Wurzel des seitlich zusammengedrückten, langen, korallenrothen Schnabels bis zur Mitte des Halses ist dieser Säger schwarzgrün, auf der Unterseite wie auf den oberen Flügeldecken gelbroth, auf dem Oberrücken, den Schultern und Flügelrändern schwarz, auf dem grauen Unterrücken schwarzwellig; sein Spiegel ist weiss, die Schwingen sind schwarz und die Steuerfedern grau, die Augen rothgelb, die Füsse blassroth.

Brütend wird dieser Säger im Norden Deutschlands, vorzüglich in Pommern, Mecklenburg und Holstein immer noch durch einzelne Paare vertreten gefunden. Auf den dänischen Inseln brütet er regelmässig, und weiter nach Norden auf allen ihm geeignet erscheinenden Gewässern. Ende Februar oder spätestens anfangs März begibt er sich in die Heimath und macht sich auf den Gewässern durch seine Schönheit, grosse Lebhaftigkeit und seine vielseitigen Künste zu Wasser vortheilhaft bemerkbar. In seinem Charakter prägt sich entschiedene Leidenschaftlichkeit aus. Dieselbe offenbart sich schon in seinen raschen Schwimm- und Tauchbewegungen, in seinem fortwährenden Jagen nach Fischen, in seinem gierigen Gebahren beim Erfassen und Würgen der Beute, seiner unersättlichen Fressgier. Aber auch sein Futterneid und seine zänkische Bosheit zeugen von leidenschaftlicher Naturanlage. Dennoch sieht man wenigstens immer ein Paar, wenn nicht mehrere Ihresgleichen, vereinigt. Selbst auf ihren Zügen aber offenbaren sie geringe Neigung zur Geselligkeit, indem sie abseits der nachbarlichen Enten ihre geschiedenen Wege ziehen. Wir haben diese Grundzüge ihres Wesens durch langjährige Beobachtungen genau kennen gelernt und können von ihrer Wachsamkeit, Vorsicht, Klugheit und richtigen Berechnung der gefährlichen Nähe oder ungefährlichen Entfernung beredtes Zeugniss ablegen. Schon bei der Wahl ihrer Niederlassungen auf dem Zuge und bei ihren Raubjagden sind sie mit äusserster Vorsicht auf Sicherheit bedacht. Scharf blicken sie umher, feinsinnig lassen sie sich schon von der Ahnung einer Gefahr zum Aufstehen und zum Verlassen der Gegend bei wiederholten Nachstellungen bewegen. Am Brutplatz sind sie weniger scheu und hängen mit grosser Liebe an demselben. Ihr Nest wird nach Art der Enten in Erdvertiefungen zwischen Gestein oder Gesträuch, bisweilen auch auf Kopfweiden und in genügend weiten Baumhöhlungen angebracht.

In der Familie der Mövenvögel, Laridae, schildern wir zunächst im Allgemeinen die Seeschwalben, Sternae, die ihren hervorragenden Auszeichnungen nach von schlanker Gestalt, mittlerer oder noch geringerer Grösse sind, deren Schnabel seiner Länge nach der Kopflänge entspricht und sanft nach unten gebogen, seitlich zusammengedrückt, mit scharfen

Schneiden versehen und spitzig ist, deren schwacher Fuss nur an den drei Vorderzehen Schwimmhäute hat, deren spitz- und schmalgestaltete Flügel im Verhältniss zur Körper- und namentlich zur geringen Schwanzlänge sehr lang erscheinen, deren Gefieder endlich massig und dichtanliegend, jedoch nicht dunenhaltig ist. Ihr Verbreitungsgebiet umfasst alle Erdgürtel, sie bewohnen jedoch die gemässigten und warmen am meisten. Ihr Aufenthalt ist theils der Meeresstrand und das darangrenzende Meer, theils das Süsswassergebiet. Ihre Nahrung eignen sich diese ewig beweglichen, unermüdlichen Flieger als Stosstaucher an, d. h. sie stossen auf die im Wasser bemerkte Beute, nachdem sie kurze Zeit gerüttelt, nieder, und ergreifen sie tauchend mit dem Schnabel. Sie sind Fischer in erster Linie und Kerbthierfresser, von den grösseren Arten werden aber auch kleine Säugethiere und Vögel geraubt; die kleineren Arten verzehren neben Fischen Seethiere und Würmer. Sie legen ihre Eier auf Sandbänke, kahle Inselzungen und auf entsprechende Uferstellen der Seen und Sümpfe.

Die hervorragendste unter den Seeschwalben ist

die Raubseeschwalbe oder Wimmermöve, Sterna caspia.

Ihre Länge beträgt 52, ihre Breite 130 Centim. Sie repräsentirt die ganze Untersippe der Raubseeschwalben, Sylochelidon. Der gedrungene Leib, der kräftige, die Kopflänge überragende Schnabel, die kleinen Füsse mit mässig ausgeschnittenen Schwimmhäuten, die langen Flügel von säbelförmiger Bildung, der wenig gegabelte Schwanz und das knappe Gefieder — alle diese Eigenthümlichkeiten sind unterscheidende Merkmale. Schwarzer Kopf, hellgraublauer Mantel, glänzend weisse Unterseite nebst eben so gefärbtem Hals und Oberrücken, dunklere Schwingenspitzen und heller, als das Gefieder der Oberseite erscheinende Schwanzfedern, braune Augen, korallenrother Schnabel und schwarze Füsse zeichnen die Wimmermöve. Im Winter ist dem Schwarz des Kopfes Weiss untermischt. Die jungen Vögel haben auf dem Rücken bräunliche Querflecken.

Die Verbreitung erstreckt sich über Mittelasien und Südeuropa. Es sind aber auch an der französischen, holländischen und pommerschen Küste Brutplätze von ihr entdeckt worden, ebenso auf der Insel Sylt. Ihr Winteraufenthalt ist der Südrand des Mittelmeeres, sind die unteregyptischen Seen, das nördliche Rothe und das Indische Meer; auch folgt sie dem Lauf der Ströme bis in das Innere Afrika's und nach Ostindien. Brehm beobachtete sie im Sudan, nach Jerdon ist sie auch der Regel nach im Innern der Halbinsel im Winter vertreten. Ebenso besucht sie die Westküste Afrika's und sehr selten das Innere Deutschlands. Ihre Heimkehr auf der Insel Sylt fällt in die letzte Hälfte des April, ihre Trennung vom Brutorte in den August. E. F. v. Homeyer gibt auf Sylt genau den Brutplatz der Wimmermöven an, nämlich den sogenannten Ellenbogen als den einzigen

für ganz Deutschland. „Derselbe hat seit dem Bau der beiden Leuchtthürme, in deren Nähe er sich befindet, sehr abgenommen, doch würde die Zahl der brütenden Seeschwalben sich bei gehöriger Schonung wohl bald wieder heben, da sie der Beraubung durch die Silbermöven, wegen ihrer Stärke, nicht ausgesetzt sind. Die Lage des Brutplatzes auf dem Ellenbogen, einer langen, schmalen Halbinsel auf der nördlichsten Spitze von Sylt, ist auch derart, dass derselbe gegen gewöhnliche Eiersammler leicht zu schützen ist, allein es droht diesen schönen Vögeln eine andere Gefahr, und das ist der richtige Eiersammler.

Der Brutplatz liegt ja offen vor den Augen aller deutschen Eiersammler da, und dass unter diesen richtige sind, das wissen wir ja alle. Wir wissen auch, dass der richtige Eiersammler seine Fangarme, wie der Polyp, nach allen Richtungen der Windrose ausstreckt und dass er — wenn möglich — den einzigen Brutplatz der kaspischen Seeschwalbe nicht unbeachtet lassen wird. Und was wäre einem solchen Eifer unmöglich, der unter dem Mantel der Wissenschaft alles tödtet, was ihm erreichbar ist, denn nichts kehrt die Vögel gründlicher aus einer Gegend weg, als das ruchlose Eiersammeln."

Die Charakterzüge dieser Seeschwalbe offenbaren sich eben so sehr in Habgier und Neid, wie in kühner Entschlossenheit und Streitlust. Wohl brütet sie in zusammengeschaarter Gesellschaft, aber ausser dieser Zeit lebt sie mehr für sich, den Raub allein unternehmend und nur gemeinschaftlich mit der Menge an Ruheplätzen sich niederlassend. Ängstliche Scheu und Vorsicht halten sie vom Menschen ferne. Sie hält sich der Regel nach ungefähr 15 Meter über dem Wasserspiegel, indem sie den Schnabel senkrecht herniederrichtet, mit langsamen Schwingenschlägen sich fortbewegt und zeitweise herabstürzt, um durch Stosstauchen sich Beute anzueignen, die hauptsächlich in Fischen besteht, die oft von ziemlich bedeutender Grösse sind. Ausserdem raubt sie aber auch verschiedene Arten von Kerbthieren und Strand- und Wasservögel. Nach Jerdon liebt sie in Indien die Krebsjagd, nach Schilling und Andern richtet sie ihre Raubgier auch auf Eier der am Strande brütenden Vögel. Schwimmend bewegt sie sich wohl nur auf grösseren Wasserflächen und zwar immer nur minutenlang und auf einer Stelle verharrend, ohne zu rudern. Ihre Ruheplätze wählt sie an kiesreichen Uferstellen in geschlossener Reihe grösserer Gesellschaft. Laut und rauh lässt sich ihr Geschrei etwa wie „Kriäh" oder „Kräik" vernehmen. Naumann berichtet, dass die Eier auf dem blossen Sand in einer kleinen Erdvertiefung liegen, welche die Vögel selbst scharren, nicht ganz nahe am Wasser, doch im Angesichte desselben. Wo viele Vögel zusammen brüten, sind die Nester kaum 60 Ctm. von einander entfernt. Die gewöhnliche Zahl der Eier ist zwei, selten und höchstens drei. Ihre Grösse kommt derjenigen der gewöhnlichen Eier zahmer Enten gleich, sie sind glanzlos und glattschalig, von schmutziggelblicher oder bräunlichweisser

Grundfarbe, auf der aschgraue Punkte und Flecken stehen. Übrigens ändern Grösse, Färbung und Zeichnung der Eier öfters ab. In der zweiten Hälfte des Mai beginnt das Eierlegen. Mehrmals werden ihnen von den Bewohnern Sylts die Eier genommen bis man sie zuletzt, vierzehn Tage vor Johanni, brüten lässt. Beide Gatten begrüssen den Störer auf dem Brutplatze mit hässlichem Geschrei; besonders dreist zeigt sich dabei das Männchen. Beim Legen und Brüten richten alle Raubseeschwalben das Gesicht nach dem Wasser. Obwohl sie mit vielen Unterbrechungen brüten, sitzen sie doch öfter über den Eiern als andere Gattungsverwandten; sind sie aber einmal aufgescheucht, so dauert es lange, ehe sich einzelne wieder auf ihre Eier herablassen, da solche Störungen auf so scheue Vögel einen anhaltenderen Eindruck machen als auf andere. Die oberseits mit graulichschwarzgefleckten, unterseits mit weissen Dunen bekleideten Jungen entrinnen dem Neste sehr bald und werden mit kleinen Fischen von beiden Eltern gefüttert. Auch die brütenden Weibchen werden zeitweise von den Männchen gefüttert.

Die kenntische Seeschwalbe oder Brandseeschwalbe. Sterna cantiaca.

Die Länge beträgt 40, die Breite 94 Centimeter. Der Mantel ist silberblaugrau, der Oberkopf im Sommerkleid bis zum Hals schwarz, in der Winterfärbung mit weisser Stirne, der Nacken im Winter mit schwarzen Federspitzen, die Unterseite des Körpers und Schwanzes weiss mit zartem Rosa überhaucht. Der schwarze Schnabel hat gelbe Spitze, die Füsse sind schwarz. Die jungen Vögel haben unreineres Weiss und aschgrauen Mantel mit weissen Säumen und schwarzbraunen Mondflecken, sowie graue Oberkopfseite mit braunen Flecken.

Die Verbreitung erstreckt sich über den gemässigten Norden Amerika's und Europa's. Auf den Westküsten Schleswig-Holsteins und den südlichen Küsten der Nordsee ist sie heimisch. Im Herbste geht sie auf der Wanderung bis nach Westafrika.

Zu Ende des April erscheinen plötzlich Züge der kentischen Seeschwalbe in der Heimath. Diese vergrössern sich immer mehr, bis sie in den ersten 8 bis 10 Tagen des Mai zu ungeheueren Schwärmen herangewachsen sind. Doch erst Ende Mai beginnt die Nistzeit. Die Paare scharren sich auf den höchsten Dünen in den Boden Vertiefungen, in welche das Weibchen drei zartschalige Eier von der Grösse der Cochinchinahühnereier legt, die in der ersten Woche des Juni vollzählig sind. Ihre Farbe weicht sehr ab, die Grundfärbung ist im Allgemeinen weiss oder braungelb und die mehr oder weniger zahlreichen Flecken oder Tüpfeln sind dunkel, zuweilen erdbraun.

Mit Tagesanbruch verkündigt die Colonie ihr Dasein durch kreischende Töne, und mit dem ersten Sonnenstrahlenglanz ziehen die verschiedenen Abtheilungen hinaus meereinwärts. Zu weiten Flug- und Jagdunternehm-

ungen veranlasst sie stille Witterung und klare See. Bei bewegter See aber fischen sie in der Brandung des Strandes und des Riffs. Dabei stossen sie schrille Töne aus und offenbaren eine nicht zu verkennende innere Aufregung und Unruhe, die sich bei Gewitter in hohem Grade steigert; gerade da aber erbeuten sie eine grosse Menge Fische. Von einer Höhe von drei bis fünf Meter über dem Wasserspiegel richten sie mit gesenktem Schnabel ihr Augenmerk scharf auf die Tiefe, rüttelnd sich auf einer Stelle in der Luft haltend, dann stürzen sie sich auf die Seite gewendet jählings unter die Wasserfläche, zum Theil oder ganz verschwindend, packen einen Fisch quer mit dem Schnabel, schwingen sich mit demselben empor, werfen ihn ein wenig in die Höhe und fangen ihn dann zum Hinabwürgen am Kopf. So geht das Treiben den ganzen Tag über fort bis sie Abends massenhaft ihre Schlafplätze einnehmen, noch in später Dämmerung die Gegend durch ihr Geschrei belebend.

Die arktische Seeschwalbe. Sterna arctica.

„Unter allen Seeschwalben“, sagt Droste-Hülshoff, „ist sie die einzige Art, welche im höchsten Norden Heimstätten aufsucht. In den amerikanischen Pelzländern und in Grönland ist sie gemein. Die Küsten Spitzbergens bewohnt sie in zahlloser Menge. Ferner brütet sie mehr oder weniger gemein in Island, auf den Faröern, in Dänemark, in ganz Scandinavien, in Nordrussland, in Sibirien. An den westlichen Küsten Europa's ist sie selten, obschon sie an den östlichen, zumal in der Ostsee gemein ist.“

Die Grösse stimmt mit derjenigen der Flussseeschwalbe überein. Im Vergleich zu ihr wird sie beschrieben: „Füsse und Schnabel kürzer und schöner roth, als bei der Flussseeschwalbe, letzterer ohne schwarze Spitze. Gefieder dem der übrigen Arten gleich, nur ist im Sommer die Unterseite graubläulich gefärbt. Jugendkleid etwas dunkel, auf dem Rücken aschgrau mit weissem Saume und braunem Halbmondfleck auf jeder Feder. Schwanz sehr tief ausgeschnitten. P. Müller hat diesen Vogel sehr eingehend beobachtet und schildert ihn in folgender Weise: „Die arktische Seeschwalbe gereicht dem Strande zur grossen Zierde, sei es, dass dieser äusserst bewegungslustige Vogel mit langsamen Flügelschlägen die Luft durchschneidet, sei es, dass er mit schnellerem Fluge kräftig ausgreift und sich mit Seinesgleichen spielend und jagend umhertummelt. Man sieht es diesem Langschwinger gleich an, dass die Luft sein Element ist, in dem er sich heimisch fühlt. Auf der Erde trippelt er höchstens einige Schritte fort. Das Auffliegen scheint ihm beschwerlich zu werden, wohl der kurzen Füsse wegen. Ungefähr um den 10. Mai erscheint die arktische Seeschwalbe. Sie kommt in der Nacht, da man sie stets des Morgens zuerst sieht, und treibt sich reichlich zehn Tage umher, ehe sie an das Brütgeschäft denkt. Wenn das Nest auf dem Rasen sein soll, so wird das dort befindliche kurze

Gras herbeigeholt. Wird das Nest hingegen in dem am Ufer befindlichen Sande angelegt, so wird nur eine einfache Vertiefung für die Eier gescharrt. Sehr erwünscht scheint diesen Vögeln ein Haufen Seetang zu sein. An Stellen, wo sich dieser findet, kann man sicherlich auf Eier rechnen. Vor dem 20. Mai ist selten ein Ei dieses Vogels zu finden, ist aber erst eins da, so findet man auch gewöhnlich bald mehrere. Dass die Eier an Grösse etwas, an Farbe aber sehr von einander abweichen, ist bekannt. Die Grundfarbe ist gewöhnlich hellgrün oder hellbraun in verschiedenen Abstufungen. Die Unterflecke sind grau. Die Oberflecken, dunkler als die Grundfarbe, sind an Zahl sehr verschieden, bald sind viele da, bald wenige und zuweilen, jedoch sehr selten, fehlen sie ganz, bald sind sie über das ganze Ei ziemlich regelmässig vertheilt, bald sind sie am breiteren Ende angehäuft, bald bilden sie einen Ring um das Ei und bald ist ein Fleck da, welcher die andern Flecken an Grösse weit übertrifft, so dass es wohl schwer sein möchte, zwei ganz gleiche Eier zu finden. Auch die Eier eines und desselben Geleges weichen zuweilen von einander ab, gewöhnlich sind jedoch bei einem vollen Gelege zwei Eier einander ähnlich und das dritte ist abweichend. Während der Nacht werden die Eier von den Vögeln bebrütet, und das Sitzen derselben am frühen Morgen verräth gewöhnlich das Nest; während des Tages überlassen die Vögel das Brutgeschäft der Sonnenwärme und setzen sich nur hin und wieder auf die Eier.

Wenn die arktische Seeschwalbe einen Feind in der Nähe der Brutstelle erblickt, so fliegt sie mit grossem Geschrei dahin, ruft andere Seeschwalben herbei, und diese umkreisen ihn oft ganz in der Nähe und suchen ihn theils dadurch zu vertreiben, dass sie ihre Excremente auf ihn herabfallen lassen, theils dadurch, dass sie auf ihn herabstossen und mit ihrem spitzen Schnabel zu verwunden suchen. Daher mag der Mensch sich wohl hüten, an solchen Stellen sich seiner Kopfbedeckung zu entledigen, die Seeschwalben können ihm einen schmerzhaften Stich beibringen. Ein Schaf, das sich in die Nähe ihrer Brüteplätze verirrt hat, wird von ihnen so lange beunruhigt, bis es den Ort verlässt und wegläuft. Einst habe ich einen Kampf dieser Thiere mit einem Storch gesehen, der sich zufällig dort niedergelassen hatte. Um die Seeschwalben abzuwehren, streckte der Storch Hals und Schnabel senkrecht in die Höhe. Wenn dann die Seeschwalben ihn von hinten anfielen, so musste er sich schnell drehen, und sie wussten ihn auf diese Weise beständig in einer tanzenden Bewegung zu erhalten, bis er der Neckereien überdrüssig wurde und wegflog.

Dass die Sterna arctica hauptsächlich von kleinen Fischen lebt, ist bekannt genug, interessant ist es jedoch, dem Fischfange zuzuschauen. Im langsamen Fluge bewegt sich die Seeschwalbe längs der Gräben, um dieselben abzusuchen, die Augen stets auf das Wasser gerichtet. Wenn dann ein Fischlein von ihnen entdeckt wird, so hemmen sie augenblicklich den

Flug, halten sich auf einer Stelle in der Luft, fast ganz ohne Bewegung, den Körper schräg nach oben, den Schnabel jedoch, den sie beständig seitwärts hin und her bewegen, senkrecht nach unten gerichtet. Ist der passende Augenblick zum Fang da, so stürzen sie, die Flügel fest an den Körper gelegt, blitzschnell in's Wasser hinab. Gewöhnlich kommt hierbei nur ein Theil ihres Körpers in's Wasser, sehr selten tauchen sie ganz unter. Bald steigen sie wieder empor, schütteln sich und fliegen weiter. Gewöhnlich haben sie das Fischchen gefangen und halten es im Schnabel, zuweilen jedoch kommen sie leer hervor; ob ihnen dann der Fang entweder nicht geglückt ist oder ob sie ihn gleich verschluckt haben, vermag ich nicht zu bestimmen. Mit dem erbeuteten Fischchen fliegen sie fort, vielleicht um es den Jungen zu bringen. Da sie aber auch dann mit demselben wegfliegen, wenn sie keine Jungen haben, so werden sie ihren Fang entweder auf einem einsamen Plätzchen verzehren oder einem andern Vogel, vielleicht dem brütenden Gatten bringen. Einst sass eine Seeschwalbe auf dem Wege, eine andere kam mit einem gefangenen Fische angeflogen, setzte sich neben dieselbe und gab ihr das gefangene Thier. Im Juli laufen die vom Fett strotzenden Jungen im grauen Dunenkleide auf dem Vorlande herum, und es ist kaum zu denken, wie aus einem solchen unbeholfenen Jungen ein so schlanker Vogel, wie die Seeschwalbe ist, entstehen kann."

Die Fluss- oder Rohrschwalbe. Sterna hirundica.

Da dieser Vogel leicht mit der arktischen Seeschwalbe verwechselt wird, so heben wir Droste-Hülshoff's Unterscheidungsangaben hervor. Die Masse sind wie bei der vorhergehenden Art. Füsse und Schnabel mennigroth, letzterer mit schwarzer Spitze. Schwanz weniger ausgeschnitten, als bei der arktischen Seeschwalbe, nur sind im Sommer die Untertheile nicht so dunkelgrau, sondern am Kopf und Hals rein weiss und am Bauch nur wenig getrübt. Oberseite des Jugendkleides lichter, der dunkle weiss bepuderte Streif auf der Innenfahne der ersten Schwinge: nahe der Spitze fast die halbe Breite der Fahne einnehmend, doppelt so breit als bei der arktischen Seeschwalbe.

Ein Bewohner des Meeresstrandes sowohl wie der Ufer bedeutender Ströme und Seen, zeigt sie sich in grösseren Ansiedelungen meist nur an jenem, wo beim ungewöhnlichen hohen Steigen der Meeresfluth nicht selten die Nester in ungeheurer Anzahl überschwemmt und vernichtet werden. Sie liebt kiesigen Boden, macht in denselben eine Vertiefung und legt zwei bis drei Eier. Die Nester befinden sich sehr nahe bei einander. Auf der Insel Canaria hat Bolle Ansiedelungen beobachtet und darüber also berichtet: „Je weiter wir vorwärts schritten, desto zahlreichere Paare erhoben sich, und bald mussten wir uns im Acht nehmen, die Eier zu zertreten; in solcher Menge sahen wir uns von ihnen umringt. Kaum hatten

wir begonnen, ihre Eier in unsere Hüte und Körbe zu sammeln, da erhob sich, aufgeschreckt und beunruhigt, die ganze ungeheuere Menge von Flussseeschwalben, eine Schaar von Tausenden, in die Lüfte, wir bewegten uns wie unter einer schneeweisen Wolke. Das Gekreisch war betäubend, und der Aufruhr der Vögel ungeheuer. Wir verliesen diesen Ort nicht eher, als bis wir unsere Körbe bis zum Rande gefüllt hatten, was in weniger als einer Stunde geschehen war. Für einzelne Weiler der Nachbarschaft geben diese Brutansiedelungen wochenlang eine ergiebige und eifrig benutzte Vorrathskammer ab, trotzdem aber hat die Zahl der Seeschwalben seit Menschengedenken sich nicht vermindert."

Anmuthiger noch, als die Flussschwalbe erscheint die flinke, fluggewandte und schöngefärbte Zwergseeschwalbe, Sterna minuta, welche übrigens weniger den Meeresstrand, als die Fluss- und Seeufer bewohnt und in unserem Vaterlande nur vom Mai an bis zum August sich aufhält.

Die Länge beträgt 22, die Breite 50 cm. Die Oberseite des Kopfes, mit Ausnahme der weissen Stirn, und der Nacken sind schwarz, die Unterseite ist weiss, die Flügel aschgrau, das Auge braun, der Schnabel gelb mit schwarzer Spitze, der Fuss gelb. „Wer ihre Brüteplätze betritt", sagt P. Müller, „bemerkt ausser ihrem Geschrei nur wenig von ihr: sie wagt sich nicht so nahe an ihre Feinde und verfolgt sie auch nicht so wie die arktische Schwalbe; ob dies in ihrer geringeren Anzahl, oder dem Gefühle der Schwäche oder darin seinen Grund hat, dieses Geschäft der arctica getrost überlassen zu können, das wage ich nicht zu entscheiden."

„Die drei Eier der kleinen Seeschwalbe findet man am Meeresstrande in dem vom Meer aufgespülten Sande, nie auf dem höher gelegenen Rasen. Das Nest ist eine im Sande gescharrte Vertiefung, die gewöhnlich mit kleinen Stücken der Herzmuschel ausgelegt ist. Die Eier sind auf gelblichem oder hellbläulichem Grunde mit grauen Unterflecken und dunkelbraunen kleineren und grösseren Oberflecken besetzt, nur einmal habe ich ein Ei dieses Vogels ganz ohne Flecken gefunden. Die Sterna minuta erscheint im Frühjahre eine Woche später als die arctica, und eben so viel später findet man auch ihre Eier. Sie ist unter den Strandvögeln derjenige, welcher am spätesten ankommt und am spätesten brütet."

Naumann bemerkt: „Begegnen sich zwei dieser munteren Vögel, so drücken sie ihre Freude durch lautes Schreien aus. Bald kommt ein dritter, ein vierter hinzu; das Geschrei vervielfältigt sich; die Töne folgen heftiger, und es beginnt ein gegenseitiges Necken wobei die herrlichsten Schwenkungen ausgeführt werden. Solche Scenen des Frohsinns und Übermuthes wiederhohlen sich an gut besetzten Wohnplätzen täglich mehrere Male. Sie machen sich dadurch sehr bemerklich und selbst solchen Leuten angenehm, welche sonst auf dergleichen nicht zu achten pflegen. Selten scheinen ihre Neckereien und Spiele in wirklichen Zank auszuarten; wenig-

stens ist es dann nur ein kurzes Aufbrausen und bald vorüber. Bei allen ihren Handlungen verliert die listige Zwergseeschwalbe den Menschen nicht ausser Augen und ihr Misstrauen nur da etwas, wo sie oft und viele Menschen zu sehen bekommt, und von keinem verfolgt wird."

Die weichbefiederten Wasserschwalben, Hydrochelidon,

unterscheiden sich von den Flussschwalben zunächst dadurch, dass sei nicht die Ströme und Flüsse zur Brutzeit bewohnen, sondern grosse Sümpfe und Brüche, in denen sie auf das Wasser aus Pflanzenbestandtheilen kunstlos erbaute Nester anlegen, sodann durch ihren sanfteren, geregelteren und höchst mannigfaltigen Flug und durch die ihr allein zusagende Insektennahrung.

Ihr Gang ist schlecht, sie schwimmen selten. Während des Tags sind sie unablässig in Bewegung, während sie Nachts ruhen. Ihr Element ist die Luft, ihre höchste Leidenschaft die Jagd. Vollendete Stosstaucher sind sie nicht. Tief über dem Wasser her geht ihr Flug, um nach erspähter Beute zu rütteln und in geschweifter Linie sich aufs Wasser herabfallen zu lassen und ohne unterzutauchen mit dem Schnabel die Beute aufzunehmen. Bei stillem, schönem Wetter führen sie anmuthige Schwenkungen in hoher Luft aus, während der Sturm ihren Flug hemmt und oft ganz unmöglich macht. Sie sind gesellig, leben friedlich unter einander und nehmen an dem Schicksal der aus der Luft herabgeschossenen Gefährten sichtbaren Antheil, indem sie sich im Flug herniederstürzen und Geschrei erheben.

Die Wasserschwalben nisten immer inmitten des Sumpfes oder Morastes. Die Nester sind nahe bei einander angebracht, hier auf Schlammhügeln, dort auf Gras- und Seggenbüschen, auf schwimmenden Inselchen von Rohr, Schilf etc. „Ausnahmsweise", bemerkt Brehm, „kommt es allerdings vor, dass sie dieselben zwischen den Blättern der Schilfbüschel in dichtstehendem, hohem Rohre oder sogar auf Strauchwerk anlegen; in der Regel aber bevorzugen sie die Tiefe. Das Nest selbst ist dem Standorte entsprechend verschieden, hat jedoch nie mit dem der bisher genannten Seeschwalben Ähnlichkeit. Zur Unterlage werden immer Pflanzenstoffe herbeigeschleppt, zuweilen von ihnen förmliche Haufen aufgethürmt und die Oberfläche derselben seicht ausgemuldet. Trockne Rohr- und Schilfblätter, Grashälmchen, Rispen, Würzelchen etc. bilden das ganze Nest, und von einer künstlichen Anordnung ist nicht zu reden." Die Eier sind kurz, starkbauchig, zartschalig, feinkörnig und glanzlos, haben ölbraunen oder grünlichen Grund und graue, braune und schwarzbraune Flecken, Tüpfeln und Punkte. Vierzehn bis 16 Tage brüten die Wasserschwalben. Die Jungen verlassen 14 Tage nach dem Ausschlüpfen das Nest. Die Eltern haben grosse Anhänglichkeit an ihre Jungen und führen sie noch lange, nachdem diese ausgeflogen sind.

Die Deutschland angehörenden drei Arten mögen hier beschrieben werden.

Die schwarze Wasserschwalbe. Hydrochelidon nigra.

Sie ist 26 cm. lang, 62 cm. breit. Sammtschwarz sind Kopf, Nacken, Brust und die Mitte des Unterleibes, blaugrau ist die Oberseite, dunkelgrau mit hellen Rändern erscheinen die Schwungfedern, hellgrau die Steuerfedern, weiss die Steissfedern. Das Auge ist braun, der Schnabel grauschwarz mit rother Wurzel, der Fuss braunroth.

Die weissflügeliche Wasserschwalbe, Hydrochelidon leucoptera.

27 cm. lang und 60 cm. breit, wegen ihrer weisslichen Schulterfedern und Schwingenspitzen so genannt, ist an der Bürzelgegend und den Steuerfedern weiss, am oberen Flügeltheil blaugrau, sonst sammtschwarz gefärbt. Schön ist der an der Spitze schwarze, im Übrigen kirschrothe Schnabel, der lackrothe Fuss.

Die weissbärtige Wasserschwalbe, Hydrochelidon leucopareja,

heisst so wegen ihres weisslichen Zügelstreifens, der zwischen dem schwarzen Oberkopf und Nacken und dem dunkelblaugrauen Unterhals herabläuft. Die Oberseite ist im Übrigen hellgrau, die Unterseite auf der Brust dunkelgrau, am Bauch weissgrau. Länge 28, Breite 72 cm.

Die Verbreitung der schwarzen Seeschwalbe hinsichtlich ihrer Brutorte geht nicht weit nach Norden hinauf. Nach Süden hin wird sie als Brutvogel nachgewiesen auf den Cykladen, als gemein bezeichnet auf den Balearen, auch in Nordafrika ist sie, insbesondre am Nil, instand gefunden worden. „Seeartige Teiche, deren Ränder stellenweise in Sümpfe und sumpfige Wiesen auslaufen“, sagt Droste-Hülshoff, „und wo dann Seggen und schön blühende Sumpfkräuter schwankenden Boden darstellen und mit Rohr- und Schilfwäldern wechseln, beherbergen stets eine oder mehrere Colonien dieser Seeschwalbe. Dieselben bauen ihre Nester dicht beieinander und zwar, wo es eben angeht, auf schwimmenden Pflanzen. Dort wo die grossen Blätter der schönen weissen Seerose (Nymphaea alba) sich über einander schieben, oder wo solche durch andere Arten schwimmender Blumen gestützt werden, richten sie mit Vorliebe aus dürren Schilfblättchen eine Nest her. Am zehnten Juni enthielten die meisten drei zartschalige, schwach kreiselförmige Eier, von der Grösse der Elsterneier, welche auf olivenbraunem oder auf olivengelblichem Grunde stark braunschwarz gefleckt sind. Sie ist ein ebenso unruhiger Kamerad, wie die echte Seeschwalbe. Mit leichten Schlägen ihrer langen, schmalen Flügel zieht sie unermüdlich von einem Ende des Teiches zum andern. Bald schwingt sie die Flügel hastig und eilt schnell hierhin, dorthin, biegt in Zickzacklinien auf und ab und neckt sich mit ihren Kameraden. Bald schwebt sie wenige Fusse vom Wasserspiegel und späht zum Wasser hinab, ob sie dort eine Beute wahrnehme. Mit

offnen Flügeln schiesst sie dann hinab und taucht im Stosse mit dem Oberkörper in's Wasser. Sie nährt sich vorzugsweise von Wasserinsecten und deren Larven, sowie von Kaulquappen. Auf winzige Fische scheint sie weniger zu sehen. Daher rührt ihre Vorliebe für Sumpfwässer, sowie ihre Abneigung gegen schnellfliessende Flüsse.

Ihre gewöhnlichen Rufe lauten scharf: Kik kik kija krija krija."

Die Möven, Lari,

bilden die artenreichste Sippe oder besser Gruppe.

Was über diese ausgezeichneten Vögel im Allgemeinen von A. Brehm gesagt ist, erscheint so zutreffend und erschöpfend, dass wir ihn hier selbst reden lassen wollen. „Die Möven sind wohlgebaute, kräftige Vögel von der Grösse einer Dohle bis zu der eines Adlers. Der Schnabel ist mittellang, seitlich stark zusammengedrückt, gerade, sanfthakig abwärts gebogen, der Fuss mittelhoch, schlankläufig, schwimmhäutig, der Flügel gross, lang, breit, schmal zugespitzt, der aus zwölf Federn bestehende Schwanz mittellang, breit und gerade, seltner seicht ausgeschnitten, das Kleingefieder sehr dicht, auf der Unterseite pelzartig, aber weil die Federn sich zerschleissen weich und sanft, die Färbung eine zarte und ansprechende, im Ganzen sehr übereinstimmende. Auf der Oberseite, d. h. auf dem Mantel und den Flügeln herrscht ein schönes Bläulichaschgrau, welches man Mövenblau nennt, vor, geht aber durch verschiedene Schattirungen bis in Weiss oder bis in Schieferschwarz über; die Unterseite, bei vielen Arten einschliesslich des Kopfes und Halses, ist blendendweiss oder auf weissem Grunde rosenroth überhaucht; Kopf und Oberhals werden bei anderen Arten kapuzenartig durch dunklere Farben geschmückt. Die Schwingenspitzen erscheinen oft fleckig gezeichnet. Hinsichtlich der Geschlechter unterscheidet sich das Kleid der alten Vögel wenig oder nicht, während das Jugendkleid von dem der Alten stets sehr abweicht.

Die Möven verbreiten sich über alle Theile unserer Erde, gehören jedoch vorzugsweise dem Norden an. Sie beleben alle Meere, das grösste von ihnen aber in auffallend geringer Anzahl, falls man von den nördlichen Küsten desselben absieht. Wenige Arten entfernen sich weit vom Lande und kehren, wenn sie es thun, immer wieder bald zu ihm zurück, sodass man sie eigentlich als Küstenvögel bezeichnen muss. Für den Schiffer sind sie die sichersten Boten des Landes: wenn sie erst wieder sein Fahrzeug umkreisen, ist die Küste nicht mehr fern. Eher noch, als auf die hohe See hinaus, fliegen sie in's Innere des Binnenlandes, dem Laufe grösserer Ströme folgend oder von einem Gewässer nach dem andern sich wendend. Einzelne Arten siedeln sich hier wohl auch mehr oder weniger bleibend an: sie bevorzugen Binnengewässer zu ihrem Aufenthaltsorte während der Fortpflanzungszeit. Mehrere Arten der Familie gehören zu den Zugvögeln, er-

scheinen in ihrer nordischen Heimath im Frühlinge, brüten, treiben sich einige Zeit lang im Lande umher und begeben sich im Spätherbste wieder auf die Reise, andere wandern oder streichen: eigentliche Standvögel kann man wohl keine ihrer Arten nennen.

Diese Ortsveränderungen hängen mit der Ernährung zusammen. Für alle Möven ohne Ausnahme bilden Fische eine beliebte Nahrung; viele aber von ihnen gehören zu den eifrigsten Kerbthierjägern, und gerade sie sind es, welche zu regelmässigem Ziehen gezwungen werden, während die übrigen da, wo das Meer nicht vereiset, auch im Winter noch offenen Tisch haben. Neben diesen beiden Hauptnahrungsmitteln machen unsere Vögel sich alle kleineren Thiere, welche das Meer beherbergt, oder alle thierischen Stoffe überhaupt, selbst das Aas nutzbar. Begnügsam darf man sie nicht nennen, soweit es sich um Auswahl der Nahrung handelt, fresswüthig sind sie, was die Masse des Nahrungsstoffes betrifft.

Wesen und Betragen der Möven müssen den Beobachter fesseln, obwohl er sich sagt, dass diese Vögel ebensoviele sogenannte gute als schlechte Eigenschaften besitzen. Ansprechend sind Gestalt und Färbung, anmuthig die Bewegungen, anziehend ist ihr Treiben. Ihre Stellung auf festem Boden nennen wir eine edle, weil sie einen gewissen Stolz bekundet; ihr Gang ist gut und verhältnissmässig rasch; ihre Schwimmfertigkeit übertrifft die der meisten Verwandten im engeren Sinne, und sie liegen dabei leicht wie Schaumbälle auf den Wogen und stechen durch ihre blendenden Farben von diesen so lebhaft ab, dass sie dem Meere zum wahren Schmucke werden; ihr Flug geschieht mit langsamen Flügelschlägen; diese wechseln aber oft mit einem anhaltenden, leichten und schönen Schweben ab, welches an das der breitflügeligen Raubvögel erinnert und mit so grosser Leichtigkeit ausgeführt wird, dass man keine Ermüdung wahrnehmen kann; im Stosstauchen stehen sie hinter den Verwandten zurück. Widerlich ist die Stimme, welche bald aus stärker, bald aus schwächer schallenden, kreischenden und krächzenden Lauten besteht und zum Ueberdruss ausgestossen wird, falls sich irgend eine Erregung des Gemüths bemächtigt. Unter den Sinnen stehen Gesicht und Gehör entschieden obenan. Alle Möven sind kluge, verständige Vögel, welche die Verhältnisse wohl zu würdigen und ihr Benehmen darnach einzurichten wissen; sie sind muthig andern Geschöpfen gegenüber, selbstbewusst und etwas herrschsüchtig, ihren Gatten und ihrer Brut in treuer Liebe zugethan, lieben auch die Gesellschaft mit anderen ihrer Art; aber sie zeigen sich ebenso neidisch, missgünstig und unfreundlich gegen andere Vögel und opfern ihrer Fressgier die scheinbar bestehende Freundschaft ohne Bedenken. Dem Menschen misstrauen sie aller Orten und unter allen Umständen; gleichwohl erscheinen sie immer und immer wieder in seiner Nähe, besuchen jeden Hafen, jede Ortschaft an der Küste, umkreisen jedes Schiff, welches in die See geht oder dem Lande sich nähert,

soweit es eben zulässig erscheint, weil sie durch Erfahrung gelernt haben, dass aus dem menschlichen Haushalte immer etwas Brauchbares für sie abfällt. Nach längerer Beobachtung lernen sie nicht blos die Örtlichkeit, sondern auch einzelne Personen unterscheiden, zeigen sich demgemäss da, wo sie oft und ungestört Beute machen durften, äusserst zutraulich oder richtiger dreist. Das grösste Einvernehmen herrscht, sobald es gilt, einer gemeinschaftlichen Gefahr zu begegnen, einem gemeinschaftlichen Feinde zu widerstehen: Raubvögel, Raubmöven und Kolkraben oder Krähen werden von allen Möven, welche in der Nähe sind, gleichzeitig angegriffen und gewöhnlich auch in die Flucht geschlagen. Ausser der Brutzeit kann es geschehen, dass man auch einzelne alte Möven sieht; während der Brutzeit aber vereinigen sich alle Arten zu Gesellschaften, welche nicht selten zu ungeheueren Schaaren anwachsen. Schon im nördlichen Deutschland gibt es Mövenberge, welche von mehreren hundert Paaren bewohnt werden; weiter oben im Norden kann man Ansiedelungen sehen, deren Anzahl keine Schätzung zulässt. Auch hier halten sich die grösseren Arten der Familie minder eng zusammen als die kleineren; diese aber bedecken in buchstäblichem Sinne des Wortes ganze Felsenwände oder Berge, benutzen jeden Raum, welcher sich darbietet, und legen ein Nest so dicht neben dem andern an, dass die brütenden Alten sich drängen. Die Nester sind je nach dem Standorte verschieden, da, wo es an Baustoffen nicht mangelt, einigermassen ausgebaut, d. h. aus trocknen Wasser- und Strandflechten locker und kunstlos errichtet, da, wo solche Stoffe fehlen, so einfach als möglich hergerichtet. Zwei bis vier grosse, eigestaltige, starkschalige, grobkörnige, auf schmutzig- oder braungrünlichem oder grünbräunlichem Grunde aschgrau und schwarzbraun gefleckte Eier bilden das Gelege und werden von Männchen und Weibchen wechselweise drei bis vier Wochen lang bebrütet, bei schlechtem Wetter anhaltender als bei gutem. Beide Eltern zeigen eine ausserordentliche Anhänglichkeit an die Brut und vergessen, wenn sie dieselbe gefährdet sehen, jede Rücksicht. Die Jungen kommen in einem dichten, gefleckten Dunenkleide zur Welt und verlassen das Nest da, wo sie dies können, schon in den ersten Tagen, fortan am Strande sich umhertreibend und nöthigenfalls zwischen Bodenerhebungen sich verbergend oder im Wasser Zuflucht suchend; diejenigen aber, welche auf den Gesimsen steiler Felsenwände erbrütet wurden, müssen hier aushalten bis ihnen die Schwingen gewachsen sind: denn zu einem Sprunge von oben herab in die Tiefe, wie er bei so vielen andern Schwimmvögeln üblich ist, entschliessen die Möven sich nicht. Anfänglich erhalten die Jungen halb verdaute Nahrung von den Alten vorgewürgt, später werden sie mit frisch gefangenen oder aufgelesenen thierischen Stoffen geätzt. Nach dem Ausfluge verweilen sie noch einige Zeit in Gesellschaft ihrer Eltern, verlassen nunmehr aber die Brutplätze und zerstreuen sich mit den andern nach allen Seiten hin.“

C. F. Deiker

Artist. Anst. v. Th. Fischer, Cassel

Silber,-Mantel-und Lachmöven.

Für unsere Zwecke genügt es vollkommen, nach Aufnahme dieser allgemeinen Schilderung, zwei Mövenarten speciell zu schildern, welche, wenn auch in weit geringerer Anzahl, als in früherer Zeit, doch noch immer an Seen und Teichen unseres Vaterlandes, brütend anzutreffen sind. Eine Art, welche vom 60. bis zum 30. Grad als Brutvogel auftritt, ist die zu den Kappenmöven, Chroicocephalus, gehörende

Lachmöve. Larus in specie Chroicocephalus ridibundus.

Diese Kappenmöve hat eine Länge von 70 cm. und eine Breite von 120 cm. Die Färbung ist auf dem Oberkopf und dem Vorderhals nussbraun, auf dem Nacken, den Schwingen bis zu den schwarzen Spitzen und auf der Unterseite des Körpers weiss; der Mantel ist mövenblau; das Auge dunkelbraun mit rothem Ring, Schnabel wie Fuss lackroth. Im Winter verfärbt sich die sogenannte Kappe, d. i. das Nussbraun des Oberkopfes und Verderhalses. Wenn diese Möve auch zuweilen am Meeresstrande nistet, so ist es doch eine ausgemachte Sache, dass sie zur Zeit der Brut entschieden das Meer meidet und das Gebiet der Süsswasser aufsucht. Nur im Winter begibt sie sich auf das Meer. Um den Monat November verlässt sie nämlich bei uns ihre Brutstätte und wendet sich dem Süden, dem Mittelmeere, zu. Im April oder schon im März kommt sie zur Heimstätte zurück. Seen und Teiche, die von Feld und Wiesen umgeben sind, wählt sie sich hierzu mit besonderer Vorliebe aus. Sie verkündet ihre Ankunft durch unangenehm klingende Laute. Sie lockt „Kriäh", stösst im behaglichen Thun und Treiben ein „Krik" und „Scherr" aus, im Zorn und der Wuth ein „Girr kriäh" und ein „Kerreckeckeck." Da sie keine Nachstellungen erfährt, so schliesst sie sich an den Menschen ziemlich eng an, bewohnt die in der Nähe ihres Aufenthalts liegenden menschlichen Wohnungen, und in Südeuropa wird sie sogar durch ihre arglose Erscheinung in den am Meere liegenden Ortschaften zu einer Art Hausvogel. Das frevelhafte Mövenschiessen in Norddeutschland verursacht daselbst freilich, dass sie der schlimmen Erfahrung zufolge misstrauisch wird.

Sie ist bezüglich ihrer Ernährung in erster Linie eifrige Fischerin und Vertilgerin von Kerbthieren. Natürlich erbeutet sie nur kleinere Fische. Aber auch Mäuse verschmäht sie nicht, ja selbst Aas geht sie nicht selten an, wo es sich ihr darbietet.

„Von allen unseren deutschen Möven", sagt Homeyer, „ist die Lachmöve mit der sparsam vertretenen Zwergmöve zur Brutzeit ausschliesslich Bewohner der Binnengewässer, und sie unterscheidet sich in der Lebensweise sehr von ihren am Meer lebenden Verwandten. Sie folgt dem Pfluge wie die Krähen und Staare und sammelt die Engerlinge auf, auch die Maikäfer frisst sie gern und ergreift sie sogar im Fluge. Diese Möve gehört daher zu den sehr nützlichen Vögeln."

Die Anmuth ihrer Bewegungen, ihre treffliche Schwimmfertigkeit, ihr Stossen und Tauchen, ihre reizenden Flugschwenkungen — das alles fesselt das beobachtende Auge. Ihre Liebe zur Geselligkeit veranlasst Hunderte, ja Tausende, an einem See sich zum Zweck der Fortpflanzung zusammenzuschaaren, und so wird das Bild ein höchst lebendiges und bewegtes. Es kommt bei der Besitznahme der Nistplätze anfänglich Zank und Streit vor, aber bald hat sich die streitende Menge zu friedlichem Nebeneinanderwohnen geeinigt, und diess ist ja auch durchaus nöthig, da sie sich sehr dicht zusammendrängen müssen, um auf dem entsprechend beschränkten Sumpfraum Platz zu finden. Entweder brüten die Lachmöven auf Schilf- oder Rohrbüscheln und auf zusammengehäuftem Rohr oder im Sumpfgrase an Stellen, die von seichtem Wasser oder von Morast umgeben und möglichst unzugänglich sind.

Gegen das Frühjahr hin, zur Zeit heftiger Stürme, werden Möven nicht selten weithin in's Land hinein geworfen in Gegenden und an Orte, wo sie sonst nicht erscheinen. Auf überschwemmten Wiesengründen der Thäler kleinerer Flüsse zeigen sie sich dann plötzlich und verweilen auch theilweise daselbst längere Zeit. Von Dächern der Häuser haben wir zum Zweck der Untersuchung solche Möven, insbesondere Silbermöven heruntergeschossen.

Zur Untersippe der Silbermöven, Cavina s. Laroides zählt die folgende, die Merkmale dieser Untersippe tragend.

Die Silbermöve. Larus argentatus.

Die Länge beträgt 65 cm., die Breite 145 cm. Sie trägt lichtblauen Mantel und ist namentlich kenntlich an den weissen Spitzen ihrer grossen Schwungfedern. Kopf, Unterseite und Schwanz sind schneeweiss. Das Kleid der jüngeren Exemplare ist weniger rein und entschieden, überhaupt abweichend von dem der älteren gefärbt. Erst im vierten Lebensjahre wird die Zeichnung eine vollendet charakteristische der alten Vögel. Auch die Grösse schwankt zwischen den Exemplaren; man will indessen erkannt haben, dass die Silbermöven des Nordens stärker sind, als die Bewohner des Mittelmeeres.

Der Schnabel ist gelb, nur die Spitze des Unterschnabels mit rothem Fleck versehen. Fuss fleischfarben, bei den alten Exemplaren Griechenlands hochgelb.

Nach Droste-Hülshoff umfasst ihr Brutgebiet in Amerika die Staaten Maine, Massachusetts bis Labrador und im Süden noch auf Cuba 20—23° n. Br. In Grönland und auch in Island fehlt sie nie, dagegen baut sie auf den Faröern einzeln in unzugänglichen Klippen ihren Horst. In steilen Klippen am Meere horstet sie in England, Irland und Schottland. Scandinavien bewohnt sie bis zum nördlichsten Ende. An allen südlicheren Küsten der Nord- und Ostsee und des atlantischen Meeres bis nach Spanien

hin ist sie gemeiner Brutvogel. Ausserdem werden genannt: Nordasien 75° bis 70° n. Br., Japan, die Vogelberge Kamtschatkas, das südliche Sibirien und das caspische Meer und die Küstenländer des Mittelmeeres.

Zu Ende April beginnen die Silbermöven in Colonien ihre Brutplätze zu beziehen und durch Herstellung wieder wohnlich herzurichten. Noch vor der zweiten Hälfte des Mais findet man die Eier. Wo es nöthig ist, werden neue Nester erbaut, und hierzu wählen die Paare Seegras, Tang und dürre Wurzeln des Sandhafers. Die Örtlichkeiten, die sie mit Vorliebe zur Anlage ihrer Brutstätten erwählen, sind hohe Lagen der Hügel. Die Eier erreichen die Grösse unserer schwedischen Hausente, sind rauhschalig und entweder olivenbraun grundirt und schwarzbraun gefleckt oder gelblich, grünlichgrau, ja graublau ohne Flecken. Das Gelege besteht aus drei Stück, die vier Wochen lang bebrütet werden. Die Jungen sind hässlich gestaltet und braungrauschwarz gefleckt; ihr Wachsthum geht langsam von Statten. Sind sie flugfähig, so verlassen sie nach Droste-Hülshoff's Beobachtung, dessen Referat wir folgen, in Begleitung einer Alten, des Weibchens, die Colonie. Ein fortwährendes „Szriiii" lassen sie hören und wollen mit Futter bedacht sein, doch bald werden sie von der Mutter verlassen und von den durch sie belästigten andern Alten mit Bissen zurückgewiesen. Nach des genannten Schriftstellers Mittheilung schliessen sie sich nun an gleichalte Kameraden an und sondern sich, so lange sie ihr graues Kleid tragen, von denen im blauen Mantel ab. Ja es sind — und das ist bemerkenswerth und eigenthümlich — im Herbst und Winter die Möven nach ihrem Alter in drei mehr oder weniger scharf getrennte Banden geschieden.

Der Flug der Silbermöven bietet einen schönen Anblick. „Mit den ausgestreckten Schwingen macht sie einige leichte Schläge, dann zieht sie dieselben ein wenig an, schwebt schnell niederwärts und in sanften Bogen wieder auf. Wieder folgen wenige Schläge und wieder gleitet sie hinab, hinauf, und wie sie in der Höhe und Tiefe sich in Wellenlinien bewegt, so weicht sie in gleicher Weise nach rechts und links von der geraden Linie ab. So rückt sie geschwinde voran, indem sie auf den jedesmaligen Höhepunkten ein wenig anhält und dann schnell dahin gleitet. Wenn wir eben noch glaubten, sie würde weit vorüberstreichen, ist sie unversehens ganz nahe und unversehens wieder fern gerückt. Jetzt hält sie plötzlich flatternd inne, dreht sich in kurzem Kreise herum und schwenkt sich in sanftem Bogen hinab, dass der Schnabel das Wasser furcht. Wahrscheinlich war's ein Fisch, den sie erschnappte. Dann lässt sie sich auf das Meer, indem sie mit hochgehaltenen Schwingen unmerklich hineinsinkt und darauf gemächlich ihre Flügel hoch über der Schwanzwurzel kreuzt. Schon lüftet sie wiederum ihre Flügel und lässt sich von der Meereswelle hinauftragen, und sobald diese ihren höchsten Punkt erreicht hat, schwebt sie davon. So zieht sie über Meer und Strand dahin, die so sanft gefärbte und doch

so hämische Möve. Ein ungestümes Geschrei erheben die Möven beim Herannahen eines Gewitters. Wenn man das Gewitter schwarz aus dem schwarzen Meer aufsteigen und zackige Blitze fahren sieht, so macht es einen unheimlichen Eindruck, dass Tausende der Möven sich am Strande versammeln und dort ruhig sitzend, unter unbändigem Geheul, den Losbruch des Sturmes erwarten.“

Die unersättliche Fressgier, welche den Möven eigen ist, veranlasst sie, fortwährend auf Raub Bedacht zu nehmen. Während der Fluth begeben sie sich aufwärts zu den Höhen, weil sie ihre Nahrung nicht auf hoher See, sondern im Seichten oder auf trocknem Strande sucht. Bei der Ebbe beeilen sie sich, das Zurückgebliebene auf den vom Wasser verlassenen Stellen und das vom Wasser auf den Sandbänken Ausgeworfene zu verzehren. Sie streichen tief über die blossgelegten Flächen hin, um Seesterne und Muscheln aufzugreifen oder sie waten auf Tümpeln und Buchten, um Fische und Crustaceen zu fangen; von den Muschelbänken brechen sie Muscheln los. Sie beneiden sich auch gegenseitig und lassen sich in Raufereien und ernstlichen Streit ein. Gegen hülflose kleinere Wasservögel verfahren sie unnachsichtig, kranke oder verletzte werden von ihnen getödtet und gewürgt.

J. Rohweder sagt über die beklagenswerthe Jagd auf die Eier der Silbermöve Folgendes: „Die Silbermöve ist es vor allen andern Vögeln, die durch ihre enorme Häufigkeit an den genannten Orten und durch die Grösse ihrer Eier zum Sammeln reizt. Ihre Hauptbrutplätze, diese neuerschlossenen und äusserst ergiebigen Jagdreviere, bilden während der Eiersaison förmliche Wallfahrtsorte. Nach Südfall und Süderoog werden vom Festlande, wie von den grösseren Inseln, Nordstrand, Pellworm, Vergnügungstouren in's Werk gesetzt, die meist zahlreiche Theilnehmer finden, mehr der Aussicht auf eine reiche, wohlschmeckende Beute, als wegen der Annehmlichkeiten einer Seefahrt.“ . . . „Möge diesem heillosen Treiben“ — so schliesst Rohweder, „bald ein Ende gemacht werden.“

Wir reihen hieran einige uns sehr praktisch scheinende Winke über die Folgen des neuen Vogelschutzgesetzes und das Eiersammeln, welche Homeyer in seiner mehrfach erwähnten „Reise nach Helgoland“ gibt. Er sagt u. A.: „Früher liessen die Besitzer von Lyst den Möven die ersten Bruten nehmen, liessen ihnen aber die zweite oder dritte, hatten von den Tausenden von Möven einen bedeutenden Ertrag und die Zahl der Brutvögel vermehrte sich, oder es trat wenigstens keine Verminderung ein, da die Eigenthümer im eigenen Interesse die Mövencolonien gegen Unberechtigte bewachten. Nach der neueren Gesetzgebung dürfen jetzt im Monat Mai keine Eier von Möven und Seeschwalben genommen werden. Da nun auf Sylt die Möven und Seeschwalben im April noch keine Eier legen, gewöhnlich erst Ende Mai, so wurde es unmöglich, auf gesetzlichem Wege die Eier zu erhalten.

„Was war nun natürlicher, als dass die Eigenthümer sich nicht mehr veranlasst sahen, die Möven gegen die Raubsammler zu schützen, und dass in Folge dessen die Zahl der Vögel von Jahr zu Jahr in riesigen Dimensionen abgenommen hat. . . . Früher, wo die Dünen im Anfang der Brutzeit jeden Morgen regelmässig abgesucht wurden, fehlte für unberechtigte Sammler die Veranlassung nach Eiern zu suchen, da anzunehmen war, dass nicht viele da sein würden. Es war auch leichter möglich, dass sich ein Verräther fand, denn die Besitzer hatten die kleinen Leute in ihr Interesse gezogen durch Verpachtung eines Antheils. Das Alles fällt jetzt weg. — Wenn nun heute eine Quantität Eier confiscirt wird, so werden dieselben öffentlich versteigert. Dagegen lässt sich nun freilich nichts sagen, aber dass der Ertrag der verkauften Eier nicht den rechten Eigenthümern, sondern der Staatskasse anheimfällt, das ist — nicht zweckmässig. Es ist daher dringend nöthig, dass die gesetzlichen Bestimmungen geändert werden, wenn man die Vögel auf Sylt erhalten will."

Homeyer spricht nun mit vollem Recht des Unmuthes sein Verdict aus über das Verderbliche der „richtigen" i. e. gewerbsmässigen Eiersammler, und verbreitet sich über das Zweckmässige, einmal die Möven wiederum dem Schutze der rechtmässigen Eigenthümer anheimzugeben, zum Andern die Eiderenten demselben Schutze zu unterstellen, auch den Inselbewohnern die richtigen Begriffe von der Behandlung der Vögel und dem Wegnehmen der Dunen beizubringen durch Beleuchtung der Einträglichkeit des Dunensammelns, ähnlich wie sie bereits in der rationellen Eierausbeutung der Brandente ihren Vortheil wahrten. „Die Besitzer von Sylt" — so resumirt Homeyer — „sind es nicht, welche die Eiderenten nicht aufkommen lassen: es ist in erster Linie das unzweckmässige, ja höchst nachtheilige Gesetz, und in zweiter Linie der Mangel an zweckmässiger Unterweisung zur Pflege und richtigen Nutzung der Eiderenten und ihrer Dunen." — Wir wollen mit Homeyer lebhaft hoffen, „dass eine veränderte, auf die realen Thatsachen begründete Gesetzgebung bald eine Besserung bewirken wird, eine Besserung, die für den Wohlstand der Insel von sehr erheblichem Nutzen und das einzige Mittel sein wird zur Erhaltung und Wiederbelebung der einst so berühmten Lyster Vogelwelt!"

Wir wollen die Sturmmöve, Wintermöve oder Stromvogel, Larus canus, nicht ganz übergehen, da auch sie zu den deutschen Brutvögeln gehört. Rohweder berichtet, dass sie unter den Silbermöven in den Lyster Dünen und wenig zahlreich auf Ramö brütet. „Auch die Sylter Colonie, die ich vor zwei Jahren noch auf 150 Paare schätzte, scheint sehr zusammengeschmolzen. Sie baut augenscheinlich am liebsten auf den Spitzen der Dünen und schmückt ihr Nest gern mit einigen Blattkorallen, Flustra foliacea, aus. An dem pfeifenden „Gniia" ist sie sicher von der Silbermöve zu unterscheiden; die Dänen nennen sie daher „Piep—Maage" = Pfeifmöve.

Von August an kommt allmälig immer stärkerer Zuzug vom Norden, und bald ist sie einer der häufigsten Strandbewohner. Eher als jeder andere Vogel flüchtet sie vor dem Sturm hinter die schützenden Deiche, und oft genug führt sie mit L. tridactylus u. a. das Schauspiel der verschlagenen Wanderer, richtiger der augenblicklich Verirrten über Husums Gaslaternen auf."

Das Brutgebiet der Sturmmöve geht nach Brehm von der Breite der norddeutschen Küsten an über den Norden der Alten Welt; das Wandergebiet umfasst ganz Europa, den grössten Theil Asiens und Nordafrika. Sie besucht auch weit von der Küste entfernte Binnengewässer.

Ihre Beschreibung lässt sich in folgenden Zügen nach Brehm ausreichend geben. „Der Mantel ist zart mövenblau, das übrige Kleingefieder sammt Schwanz weiss, die erste Handschwinge schwarz, vor der Spitze breit, die zweite, ebenso gefärbte schmäler, die dritte noch weniger weiss, wogegen die übrigen grösstentheils grau, nur gegen die Spitze hin schwarz und, wie alle Fittigfedern überhaupt, hier weiss gesäumt sind. Im Winterkleide zeigen Kopf, Hinterhals und die Brustseiten auf weissem Grunde graue Flecken; das Jugendkleid ist oberseits dunkelbraungrau, auf dem Kopfe und an den Seiten mit grossen graubraunen Flecken besetzt, die vordere Schwanzhälfte wie die Schwingenspitze braunschwarz. Das Auge ist braun, der Schnabel schmutziggrau, an der Spitze gelb, bei jungen Vögeln schwarz, der Fuss blaugräulich bis grünlichgelb. Die Länge beträgt 45, die Breite 112, die Fittiglänge 36, die Schwanzlänge 14 Centimeter."

Die Familie der Taucher. Urinatores s. Colymbi.

Bei diesen merkwürdigen Vögeln tritt vor Allem als das hervorragendste Unterscheidungsmerkmal das sehr verkümmerte Flugwerkzeug auf. Deshalb gehören diese Schwimmvögel eigentlich nur dem Wasser, in Ausnahmsfällen wohl nur einmal vorübergehend dem Lande oder der Luft an. Sie sind echte Wasserthiere und als solche sind sie ihrer ganzen Leibesbeschaffenheit nach gekennzeichnet und von der Nutur ausgerüstet. Der Leibesbau ist die Form der gestreckten Walze. Kopf und Hals sind von Mittelgrösse, die Flügel schmal, spitzzulaufend und kurz, in einzelnen Erscheinungen nur noch als Stummel vorhanden, der kurze Schwanz wenig befiedert, die Füsse sehr weit hintenstehend, weshalb die Vögel nur schleppend gehen können und ihr Sitz fast aufrecht ist. Man hat sie nicht unzutreffend „befiederte Fische" genannt. Denn in Allem sind sie in das Wasser verwiesen, zum Zweck ihrer Nahrung, die in Fischen, Krustenthieren, theilweise auch in Insekten besteht, ihres Schlafes, den sie schwimmend vollziehen, in Anbetracht ihrer Fortpflanzung und selbst zur Bewerkstelligung ihres Zuges in die Fremde und zur Heimath zurück. Im Allgemeinen leben die Taucher gesellig, und zwar in ungeheuren Mengen zusammengeschaart im

Meere an Felswänden, Seebergen und Inseln. Die wenigen Arten, welche einzeln nisten, legen nicht weniger, als zwei, die gesellig lebenden dagegen nur bis zu zwei Eier. Das Meer ist die bevorzugte, man kann sagen, die eigentliche Heimath der Taucher; verschwindend Wenige gehören den Binnengewässern an.

Von den Tauchern gehören

die Steissfüsse oder Lappentaucher, Podicipes,

zu den Bewohnern der Binnengewässer. Es kennzeichnet diese Sippe der Lappenfuss. Die Spannhaut verbindet die Zehen von der Wurzel bis zum ersten Gelenk und ausserdem ist der übrige Theil der Zehen beiderseits mit breiten Schwimmlappen versehen, worauf die platten Nägel aufliegen. Ihre an den Fersen zusammengedrückten Füsse sind sehr weit hinten eingelenkt, Manche zeichnen sich durch seidenartige Kopffedernzierden aus und errichten ein ziemlich künstliches Nest. Ihr Tauchen geschieht, wie das aller Taucher, mit anliegenden Flügeln und blos mittelst Rudern der Füsse. Ihr Flug ist besser als der der übrigen Glieder der Familie, obgleich sie nur nothgedrungen aufstehen. Ausgenommen Grönland, bewohnen sie den grössten Theil Europa's. Als Brutvogel Deutschlands führen wir zunächst den grössesten Steissfuss an, nämlich

den Haubensteissfuss. Podiceps cristatus.

Seine Länge beträgt 95 cm. Die Flügellänge misst nur 18 cm. Der bei beiden Geschlechtern zur Zeit der Fortpflanzung in zwei hörnerartigen Abtheilungen emporstehende Federbusch hat die Veranlassung zu seinem Namen gegeben. Ein zweiter mit dem Alter zunehmender Schmuck des Frühlingsgewandes besteht in dem aus zerschlissenen langen Federn gebildeten rostrothen, schwarzbraun geränderten Kragen, der sich um Wangen und Kehle legt und der je nach der Gemüthsbewegung des Vogels aufgereckt und nieder- oder angelegt werden kann. Das Farbenkleid ist schön. Oberseits herrscht eine glanzvolle schwarzbraune Farbe, unterseits eine atlasglänzend weisse, welche nach den Seiten hin in rostfarbenen Grund mit schwärzlichgrauen Flecken übergeht. Der Flügel hat einen weissen Spiegel, ausserdem sind Wangen und Kehle weiss. Der blassrothe Schnabel, das karminrothe Auge, der rothe Zügel erhöhen noch die schöne Erscheinung des Vogels, dessen Füsse vorn dunkelhornfarbig, hinten hornhellgelb gefärbt sind. Er steht auf Wasserpflanzen fast senkrecht mit aufgerecktem Halse, den er im Schwimmen ebenfalls aufrecht und in stolzer Haltung trägt.

Der Haubensteissfuss ist über das gemässigte Europa, Mittel- und Nordasien und Nordamerika verbreitet. Er weilt daselbst sowohl auf den Landseen, als an den Meeresküsten, besonders an geschützten Buchten und Haffen, obgleich er das süsse Wasser dem salzigen vorzieht. Auch deutsche

Seen herbergen ihn, selbst grosse Teiche; immer aber bedingt eine grosse Wasserfläche sein Heimischfühlen, welche Rohr- und Schilfdickungen darbietet. Denn unsere Vögel fühlen sich nur im Wasser sicher, gehen nicht an's Land und legen ihr Nest, welches aus nassen Stoffen, nämlich aus aufgeschichtetem Rohr, Schilf, Binsen und andern Wasserpflanzen, besteht, auf dem Wasserspiegel an, wo es mit dem lebendigen Rohr nur durch wenige umgeknickte und mit dem Nest verflochtene Halmen oder Stengel in Verbindung steht. Dieses schwimmende Nest wird von den Nistvögeln nach und nach platter gedrückt. Männchen und Weibchen lösen sich im Bebrüten der drei bis vier, ja sechs grünlichweissen Eier mehrmals täglich ab. August Müller behauptet, dass nach seinen Wahrnehmungen die Eier schon vor der Bebrütung lehmgelbe Färbung gezeigt hätten, während allgemein angenommen werde, dass diese Färbung erst mit der Zeit der Bebrütung entstehe. A. Brehm meint, dass das Gelege diese (lehmgelbe) Farbe von den pflanzlichen Stoffen des Nestes annähme. Das Letztere hat ja Wahrscheinlichkeit für sich mit Rücksicht darauf, dass der durch Feuchtigkeit und Brutwärme aufgelöste Farbstoff der pflanzlichen Unterlage der porösen Oberfläche der Eier sich mittheilt. Aber es kann auch hier, wie in so unzähligen Fällen ein Variiren in der Färbung der Eier stattfinden, welches denselben bald einen mehr grünlichen, bald mehr gilblichen Grundton verleiht.

Wo mehrere Paare einen Teich oder sonstigen Nistort gemeinschaftlich einnehmen wollen, entstehen Kämpfe und Raufereien um das zu gründende Heim. In den gewöhnlichen Fällen, ja in der Regel behauptet auch nur ein Paar, das siegende, den Nistort auf einem Teiche oder auf der weiteren Fläche eines Sees oder einer stillen Bucht. Wie sich die einzelnen Paare gegenseitig von einander abschliessen, so halten sich die Haubensteissfüsse im Allgemeinen auch entfernt von anderen Vögeln, selbst von Wassergeflügel. Zur Zeit der Paarung bietet der Anblick der schön geschmückten und an sich schon sehr beweglichen Thiere eine erhöht angenehme Unterhaltung. Männchen und Weibchen schwimmen neben einander unter abwechselndem Tauchen und unter dem Spiel ihrer auf- und niedergehenden Krägen. Das Paar hat seine wohlverstandenen Lockrufe, welche weithin über die Wasserfläche erschallen. Sie lauten wie „Kökökök“ und „Kroar“. Ersterer Ruf ist ein Signal- oder Orientirungsruf, er dient hauptsächlich dazu, dass sich das Eine vom Aufenthalt des Andern überzeugt. Das Männchen ist während des Brütens seines Weibchens ausserordentlich aufmerksam und wacht, namentlich wenn seine Entfernung vom Neste eine grössere ist. Jede befremdende Erscheinung wird durch den Ruf gemeldet, worauf ein sofortiger Rückzug zum Neste durch Schwimmen unter dem Wasser erfolgt. Dies geschieht so schnell, dass Naumann behauptet, der Schwimmer oder Taucher lege in einer halben Minute mehr als zweihundert

Fuss zurück. Das Aufstehen oder der Flug wird besonders zur Brutzeit, wie den ganzen Sommer über gemieden; geschieht es aber einmal ausnahmsweise, so steht der Vogel mit plätscherndem Anlaufe eine Strecke auf dem Wasser, ähnlich wie die Bläss- und Rohrhühner, auf, um sich dann niedrig mit rauschenden Schlägen der kurzen Flügel, aber ziemlich schnell in gerader Richtung über den Wasserspiegel möglichst weit vom Ufer zu entfernen. Wenn das Paar zu gewissen Zeiten sich etwa einmal gemeinschaftlich von dem Neste wegbegibt, so werden tauchend faulende Wasserpflanzen vom Teich- oder Seegrunde heraufgeholt und damit das Gelege zugedeckt. Selbst wenn der brütende Vogel vom Nest aufgestört wird, erfolgt, auch bei drängender Gefahr, das Bedecken der Eier. Diese aber bedürfen fortwährender treuer Bebrütung, weil sie nass liegen, weshalb sich, wie erwähnt, die Gatten öfters im Brutgeschäft ablösen. Dies währt drei Wochen. Die eben ausgekrochenen Jungen sind schon schwimm- und nach wenigen Tagen auch tauchfähig. Die Alten führen und pflegen sie gar treu und liebevoll; sie nehmen die Kleinen unter ihre Flügel und tauchen so mit ihnen, zu welchem Zwecke sie vorher dieselben auf ein Häufchen zusammenschwimmen lassen, um geschickt unter sie zu tauchen und die kleine Gesellschaft auf den Rücken und unter die Flügel zu bringen. Die Nahrung wird dem Völkchen von den Alten zuerst vorgehalten, später auf der Wasserfläche hingelegt; die Kleinen schwimmen dann gierig zu den ihnen dargelegten Kerbthieren und deren Larven hin und beweisen deutlich und überzeugend ihre unvergleichliche Naturanlage als ausgesprochene Wasserthiere. Ausser Insecten fressen die Haubensteissfüsse auch kleine Fische und Frösche nebst deren Laich.

Schon von Naumann, Vater und Sohn, erfahren wir die interessante Gewohnheit der Thiere, in welcher sie sich die Federn am Unterleibe ausrupfen und verschlucken. Öfters findet eine solche Anhäufung von Federn im Magen der Vögel statt, dass die ersteren wie ein Ball die in der Verdauung begriffenen Stoffe umhüllen. Hiernach scheinen also die Federn hier das bei der Verdauung zu vertreten, was anderwärts Steine und Sandkörner bewirken. Diese Vermuthung steigert sich zur Gewissheit, als nach der genannten Untersuchung stets sich Federn im Magen dieser Taucher gefunden haben. Ungewiss ist es noch, in welcher Form und auf welchem Wege der Federstoff aus dem Organismus entfernt, ob er verdaut durch den Darmkanal abgeht oder in Gewöllen ausgewürgt wird. In der dünnflüssigen, kalkweissen und durch seine Schwere im Wasser zu Boden sinkenden Lösung sind Federreste bis jetzt nicht nachweisbar gewesen. Zufolge des immerwährenden Gebrauchs der Federn sind Unterbrust und Leib stets in der Regeneration von Federgebilden, wie Stoppeln und mehr oder weniger entwickelten Kielen mit Fähnchen, begriffen. Genaue Untersuchungen an den verschluckten Federn haben dargethan, dass solche ledig-

lich von den Steissfüssen selber, nicht etwa von Resten anderer Vögel herrührten, zufolge dessen die Haubentaucher von dem Verdachte des Vogelraubes losgesprochen wurden. Die Paare sind beobachtet worden, wie sie sich nicht allein selbst, sondern auch in Liebkosung gegenseitig der Federn zu dem angegebenen Zwecke beraubten.

Seine hervorragendste Fertigkeit, das Tauchen, bringt den Vogel auch zu den Stellen seiner Nahrung, in die Tiefe bis zum Boden der Gewässer. Dort unten sucht er die angeführte Nahrung von Kerfen, Fischchen und pflanzlichen Stoffen, die er sogar gewöhnlich unter dem Wasser verzehrt und nur in grösserer Gestalt zu diesem Zwecke heraufbefördert. Alle seine Lebensbethätigungen verrichtet er im Wasser, seine Ruhe und sein Schlaf vollzieht sich ebenfalls daselbst, wobei er in eigenthümlicher Weise die Ständer wagerecht nach hinten streckt.

Er ist bei uns Zugvogel, dessen Reise sich aber nicht weit ausdehnt. Da, wo er einigermassen sich durchschlagen kann, bleibt er. Er verweilt an den Küsten und den geschützteren Buchten des Meeres oft in strengen Wintern, von unseren Binnengewässern aber wandert er vor dem Frost aus, sich allmälig von Gewässer zu Gewässer bis in die südlichen Theile Europa's verlierend. Schon vom Herbste an entwickelt der Steissfuss im Fluge ein bewegteres Leben, den er in Absätzen, namentlich in der Dämmerung, manchmal auch Tags über, auf der Wasserfläche unternimmt, um sich für den Zug vorzubereiten. Diesen vollstreckt er bei Nacht und in grösseren Flügen, da er aus Erfahrung weiss, wie leicht er im Fluge eine Beute der Tagraubvögel wird. Wo er es aber kann, benutzt er gewiss den Weg zu Wasser, darunter Seen entschieden den Vorzug vor Flüssen gebend. Vereinzelt tritt er im Frühling seinen Rückzug zu seinen alten Heimstätten an.

Der Zwergsteissfuss. Podiceps minor.

Dieser niedlichste der Steissfüsse misst in der Leibeslänge nur 25 cm., seine Flügel 10 cm. Das Frühlingskleid hat eine in's Braune schimmernde, glänzend schwarze Oberseite, während die grauweisse Unterseite mit dunkler Wolkenzeichnung versehen ist. Die Kopf- und Halsseiten nebst der Gurgelgegend sind dunkel kastanienfarben, die Kehle und ein vor dem Auge befindlicher Punkt schwärzlich, die Augen röthlichbraun, die Zügel gelbgrün, wie auch die Schnabelwurzel, die Füsse vorn schwärzlich, hinten hornfarbig. Das Weibchen ist etwas heller und verloschener gefärbt als das dunkle Männchen. Im Herbste nimmt die Oberseite einen braungrauen Ton an, Kopf und Hals werden hellgrau, und die Unterseite bedeckt ein schönes atlasschimmerndes Weiss.

Nicht blos die Verbreitung stimmt wesentlich mit derjenigen der vorhergehenden Art überein, sondern auch die Lebensweise; der Zwergsteissfuss ist eben im Kleinen so ziemlich sein gehaubter Vetter. Der einzige

grössere Unterschied besteht in der besseren Beweglichkeit des Zwergsteissfusses auf dem Lande, auf welchem er mit ziemlicher Schnelligkeit zu laufen versteht. Im Wesentlichen ist aber auch er ein echter Wasservogel, der im Schwimmen und Tauchen die Meisterschaft seiner Sippe theilt. Wer den behenden Vogel im Wasser genau beobachtet, erstaunt über seine Fertigkeit und Flüchtigkeit. Jetzt ist er hier sichtbar, im nächsten Augenblick taucht er mit einem kurzen flinken Sprung, eine fremde Erscheinung gewahrend, unter den Wasserspiegel und legt im Nu eine unglaublich weite Strecke unter Wasser zurück, um wie ein Schatten an einer verborgenen Stelle wieder leise sich zu erheben. Der Vogel fliegt schlecht und ungern, sein Aufstehen von der Wasserfläche geht plätschernd mit Anlauf und unter mühevoll schwirrenden Schlägen seiner Flügelchen vor sich, er fliegt nach Naumann's bezeichnendem Ausdrucke wie eine Heuschrecke. Wie er sich aber hier unbeholfen zeigt, so bewährt er eine um so bewundernswürdigere Schnelligkeit im Tauchen, verbunden mit einem ungemein wachen und resoluten Wesen. Mehrmals haben wir dies schlagend erprobt gefunden beim Schiessen auf ihn. In dem Feuerstrahle des Gewehres tauchte der Vogel so rapid unter, dass der Schuss über den Untergetauchten hinausging. Aber dies flinke resolute Wesen bewahrt der Vogel nur so lange er in seinem wahren Bereiche sich befindet; auf dem Trockenen verliert er sogleich seine Geistesgegenwart, sein Selbstbewusstsein. Dies bekundet sich so recht augenscheinlich beim Ablassen eines Teiches, oder wenn man den Kleinen auf einem Hebnetze gelegentlich des Fischens gefangen auf's Land setzt, wie wir es manchmal an dem Flüsschen Nidda in der Wetterau gethan. Wie gebannt legt sich das Thierchen stracks auf den Leib und lässt sich bequem mit der Hand aufnehmen. Nicht den geringsten Versuch zum Auffliegen machten die Vögel in solchen Lagen, obgleich sie ja befähigt dazu sind und mit leichter Mühe in's nahe Wasser hätten flüchten können. Nur Einer davon verkroch sich, aus dem Netz laufend, unter einen Grasbüschel, machte aber keinen weiteren Fluchtversuch in's Wasser. So kommt es auch, dass man bei Tag niemals einen Zwergsteissfuss von einem Gewässer zum andern wechseln sieht. Solche Wanderungen geschehen in tiefer Dämmerung oder Nachts. Dies beobachteten wir zuweilen an dem erwähnten Flüsschen, woselbst in später Abendstunde die Steissfüsse in die nahen Wiesen wechselten, wenn dieselben im Frühlinge unter Wasser standen. Wie Fledermäuse warfen sie sich in niederem Fluge auf den grossen Wasserspiegel der Wiesenfläche, um blitzschnell unterzutauchen.

Zur Paarzeit im März gleich nach der Ankunft gibt es bewegte Fehde unter den Zwergsteissfüssen. Die erhitzten Männchen jagen sich dann hin und her, laut und zornig ihre helle Pfeifstrophe „Pippepippepipp“ ausstossend, wobei sie Strecken halb fliegend, halb laufend über dem Wasserspiegel zurücklegen. Das stärkere Männchen behauptet zuletzt das Gebiet

und richtet mit dem gewonnenen Weibchen die Niststätte ein. Zu dieser Zeit erhebt es eifriger seine Piccolorufe, diese trillerartig verzierend. Das Nest gleicht sehr dem des Haubensteissfusses. Wie dies wird es stets von dem Ufer entfernt zwischen einzelnen Binsen, Rohr- oder Schilfstengeln angebracht und bleibt immer gegen die offene Wasserfläche frei. Seine Form ist bei verhältnissmässig grosser Masse eine sehr abgeplattete. Das Gelege erscheint von Mitte April bis in den Mai in 4, selten mehr Eiern, von deren Färbung dasselbe behauptet wird, wie von dem Gelege des Haubensteissfusses. Die Zeitigung der Eier erfolgt in zwanzig oder ein und zwanzig Tagen.

Ein höchst belebtes, anmuthiges Bild gewähren die Alten mit den kurzbeflaumten Jungen, welche um die Alte wie kleine Pünktchen, mit den Köpfen nickend, umherschwimmen, bald auf dem Rücken der Führerin hocken, bald bei Gefahr oder Ueberraschung gemeinschaftlich mit den Beschützern untertauchen. Wir haben das Familienleben der allerliebsten Geschöpfe eingehend auf einem heimlichen, hinter einer kleinen Waldpartie belegenen versumpften Teiche unweit Gladenbach's im ehemal. hessischen Hinterlande zu beobachten das Vergnügen gehabt. Neben der Erbeutung mittelst fleissigen Tauchens, sahen wir die Alten ebensowohl ihre Kerfjagd durch Haschen von Haften, Wasserspinnen und sonstigen Wasserinsecten auf der Oberfläche des Teiches üben, als durch kleine Sprünge über dem Wasser Insecten in der Luft schnappen. Nach einer Beute oder einem Funde aus der Tiefe lockten sich sowohl die Alten gegenseitig während der Paarzeit und Brut, als auch nach derselben die Eltern die Jungen, welche sich in einem Häufchen über das Dargebotene herwarfen und unter lebhaftem Piepen es verzehrten. Die Familie bleibt bis zum Wegzug versammelt.

Erst im Spätjahre, wenn Frost eintritt, verlassen uns die Zwergsteissfüsse, welchen es schon in Südeuropa für den Winter wohnlich ist. Brehm hat sie jedoch häufiger als die Haubensteissfüsse in den Winterherbergen Afrika's angetroffen.

Nachtrag zu dem Zipammer. Emberiza zia. (siehe S. 263).

Durch die Güte des Herrn E. F. von Homeyer sind wir in den Stand gesetzt, über diesen Ammer, welchen wir nur vorübergehend erwähnteu und vorführten, noch besondere Angaben nachfolgen zu lassen.

Nach den Beobachtungen unseres Freundes liebt der Zipammer die Vorberge der Mittelgebirge und wählt stets die Sonnenseiten der Höhen, ähnlich wie seine Verwandten. In Württemberg bei Mössingen am Fusse des Rostberges, auch bei Kirchheim unter Teck, sowie an einigen andern Orten, gewöhnlich gesellschaftlich. Regelmässig findet er sich im Canton Bern an ähnlichen Örtlichkeiten. Dichte Dorngebüsche in der Nähe des Wassers sind ihm sehr willkommene Aufenthaltsorte, von wo aus er auf

Acker sich begibt zum Aufsuchen von Gesäme. Homeyer erhielt von Landbeök viele junge und alte Vögel, auch Nestjunge, sowie Nester, darunter eins aus der Gegend von Mössfingen, sowie aus dem Canton Bern 8 Stück Vögel, Nest und Eier. Es ist sehr wahrscheinlich, sagt Homeyer, dass er noch an manchen Orten vorkommt, dass er jedoch — ebenso wie der Gartenammer — leicht übersehen wird. Sein stilles Verhalten während der Brutzeit entzieht ihn vielfach der Beobachtung oder Entdecknng. Vor der Brutzeit macht er sich jedoch regelmässig durch seinen zarten, wenn auch einfachen Gesang bemerklich. Seine Ankunft erfolgt frühzeitig — in Württemberg Ende März und Anfang April — in der Schweiz im März. Er verlässt unsere Gegenden in der Mehrzahl schon im August, seine Heimstätten in der Schweiz etwas später.

Nachtrag zu den Rohrsängern. Calamodytae. (siehe S. 208).

Bei Behandlung von Cal. arundinacea ist die Bemerkung gemacht worden, dass dieser Rohrsänger auch häufig weit vom Wasser entfernt im Gebüsch der Gärten und Parkanlagen niste. Hierüber entspann sich zwischen E. F. von Homeyer und uns Brüdern ein Meinungsaustausch, dessen Resultat in der Übereinstimmung endete, dass diese vom Wasser so fern nistenden Rohrsängerpaare zu der von Naumann aufgestellten Art Cal. horticola gehörten.

Schon vor zwanzig Jahren fielen uns diese Vögel in dem an der Nidda in der Wetterau gelegenen, früher der Freifrau von Löw, geb. von Diede, gehörenden Park auf. Dicht um die Wohnung dieser für die Natur begeisterten, edelsinnigen Dame nisteten in manchen Jahren 3 bis 4 Paare dieser Vögel im Bosquet auf den verschiedenartigsten Holzarten. Wir fanden die Nester selten höher, als $1^1/_2$ Meter über dem Erdboden, nur bisweilen in doppelter Manneshöhe in üppigem Syringengebüsch und bei Alsfeld einmal in einer Hütte in solcher Höhe. Das Charakteristische, was uns auffiel, war sowohl die dunklere Färbung der alten Vögel, als auch ihre geringere Gewandtheit und Behendigkeit im Verbergen und Schlüpfen im Vergleich zu C. arundinacea. Nur wenn der Brutvogel von dem Gelege aufgescheucht wurde, verschwand er schattenhaft und kehrte immer sehr gedeckt zum Neste zurück. Am auffallendsten aber war uns die tiefdunkle Färbung der nackten Jungen im Neste und das jammerartige Geschrei der ausgeflogenen Jungen bei der Fütterung. Dabei bemerkten wir, dass die Alten gar nicht scheu sich zeigten und nahe über unseren Köpfen die flüggen Jungen auf freien Zweigen fütterten.

Wir geben nun E. F. von Homeyer's geschätzten Beitrag seiner Beobachtungen dieser Rohrsängerart.

„Flügellänge 70 mm. Von der letzten Schwungfeder 2. Ordnung zur Flügelspitze 18 mm. wie bei palustr. Schwanzlänge 51 mm. Äusserste

Schwanzfeder 8 mm. kürzer, als längste (bei palustr. 7 mm.) Tarsus 22 mm. wie bei palustr. Hinterzehe ohne Nagel 8 mm. (1 mm. länger, als bei palustr.) Schnabel vom Kinn 8 mm. (1 mm. kürzer, als bei palustr.)

Die ganze Form und Zeichnung dieses Vogels kommt Cal. palustris am nächsten,*) doch ist unser Vogel wesentlich dunkler, namentlich die ganze Oberseite und die Kopf- und Halsseiten, die bräunlich olivengrau sind. Über die Oberbrust zieht sich ein matter Ton dieser Färbung bindenartig.

Der am 25./7. 1882 in einem Garten Königsbergs i. P. erlegte Vogel hatte kastanienbraune Iris, dunkelolivenbraunen Schnabel oben, unten röthlich-olivengelben. Rachen und Zunge lebhaft rothgelb. Füsse gelblich-fleischfarben.

So übereinstimmend nun auch Naumann's Lebensbeobachtungen dieses Vogels sind, so ist es die Beschreibung in seinen Nachträgen sehr viel weniger. Auch die Abbildung Taf. 370 No. 1 ist viel zu hell, dagegen trifft das Bild von C. fruticola auf derselben Tafel (No. 2) ganz genau auf unseren Vogel, nur ist der weisse Augenstreif zu breit und hell, und die Ränder der Schwungfedern sind dies ebenfalls. Entschieden muss ich C. fruticola, Naumann, als zu dieser Art gehörig erachten.

Der Schilderung der Lebensweise, die Naumann gegeben und Ihrer Beobachtung derselben pflichte ich ganz bei.

In Mecklenburg und Vorpommern scheint sie nicht sehr selten. In Anclam kommt sie in die Gärten und hält sich in den Kronen grosser Obstbäume.

Dass sie aber auch weit östlich geht, beweist mein oben beschriebenes Stück aus einem der vielen Königsberger Gärten. Wahrscheinlich wird man unseren Vogel noch an manchen Orten finden, wenn man allgemeiner darauf achtet."

---

*) Wenn auch in den Lebensäusserungen, namentlich im Gesange, der arundinacea nahe stehend, ist doch das äussere Ansehen des Vogels und sein Aufenthalt der palustris näher, daher wurde C. horticola hier vorzugsweise mit palustris verglichen. H.

Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Journal für Ornithologie. Ein Centralorgan für die gesammte Ornithologie. In Verbindung mit F. W. Bädecker, J. H. Blasius, F. Boie, B. Bolle, Prinz Charles Lucian Bonaparte, Ch. L. Brandt, J. F. Brandt, Ch. L. Brehm, Bruch, C. G. Giebel, C. W. L. Gloger, G. Hartlaub, Baron E. von Homeyer, J. Kaup, Baron R. v. König-Wardhausen, H. Lichtenstein, Baron J. W. v. Müller, J. Fr. Naumann, W. Pässler, L. Reichenbach, M. Schift, H. Schlegel, C. J. Sundevall, L. Thienemann, Prinz Max v. Wied u. A. Herausgegeben von Jean Cabanis. gr. 8⁰. I.—XVII. Jahrg. 1853—1869 (à 6 Hefte). 210 M.

Cabanis, Dr. **J.**, General-Index zum Journal für Ornithologie. Inhalts-Verzeichniss der ersten 15 Jahrgänge 1853—1867. Enthaltend Index aller lateinischen Familien-, Genus- und Artnamen, sowie ein Autoren- und Sachregister in alphabetischer Ordnung. In Verbindung mit Anton Reichenow und Max Helm herausgegeben. gr. 8⁰. 1870. 15 M.

Wilckens, Dr. **Martin**, Wandtafeln zur Naturgeschichte der Hausthiere.
1. Lief.: Das Rind, mit 24 Taf. Abbild. 36 M.
2. Lief.: Das Pferd, mit 26 Taf. Abbild. 40 M.
Grösse à Taf. 65/72 cm. Text 8⁰.

Wildungen, L. C. E. H. F. von, Gesammelte Schriften für Jäger, Jagd- und Naturfreunde, zusammengestellt von Paul von Sametzki. 3 Theile. 12⁰. 1878—1879. 7 M. 50 Pf.
eleg. geb. 10 M. 50 Pf.

Blass, Jul. Ritter **v.**, Rassetypen des Pferdes. (Separatabdruck aus Wilckens Wandtafeln zur Naturgeschichte der Hausthiere. 2. Lief.: Das Pferd.) 8 Blatt. Gr. 65/72 cm. 16 M.
Einzelne Tafeln à 4 M.

Deiker, C. F., Weidmanns Heil. Album für Jäger und Jagdliebhaber. 1. und 2. Serie à 12 Blatt. Royal-4⁰. Pracht-Ausgabe in Photographie. Grösse $9^1/_2$″, $6^1/_4$″. à Serie 40 M. 50 Pf.
— Dasselbe. Photographie. Kleine Ausgabe. Grösse 12 cm. 17 cm. à Serie von 12 Blatt 12 M.
— Dasselbe. Photographie. Cab.-Form. 1. u. 2. Serie in Mappe. 15 M.
— Dasselbe. 1. u. 2. Serie. Ausgabe in Photolithographie. Grösse $9^1/_2$″, $6^1/_4$″. à Serie von 12 Blatt 15 M.
— Dasselbe in kl. 4⁰. 1. u. 2. Serie. 24 Bl. 13 M. 50 Pf.

